3 1761 07474922 7

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/europaskolonien1v2rosk

Europas Kolonien.

West-Afrika vom Senegal zum Kamerun.

Nach den neuesten Quellen geschildert

von

Dr. Hermann Roskoschny.

Mit 120 Abbildungen und 12 Karten.

Leipzig.
Greßner & Schramm.

Alle Rechte vorbehalten.

TV
246
R6
Bd. 1-2

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Soeben erschien in völlig neuer Bearbeitung:

MEYERS HAND-ATLAS.

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage,

mit 113 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und vollständigem Register aller auf den Karten verzeichneten Namen.

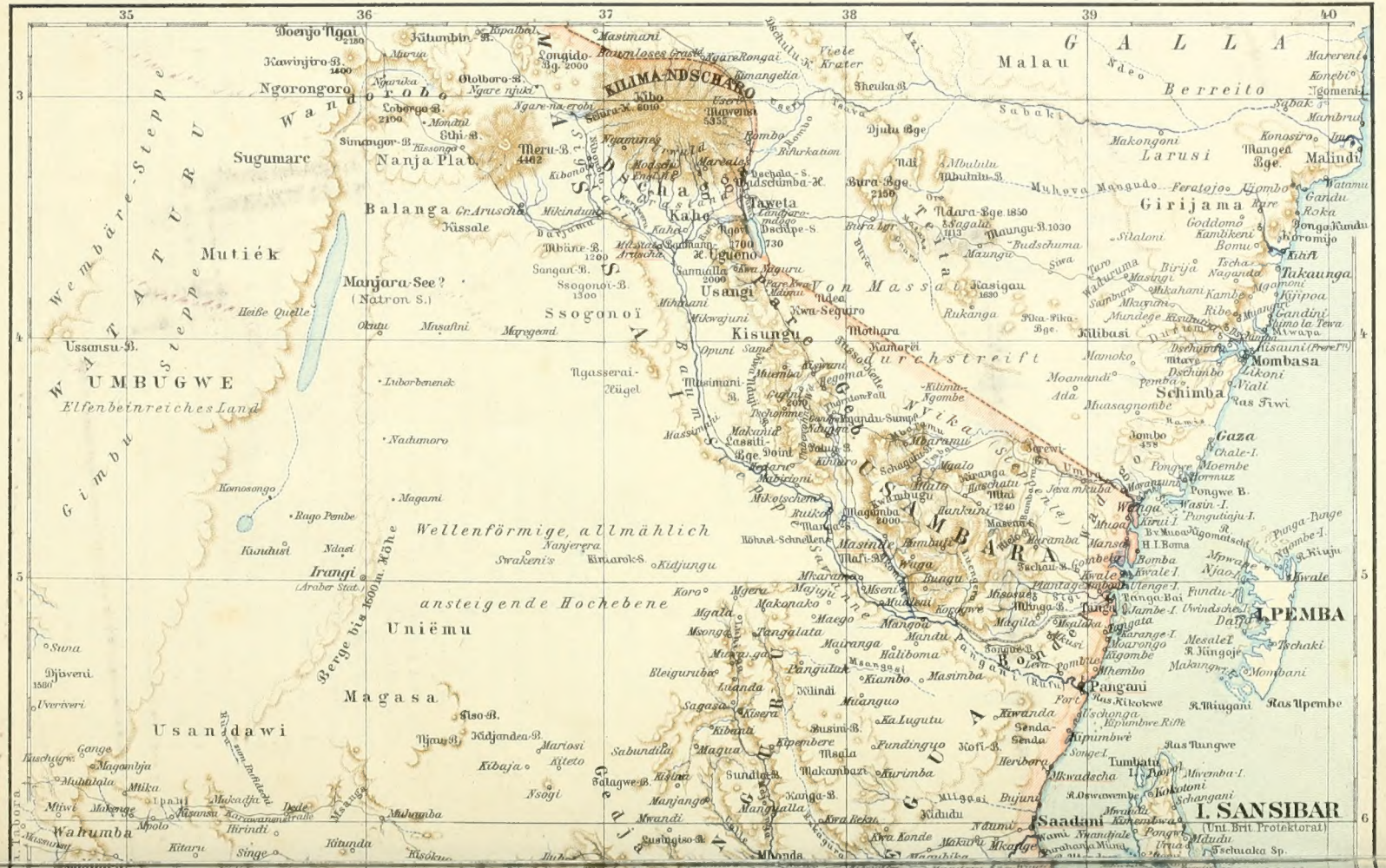
38 Lieferungen zum Preis von je 30 Pf. (18 Kr. ö. W.) oder in Halbleder gebunden zum Preis von 13 Mk. 50 Pf. (8 Fl. 10 Kr. ö. W.).

Die Eigenart, Handlichkeit sogenannter Haus- und Taschen-Atlanten mit Reichhaltigkeit großer Hand-Atlanten zu vereinen, hat „Meyers Hand-Atlas“ in weiten Kreisen außerordentlichen Anklang finden lassen. Derselbe will in erster Linie dem praktischen Gebrauch dienen, bevorzugt deshalb die Verkehrsinteressen und diejenigen Gebiete, die politisch und wirtschaftlich uns am nächsten liegen, er ist berechnet für den Geschäftsmann, den Beamten, den Gewerbtreibenden, den Zeitungsleser, kurz für alle, die ein übersichtliches und zuverlässiges Kartenmaterial stets und bequem zur Hand haben wollen.

Meyers Hand-Atlas berücksichtigt in hervorragender Weise das Deutsche Reich, seine Kolonien und Österreich-Ungarn, denen allein 46 Blätter gewidmet sind; jeder größere deutsche Bundesstaat, jede preußische Provinz, jedes österreichische Kronland ist durch eine Spezialkarte meistens in dem großen, von den weitaus meisten Atlanten nicht erreichten Maßstab 1:850,000 dargestellt. Die Weltstädte sind durch Stadtpläne (nebst Namen-Registern) vertreten, wie sie sich in keinem der großen Atlanten wiederfinden.

Die soeben erschienene zweite Auflage läßt nach jeder Richtung eine Vervollkommnung erkennen. In erster Linie ist die Brauchbarkeit durch ein vollständiges Register aller auf den Karten verzeichneten Namen sehr erhöht. Ferner hat sich die Zahl der Karten um 13 vermehrt, die fühlbare Lücken ausfüllen, so z. B. Kamerun, Togoland, Karolinen- und Palau-Inseln, Nord- und Südpolarländer etc. Eine ganze Reihe älterer Karten ist durch Neustiche ersetzt, den Verkehrsmitteln wurde die größte Sorgfalt gewidmet und den physikalischen Verhältnissen durch vielfach neues Terrain, Meeres-Tiefenschichten etc. Rechnung getragen; so zeigen sich denn die meisten Blätter in neuem Gewand.

Das Buchformat macht diese Kartensammlung zu einem wirklichen „Hand-Atlas“, der in jedem Bücherregal und auf jedem Schreibtisch leicht Platz findet.


35
36
37
38
39
40
3
4
5
6
G A L L A
Malau
Berreito
Larusi
Girijama
Malindi
Mombasa
Schimba
Gaza
I. PEMBA
Pangani
I. SANSIBAR
Saadani
(Unt. Brit. Protektorat)
KILIMA-NDSCHARO
Kibo
Mawenzi
5355
Meru-B.
4462
Ngorongoro
Sugumare
Nanja Plat.
Balanga
Mutiék
Manjara-See?
(Natron S.)
Ussansu-B.
UMBUGWE
Elfenbeinreiches Land
Irangi
Uniëmu
Magasa.
Usandawi
Wahumba
Taweta
Kaho
Usangi
Kisungu
Ssogonoï
Mbaga
Mkwajuni
Kasigau
1630
Kilibasi
Mathara
Kahoreï
Schimba
Ngasserai-Hügel
Wellenförmige, allmählich ansteigende Hochebene
Berge bis 1600 m. Höhe
Wembäre-Steppe
Gimbu Steppe
Ugogo
Ukami
Nguru
Usambara
Nguelo
Bumbuli
Pangani
Ruwu
Kingani
Mkata
Kwa Kongo
Kwa Konde
Mbuga
Mbunda
Kwa Segwuro
Von Massai durchstreift
Ndara-Bge 1850
Bura-Bge 2150
Taita
Dschagga
Wanderobo
Wembäre
Ruaha
Rufiji
Kingani
Ruwu
Pangani
Sabaki
Tana
Galla
Ndara
Bura
Ndi
Mbululu
Mbuinu-B.
Djulu Bge
Sheuka B.
Viele Krater
Ngare Rongai
Kimangelia
Masimani
Kitumbin B.
Longido
Bg. 2000
Kawinjiro-B.
1400
Ngorongoro
Loberge B.
2100
Monduli
Sthi-B.
Simangor-B.
Kissonga
Ngare-na-erobi
Ngare njiuki
Otolboro-B.
Kapalbal
Doerjo Ngai
2150
Murua
Ngarika
Kibonoto
Mamire
Mareale
Mochi
Kahe
Dschalla-S.
Budschumba-K.
Taweta
Langara-mdogo
Dschipe-S.
Ngeri
1700
730
K. Ugueno
Sanmalla
2000
Kwa Nguru
Pangwa
Mamu
Mkwajuni
Mbihuani
Ndea
Kwa-Segwuro
Opuni Same
Mbuinbu
Mgwani
Mgoma
Kilima-Ngombe
Mbuinbu Fall
Tschomme
Sangaramandu-Sumpf
Mkomazi
Mkomazi Fall
Makanda
Kassuti
Ruke
Kihuro
Mkuyuni
Mikotschene
Magamba
2000
Mankuni
1240
Mbuga
Kirui I.
Pungutiaju-I.
Bv. Mwea
Ngomatschi
H. I. Boma
Mwale I.
Bomba
Kwale I.
Mwale
Mtange
Mbuga
Tanga-Bai
Tanga
Mlinga-B.
Mkila
Mtanga
Mangata
Mkarange-I.
Mesalet
R. Jungoje
Tschaki
Mombani
Mkembo
Makaungwe
Ras Kikokwe
R. Miugani
Ras Upembe
Ras Nungwe
Tumbatu
Mwenba-I.
Kokotoni
Schangani
Mkwadscha
Mwadui
Ussambara
Nguelo
Bumbuli
Mafi-Steppe
Kinarok-S.
Kidjungu
Nanjerera
Swakeni's
Kihuro
Mgera
Majuju
Mseni
Mtoni
Koro
Mgala
Msonga
Mtanga
Mgila
Mangoa
Mandu
Mkuzi
Mkuzi-Fluss
Mkata
Kwa Kongo
Kwa Konde
Mbunda
Kwa Segwuro
Kwa-Segwuro
Mkwajuni
Mbihuani
Ndea
Kwa-Segwuro
Mkwajuni
Kasigau
1630
Kilibasi
Mathara
Kahoreï
Schimba
Mombasa
Likoni
Vial
Ras Fiwi
Gaza
Chale-I.
Moembe
Hormuz
Pongwe B.
Wasin-I.
Pungutiaju-I.
Punga-Punge
Ngambe-I.
R. Kiuju
Mwale
Njao-I.
Mpwaja
Mtange
Mbuga
Tanga-Bai
Tanga
Mlinga-B.
Mkila
Mtanga
Mangata
Mkarange-I.
Mesalet
R. Jungoje
Tschaki
Mombani
Mkembo
Makaungwe
Ras Kikokwe
R. Miugani
Ras Upembe
Ras Nungwe
Tumbatu
Mwenba-I.
Kokotoni
Schangani
Mkwadscha
Mwadui
Saadani
Kwenntwaa
Mbunda
Kwa Konde
Makaka
Mkange
Mrandi
Mangalla
Kwa Bekau
Kidudu
Naumi
Mgaza
Mkwadscha
Mwadui
Pongwe
Kami
Nwandjale
Mdudu
Tschuaka Sp.
Uraa
Kurumba
Mgazi
Bujuna

DEUTSCH-OSTAFRIKA
ÖSTLICHE-HÄLFTE
(Gesamt Deutschostafrika siehe K. »Äquatorialafrika«)
Maßstab 1: 3000000
0 20 40 60 80 100 Kilometer
Deutsches Gebiet
Bezirkshauptorte , Militärstationen , Haupt- und Nebenzollämter , Missionsstationen
Magomba's = Dorf des Magomba ; die Ortschaften führen oft den Namen des herrschenden Häuptlings).
Bagamoyo
Dar-es-Salaam
Kilwa Kiwindje
Kilwa Kisiwani
Lindi
I. MAFIA
Kutosi
Mahenge
Kisanga
Marore
Rehobeho
Kilossa
Mpapua
Iringa
Mpuapua
Mpwapwa
Kondoa
Mrogoro
Undendereko
Usungula
Ukwere
Ukami
Usaramo
Uhehe
Ugogo
Usagara
Unyamwesi
Ukonongo
Ukimbu
Ubena
Ukwere
Ukwere
Ukwere

Inhalts-Verzeichnis.

Allgemeine Erdkunde.

Erdkarte.
Weltverkehrskarte.
Nordpolarländer.
Südpolarländer.

Europa.

Europa, Übersichtskarte.
Alpen, Hohenschichtenkarte.

Deutschland.

Fluß- u. Gebirgskarte von Mitteleuropa.
Deutschland, geologische Karte.
Deutsches Reich, Übersichtskarte.
Deutsche Kolonien. 2 Karten.

Preussen.

Preußen, Übersichtskarte.
Ost- und Westpreußen.
Brandenburg.
Berlin, Stadtplan (mit Register).
— Umgebungskarte.
Pommern.
Posen.
Schlesien.
Sachsen, Provinz.
Schleswig-Holstein (mit Helgoland).
Hannover (mit Oldenburg, Braunschweig, Lippe).
Westfalen (mit Waldeck).
Hessen-Nassau.
Rheinprovinz und Luxemburg.

Übrige deutsche Staaten.

Süddeutschland (Übersichtskarte).
Nordbayern.
Südbayern.
Sachsen, Königreich.
Württemberg und Hohenzollern.
Baden.
Hessen und Rheinpfalz.
Elsaß-Lothringen.
Mecklenburg.
Sächsische Herzogtümer (Weimar, Meiningen, Koburg-Gotha, Altenburg, Schwarzburg und Reuß).
Hamburg, Umgebungskarte.

Österreich-Ungarn.

Österreich-Ungarn, Übersichtskarte.
Österreich ob der Enns.
— unter der Enns.
Wien, Übersichtsplan (mit Register).
— Plan der innern Stadt (m. Register).
Salzburg.
Steiermark.
Kärnten.
Krain, Küstenland.
Tirol.
Böhmen, Mähren u. Österreich-Schlesien.
Ungarn, Galizien und Bukowina.
Budapest, Stadtplan (mit Register).
Bosnien und Herzegowina.

Übriges Europa.

Schweiz.
Dänemark.
Schweden und Norwegen, Übersicht.
— südlicher Teil.
Niederlande.
Belgien.
Großbritannien und Irland.
England und Wales.
London, Umgebungsplan (mit Register).
— Plan der innern Stadt (m. Register).
Frankreich.
— nordöstlicher Teil.
Paris, Umgebungsplan.
— Plan der innern Stadt (m. Register).
Spanien und Portugal.
Italien, Übersichtskarte.
— nördliche Hälfte.
— südliche Hälfte.
Rom, Stadtplan (mit Register).
Balkanhalbinsel.
Europäische Türkei (Nebenkarte: Türkisches Reich).
Rumänien, Bulgarien, Serbien und Montenegro.
Griechenland.
Rußland, europäisches.
Mittleres Rußland.
Russische Ostseeprovinzen: Livland, Esthland und Kurland.
Polen und Westrußland.
Petersburg, Stadtplan (mit Register).

Asien.

Asien, Übersichtskarte.
Kleinasien.
Kaukasien.
Palästina.
Persien.
Zentralasien.
Ostindien.
Hinterindien und Malaien-Archipel.
Französisch-Hinterindien.
China.
Japan und Korea.
Sibirien.

Afrika.

Afrika, Übersichtskarte.
Ägypten, Dar Fur und Abessinien.
Algerien, Marokko und Tunis.
Ober-Guinea und Westsudan.
Kamerun.
Togo und Nachbarländer.
Äquatorial-Afrika.
Deutsch-Ostafrika.
Südafrika.

Amerika.

Nordamerika, Übersichtskarte.
Britisch-Nordamerika.
Vereinigte Staaten, östliches Blatt.
— westliches Blatt.
Nordost-Staaten der Union.
New York, Übersichtsplan.
Mexiko.
Westindien und Zentral-Amerika.
Südamerika, Übersichtskarte.
Peru, Ecuador, Kolumbien u. Venezuela.
Argentinien, Chile, Bolivia, Uruguay und Paraguay.
Brasilien, südlicher Teil.

Australien.

Ozeanien.
Australien, Festland.

Auszüge aus einigen Urteilen über „Meyers Hand-Atlas“.

— Für den praktischen Gebrauch ist dieser Atlas aufs Beste eingerichtet! „Meyers Hand-Atlas“ umfaßt ein übersichtliches, zuverlässiges, auf der Höhe der heutigen Erdbeschreibung gehaltenes Kartenmaterial, von welchem jedes Blatt eine imponierende Reichhaltigkeit und Vollständigkeit aufweist.
(Frankfurter Zeitung.)

— Nach den neuesten wissenschaftlichen Prinzipien verfaßt, zeigen die Karten von „Meyers Hand-Atlas“ eine über alle Maßen saubere Herstellung und, was bei Landkarten nicht genug hervorzuheben ist, einen überaus deutlichen Druck.
(Hamburger Tageblatt.)

„Meyers Hand-Atlas“ stellt sich als ein außerordentlich billiges Kartenwerk dar, auf das wir die Aufmerksamkeit der Leser lenken.
(Braunschweiger Landes-Zeitung.)

— Die mit Gewissenhaftigkeit durchgeführte korrekte Kartenzeichnung und das saubere, lebhafte Kolorit gewinnen auf den ersten Blick für das Unternehmen, welches bestimmt ist, die bisherigen unhandlichen Atlanten erfolgreich zu verdrängen und dem praktischen Gebrauch bei bequemer Handhabung zu dienen.
(Danziger Zeitung.)

— Die technische Ausführung von „Meyers Hand-Atlas“ ist, wie wir dies bei den Publikationen des genannten Verlags schon gewohnt sind, musterhaft.
(Münchener Neueste Nachrichten.)

— Prächtige Ausstattung und außerordentliche Genauigkeit verdienen an „Meyers Hand-Atlas“ besonders rühmend hervorgehoben zu werden. Für jeden Zeitungsleser, Politiker etc. ein unentbehrliches Werk.
(Würzburger Journal.)

Bestellschein.
Die nicht gewünschte Bezugsweise wolle man durchstreichen.

Unterzeichneter bestellt hiermit bei

Meyers Hand-Atlas, II. Auflage,

in 38 Lieferungen zu je 30 Pfennig (18 Kreuzer ö. W.),
in Halbleder gebunden 13 M. 50 Pf. (8 Fl. 10 Kr.).

Genaue Adresse:

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Pandanus	I
Tiefseeforschungen des Talisman. Aufzug des Fangnetzes	V
„ „ Meeresboden bei 1500 m Tiefe	VI
Anona senegalensis	VIII
Markt in Guet N'dar	1
Familie in Saint-Louis	4
Woloff-Krieger	5
Kloster der Schwestern vom hl. Joseph in Saint-Louis	7
Kathedrale in Saint-Louis	9
Ansicht von Saint-Louis	12
Fara-Penda, Häuptling von Richard Toll	13
Schwarzer Handlungsdiener	16
Laptot vom Senegal	17
Hof im Hospital zu Gorée	20
Afrikanische Eisvögel	21
Hausdienerinnen aus Saint-Louis	24
Mädchen aus Saint-Louis	25
Spahi vom Senegal	28
Fischende Neger am Kap Vert	29
Fort Gorée	32
Markthalle in Gorée	33
Das Hotel des Messageries in Dakar	33
Der Jabiru	36
Markt in Gorée	37
Griots in Gorée	40
Richard Toll	41
Ufer des Senegal	41
Frauen vom untern Senegal	44
Boobab oder Affenbrotbaum	45
Podor	48
N'dioum	49
Guédé	49
Oelpalme	52
Fort Bakel	53
Zwischen Matam und Bakel	57
Peulh vom obern Senegal	60
Fort Medine	61
Kassonkefrau	64
Soninkemädchen	65
Machasse Sambala	68
Der Dolmetsch Alpha Sega	72
Alpha Segas Frauen	73
Der Dolmetsch Alassan und Thiama	76
Der Sakamerakru	80
Berg Duley	80
Gallienis Übergang über den Bafing	81
Mungo Parks Lagerplatz bei Goniokori	86
Überschreitung des Niger am 15. Mai 1880	87
Kopfputz der Bambarafrauen	89
Alter Bambara	92
Landspitze Somonos am Niger	93
Ansicht von Segu	96
Tirailleure vom Senegal	97
Antilope vom Senegal	104
Gebettasche der Mandingas. Kürbisschale der Papels. Pulverhorn der Mandingas. Metalllöffel der Mandingas. Assagai der Mandingas Holzlöffel der Mandingas. Dolch der Mandingas. Gewebe der Mandingas. Zuckerrohrpresse der Eingeborenen auf den Kapverden	105
Erdnüsse	108
Amseln von der Westküste	109
Papelmädchen	112
Begräbnisplatz der Papels	113
Ansicht von Bolama	116
Hinter den Palissaden in Geba	120
Berittener Futtah-Fullah	121
Am Rio Grande	124
Straße und Kasernen in Freetown	125
Cape Coast Castle	129
Kirche in Freetown	132
Station York in Sierra Leone	133
Zivilisierte Neger	136
Kap Mount	140
Für einen Sixpence Früchte in Sierra Leone	140
Krieger aus dem Hinterlande von Sierra Leone	141
Kruneger	144
Der König von Groß-Bassam und sein Gefolge	145
Fetischfrau	148
Polizeimeister aus Assini	149
Kopfputz der Frauen von Elmina	153
Assini von der Ebene aus gesehen	153
Ruinen von Groß-Friedrichsburg	156
Negerdorf an der Küste West-Afrikas	156
Plan der Ruinen von Groß-Friedrichsburg	157
Elmina	161
Fetischbaum	164
Frauen von Elmina	165
Brücke über den Prah	168
Amoaful	169
Kumassie	173
Königspalast in Kumassie	173
Sklavin von der Goldküste	177
Kaufleute unterhandeln mit Eingeborenen	180
Krieger in Dahome	181
Zweig und Frucht des Butterbaumes	188

	Seite
Termitenhügel	189
Alt-Kalabar	192
Frucht des Butterbaumes	192
Bonny	193
Eingeborener zu Markt fahrend	193
Ufer des Kamerun	200
Faktorei am Kamerun	201
Landschaft am Kamerun-Fluß	204
Dualla	205
William Wilson aus Bickorytown	205
Alter Fetischero aus Aqnatown	205
Vegetation am Kamerun	208
Der kleine Kamerun	209
Eingeborene vom untern Kamerun	212
Blick auf den Kamerun vom Helenenberge	215
Reinhold Buchholz	216
Königspalast in Fernando Po	220
Insel Don Henrique bei Fernando Po	221
Isabella Bai	224
Clarence Pic	224

Karten.

	Seite
Meeresboden zwischen Amerika und Senegambien	IV
Tiefseeforschungen des „Talisman"	VII
Karte der projektierten Sudanbahnen	69
Gallienis Marsch von Medine bis zum Massive von Kita	77
Facsimile einer Karte von Senegambien aus dem Jahre 1816	100
Karte von Senegambien	101
Gebiet zwischen dem Casamanga und Rio Grande	117
Die englischen Besitzungen und die unabhängigen Stämme an der Küste zwischen Sierra Leone und Liberia	157
Die ersten deutschen Erwerbungen in Ober Guinea	172
Sklavenküste	185
Karte des Kamerungebietes	196, 197
Karte von Malimba	217

Nachträge.

Auf Grund zuverlässiger neuerer Nachrichten von der **Kerryküste** können wir zu unseren Mitteilungen über dieselbe und die dortigen deutschen Schutzgebiete (siehe Seite 129) noch folgendes hinzufügen: Das von König Te Uri regierte Koba ein an Palmenhainen und Kolanußwäldern reiches Flachland, in welches man sowohl auf dem Rio Pongo als auf dem Sangari gelangen kann, umfaßt etwa 48 Ortschaften, worun 8 auf der Insel Kita liegen. Das Kabitauland d. i. Land der Schmiede, ein hügeliges, sehr erzreiches Land mit 45 Ortschaften, wird von König Yangali regiert. Auf das südlich von unserem Schutzgebiet gelegene Dubrekaland erheben die Franzosen auf Grund eines im Jahre 1880 abgeschlossenen Vertrages Ansprüche. In dem noch südlicher gelegenen Sumbuja hat Herr Fr. Colin mit dem Thronerben ebenfalls einen Vertrag abgeschlossen, der aber wegen der Unruhen, welche nach dem Tode des Königs Simba ausbrachen, bisher unausgeführt blieb. Die Grenzen unserer Schutzländer nach dem Innern sind noch nicht genau bestimmt. Der Dembia, dessen obern Lauf der mit dem Kekulo vereinigte Kakruman bildet, ist eine vortreffliche Wasserstraße, die tief ins Land hinein benutzt werden kann. In den Flußniederungen ist das Klima zwar ungesund, auf den Bergen dagegen soll es sich auch für Europäer eignen.

Während des Druckes dieses Werkes liefen Nachrichten über neue Erwerbungen des Hamburger Hauses G. L. Gaiser ein. Dieselben umfassen das **Mahin-Gebiet**, ostwärts von der englischen Kolonie Lagos bis zum Benin, zwischen 4° 32′ und 5° 2′ östl. L. v. Gr. und 5° 46′ bis 6° 20′ n. Br. Das Anrecht auf die Oberhoheit über dieses Gebiet wird uns noch von englischer Seite bestritten.

Berichtigung: Unter den in Klein Popo ansässigen deutschen Firmen ist S. 182 u. f. die Firma **Friedrich M. Victor Söhne** irrtümlich als Friedrich M. Victor Söhne aufgeführt.

Pandanus.

Einleitung.

Die ältesten Nachrichten über die Westküste Afrikas verdanken wir den spärlichen uns erhaltenen Mitteilungen über einen großartigen Kolonisationsversuch, den das Haupthandelsvolk des Altertums etwa im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung unternahm. Getrieben von dem Wunsche, sich neue Handelsgebiete zu eröffnen, sandten damals die Karthager unter Hannos Führung eine Expedition über die Säulen des Herkules hinaus, um jenseits derselben an den Küsten Afrikas zur Gründung von Niederlassungen geeignete Orte zu suchen. Auf 60 Fahrzeugen schifften sich 30 000 Männer und Frauen ein, die in der unbekannten Fremde eine neue Heimat sich gründen wollten. Hanno fuhr längs der Küste Marokkos, an welcher er mehrere Niederlassungen gründete, nach Süden und gelangte endlich an die Mündung eines großen Flusses, den er Lixus nannte, und welcher kein anderer als der Senegal gewesen sein kann. Nach zweitägiger Fahrt längs einer ungastlichen, öden Küste segelte die Flotte ostwärts und entdeckte eine Gruppe von fünf Inseln, auf deren größter eine Niederlassung gegründet wurde, die wir wohl auf der jetzigen Insel Gorée zu suchen haben. Auf seiner weitern Fahrt gelangte Hanno an die Mündung eines zweiten großen Flusses, wahrscheinlich des Gambia, und jenseits desselben zu einem großen Gebirge, in welchem wir die Küste von Sierra Leone wiedererkennen.

Etwa dreihundert Jahre später besuchte die Westküste der Seefahrer Euthymenes von Massilia. Derselbe war wahrscheinlich Augenzeuge der an der Senegalmündung häufigen Erscheinung, daß durch das stürmisch erregte Meer die Wasser des Flusses zurückgedrängt werden und die Ufergegenden überfluteten, und

brachte dies mit dem jährlichen Steigen des Nils in Verbindung. Seiner Meinung nach war der westafrikanische Fluß, an dessen Mündung er das wunderbare Phänomen wahrnahm, ein Arm des Nils. Zur weitern Begründung seiner Annahme führte er an, daß die Tierwelt des Atlantischen Ozeans und des Nils dieselbe sei,* das Meerwasser ebenso süß wie jenes des ägyptischen Flusses.

Die Theorie des Euthymenes, welche übrigens nicht einmal Anspruch auf den Vorzug der Neuheit hatte, da schon Herodot eine ähnliche Deutung der Nilüberschwemmungen erwähnt, ist schon im Altertum widerlegt worden und ebenso unbegründet sind die Folgerungen, welche man in neuerer Zeit aus seiner Reise zu ziehen versucht hat. Daraus, daß ein Bewohner Massilias die Westküste Afrikas besuchte, folgt noch keineswegs, daß die alte Handelsstadt Verbindungen mit dieser Küste unterhielt. Das damals noch mächtige Karthago, dessen Kaufleute ihr Monopol des Handels mit fernen Erdteilen ängstlich zu wahren pflegten, würde eine solche Nebenbuhlerschaft auch kaum geduldet haben. Der Handelsverkehr mit der Westküste Afrikas befand sich vielmehr allem Anschein nach bis zum Untergang Karthagos ausschließlich in den Händen der unternehmenden Kaufleute dieser Stadt. Die von Hanno gegründeten Kolonien erhielten sich jahrhundertelang, und noch zur Zeit des Falles der Mutterstadt war der Ruf des Reichtums der afrikanischen Kolonien so groß, daß Scipio Ämilianus sich veranlaßt fand, eine Expedition nach denselben zu senden, an deren Spitze sein Freund, der Historiker Polybius stand.** Dem Bericht desselben verdanken wir die Kenntnis der Namen der damals an der Westküste Afrikas noch bestehenden karthagischen Kolonien, unter denen jedoch die auf der Insel Gorée gegründete nicht mehr genannt wird. Dieser äußerste Vorposten karthagischer Kultur war der erste, der aufgegeben wurde, und die übrigen Kolonien werden wohl, nach der Zerstörung der Mutterstadt sich selbst überlassen, auch bald zu Grunde gegangen sein. Die fernen Küsten versanken wieder in das Dunkel der Vergessenheit, und viele Jahrhunderte vergingen, bevor der menschliche Unternehmungsgeist aufs neue kühne Seefahrer auf den großen Ozean hinaustrieb und derselbe der Schrecknisse entkleidet wurde, mit welchen Sage und Phantasie ihn umgeben hatten.

Der weite Ozean, welchen das Schiff auf der Fahrt nach der westafrikanischen Küste durchschneidet, birgt aber heute noch in seinen Tiefen ein Rätsel, dessen Lösung Geologen und Botaniker schon wiederholt beschäftigt hat. Aus dem fernen Altertum klingt geheimnisvolle Kunde zu uns herüber, von einer großen Insel, welche jenseits der Säulen des Herkules lag. Als Solon in Ägypten weilte, berichtet uns Plato, erzählte ihm ein ägyptischer Priester von dieser Insel, welche größer sei als Lybien und Asien zusammen, und von der man leicht ein großes Festland im Westen Amerika? erreichen könne. Diese große Insel, die Atlantis, soll in einer Schreckensnacht durch Erdbeben und Sturmfluten zerstört und vom Meere verschlungen worden sein.

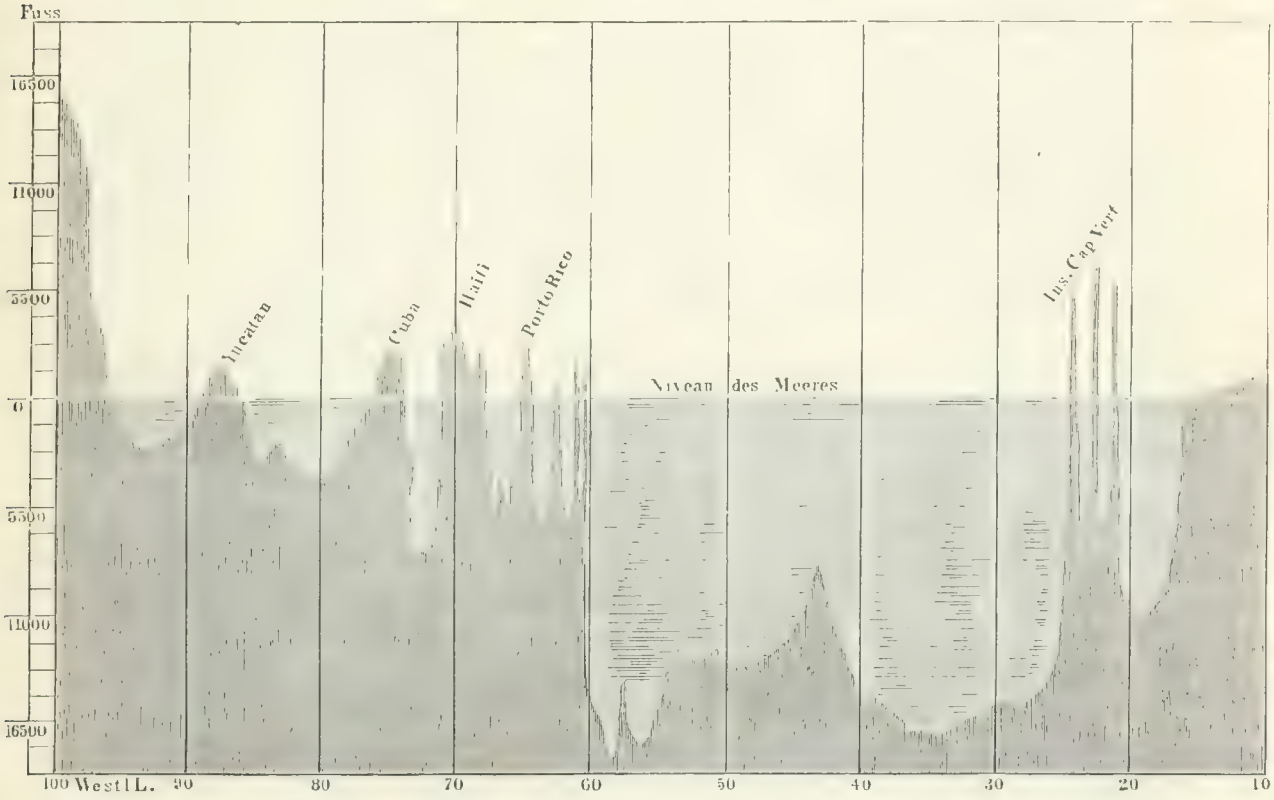
Eine lange Reihe von Forschern hat sich mit der Atlantis-Frage beschäftigt und die Hypothese verteidigt, daß einst zwischen der alten und neuen Welt eine Verbindung bestand. Ein großes Festland sollte sich zwischen Europa und Amerika ausgedehnt haben, welches gegen Norden bis Island, gegen Süden bis zu den atlantischen Inseln reichte. Europa sei damals eine Halbinsel des atlantischen Kontinents gewesen, wie es jetzt eine Halbinsel Asiens sei, und die Westküste Afrikas habe von dem neuen Kontinent ein Meeresarm geschieden, der bis zur Bucht von Biscaya hinaufreichte. Geologische Vorgänge sollen dann den Untergang dieses Kontinents herbeigeführt haben, und in der That fehlt es nicht an Anzeichen, daß der Ozean an der westafrikanischen Küste einst der Schauplatz einer großartigen vulkanischen Thätigkeit war. Die Spuren derselben lassen

* Das Werk der Euthymenes ist leider verloren gegangen. Wir kennen aus demselben nur die auf das Steigen des Nils bezügliche Stelle, welche Seneca zitiert. Quaestiones naturales, lib. X., cap. 2.

** Auch der Bericht über die im Jahre 145 unternommene Reise des Polybius gehört zu den verloren gegangenen Schriften des Altertums. Uns ist aus demselben nur das Wenige bekannt, was Plinius in seiner Historia naturalis, lib. V., cap. 1 mitteilt. Der südlichste von Polybius erwähnte Punkt ist wohl das weiße Vorgebirge; zum Kap Bojador sollte man in 10 Tagen und 10 Nächten von Kap Nun hinüberschiffen.

sich von den Inselgruppen der Kanaren und Kapverden bis weit hinein in das Festland von Afrika verfolgen, wo das noch wenig erforschte Kamerungebirge und viele andere vulkanische Formationen an sie erinnern. Doch nicht nur Geologen sind für die Existenz der Atlantis eingetreten — auch Botaniker, Ethnographen und Sprachforscher haben sie zu beweisen versucht. Durch Vergleiche der Flora Europas und Amerikas, sowohl der lebenden als der untergegangenen bis zurück zur Tertiärformation, durch die ethnographische Verwandtschaft der kanarischen Urbewohner (der Guanchen) mit den nordafrikanischen Berbern und durch allerlei sprachliche Analogieen suchte man die Kette der Beweise zu verstärken, aber eine sichere wissenschaftliche Begründung ist bis heute nicht gelungen.

Das Streben, die Existenz des sagenhaften Erdteils nachzuweisen, hat übrigens auch manche gar sonderbare Behauptungen ins Leben gerufen. Eine der neueren Schriften über die Atlantis*) verlegt sogar



Meeresboden zwischen Amerika und Senegambien.

das biblische Paradies auf dieselbe und kommt zu dem überraschenden Schluß, daß Adam eine Rothaut gewesen! Auf Grund der Ergebnisse der neuesten Tiefenmessungen im Atlantischen Ozean sucht der Verfasser durch viele Zeichnungen nachzuweisen, daß die Beschaffenheit des Meeresbodens zwischen Amerika und Afrika die Kanaren und Azoren als die letzten Reste der versunkenen Atlantis kennzeichne, da sie die über das Meeresniveau hervorragenden höchsten Bergspitzen derselben seien (vergleiche die obige Karte).

Eine wichtige Entdeckung, welche als einer der für die Lösung der Frage entscheidendsten Beiträge gelten kann, verdanken wir dem Grazer Professor C. Doelter, der im Jahre 1880 die Kapverden besuchte. Derselbe fand auf einer der Kapverden, auf der Insel Mayo, „unleugbare Reste eines älteren

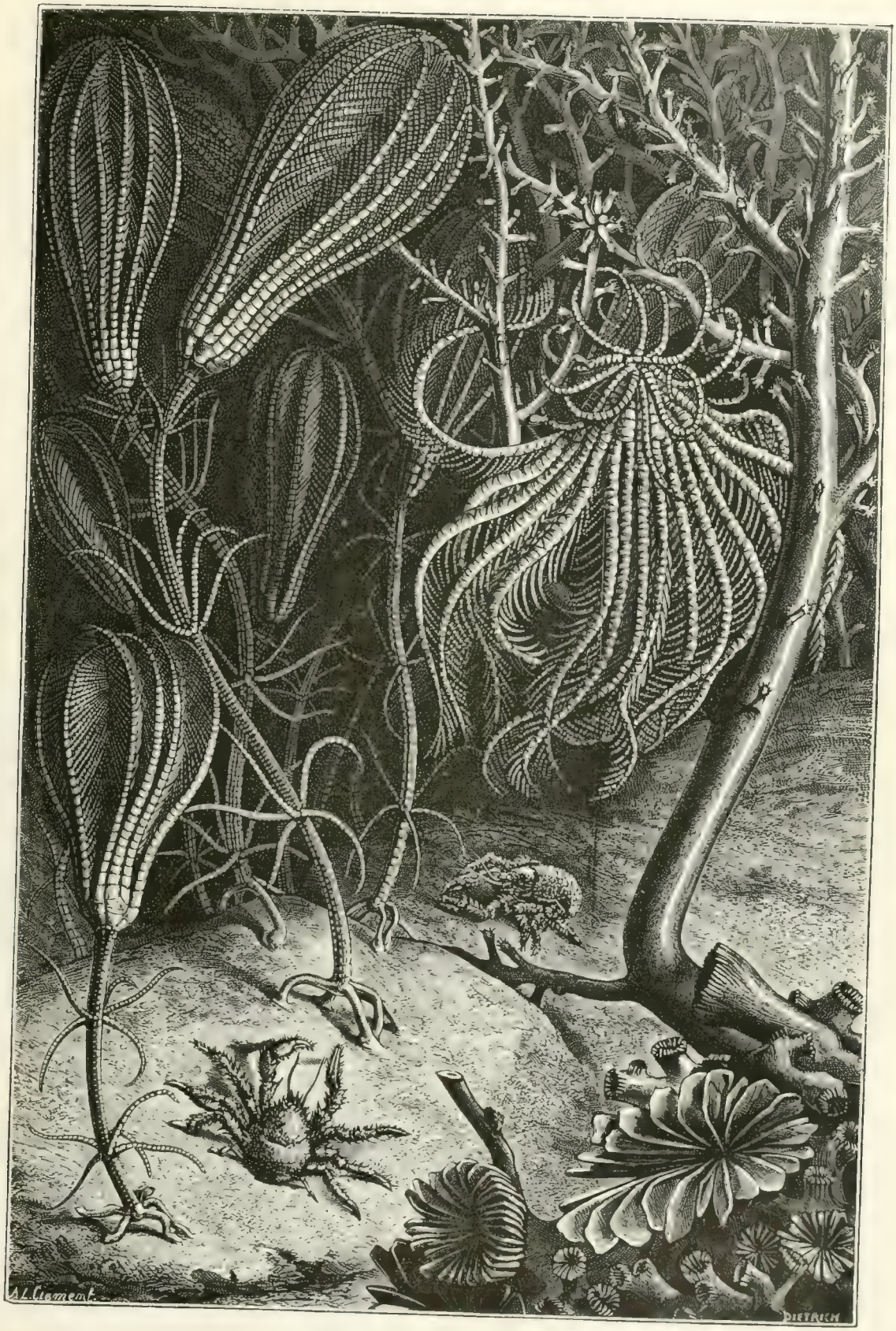
*) Atlantis, the Antediluvian World, by Ignatius Donelly. New-York, Harper, 1882.

Kontinents, dessen unmittelbare Fortsetzung jedoch an den benachbarten Stellen des afrikanischen Festlandes nicht konstatiert werden kann. Dagegen finden sich an den meisten Inseln der Kapverden Belege für die Annahme eines solchen ältern, jetzt verschwundenen Kontinents, und ein Zusammenhang mit den Kanaren, Madeira 2c. ist zwar nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen, aber immerhin von einiger Wahr-

Tiefseeforschungen des „Talisman" an der afrikanischen Küste. Aufzug des Fangnetzes. (Siehe S. VI.)

scheinlichkeit."*). Die Geologen sind zwar heute darüber einig, daß die Kanaren und Azoren als Einzelvulkane entstanden sind, aber diese Annahme schließt doch nicht aus, daß sich einst an Stelle der jetzigen

*) Über die Capverden nach dem Rio Grande und Futah Djallon. Reise-Skizzen aus Nord-West-Afrika von Dr. C. Doelter. Leipzig. Paul Frohberg. 1884. Seite 43. — Vergl. damit des Verfassers Vortrag auf der Naturforscherversammlung zu Freiburg im September 1883.



Tiefseeforschungen des „Talisman". Meeresboden bei 1500 m Tiefe.

Archipele eine größere Insel oder festes Land befand, welches mit der afrikanischen Küste zusammenhing, was die auch von Doelter vorgefundenen Reste einer alten Eruptivformation zu beweisen scheinen. Die Vulkaninseln „bildeten sich durch die Faltung der Erdrinde in den Senkungsfeldern, welche am Westabhang der kontinentalen Gebirge entstanden, denn durch diese wurden Kanäle erzeugt, die die feurigflüssigen Massen bis auf die Erdoberfläche fördern konnten, und so sehen wir in der Tertiärzeit die zahlreichen Vulkanarchipele des Atlantischen Ozeans entstehen; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß schon in weit älteren Perioden diese unterirdischen Kräfte ihre Thätigkeit begonnen hatten, denn sowohl auf den Kanarischen Inseln als auf den Kapverden (die Vulkaninseln der Bai von Biafra, Fernando Po, Principe, Sao Thomé und Anno bom sind bisher noch nicht untersucht und ihrer Erforschung dürfte auch noch für lange Zeit das mörderische Fieberklima, welches fast jeden Fremdling dahinrafft, entgegenstehen) hat man die Spuren einer alten Vulkanformation gefunden."

Wer vermöchte trotz alledem zu sagen, ob die Atlantisfrage jemals wird befriedigend beantwortet werden können? Wenn Platos Mitteilung über die Erzählung des ägyptischen Priesters einen realen Hintergrund hatte, wenn wir hier wirklich eine auf Begebenheiten fußende Sage und nicht eine bloße gelehrte Erfindung vor uns haben, wie deren in ähnlicher Art so viele vorhanden sind, so ruht das Geheimnis doch tief auf dem Grunde des Ozeans begraben, und es ist sehr fraglich, ob es naturhistorischen und ethnographischen Beweisgründen gelingen wird, zu enthüllen, was die Fluten dem Blick des Menschen verborgen haben.

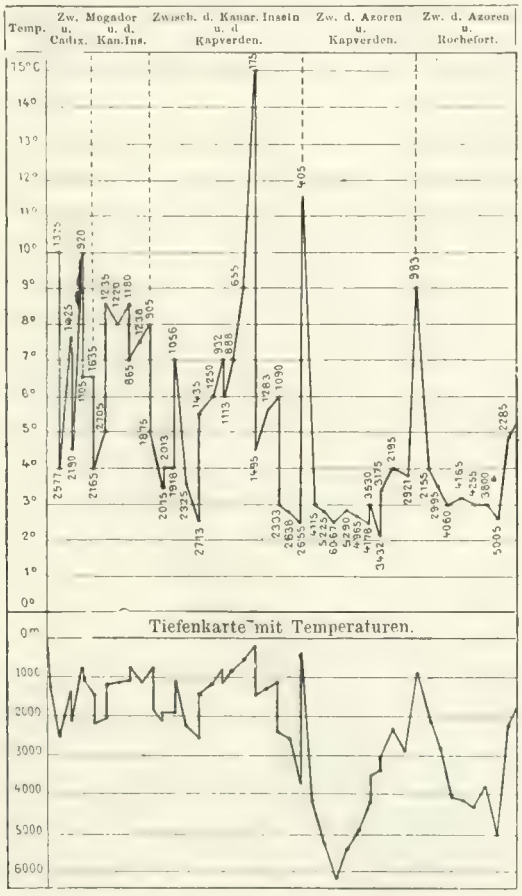
Allerdings möchte man dies nicht für unmöglich halten, wenn man erwägt, was menschliche Schaffenskraft und Ausdauer in demselben Meer an der unwirtlichen afrikanischen Küste in verhältnismäßig kurzer Zeit geleistet. Frankreich gebührt der Ruhm, durch eine großartige wissenschaftliche Expedition längs der afrikanischen Küste den ersten großen Beitrag zur Durchforschung der Tiefen des einst so gefürchteten Meeres geliefert zu haben. Nachdem schon im Jahre 1882 durch den Aviso „Le Travailleur" Tiefenmessungen im Atlantischen Ozean vorgenommen worden, die sich bis zu den Kanarischen Inseln erstreckten, wurde am 1. Juni 1883 von Rochefort aus der „Talisman" unter Kommando des Fregattenkapitäns Parfait abgesandt, um die von jenem begonnenen Arbeiten fortzusetzen. An Bord des Schiffes befanden sich mehrere vom Unterrichtsminister zur Teilnahme an der Expedition berufene Gelehrte, unter deren Leitung die Tiefseeforschungen zunächst an den Küsten Portugals und Marokkos, nachher an den Kanaren, Kapverden und Azoren stattfanden. Mit Hilfe vortrefflicher neuer Apparate wurden eine Menge unrichtiger Angaben auf den bisherigen Seekarten berichtigt, und durch die großartigen Sammlungen, welche der „Talisman" heimbrachte, fand unsere Kenntnis der Pflanzen- und Tierwelt unter dem Meeresspiegel eine überraschende Bereicherung. Ein auf dem „Talisman" zur Verwendung gelangender Apparat,*) welcher ermöglichte, sogar aus einer Tiefe von vielen tausend Metern die dort lebenden Tiere emporzuholen (siehe die Abbildung S. IV) leistete dabei vorzügliche Dienste.**)

Nach den großartigen Ergebnissen der Expedition des „Talisman" kann man fast behaupten, daß wir über den Meeresboden an der afrikanischen Küste nördlich vom Senegal besser unterrichtet sind, als über diese

*) Man bediente sich auf dem „Talisman" sorgfältig konstruierter Fangnetze. Wie fest dieselben waren, kann man daraus ersehen, daß z. B. am 27. Juni aus einer Tiefe von 905 Meter Seetiere im Gesamtgewicht von 250 Kilogramm emporgeholt wurden, ohne daß eine einzige der Maschen riß. Ein andermal wurde ein Block im Gewicht von 135 Kilogramm gehoben! Bis zu einer Tiefe von 3600 Meter bediente man sich eines Netzes von 3 Meter Länge, bei größeren Tiefen eines 2 Meter langen. Das Abrollen des Kabels, an welchem das Netz befestigt war, erfolgte mit einer Schnelligkeit von 100 Meter in der Minute, das Heraufholen des Netzes mit einer solchen von 40 Meter. An vielen Stellen wurde das Netz etwa $^3/_4$ Stunden auf dem Meeresboden nachgeschleift, zuweilen aber auch mehrere Stunden lang.

**) Der in der größten Tiefe, 4255 Meter, gefangene Fisch war der Bythythes crassus. Die Expedition des Challenger hatte allerdings einen solchen aus einer Tiefe von 5019 Meter aufzuweisen: den Bathyophis ferox. — Vergl. hierüber den Bericht des Mitgliedes der Expedition Prof. Filhol: Explorations sousmarins, voyage du „Talisman"; La Nature (1884) No. 555 u. f. und den Bericht des Kapitäns Parfait in den Annales hydrographiques No. 663.

Küſte ſelbſt. Es iſt ein unwirtliches Land, das der Seefahrer zur Linken hat, wenn ſein Schiff auf der Fahrt nach Süden das ſogenannte Dunkelmeer durchzieht, wo die Luft mit jenem feinen Staub geſchwängert iſt, der ſchleierartig über dem Meere ſchwebt, und über deſſen Urſprung man noch immer im unklaren iſt, da ihn die einen für herübergewehten Sand der Sahara halten, während andere der Meinung ſind, daß ihn der Paſſatwind von Südamerika herüberführe. Die Haifiſche, welche das Schiff umkreiſen, die fliegenden Fiſche, welche ſcharenweiſe über das Waſſer dahinſchweben, tragen nicht dazu bei, das düſtere Bild anmutiger zu machen. Toſend und ſchäumend bricht ſich die Brandung an der Küſte, und wehe dem Schiff, welches hier von einem der furchtbaren Tornados überfallen wird! Der Schiffbrüchige, dem es wie durch ein Wunder gelänge, durch das Wüten der Brandung das Ufer zu erreichen, würde an der ſteilen, felſigen Küſte noch furchtbarere



Tiefſeeforſchungen des „Talisman".

Todesſchrecken vor ſich ſehen, als jene, denen er entronnen. So weit das Auge zu ſehen vermag, erblickt es hier nur kahle, traurige Öde, kein Strauch, kein Grashalm gedeiht hier zwiſchen dem Geſtein und dem von den ſengenden Sonnenſtrahlen erhitzten Wüſtenſand, und vergebens ſucht der Verſchmachtende nach einer Quelle, um ſeinen Durſt zu löſchen. Landeinwärts, nach Oſten dehnt ſich die Wüſte aus, die Sahara, die hier ihren äußerſten Ausläufer bis zum Meere vorſendet, und auch ſüdwärts müßte der an dieſe Küſte Verſchlagene tagelang durch waſſerloſe Gegend weiter wandern, bevor er einen minder unwirtlichen Landſtrich erreichte. Erſt beim Kap Blanc ſenken ſich die Felſendämme der Küſte, der Strand wird allmählich flacher, und in der Nähe des Senegal drängt endlich fruchtbarer Boden den Wüſtenſand zurück. Zu all den Schreckniſſen, welche die Natur an dieſer Küſte gehäuft hat, geſellen ſich auch noch die Gefahren, welche von ſeiten der eingeborenen

räuberischen Bevölkerung drohen, von den nomadisierenden Maurenstämmen, welche hier mitten zwischen den marokkanischen und französischen Besitzungen, keinen Oberherrn anerkennend, ein ungebundenes Räuberleben führen, ein Stamm dem andern feind und im ewigen Kampf ums Dasein mit dem Recht des Stärkern den schwachen Nachbar von seinen Weidegründen verdrängend.

Das ist — vom Meere und vom Lande aus — das Bild der nächsten Umgebung der ersten europäischen Kolonie an der westafrikanischen Küste, durch welche wir den Leser im folgenden Abschnitt geleiten wollen. Wohl tost und stürmt dort das Meer noch immer und schleudert schaumgekrönte Wellenmassen gegen die wenig einladend aussehenden Ufer, aber schon eine kurze Strecke landeinwärts ändert sich nun das Landschaftsbild. Wir sehen endlich wieder bebautes Land vor uns, Dörfer der Eingeborenen zwischen Bäumen und Gebüschen verborgen, und die Ufer des mächtigen Stromes, der hier in den Ozean mündet, sind von üppiger Vegetation umgeben. Das stürmische Meer, die wasserlose Wüste liegen hinter uns, und ein von der Natur reich ausgestattetes Gebiet, in dem sich bereits die Segnungen europäischer Kultur von Jahr zu Jahr mehr geltend zu machen beginnen, ladet uns zur Wanderung ein.

Anona senegalensis.

Markt in Guet N'dar bei Saint Louis.

Senegambien.

Das Interesse, welches die Westküste Afrikas heute in Deutschland erweckt, ist bei unseren Nachbarn jenseits des Rheins schon vor mehreren Jahren rege geworden. Immer mehr wandte sich in Frankreich die allgemeine Aufmerksamkeit den Ufern des Senegal zu, und große Ziele begannen die öffentliche Meinung zu beschäftigen. Vom Senegal aus wollte Frankreich als Träger der Kultur in das Herz Afrikas dringen, durch die Schienenstränge der Eisenbahn den reichen Sudan dem Welthandel erschließen. Forschungsreisen und militärische Expeditionen lüfteten immer mehr den Schleier, welcher über dem Innern des Landes lag. Heute weht die französische Flagge bereits in einer Entfernung von 1200 Kilometern von der Küste im Fort Kita, und der Kaufmann, der noch am Ende der fünfziger Jahre sogar in der unmittelbarsten Nähe von Saint-Louis den Erpressungen hochmütiger Häuptlinge schutzlos preisgegeben war, fährt nun mit seinen Waren sicher und ungefährdet hunderte von Kilometern stromaufwärts. Kapitän Gallieni, der zur Erforschung des Innern ausgesandt wurde, ist bis Segu vorgedrungen und mit dem dort residierenden Sultan wurde ein Vertrag geschlossen, durch welchen alles Land am obern Niger bis Timbuktu unter französisches Protektorat gestellt wurde.

Noch wenige Jahre gleicher Thätigkeit, und Frankreichs Einfluß wird sich in der alten Königsstadt Timbuktu ebenso geltend machen, wie er sich schon im Nachbarlande Geltung verschafft hat, und dann wird auch die Frage des Eisenbahnbaues, so wenig günstig augenblicklich die Aussichten derselben zu sein scheinen, mit unwiderstehlicher Macht sich in den Vordergrund drängen. Eine großartige Perspektive eröffnet sich dem Blick: weite, reiche Länderstrecken mit zahlreicher Bevölkerung, hineingezogen in den friedlichen Verkehr der zivilisierten Völker, zur Hebung der Schätze des „dunkeln Erdteils“!

Lange Zeit hat es gedauert, bevor man in Frankreich die Wichtigkeit des Hinterlandes erkannte, dessen Schlüssel man in der Senegalmündung in Händen hatte. Es schreckte nicht nur die feindliche Bevölkerung des Binnenlandes von weiterem Vordringen ab — schon die Küste selbst bot ein nichts weniger als einladendes Bild. An der Eigentümlichkeit der West- und Ostküste Afrikas, an dem Mangel guter Häfen leidet auch Senegambien. Statt derselben trifft der Seefahrer überall gewaltige Brandung und Wogendrang, und vor der Mündung des Senegal lagert eine wegen ihrer Gefährlichkeit berüchtigte Barre, deren Sandmassen sich in ununterbrochener Bewegung befinden und den Strom oft wochenlang für den Verkehr absperren, so daß Schiffe weder ein- noch auslaufen können. Leichte Dampfer gelangen zwar über die Barre ohne Gefahr hinweg, aber Segelschiffe haben — namentlich in den Monaten Januar, Februar und März — mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und Schiffe von mehr als 12 Fuß Tiefgang können die Barre überhaupt nicht passieren. Der Brandungsraum ist etwa 500 Schritte breit. Mit rasender Gewalt schleudert die Brandung die schaumbedeckten Wassermassen gegen das Ufer, und selbst die kühnen Piroguiers der senegambischen Küste, welche von Jugend auf mit allen Tücken ihrer See vertraut sind, bedürfen oft all ihrer Kaltblütigkeit, um die Nußschalen, in denen sie zum Fischfang ausziehen, durch das Wogengebraus glücklich hindurchzuleiten.

Die große Beweglichkeit der Sandmassen der Barre, durch welche das Fahrwasser tagtäglich sich ändert, zwingt zu täglichen Sondierungen des Meeresbodens. Schon am frühen Morgen beginnen die Piloten die neue Fahrstrecke abzustecken. Statt des bei der heftigen Strömung unbrauchbaren Bleilots mit langen Hakenstangen ausgerüstet, erforschen sie die tiefsten Stellen des Wassers und bezeichnen dieselben durch verankerte Tonnen. Der Gouverneur in der etwa 16 Kilometer von der Mündung entfernten Stadt Saint-Louis wird dann telegraphisch benachrichtigt, ob die Barre „gut“ oder „schlecht“ ist, und noch mehrmals im Laufe des Tages wird er von dem Stand der Barre in Kenntnis gesetzt.

Die Barre vor der Senegalmündung ist aber nicht die einzige Schwierigkeit, gegen welche die Handelsfahrzeuge anzukämpfen haben; auch der Fluß selbst bietet derselben in Menge. Während der trockenen Jahreszeit können Schiffe, welche die Barre durchbrochen haben, nur bis Mafou, etwa 60 Kilometer oberhalb Podor gelangen. Ende April beginnt der Fluß zu steigen. Vom 15. Juli bis 1. November können Schiffe von größerem Tiefgang schon bis Bakel fahren, und vom 1. August bis 1. Oktober können sie Médine erreichen. Nach dem 15. November aber wird der Fluß bei Mafou wieder unpassierbar, und der Handelsverkehr zwischen Podor und Bakel bleibt kleinen Booten überlassen, welche nicht mehr als 50 Centimeter Tiefgang haben[1]. Um so reger ist der Verkehr auf dem Flusse während jener Monate, in denen die Schifffahrt eröffnet ist. Da kommen aus Frankreich, England, den Niederlanden und anderen Ländern Schiffe an, welche europäische Waren bringen, kleine Dampfer der Handelshäuser von Saint Louis dampfen stromaufwärts, und die weißen Segel der Piroguen schimmern auf der Flut. Die Piroguen sind eines der wichtigsten, unentbehrlichsten Verkehrsmittel auf dem Senegal. Die Kaufleute von Saint-Louis pflegen mit den Laptots[2], welche Eigentümer einer Pirogue sind, eine Art Trödelkontrakt abzuschließen und ihnen Waren zu übergeben, welche

1) Ernest Fallot, Histoire de la colonie française du Sénégal. Paris, Challamel ainé 1884. Seite 160.

2 Schwarze Flußmatrosen; nicht zu verwechseln mit den als Matrosen sehr geschätzten Seeleuten, die meist aus Guet N'Dar kommen und eine streng abgeschlossene Kaste bilden.

sie gegen Landesprodukte umtauschen sollen. In schwer beladener Pirogue fährt dann der Laptot stromaufwärts. So lange der Wind günstig ist, geht die Fahrt leicht von statten, wenn aber dieser nicht als Triebkraft benutzt werden kann, muß der Laptot zum Ruder greifen, und an Stellen mit starker Strömung muß er zum Ziehseil seine Zuflucht nehmen und sein Boot längs des Ufers stromaufwärts ziehen. So legt er oft hunderte von Meilen zurück, und wenn er nach wochenlanger Reise sich in Saint-Louis wieder einfindet, ist seine Pirogue mit eingetauschten Landesprodukten aller Art gefüllt, welche er — ebenso wie die nicht abgesetzten Waren — getreulich seinem Auftraggeber abliefert.

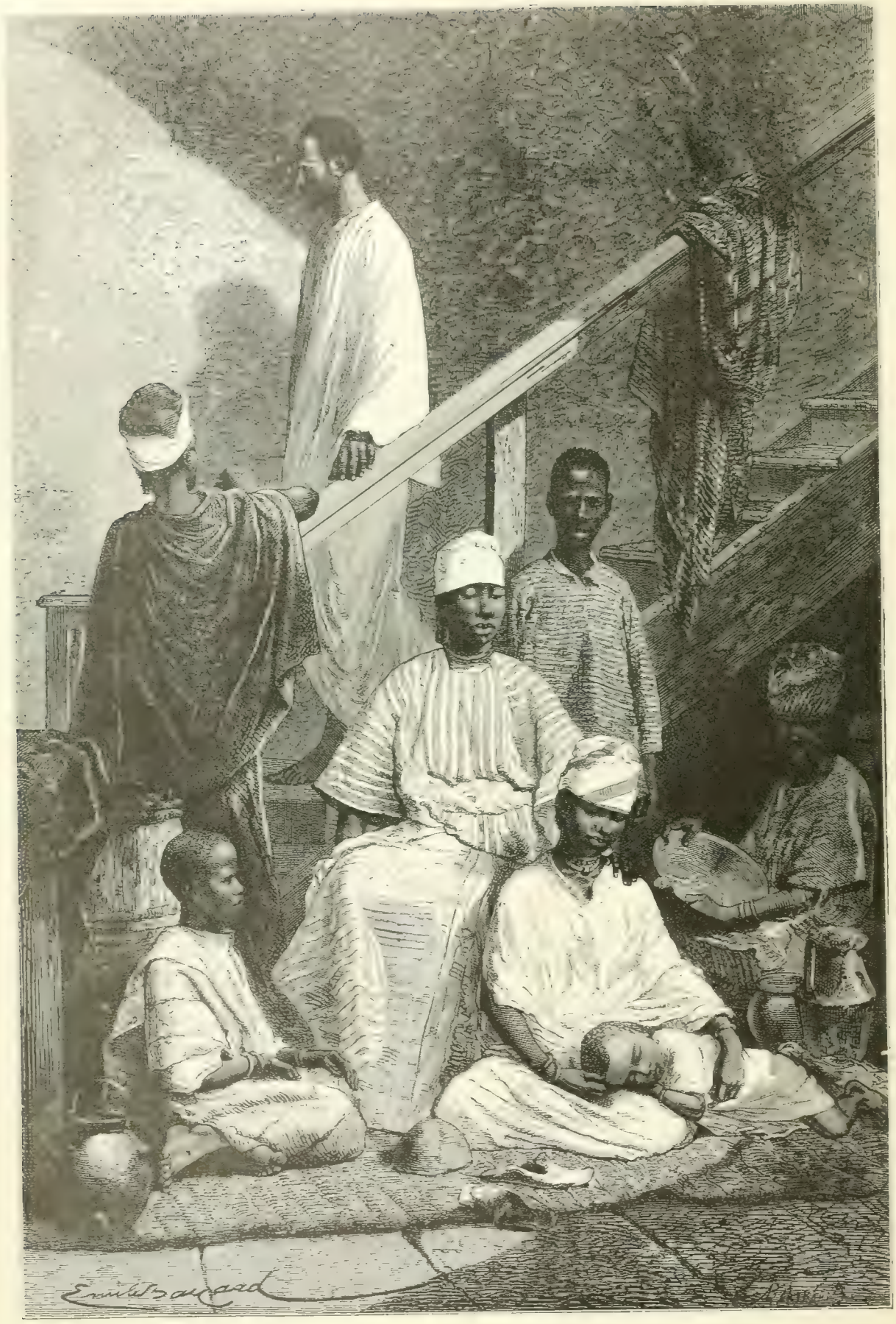
So strömen die verschiedenartigsten Erzeugnisse des Binnenlandes in Saint-Louis zusammen. Aus dem fernsten Innern kommt Gold, meist schon zu Armbändern oder Ringen verarbeitet, die Waldungen zwischen Medine und Bakel liefern Ebenholz, die Umgebung des letztern Ortes vorzüglich Indigo, der hier zweimal jährlich geerntet wird, trotzdem der Anbau ein sehr primitiver ist. Aus den Provinzen Walo und Futa kommen Gold und Straußenfedern, welche letzteren jedoch von Jahr zu Jahr weniger exportiert werden. Dagegen ist die Baumwolle, welche überall wild wächst, ein wichtiger Handelsartikel, da auch in Senegambien, wie überhaupt an der ganzen Westküste Afrikas, die Schafwolle sehr schlecht ist. Außerdem bringen die den Senegal abwärts fahrenden Dampfer und Piroguen Eisen, welches in der Kolonie in großen Mengen gefunden wird, Elfenbein und Wachs, Erdnüsse, Mais, Reis, Tabak, der in einzelnen Gegenden als Tauscheinheit gilt (ein Tabakkopf = 6 bis 7 Blätter) u. s. w.[3]) Der einträglichste Handelsartikel ist aber der Gummi, von welchem in manchen Jahren schon über 3 Millionen Kilogramm exportiert wurden. Im Jahre 1760 betrug der Export nur etwa 900 000 Kilogramm und war 1827 infolge einer schlechten Ernte sogar auf 613 504 Kilogramm gesunken, aber seitdem ist er ständig gestiegen, obwohl auch die Preise, welche der Gummi auf den senegambischen Märkten erzielte, rasch in die Höhe gingen. Von 28 Livres, welche der Zentner im Jahre 1715 an Ort und Stelle kostete, war der Preis im Jahre 1857 schon auf 45 Franks gestiegen.[4]) Der Gewinn der europäischen Kaufleute ist trotzdem noch ein sehr großer, da der Preis nicht in barem Gelde, sondern in Waren erlegt wird, an denen der Kaufmann ohnehin schon 100 Prozent verdient.

Dieser Haupthandelsartikel Senegambiens kommt aber nicht aus den unter französischem Einfluß stehenden Gebieten, sondern von jenseits des Senegal, aus den Ländern der Mauren. Die Stämme derselben sind den Franzosen feindlich gesinnt, und es ist noch gar nicht lange her, seit sie durch blutige Niederlagen gezwungen worden sind, die Raubzüge auf das linke Ufer des Flusses sich abzugewöhnen. Der Gummihandel hängt trotzdem noch heute von der Fortdauer friedlicher Beziehungen zwischen Mauren und Franzosen ab, und der Gummi würde sofort vom Markte von Saint-Louis verschwinden, wenn jene ein Ende fänden. Einen Aufschwung des Gummihandels hindert überdies die Trägheit der Mauren, die durch nichts zu bewegen sind, die Zahl der Bäume, welche den geschätzten Saft[5]) liefern, durch Neupflanzungen zu vermehren. Sie sind sogar zu träge, den ihnen ohne alle Anstrengung zufallenden Ertrag der Gummibäume selbst einzuernten, und haben sich seit jeher die dazu nötigen Arbeitskräfte durch Einfälle in die Negergebiete verschafft, deren männliche Bevölkerung sie in die Sklaverei schleppten. Den von den Sklaven eingesammelten Gummi brachten sie dann an die Escales zu Markte und tauschten für denselben verschiedene europäische Produkte ein, die sie nicht selbst zu erzeugen vermögen. Ein Gummibaumwald bildet daher ein kostbares Besitztum, und

3) Siehe das weiter unten über den Handel von Saint-Louis Gesagte.

4) Journal du Sénégal vom 7. Juli 1857.

5) Bérenger-Féraud giebt folgende, von der bisherigen Annahme abweichende Erklärung der Entstehung des Gummi. Eine Schmarotzerpflanze, welche die Eingeborenen Tobb nennen, so erzählt er, werde vom Winde auf die Akazien geweht, wo sie sich festsetze, ihre Wurzeln in die Rinde des Baumes treibe und diesem die zu ihrem Fortkommen nötige Feuchtigkeit entziehe. Um die Stelle, an welcher sie ihre Wurzeln in die Rinde gesenkt, bilde sich auf dem verletzten Ast eine Art eiterndes Geschwür, aus welchem der Gummi in mehr oder minder großen Tropfen hervorquillt. — Vergl. L. J. B. Bérenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie, Paris, Ernest Léroux, 1879, Seite 109.



Familie in Saint-Louis.

Woloff-Krieger

es ist leicht erklärlich, daß sich die einzelnen Stämme den Besitz eines solchen in erbitterten Kämpfen streitig machen. Solch ein Wald gilt als geheiligt, und wehe dem Fremdling, der es wagen würde, dort einen Zweig zu brechen oder heimlich Gummi einzusammeln: der Zorn des Himmels würde ihn treffen, wenn ihn nicht schon vorher die irdische Gerechtigkeit ereilte. Der Wald ist Eigentum des ganzen Stammes[6]), und zur Zeit der Ernte kommt derselbe herangezogen, schlägt bei einem nahen Brunnen sein Lager auf und treibt die Sklaven zur Arbeit.[7]) Obwohl üppig wuchernde Schlinggewächse und Dornengestrüpp die Arbeit sehr erschweren, schreitet dieselbe doch rasch vorwärts, denn die Mauren verstehen sich vortrefflich darauf, ihre Sklaven anzuspornen. Der Gewinn des Einzelnen hängt von dem Fleiße seiner Sklaven ab, da ihm soviel von der Ernte gehört, als er einzusammeln vermag, und deshalb werden die armen Neger von ihren habgierigen Herren mit barbarischer Strenge zum Aufgebot ihrer äußersten Kräfte gezwungen. Lebensmittel mitzunehmen ist ihnen streng untersagt, und so treibt sie denn der Hunger zu vermehrter Thätigkeit, um bald den mitgenommenen Ledersack mit Gummistücken zu füllen und in das Lager zurückkehren zu können.

Sobald die Ernte beendet ist, wird das Lager abgebrochen, und der Stamm begiebt sich nach einem der Marktplätze. Der Verkauf des Gummi ist jetzt an keinen bestimmten Ort gebunden, aber noch vor einigen Jahrzehnten fand er nur auf drei Märkten statt, welche Escales genannt wurden. Europäer wurden zu diesen Märkten nicht zugelassen, und da der Verkauf von Gummi außerhalb der Escales aufs strengste verboten war, sahen sich alle fremden Kaufleute gezwungen, sich der Vermittelung einheimischer Unterhändler (traitants) zu bedienen, wodurch die Ware ungemein verteuert wurde. Man hat berechnet, daß die Unterhändler den Kaufleuten in Saint-Louis jährlich etwa $1^1/_2$ Millionen Franks kosteten. Der Zwang, sich der Unterhändler zu bedienen, war jedoch unter den vielen Plackereien, denen der französische Kaufmann am Senegal ausgesetzt war, die geringste. Viel drückender waren die Abgaben, welche unter dem Namen Coutumes nicht nur von den mauriſchen Fürsten, sondern von jedem Dorfhäuptling, an dessen Gebiet ein mit Waren beladenes Schiff vorüberfuhr, erhoben wurden. Ein Schiff, das an einer der Escales vor Anker gehen wollte, mußte die Erlaubnis mit 600 Franks erkaufen, und die mauriſchen Fürsten, welche auf den Märkten die Aufsicht führten, ließen sich große Summen für einen Schutz zahlen, den sie thatsächlich nie gewährten. Der Kaufmann mußte vielmehr stets darauf gefaßt sein, daß die Mauren sein Schiff auf der Heimfahrt anhielten und ihm den gekauften Gummi abnahmen, und er konnte sich noch glücklich schätzen, wenn die Räuber ihm das nackte Leben ließen.

Auf Schutz seitens ihrer Regierung konnten die Kaufleute nicht rechnen, denn diese war froh, wenn sie Verwickelungen mit den Königen und Häuptlingen am Senegal vermied. Sie stand zu dem Häuptling des kleinen Dorfes Sor, zu dessen Gebiet die Insel gehörte, auf welcher Saint-Louis erbaut worden, in dem Verhältnis eines Pächters oder Mieters, und zahlte ihm Tribut. Außerdem zahlte sie jährlich Tribut an die Fürsten der auf dem rechten Senegalufer wohnenden Maurenstämme, der Trarsas, Braknas und Duaisch, an den König von Cayor, an die Häuptlinge von Walo, Dimar und Gandiaga, die Almamys[8]) von Futa, Bondu u. s. w. Wie die Kaufleute die Gunst der Dienerschaft der Fürsten durch Geschenke sich zu sichern suchten, so wurde dieselbe auch in den Verträgen, durch welche der von der französischen Regierung zu zahlende Tribut festgestellt wurde, nicht vergessen. In einem zwischen dem Roi de France und dem Brak von Walo geschlossenen Vertrag hieß es: „Die Regierung wird dem Brak von Walo zehn Flaschen Branntwein entrichten u. s. w. . . . seinem Diener zwei Flaschen Branntwein und eine Stange Eisen; der Prinzessin Gimbotte einen kleinen Koffer,

6) Vize-Admiral Fleuriot de Langle erwähnt Gummiwälder: in Sahel, 20 Lieues östlich von Portendik, in Dubar, 25 Lieues von Kap Mirick, in El Fata und Tagant. Croisières à la côte d'Afrique; Le Tour du Monde, Band XXIII, Seite 324. — Bérenger-Féraud, Les peuplades etc. Seite 110.

7) Carrère et Paul Holle, La Sénégambie.

8) Almamys heißen in Futa die Häuptlinge, während sie in Walo den Titel Brak führen.

ein Stück Musselin, 4 Flaschen Branntwein, 10 Rollen Tabak und 500 Gramm Gewürznelken; ferner zu ihrem Lebensunterhalt (pour sa ration de vivres) eine dame-jeanne (50 bis 60 Liter) Branntwein."[9])

Solche Tributzahlungen, in welchen die Einheimischen nur ein Zeichen von Schwäche sahen, diskreditierten den französischen Namen, und der Umstand, daß bei blutigen Zusammenstößen mit den Eingeborenen die Überlegenheit europäischer Truppen den Franzosen keineswegs stets den Sieg sicherte, trug auch nicht dazu bei, die Häuptlinge mit Respekt zu erfüllen. Zwei Offiziere und fünfzig Soldaten wurden einst umzingelt und niedergehauen, und außerhalb der Verschanzungen war überhaupt kein französischer Soldat seines Lebens sicher, da die Eingeborenen immer verwegener wurden und ihre Raubzüge bis unter die Kanonen des Forts ausdehnten. Nicht einmal in dem Fahrwasser an ihrer Insel waren die Franzosen Herren, und sie mußten die Erlaubnis, in dem Flußarm mit Booten zu fahren, durch einen besondern Tribut erkaufen. Die Furcht, in einen langwierigen Krieg verwickelt zu werden, dessen Ende nicht abzusehen war, hielt die Gouverneure von Saint-Louis von strengen Maßregeln zurück und ließ sie immer wieder zu Unterhandlungen ihre Zuflucht nehmen. Höchstens sandten sie, wenn die Schwarzen es zu toll trieben, ein Kanonenboot aus, um irgend ein am Ufer gelegenes Dorf zu bombardieren, wodurch jedoch, da die Einwohner sich rechtzeitig flüchteten, und die Strohhütten leicht wieder aufgebaut werden konnten, niemals großer Schaden verursacht wurde[10]).

Der gefürchtetste Nachbar der Niederlassung war der mächtige Fürst der Trarsas. Durch seine Habsucht und Willkür hatten die Kaufleute am meisten zu leiden. Er erhob Zölle in Guet N'dar, einem Saint-Louis gegenüber auf dem Festlande gelegenen Dorfe, und die Kaufleute mußten ihm überdies für die Erlaubnis, in seinem Gebiet Handel zu treiben, hohe Abgaben zahlen. Für je 1000 kg gekauften Gummi zahlte ihm der Kaufmann zwei Guineen[11]); dazu kamen eine Menge Abgaben unter den verschiedenartigsten Vorwänden, die willkürlich auferlegt und erhöht wurden, so z. B. zwei Stück Guineen für das Abendessen des Fürsten und verschiedene kleine Ausgaben desselben, 1½ Stück für seine Gemahlin, für das Abendessen des Ministers 2 Stück, außer welchen dem letztern noch allabendlich eine Schüssel Reis geliefert werden mußte. Wenn der Kaufmann die Entrichtung dieser Abgabe versäumte, mußte er 3½ m Guinee Strafe zahlen. Verweigerung der Abgabe hatte sofort das Verbot des Handels zur Folge.

Solche Zustände konnten sich nur dadurch entwickeln, daß der Kolonie seitens des Mutterlandes lange Zeit fast gar keine Beachtung geschenkt wurde. Kühne normannische Seefahrer hatten das gefürchtete Kap Bojador (welches den Seefahrern des Mittelalters ebenso als das Ende der Welt galt wie Griechen und Römern die Säulen des Herkules) im Jahre 1364 umschifft, waren bis zum Kap Verd vorgedrungen, das von ihnen seinen Namen erhielt, und segelten dann die Küste Guineas entlang weiter bis zur Nigermündung. Die wertvollen Waren, welche sie von dieser Reise mitbrachten, bewogen die Kaufleute von Dieppe und Rouen zur Gründung einer Handelsgesellschaft, welche die Ausbeutung der entdeckten neuen Handelsgebiete bezweckte. Eine Menge Faktoreien wurden an der Küste von Guinea gegründet, außerdem eine am Kap Verd und vielleicht auch eine am Gambia. Alle diese Niederlassungen fielen während der Kriege, von denen Frankreich im 14. Jahrhundert verheert wurde, in die Hände der Portugiesen, die sich eine päpstliche Bulle zu verschaffen wußten, durch welche die ganze westafrikanische Küste ihnen ausschließlich zuerkannt wurde. Als die Franzosen später wieder an der Küste erschienen, verwehrten ihnen die Portugiesen auf Grund ihrer Bulle den Handel mit den Eingeborenen, und die Franzosen mußten sich denselben mit Waffengewalt erzwingen. Sie errichteten, um im Lande wieder

9) Voyages et expéditions au Sénégal; Le Tour du Monde, Band III, Seite 20.

10) Raffenel, Nouveau voyage dans le pays des nègres, Band I, Seite 29.

11) Die indischen Guinées (ein blauer Baumwollstoff) waren früher das einzige Tauschmittel in Senegambien, und heute noch gilt, obwohl das französische Fünffrankenstück sich immer mehr einbürgert, im Bezirk von Saint-Louis die Pièce de Guinée (= 15 Meter) als Werteinheit. In neuerer Zeit sind die indischen Stoffe vielfach durch billigere europäische verdrängt worden, trotzdem diese jenen weder an Schönheit der Muster noch an Dauerhaftigkeit gleichkommen. Wir werden an anderer Stelle ausführlicher über die Einfuhr solcher Fabrikate aus England, Belgien und der Schweiz sprechen.

festen Halt zu gewinnen, eine Faktorei auf der in der Senegalmündung gelegenen kleinen Insel Bocos, welche später nach der Insel Saint-Louis verlegt wurde. Als dann am Anfang des 17. Jahrhunderts die Herrlichkeit des großen portugiesischen Kolonialreiches ihr Ende erreichte, begannen die Franzosen am Senegal wieder Fortschritte zu machen. Schon 1617 hatten die Holländer den Portugiesen Gorée abgenommen und sich später am Kap Blanc festgesetzt; beide Niederlassungen wurden im zweiten Kriege Ludwigs XIV. gegen die Niederlande von den Franzosen besetzt, denen sie 1678 im Frieden von Nymwegen definitiv abgetreten wurden.

Colbert, der große Reorganisator Frankreichs, wurde nun auch der Begründer einer neuen französischen Kolonialpolitik. Er überließ sämtliche Kolonien zwei großen Aktiengesellschaften, der westindischen und ostindischen Kompagnie, deren erstere das Monopol des Handels auf dem Festlande von Amerika, auf den Antillen und an der Westküste Afrikas erhielt. Da man aber bald erkannte, daß der Wirkungskreis der Kompagnie ein zu ausgedehnter war, teilte Colbert das ihr überlassene Gebiet, und Senegambien wurde bei dieser Teilung einer neuen Gesellschaft überwiesen, welche sich afrikanische Kompagnie nannte, aber noch weniger Erfolge erzielte als ihre Vorgängerin und bald bankrott war. Es wollte nicht gelingen, den Handel an der senegambischen Küste zur Blüte zu bringen. Nicht weniger als acht privilegierte Gesellschaften[12] versuchten dort von 1664 bis 1791 ihr Glück, aber infolge schlechter Organisation und der Unredlichkeit ihrer Beamten machten fast alle Bankrott oder waren zur Liquidierung gezwungen. Einen vorübergehenden Aufschwung nahm der Handel nur, als André Brüe in den Jahren 1697 bis 1702 und 1714 bis 1720 Leiter der Kolonie war. Als er sein Amt antrat, besaß die Kompagnie an der Küste nur zwei Komptoirs, Saint-Louis und Gorée. Die hohe Wichtigkeit des Senegal erkennend, beschloß Brüe seine Erforschung: er drang bis zu den Felu-Katarakten vor, gründete die Forts Saint-Joseph und Saint-Pierre, das letztere am Faleme, das erstere am Zusammenfluß des Faleme und Senegal, schloß Handelsverträge mit den an den Ufern beider Flüsse wohnenden Völkerschaften und sandte dann eine Expedition über die Felu-Katarakte hinaus nach Bambuk, von dessen Goldreichtum man bis dahin nur ungewisse Kunde hatte; nach Süden drang er bis zum Gambia vor, wo er mitten zwischen den englischen Niederlassungen Fuß faßte, zwang die Portugiesen zur Abtretung der Insel Bissao und ließ sich von den Eingeborenen die Insel Bolam abtreten. Leider war es ihm nicht vergönnt, die großartigen Kolonisationspläne, die ihm vorschwebten[13], zur Ausführung zu bringen, und unter seinen unfähigen Nachfolgern ging alles, was er geschaffen, zu Grunde. Dann kam der siebenjährige Krieg, während dessen die Engländer sich fast aller überseeischen Besitzungen Frankreichs bemächtigten und 1758 auch Saint-Louis und Gorée besetzten. Gorée wurde 1760 im Pariser Frieden an Frankreich zurückgegeben, Saint-Louis dagegen erst während des amerikanischen Freiheitskrieges durch ein an die Küste gesandtes Expeditionskorps unter dem Herzog von Lauzun am 30. Januar 1779 wieder besetzt. Die während dieses Krieges errungenen Erfolge, durch welche alle englischen Besitzungen am Gambia und an der Sierra-Leone-Küste den Franzosen in die Hände fielen, machten diese zur ersten Handelsmacht an der Küste, doch nur für kurze Zeit, denn in den fast ununterbrochenen Kriegen, welche die Republik und das napoleonische Kaiserreich gegen England führten, wurden alle französischen Besitzungen an der Westküste verloren. Englands Hoffnung, die wertvolle Beute behalten zu können, ging jedoch nicht in Erfüllung, denn der Wiener Friede gab Frankreich seine senegambischen Besitzungen zurück. Obwohl England als Entschädigung das Recht eingeräumt wurde, nördlich vom Senegal in Portendik eine Station zum Handel mit den Mauren zu errichten, trennte es sich doch so schwer vom Senegalgebiet, daß es dasselbe erst anderthalb Jahre nach dem Friedensschluß räumte.

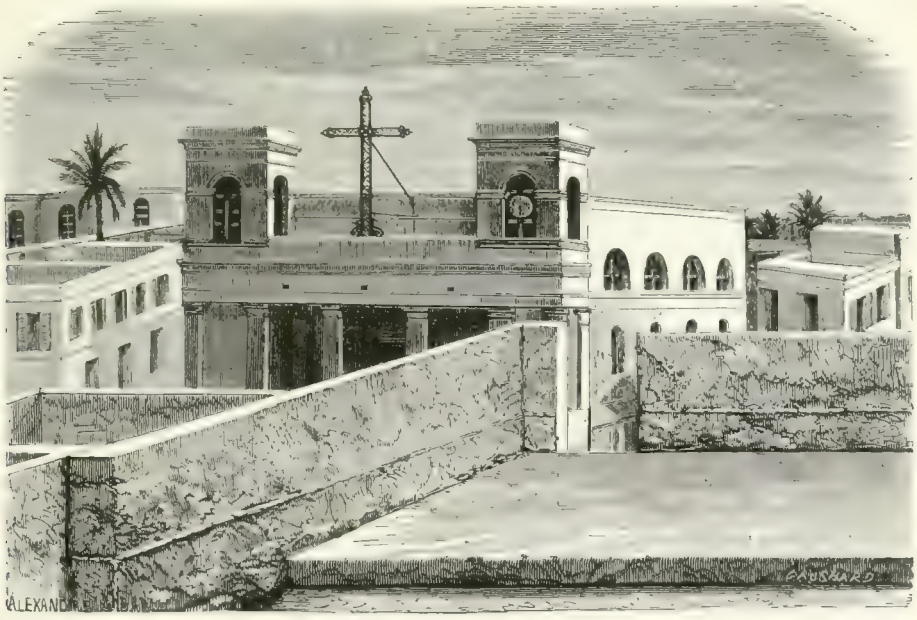
12) 1) Compagnie des Indes Occidentales, 1664 bis 1672; 2) Compagnie d'Afrique, 1681 bankrott; 3) Compagnie du Sénégal, liquidiert 1694; 4) Compagnie de Paris, liquidiert 1709; 5) Compagnie de Rouen, verkauft 1719 ihr Privileg an 6) Compagnie de l'Occident ou des Indes (eine Gründung Law's), welche 1758 Bankrott macht; 7) Compagnie de la Guyane, gegründet 1784, kommt nicht dazu ihr Privileg auszubeuten, und verkauft es an 8) Compagnie de la Gomme, welche später den Namen Compagnie du Sénégal annimmt und 1791 aufgehoben wird.

13) **Berlioux, André Brüe et l'origine de la colonie française du Sénégal.**

Der Zustand, in welchem Frankreich seine Kolonie übernahm, war kein erfreulicher. Die von Brüe errichteten Forts Saint-Joseph und Saint-Pierre waren längst verlassen, die Komptoirs von Joal, Portudal und Rufisque waren aufgegeben worden, das nur noch von Schwarzen und Mulatten bewohnte Gorée seiner frühern Bedeutung als Handelsplatz völlig beraubt, der Verkehr mit dem Innern ins Stocken geraten. Durch

Kloster der Schwestern vom heiligen Joseph in Saint-Louis.

die infolge der Erklärung der Menschenrechte dekretierte Aufhebung der Sklaverei verlor dann Senegambien überdies noch seinen wichtigsten Handelsartikel, die Menschenware, das „Ebenholz", wie der Geschäftsausdruck für die von den Sklavenhändlern gekauften Neger lautete. Der Eifer, mit dem die englische Regierung die



Kathedrale in Saint-Louis.

philanthropischen Bestrebungen Wilberforces unterstützte, mag wohl zum guten Teil dem Wunsche entsprungen sein, den Handel der Kolonie, die sie sich nicht erhalten konnte, zu schädigen, aber Frankreich hielten keine egoistischen Rücksichten von der Durchführung einer Maßregel ab, welche die Humanität forderte, und strenge Gesetze wurden zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Westküste Afrikas erlassen. Der Lohn blieb

nicht aus; was der Ruin seiner Kolonie werden sollte, wurde im Gegenteil die Grundlage einer segensreichen Entwickelung derselben, denn das Aufhören des Sklavenhandels zwang die eingeborene Bevölkerung, sich nach anderen Erwerbsquellen umzusehen.

An die Stelle der Monopolwirtschaft, welche bisher der ärgste Hemmschuh des Gedeihens der Kolonie gewesen, trat mit dem Jahre 1817 der Freihandel, und die Gouverneure fanden sich auch nicht mehr auf Schritt und Tritt durch eine mit Vorrechten ausgestattete Kompagnie gehemmt. Der erste Gouverneur, den Senegambien nun erhielt, Oberst Schmalz, brachte den besten Willen mit, der herabgekommenen Kolonie wieder aufzuhelfen und er hoffte dieses Ziel durch Erschließung der natürlichen Hilfsquellen des Landes zu erreichen. Senegambien mußte imstande sein, gar manche Produkte der Tropen zu erzeugen, welche Engländer, Portugiesen und Holländer zu hohen Preisen auf den Markt brachten: Kaffee, Tabak, Indigo, Baumwolle und andere Nutzpflanzen. Oberst Schmalz sah sich daher in der Nähe von Saint Louis nach Grund und Boden um, der zum probeweisen Anbau dieser Pflanzen geeignet war, und er erlangte im Jahre 1819 von dem Fürsten von Walo die Abtretung eines Landstriches auf dem linken Flußufer, wo die Scharen der Kolonisten, welche durch die Verheißungen der Regierung herangelockt wurden, angesiedelt werden sollten. Zum Schutze derselben wurde das Fort Dagana angelegt, aber dieser Schutz erwies sich nur zu bald als ungenügend. Die benachbarten Maurenstämme, die Trarsas und Braknas, sowie die auf dem linken Senegalufer wohnenden Peulhs betrachteten mit mißtrauischen Blicken die neue Niederlassung und wollten nicht dulden, daß die Franzosen sich an der Grenze ihrer Gebiete festsetzten. Sie vereinigten sich zur Vertreibung der Fremden und drangen mordend, sengend und plündernd in Walo ein. Oberst Schmalz sandte ihnen schleunigst Truppen entgegen, und nach blutigen Kämpfen kam ein Friede zustande, in welchem Frankreich die Ansprüche der Mauren auf Walo anerkannte, diese aber die Kolonisierung des Landstrichs gestatteten. Im Juni 1821 konnten endlich die Kolonisten ihre Arbeit beginnen, und nun entstand rasch eine lange Reihe von Plantagen, die sich am linken Ufer von Saint Louis bis Dagana hinzogen. Die Regierung unterstützte die Kolonisten in der ausgiebigsten Weise, überließ ihnen nicht nur unentgeltlich den Grund und Boden, sondern stattete sie auch noch reichlich mit Aussaat, den zum Plantagenbau nötigen Gerätschaften und mit Proviant für längere Zeit aus. In sehr günstiger Lage wurde ein großer botanischer Garten (jardin d'acclimatation) angelegt, dessen Leitung man einem tüchtigen Gärtner, Herrn Richard übertrug, nach dem sie Richard Toll d. i. Richards Garten benannt wurde.

Gleichzeitig mit dem Kolonisationsversuch unternahm die Regierung einen Versuch zur Neuanknüpfung der Handelsverbindungen mit dem obern Senegal. Im Jahre 1820 wurde eine Flottille stromaufwärts gesandt, um das verlassene Fort Saint Joseph wieder aufzubauen. Das Fallen der Wasser des Flusses, welches früher eintrat, als man erwartet hatte, verhinderte zwar die Flottille, ihr Ziel zu erreichen, aber der die Expedition leitende Offizier wollte nicht völlig unverrichteter Sache zurückkehren und errichtete daher an der Stelle, bis zu welcher er vorgedrungen war, ein Fort, welches den Namen Bakel erhielt und dank seiner günstigen Lage auf einem Uferfelsen ein wichtiger Stützpunkt der Franzosen wurde. Weitere Versuche stromaufwärts zu dringen, wurden nicht unternommen, denn das Interesse der Regierung für die Kolonie begann infolge des völligen Fehlschlagens des Kolonisationsversuches zu erkalten. Trotz aller Mühe und aller Kosten wollte es nämlich nicht gelingen, die Plantagen zur Blüte zu bringen. Einige Musterplantagen gediehen zwar vortrefflich, aber die Mehrzahl der von den Kolonisten bebauten fristete nur ein klägliches Dasein. Der Ertrag der Baumwollkultur blieb weit hinter den Erwartungen zurück, denn er betrug in 4 Jahren kaum 50 000 kg, und die Produktionskosten des Indigo waren so groß, daß derselbe trotz vorzüglicher Qualität auf dem europäischen Markte mit dem indischen nicht konkurrieren konnte. Mit derselben Hast, mit der man sich in das Unternehmen gestürzt hatte, wurde es aufgegeben. Als die Regierung die Unterstützungen einstellte, begannen die Kolonisten auszuwandern und ihre Plantagen zu verlassen. Das Unternehmen mußte als gescheitert betrachtet werden. An dem Mißlingen desselben war zum Teil der zum Anbau wenig geeignete Boden schuld,

den man den Kolonisten anwies, aber auch die Kolonisten selbst sind von Schuld nicht freizusprechen, da die wenigsten die zu ihrem Beruf nötigen Fähigkeiten besaßen, es mit dem Anbau nicht Ernst nahmen und hauptsächlich auf die von der Regierung versprochene Unterstützung spekulierten.

Nicht gewitzigt durch die bisherigen traurigen Erfahrungen, wollte es die Regierung nun nochmals mit dem Monopolsystem versuchen, da aber die öffentliche Meinung einem solchen nicht hold war, begnügte man sich mit einer sonderbaren Mischung von Monopolsystem und Freihandel: Die „Compagnie de Galam" sollte vom 1. Januar bis 1. August das ausschließliche Recht zum Handel am obern Senegal besitzen, in den übrigen Monaten dagegen der Handel jedermann freistehen. Dieser Zustand erhielt sich bis zum Jahre 1848, ohne daß der Handel den erhofften Aufschwung nahm. Die Juli-Monarchie vernachlässigte die Kolonie am Senegal, und der letzte Rest von Ansehen, welches die Franzosen noch bei den Eingeborenen besaßen, ging verloren, als die Einfälle der Mauren in die Gebiete auf dem linken Ufer immer häufiger wurden und die schwarze Bevölkerung sich denselben schutzlos preisgegeben sah. Nachdem ihr wiederholt Beistand zugesagt, das Versprechen aber nie gehalten worden, paktierte sie im Jahre 1855 mit ihren Bedrängern und suchte sich Sicherheit von Gut und Leben durch die Unterwerfung unter den König der Trarsas zu erkaufen. Der König sollte die schon oben erwähnte Prinzessin Gimbotte (siehe Seite 6) heiraten und mit ihrer Hand die Oberhoheit über Walo erlangen.

Es war ein kritischer Augenblick: gelang es den Mauren, auf dem linken Ufer des Flusses sich festzusetzen, so war es um die französische Herrschaft geschehen. Der Gouverneur raffte sich angesichts der drohenden Gefahr zu einer energischen That auf und rückte gegen den Maurenfürsten ins Feld. Die Expedition mißlang jedoch vollständig, und der Gouverneur erlag während derselben dem Fieber. Seinem Nachfolger glückte es zwar, die Mauren auf das andere Ufer zurückzutreiben, er wagte es aber nicht, ihnen in ihr eigenes Gebiet zu folgen, und begnügte sich mit einer Blockade desselben. Aller Handelsverkehr mit den Mauren wurde untersagt, und zwei Jahre lang wurde zum Schaden beider Teile die Blockade aufrecht erhalten, bis endlich der Maurenfürst um den Preis der Verzichtleistung auf Walo die Wiederanknüpfung der Handelsverbindungen erkaufte. Die Zustände in der Kolonie blieben aber nach wie vor unerquicklichster Art, und alle Bemühungen des energischen Gouverneurs Korvettenkapitän Bouet, der unwürdigen Lage der Franzosen ein Ende zu machen, scheiterten an der Abneigung der Regierung gegen überseeische Unternehmungen.

Erst unter dem zweiten Kaiserreich trat ein Umschwung zum Besseren ein. Der Gouverneur Protet fuhr im März 1854 mit 1500 Mann stromaufwärts, schlug eine sich ihm entgegenstellende Peulhs-Armee, erstürmte das wichtige Dorf Podor und errichtete bei demselben ein starkes Fort. Dann wandte er sich gegen die Bewohner von Dimar, um sie dafür zu züchtigen, daß sie die Expedition auf dem Zuge gegen Podor verräterisch überfallen hatten. Das von 3000 Mann verteidigte, für unüberwindlich geltende große Dorf Dialmat wurde von 800 Franzosen mit Sturm genommen, und der moralische Eindruck dieses Sieges war so groß, daß die Bevölkerungen des linken Ufers ohne ferneren Widerstand die französische Oberherrschaft anerkannten und nicht zu widersprechen wagten, als der Gouverneur die Coutumes und alle anderen Handelsbeschränkungen ein für allemal für aufgehoben erklärte.

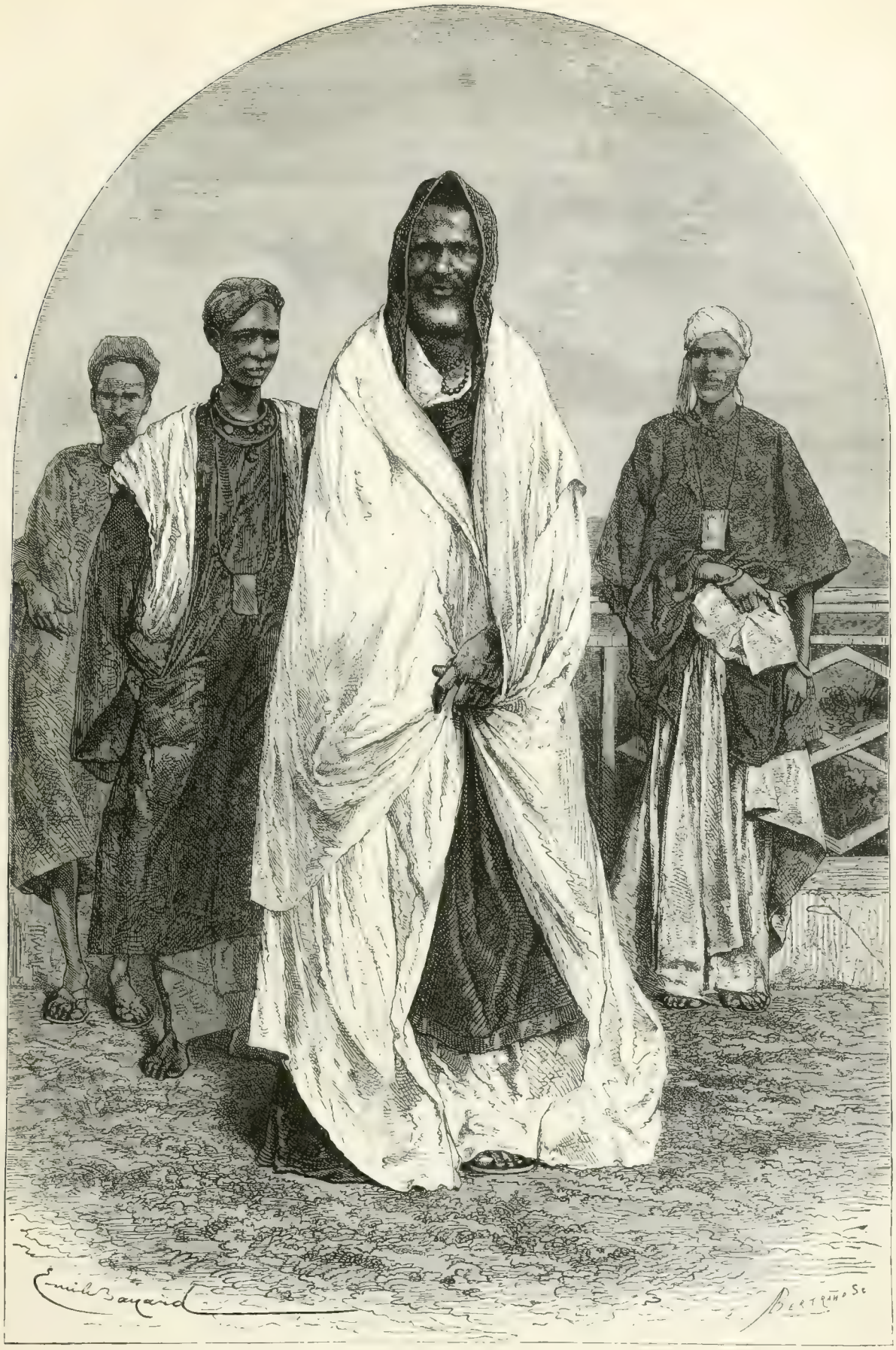
Bei der Anlage des Forts Podor war zum erstenmale der Name eines mit den Befestigungsarbeiten betrauten talentvollen jungen Genie-Offiziers genannt worden, der vom Geschick ausersehen war, eine große segensreiche Rolle in der ferneren Geschichte der französischen Kolonie am Senegal zu spielen: Louis Léon Cäsar Faidherbe. Als der Gouverneur Protet, dessen Gesundheit zerrüttet war, bald nachher nach Frankreich zurückkehrte, wurde er sein Nachfolger, und mit seinem Amtsantritt begann für die Kolonie eine Ära des Aufschwungs, welche noch vor kurzem niemand für möglich gehalten hatte. Zu seiner ersten Aufgabe stellte sich der neue Gouverneur die Sicherung des linken Ufers gegen die unaufhörlichen Raubzüge der Mauren, und er führte sein Vorhaben mit eiserner Energie durch, obwohl es jahrelanger Kämpfe bedurfte, bevor die Macht der Mauren gebrochen war. Da der Fürst der Trarsas seinen und der Prinzessin Gimbotte

Sohn Ely zum König von Walo zu machen rückte organisierte Faidherbe mit Hilfe des populären Häuptlings Fara Penda (siehe Seite 15) eine allgemeine Volkserhebung zur Befreiung Walos von den Mauren und unternahm auch wiederholt Streifzüge in das Maurengebiet. Der Feind floh zwar beim Anrücken der Truppen schleunigst in die Wüste, wohin man ihm nicht folgen konnte, aber am 15. Mai 1857 gelang es Faidherbe doch, ihn in einer befestigten Stellung am See Cayor zu überfallen und mit großem Verlust in die Flucht zu treiben. Nachdem ein Versuch Saint Louis durch einen kühnen Zug auf das linke Ufer zu überrumpeln, an dem heldenmütigen Widerstand gescheitert war, den ein französischer Korporal mit 7 schwarzen Soldaten in dem verfallenen Blockhaus zu Ndar den Angreifern entgegensetzte, gab der Trarsas Fürst Mohamed-el Habib den aussichtslosen Widerstand auf und bat um Frieden. Er mußte auf alle Ansprüche auf das linke Ufer ver-

Ansicht von Saint Louis.

zichten, und da bald darauf auch der Fürst der Braknas die französischen Ansprüche anerkannte, war die Befreiung der so lange von den Mauren bedrängten Länder vollzogen. Auch die Maurenfürsten mußten ihre Einwilligung zur Aufhebung aller Handelsbeschränkungen erklären und den bisher an die Escales gebundenen Gummihandel freigeben, während es den Mauren strengstens untersagt wurde, bewaffnet das linke Ufer zu betreten.

So war durch die Ausdauer eines energischen Mannes im Verein mit der nötigen Unterstützung seitens des Mutterlandes in wenigen Jahren erreicht, was man vorher jahrhundertelang vergebens angestrebt hatte. Im Dezember 1858 wurde Walo für eine französische Provinz erklärt, und damit war endlich eine feste Basis



Fara-Penda, Häuptling von Richard Toll.

für fernere Operationen gewonnen. Bevor jedoch Faidherbe daran ging, die französische Machtsphäre zu erweitern, wollte er das Errungene sichern und die Verwaltung der neuen Provinz regeln. Er bewährte sich dabei als ebenso geschickter Organisator und Verwalter, wie früher als tüchtiger Feldherr, und mit der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung wuchs rasch die Bevölkerung, mehrte sich der Wohlstand des durch die langen Kriege verwüsteten Landes. Ganz besonders kam aber die reformatorische Thätigkeit des Gouverneurs der Stadt Saint Louis zu statten. Unter seiner Leitung blühte sie rasch auf und entwickelte sich zu einer der schönsten Städte an der Westküste Afrikas.

Die Insel, auf welcher Saint-Louis liegt, ist sehr niedrig und war daher häufigen Überschwemmungen ausgesetzt. Durch Erhöhung des Straßen-Niveaus und Anlage solider Quais wurde unter Faidherbes Verwaltung die Stadt gegen die Verheerungen des Hochwassers geschützt. Auf den Quais entstanden große Warenmagazine, und die Handelsfahrzeuge können jetzt unmittelbar bei denselben anlegen und ihre Ladung löschen oder neue Ladung einnehmen. Das auf dem Festland gelegene Dorf Guet N'dar wurde durch eine Brücke mit Saint-Louis verbunden und eine zweite Brücke über den Hauptarm des Senegal geschlagen, um den von Cayor kommenden Karawanen den Zugang zu der Stadt zu erleichtern.[14]) Dadurch war auch für die ansässigen Europäer eine der wesentlichsten Unannehmlichkeiten des Aufenthaltes in Saint-Louis beseitigt, da sie nun nicht mehr zu ihrer Erholung ausschließlich auf Spaziergänge in den sandigen, schattenlosen Straßen der Stadt angewiesen waren. Auch die sanitären Verhältnisse der Stadt besserten sich, seitdem den Überschwemmungen Einhalt geboten war, obwohl das Fieber immer noch viele Opfer fordert.[15]) Ein anderer Übelstand dagegen, der Mangel guten Trinkwassers ist bis heute noch nicht beseitigt. Die Bevölkerung ist auf das schlechte Cisternenwasser angewiesen, da Süßwasserquellen auf der Insel nicht vorhanden sind und der Versuch, artesische Brunnen anzulegen, erfolglos blieb. Faidherbes Nachfolger Pinet-Laprade ließ zwar später bei Lampsar, 16 Kilometer von Saint Louis, durch Dammbauten ein großes Wasser-Reservoir herstellen und beabsichtigte, das Trinkwasser von dort durch einen Kanal nach der Insel zu leiten, aber die Arbeiten wurden nach seinem Tode eingestellt und erst der Gouverneur Briere d'Isle 1876—1882 nahm sie wieder auf; sie sind noch nicht vollendet.

Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut, die Straßen schnurgerade. Von hervorragenden Gebäuden sind zu erwähnen: der Palast des Gouverneurs, die Kathedrale (siehe Seite 9), der Bischofsitz, das Kloster der Schwestern vom heiligen Joseph (siehe Seite 9) und das große, gut eingerichtete Hospital. Das alte Fort ist jetzt in eine Kaserne umgewandelt worden.

Auch unter den Privatgebäuden trifft man viele von hübschem, stattlichem Aussehen. Die Häuser sind meist einstöckig und mit flachen Dächern versehen. Im Erdgeschoß wohnen gewöhnlich Eingeborene, in niedrigen, finsteren, schlecht gelüfteten Stuben, deren einzige Einrichtung in einer als Bett dienenden breiten Holzbank und einem oder zwei bunt bemalten Holzkoffern besteht, in welchen die Familie alle ihre Habseligkeiten

[14]) Diese Brücke wurde erst 1866 dem Verkehr übergeben, nachdem Faidherbe bereits als Gouverneur nach Algier versetzt war, und wurde nach ihm benannt.

[15]) Das ungesunde Klima am Senegal ist der Hauptgrund, warum die Zahl der dort ansässigen Europäer so gering ist. Es giebt zwar in Saint Louis einige europäische Familien, welche dort seit Generationen ansässig sind, und in manchen der ungesundesten Gegenden leben Europäer seit 20 und mehr Jahren, doch das sind und bleiben Ausnahmen. Die meisten lassen sich in der Kolonie nur vorübergehend nieder in der Hoffnung auf raschen, großen Gewinn, der ihnen baldige Rückkehr ermöglicht. Darin liegt aber gerade das Geheimnis des Gedeihens der Kolonie, da sie vom Mutterlande keine große Einwanderung fordert, welche dieses zu leisten nicht imstande wäre, und einige über hinreichendes Kapital verfügende Kaufleute zur kommerziellen Ausnützung des Landes vollkommen genügen. — Über die sanitären Verhältnisse am Senegal hat der Marinearzt Bérenger-Féraud mehrere schätzenswerte Studien veröffentlicht: De la fièvre bilieuse mélanurique du Sénégal. Paris, Delahaye, 1873. De la fièvre jaune a du Sénégal. Paris, Delahaye, 1874. Traité clinique des maladies des Européens au Sénégal. Paris, Delahaye, 1875—1877. 2 Bände.

aufbewahrt.[16]) In den sandigen Straßen herrscht in den Morgen- und Abendstunden reger Verkehr. Eingeborene, darunter noch manche halbnackte Gestalten, bieten Fische, Hühner, Eier, Tomaten u. s. w. zum Verkauf an. Vor den Läden der europäischen Exporteure, welche es nicht verschmähen, auch einen Detailhandel mit Waffen, Pulver, Glaswaren u. dgl. zu treiben, drängt sich eine bunte Menschenmenge. Da sieht man die verschiedenartigsten Typen und eine ganze Farbenskala von Hautschattierungen vom hellen Braun bis zum tiefsten Schwarz. Langsam und bedächtig schreitet der in lange weiße Gewänder gehüllte Maure daher. Woloffs aus den Dörfern des gegenüberliegenden Festlandes und ihre mit Schmuck aller Art überladenen Frauen, sowie Angehörige anderer Stämme, welche fernher stromabwärts gekommen sind, staunen die Wunder von Saint-Louis an, und neben dem ärmlich aussehenden Laptot und den kräftigen, nur mit einem Lendenschurz bekleideten Gestalten der Fischer prangt die Mulattin, die Signare, mit ihrem Schmuck aus Talmigold. Zwei schroffe Gegensätze, die neue und die alte Zeit, repräsentieren die schwarzen Chasseurs in ihrer bunten Uniform, eingeborene Verteidiger der so lange bestrittenen französischen Hoheitsrechte, und die Marabuts, in hohem Ansehen stehende Apostel des Islam, welche ganz Senegambien durchziehen und mit ihren Wanderschulen, in denen nur im Koranlesen Unterricht erteilt wird, den französischen Schulen lebhafte Konkurrenz machen.

Saint-Louis besitzt 11 arabische und drei französische Schulen, darunter eine protestantische. Da die Kolonie auf keine große Einwanderung rechnen kann, ist die Verbreitung von Bildung unter der eingeborenen Bevölkerung eine der wichtigsten Aufgaben der französischen Kolonieverwaltung, welche keine Mühe scheuen darf, unter den Eingeborenen Kulturelemente heranzuziehen. Glücklicherweise sind fast alle eingeborenen Stämme, die Woloffs, Sereros, Serrakolets, Toucouleurs u. s. w. fähig, eine höhere Kulturstufe als ihre jetzige zu erreichen. Dies bestätigen nicht nur alle Reisenden, welche längere Zeit mit ihnen verkehrten, sondern auch die Erfolge, welche General Faidherbe bei seinen Versuchen, die Eingeborenen als Soldaten, sowie auch in den verschiedensten Kreisen des Verwaltungsdienstes zu verwenden, erzielte. Die aus Eingeborenen gebildeten Spahi- und Tirailleur-Regimenter stehen unter dem Kommando schwarzer Offiziere, denen schon wiederholt die wichtigsten Aufträge anvertraut und von ihnen zu voller Zufriedenheit ausgeführt wurden. In den Kontors der Handelshäuser sind viele Eingeborene angestellt, und man trifft solche bereits auch in der Stellung von Ingenieuren, Telegraphenbeamten, Straßenbauaufsehern u. s. w. Ein eingeborener Ingenieur namens Mademba hat mit schwarzen Arbeitern die Telegraphenlinie Medine-Bammako angelegt. In anbetracht der leichten Empfänglichkeit der Bevölkerung ist seit Faidherbes ersten Versuchen leider viel zu wenig für das Unterrichtswesen in Senegambien gethan worden.[17]) Für die entfernteren Ortschaften würde sich vielleicht ein Unterrichtssystem empfehlen, wie es der Admiral Fleuriot de Langle seinerzeit in Groß-Bassam mit gutem Erfolg in Anwendung brachte, indem er eine Schule eröffnete, in welcher seine Unteroffiziere Unterricht erteilten.

Die wichtigste Schöpfung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens war die von Faidherbe in Saint-Louis gegründete Schule der Geiseln. Alle Verträge mit den einheimischen Häuptlingen legten diesen die Verpflichtung auf, ihre Söhne als Geiseln nach Saint-Louis zu schicken, wo sie auf Kosten der Regierung erzogen wurden. In der zu ihrer Ausbildung bestimmten Schule wurde besonders darauf gesehen, daß in ihnen eine Frankreich freundliche Gesinnung geweckt wurde. Da viele dieser jungen Leute später als Häuptlinge an die Spitze ihrer Stämme traten, wurde durch ihre Erziehung in der Schule der Geiseln das Band, welches die einzelnen Gebiete mit Frankreich verknüpfte, nur noch fester geschlungen. Das Institut hat sich vortrefflich bewährt, und es sind nur wenige Fälle bekannt, in welchen ein Zögling dieser Schule sich später als Feind der Franzosen

[16]) Bérenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie, S. 16, 17.

[17]) Nach der Revue maritime et coloniale, 77. Band, Seite 106 gab es in ganz Senegambien 18 Lehrer und 17 Lehrerinnen, welche 802 Knaben und 324 Mädchen zu unterrichten hatten. Schulen befinden sich außer in Saint Louis: in Gorée, Dakar, Joal, Rufisque und Sedhiou.

erwies; faſt alle bewährten ſich nach ihrer Heimkehr als treue Freunde derſelben, auch als eifrige Verbreiter der europäiſchen Kultur, deren Wert ſie kennen gelernt hatten.

General Faidherbe hat ſogar verſucht, den Schulunterricht für beide Geſchlechter obligatoriſch zu machen, und wäre er länger in der Kolonie geblieben, ſo würde er wohl auch dieſe Aufgabe durchgeführt haben. Seinen Nachfolgern fehlte aber das Verſtändnis für die Bedeutung eines hochentwickelten Unterrichtsweſens, die von Faidherbe mit Strenge gehandhabte Kontrolle des Schulbeſuches hörte auf, und die Zahl der Schüler verminderte ſich infolge deſſen immer mehr.

Faidherbes Initiative war ferner die Errichtung einer Druckerei in Saint-Louis, der erſten in Senegambien zuzuſchreiben, welcher bald die Gründung eines offiziellen Journals, des Moniteur du Sénégal folgte.

Schwarzer Handlungsdiener.

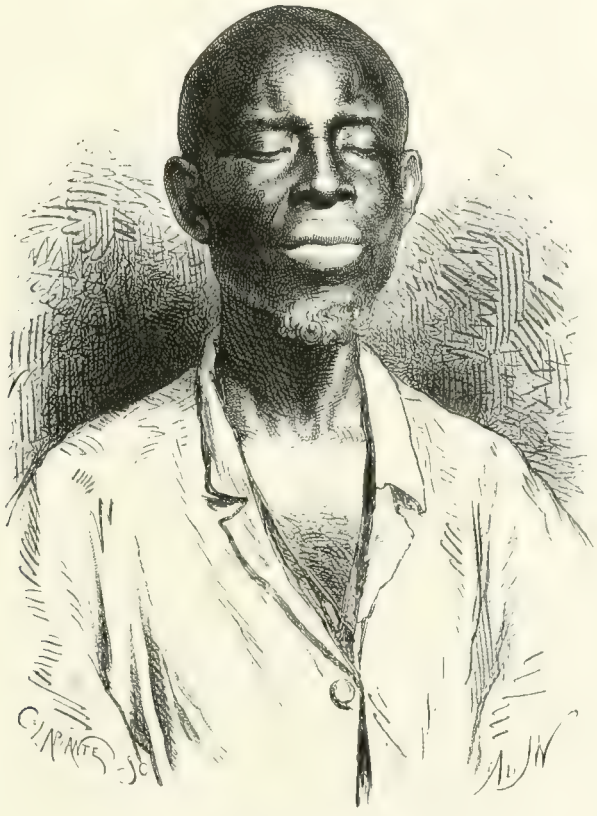
Außerdem begann Faidherbe im Jahre 1860 in Saint-Louis das Annuaire du Sénégal herauszugeben, welches unter ſeiner Leitung eine der wichtigſten Quellen für die Kenntnis Senegambiens geworden iſt.[18])

Unter den großen Verdienſten, welche General Faidherbe um die franzöſiſche Kolonie am Senegal ſich erworben hat, iſt keines der geringſten ſeine Förderung der wiſſenſchaftlichen Durchforſchung des Landes.

[18]) Von ſeinen Schriften nennen wir außer ſeinen Beiträgen zum „Bulletin“ der Pariſer Geographiſchen Geſellſchaft: Chapitre de géographie sur le Nord-Ouest de l'Afrique (1864); Le Zénaga des tribus sénégalaises. Contribution à l'étude de la langue berbère (1868); Les dolmens d'Afrique (1873); und die Frucht ſeines Algierer Aufenthaltes: Collection complète des inscriptions numidiques. — Faidherbe wurde am 3. Juni 1818 zu Lille geboren, beſuchte die polytechniſche Schule in Paris und die Artillerie- und Genieſchule in Metz, welche letztere er als Unterlieutenant im Geniekorps verließ. In den Jahren 1844 und 1845 diente er in Algerien, 1845 bis 1849 auf Guadeloupe und 1849 bis 1852 nochmals in Algerien, und kam dann als Unterdirektor des Genieweſens an den Senegal. Die Rolle, welche er ſpäter im deutſch-franzöſiſchen Kriege geſpielt, dürfen wir als bekannt vorausſetzen.

Mit gründlichem, vielseitigem Wissen vereinigte er einen seltenen Scharfblick und wußte den Einfluß, den seine Stellung ihm gewährte, in der segensreichsten Weise geltend zu machen. In ethnographischer, linguistischer, botanischer und geologischer Beziehung haben französische Forscher am Senegal schon sehr Bedeutendes geleistet. Wir werden im folgenden wiederholt Gelegenheit haben, auf die französischen Leistungen auf diesen Gebieten hinzuweisen.

So große Aufmerksamkeit General Faidherbe jederzeit allen diesen Quellen des Volksreichtums zuwendete, so blieb doch sein Hauptaugenmerk auf den Handel gerichtet. Er hatte denselben von einer Unzahl hemmender Fesseln befreit, ihm neue Absatzgebiete erschlossen, den Verkehr auf dem Flusse weit in das Innere



Laptot vom Senegal.

hinein gesichert. Manch anderer Gouverneur hätte geglaubt, damit genug gethan zu haben: für Faidherbe war alles dies nur die Grundlage einer fernern, weitumfassenden Thätigkeit. Es gelang ihm, die Regierung von der Notwendigkeit der Gründung einer Bank für die Kolonie zu überzeugen, und die auf sein Betreiben im Jahre 1855 gegründete Banque du Sénégal bewies durch ihr rasches Gedeihen, wie richtig der Gouverneur die Verhältnisse beurteilt hatte. Der Jahresumsatz der Bank war 1881—1882 bereits auf eine Million gestiegen und sie konnte den Aktionären 8 Prozent Dividende auszahlen.

Eine neue Ära begann für den französischen Handel am Senegal. Im Jahre 1855 betrug die Ein- und Ausfuhr nur 14 434 758 Franks;[19]) vier Jahre später war die Einfuhr allein schon so gestiegen, daß sie

[19]) Auf dieser Höhe hielt sich der Export und Import schon seit den vierziger Jahren. Als der Wiener Friede Frankreich die Kolonie zurückgab, lag der Handel, wie schon oben bemerkt, fast ganz darnieder, und 1820 hatten sich Export und Import erst wieder auf 7 Millionen gehoben. Mit den nun erreichten 14 Millionen schienen sie auf einem Höhepunkt angelangt zu sein, als durch Faidherbes Thätigkeit der unerwartete Umschwung eintrat.

fast der Summe der frühern Ein- und Ausfuhr gleichkam. Die Zahlen der statistischen Tabellen sind die beredtesten Zeugen des überraschenden Aufschwungs. Dieselben bieten uns die folgende Übersicht des Handels der Kolonie in den Jahren 1855 bis 1865:

	Einfuhr	Ausfuhr
1855	Franks 7 870 549	Franks 6 564 409
1859	„ 12 659 497	„ 9 527 867
1865	„ 18 045 897	„ 14 499 795
1869	„ 18 155 565	„ 17 209 564

Als General Faidherbe im Jahre 1868 die von ihm so glänzend verwaltete Kolonie verließ, betrug demnach der Handel Senegambiens bereits 55 544 927 Franks! Eine überraschende Erscheinung ist die Thatsache, daß in dieser Periode, in welcher der Senegal zum drittenmal einen großen Aufschwung erlebte, auch der Haupthandelsartikel zum drittenmal ein anderer wurde. Zuerst hatte das „Ebenholz" den Markt belebt; als es den vereinigten Bemühungen Englands und Frankreichs gelungen war, den überseeischen Sklavenhandel zu unterdrücken, begann die Periode des Gummihandels; nun drängte sich ein neues Produkt in den Vordergrund, welches in einem Sturmlauf die Exporthöhe des Gummi erreichte, diesen rasch überflügelte und in die zweite Reihe zurückdrängte: Die Erdnuß (arachide).

Diese vor 40 Jahren noch kaum gekannte Frucht gedeiht in ganz Senegambien. Jeder Boden ist ihr recht, obwohl sie den trockenen besonders liebt, der Anbau erfordert nicht viel Arbeit, und zwischen Aussaat und Ernte liegt nur ein Zeitraum von 3 bis 4 Monaten.[20] Die Erdnuß ist daher wie geschaffen für eine der Arbeit abholde Bevölkerung, welche durch sie allmählich vom Nomadenleben zum Ackerbau herübergeführt werden kann. Daraus erklären sich die rasch wachsenden Massen dieses Produktes, die auf den Markt kamen, sobald die Erdnuß erst einmal auf demselben eingeführt war. In den Handelsverhältnissen am Senegal wurde durch sie eine völlige Umwälzung hervorgebracht. Für den Gummihandel war Saint-Louis der Stapelplatz; die Karawanen aber, welche die Erdnüsse brachten, zogen aus dem Königreich Cayor, welches dieselben hauptsächlich erzeugte, nach Süden, und Gorée wurde ihr Exporthafen. Im Jahre 1855 betrug der Export von Erdnüssen 1 997 216 Franks, er stieg vier Jahre später auf 2 245 712 Franks und hatte im Jahre 1865 mit 6 778 012 Franks den Gummiexport fast um das Dreifache überholt.

General Faidherbe hatte die Wichtigkeit des neuen Handelsartikels bald erkannt, und er sah auch ein, daß der Export desselben noch bedeutend steigen würde, wenn es gelang, im Königreich Cayor die französischen Kaufleute ebenso gegen Plackereien und Bedrückungen sicher zu stellen, wie dies bereits am untern Senegal geschehen war. Den Kaufleuten mußte ermöglicht werden, mitten in dem Gebiet, welches die Hauptbezugsquelle der Erdnüsse war, Stationen zum direkten Verkehr mit den Eingeborenen zu errichten, während ihnen augenblicklich noch der Bau von Häusern im ganzen Königreich Cayor und den benachbarten Königreichen Baol und Sin untersagt war. Schließlich mußte der Ausfuhr ein Hafen eröffnet werden, welcher den steigenden Anforderungen des Verkehrs besser genügte als der wegen seiner Barre schwer zugängliche Hafen von Saint Louis oder der kleine Hafen von Gorée, welcher für die großen Dampfer zu seicht war. Zunächst wurde aber Faidherbe von der Verfolgung dieser Pläne durch Gefahren abgelenkt, welche den französischen Besitzungen von Osten her drohten, und er sah sich gezwungen, für einige Zeit die Rolle des Organisators wieder mit jener des Feldherrn zu vertauschen.

In Senegambien war einer jener Propheten erstanden, deren der religiöse Fanatismus in den Ländern des Islam schon so viele hervorgebracht. Omar — oder wie er nach seiner Pilgerfahrt nach Mekka hieß: El Hadschi Omar der Pilger — stammte aus einem Dorfe in Futa, unweit von Podor, und hatte sich frühzeitig durch strenge Religiosität bei seinen Landsleuten großes Ansehen zu verschaffen gewußt, welches sich

[20] Jules Duval, Les colonies et la politique coloniale de la France.

nach seiner Mekkafahrt noch steigerte. Bald umgab ihn der Ruf der Heiligkeit, zahlreiche Schüler strömten ihm zu, und er wurde allmählich das Haupt einer mächtigen Partei, welche blindlings seinen Befehlen gehorchte. Verstand er doch vortrefflich, sie durch seine Weltverbesserungs-Ideeen an sich zu fesseln! Die Zeit sei nahe, verkündete er, in welcher es keine Herren und Knechte mehr geben und volle Freiheit unter den Menschen herrschen würde. Als er endlich seine Glaubensgenossen zum Kampf gegen die Ungläubigen aufrief, fand er massenhaften Zulauf, und nach den ersten Erfolgen schwoll sein Heer lawinenartig an. In raschem Siegeslauf durchzog er Futah-Djallon und das reiche Bambuk. Die Landschaft Futa am Senegal wagte, eingeschüchtert durch seine Erfolge, gar keinen Widerstand und unterwarf sich ihm sofort, als er sie zur Unterwerfung aufforderte. In zwei Jahren war er Herr des ganzen linken Ufers des obern Senegals. Auf einem Zuge gegen die Bambarras von Kaarta verließ ihn aber sein Glück und er erlitt eine so schwere Niederlage, daß er zur Wiederherstellung seines erschütterten Ansehens eines raschen großen Erfolges bedurfte. Einen solchen glaubte er gegenüber den Franzosen erringen zu können, und er brach sofort gegen dieselben auf.

General Faidherbe hatte das Entstehen eines großen Reiches an der Grenze der französischen Besitzungen mit Besorgnis beobachtet, wollte jedoch vorerst trotz offenbarer Feindseligkeiten, welche Omar gegen französische Kaufleute sich zu schulden kommen ließ, nichts gegen denselben unternehmen, weil der noch nicht entschiedene Krieg wider die Mauren seine Kräfte band. Er beschränkte sich darauf, die eingeborenen Häuptlinge zum Widerstand gegen den Propheten aufzumuntern, und errichtete als Stützpunkt für dieselben im September 1855 am Fuße der Felu-Katarakte das Fort Medine, zu dessen Kommandanten er einen sehr energischen Mann ernannte: Paul Holle, den Sohn eines Franzosen und einer Negerin.

Gegen dieses neue Fort rückte Omar im April 1857 mit 15 000 fanatisierten Streitern heran. Die Garnison, welche Paul Holle befehligte, bestand nur aus 64 Mann, darunter 8 Europäer, und neben dem Fort hatte der den Franzosen treu ergebene Sambala, König von Khassо, den sein von Omar unterstützter Bruder aus seinem Reiche vertrieben, ein verschanztes Lager errichtet, welches er mit dem Rest seiner Anhänger und Flüchtlingen aus der Umgegend besetzt hielt.

Am 20. April wurde Medine gestürmt. Der Prophet hatte seinen Scharen verkündigt, daß die Kanonen des Forts nicht losgehen würden, und sie rückten daher in der größten Siegeszuversicht gegen die Wälle heran, doch auch als die Geschütze der Belagerten tiefe Lücken in ihre Reihen zu reißen begannen, wankten sie nicht. Sie waren, in tiefem Schweigen vorwärtsstürmend, schon bis zu dem das Fort umgebenden Graben gelangt, als eine letzte verheerende Salve sie zurücktrieb. Der erste Anprall war zurückgeschlagen, aber der Prophet ordnete seine Scharen bald wieder und trieb sie noch zweimal zum Sturm gegen die Verschanzungen, allerdings nicht mit besserem Erfolg. Er begnügte sich nun, Medine so eng als möglich einzuschließen, um die Belagerten durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, und dieser neue Plan schien in der That mehr Aussicht auf Erfolg zu haben, als der erste. Die Lebensmittel, die sich im Fort befanden, waren unzureichend für die Besatzung und die Menge Menschen, die sich mit Sambala in dasselbe geflüchtet hatte. Auch wenn die täglichen Rationen auf ein verschwindend geringes Maß beschränkt wurden, konnte Medine eine lange Belagerung nicht aushalten. Paul Holle suchte daher durch Boten den Gouverneur von seiner Notlage zu benachrichtigen, und einigen Eingeborenen glückte es auch, sich durch die feindlichen Linien zu stehlen. Einer der Boten begegnete unterwegs dem französischen Aviso Guet-N'dar, und der Kommandant desselben, Schiffslieutenant des Essarts, war sofort bereit, Medine Hilfe zu bringen. Sein Fahrzeug war Ende des vorigen Jahres auf eine Sandbank aufgefahren, er hatte es aber nicht verlassen wollen und hatte in ununterbrochenen Kämpfen mit der Uferbevölkerung auf demselben ausgeharrt, bis es im Frühjahr wieder flott wurde. Nun fuhr aber der Medine zu Hilfe eilende Aviso etwa 3 Meilen unterhalb des Forts abermals fest, und die wackere Bemannung bekam alle Hände voll zu thun, um die Angriffe der Scharen Hadschi Omars abzuwehren.

In Medine hörte man das Schießen und glaubte, daß Entsatz nahe, aber das ferne Gewehrfeuer verstummte und die erwarteten Befreier erschienen nicht. Erst als die Not in Medine aufs höchste gestiegen war, kam Entsatz durch den Gouverneur. Faidherbe hatte auf die Nachricht von der bedrängten Lage Paul Holles sofort zusammengerafft, was an Truppen verfügbar war, und schiffte sich mit hundert Mann regulärer Truppen und einer Schar in der Eile bewaffneter Laptots und Freiwilligen auf zwei Avisodampfern ein. Zunächst befreite er den festgefahrenen Guet N'dar aus seiner bedrängten Lage, dessen wackerer Kommandant leider schon am nächsten Tage dem Fieber erlag. Bald darauf stieß man auf die ersten Truppen des Propheten. An einer Stelle, wo der Strom zwischen zwei Felsen eingeengt ist, hatten sie beide Ufer besetzt, um

Hof im Hospital zu Gorée.

die Durchfahrt der Flottille zu verhindern. Rasch entschlossen landete Faidherbe einige Truppen auf dem rechten Ufer, vertrieb den auf einen Angriff von dieser Seite nicht gefaßten Feind von dem einen Ufer, und einige ans Land gebrachte Geschütze säuberten dann rasch auch den gegenüberliegenden Felsen, so daß die Schiffe ungehindert passieren konnten.

Es war die höchste Zeit. Nach fast dreimonatlicher Belagerung hatte Paul Holle die Hoffnung auf Entsatz aufgegeben und alles noch vorhandene Pulver auf einer Stelle anhäufen lassen, entschlossen, das Fort in die Luft zu sprengen, wenn der Feind den mit Bangen erwarteten letzten Sturm versuchen würde. Da vernahm er am 18. Juli plötzlich Gewehrfeuer vom Flusse her, und bald darauf unterschied er mit Hilfe eines Fernrohrs die Uniformen französischer Soldaten. Faidherbes Truppen waren gelandet und von Hadschi Omar

Afrikaniſche Eisvögel. (Corythornis cyanostigma.)

angegriffen worden. Der Kampf war von kurzer Dauer. Von der Besatzung Medines, welche einen Ausfall machte, im Rücken angegriffen, suchten die Streiter des Propheten bald ihr Heil in der Flucht. Medine war gerettet.[21] Die heldenmütige Verteidigung des Forts durch Paul Holle und die Niederlage, welche Hadschi Omar vor demselben erlitt, bezeichnen einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Kolonie am Senegal. Wie die Niederwerfung der Mauren die Franzosen zu Herren des untern Senegal machte, so wurden sie durch den Sieg bei Medine Herren des obern Laufes des Flusses. Es bedurfte zwar noch zweijähriger Kämpfe und Anstrengungen, bevor die Landschaften Futa, Khasso, Bambuk und Bondu von den Anhängern des Propheten völlig gesäubert und beruhigt waren, aber das Prestige Frankreichs war durch den einen Erfolg so gestiegen, daß seine Macht ein für allemal am obern Senegal begründet war. In Sambala und Bubakar-Saada, den neu eingesetzten Fürsten von Khasso und Bondu gewann Frankreich treu ergebene Anhänger an der äußersten Ostgrenze seiner Besitzungen und erhielt von denselben außerdem wertvolle Gebiete abgetreten. Außer dem goldreichen Gebiet von Kenieba kam das ganze linke Senegalufer von Fort Bakel bis zur Falemé unter französische Herrschaft, und Faidherbe sorgte sofort durch Errichtung des Forts Matam für die Sicherung der neuen Erwerbungen. Nachdem im Jahre 1859 noch Dimar, das östliche Grenzland Walos, annektiert worden, erstreckte sich das französische Gebiet in ununterbrochenem Zusammenhang auf dem linken Ufer des Flusses über 1000 Kilometer ins Innere.

Nun war auch der Augenblick gekommen, in dem Faidherbe daran denken konnte, die alten französischen Besitzungen an der Südküste mit dem neuen großen Länderkomplex zu verbinden. Mit einer Handvoll europäischer Truppen und mit Freiwilligen aus Saint-Louis landete er am grünen Vorgebirge beim Fischerdorfe Dakar, versammelte die Einwohner und verkündete ihnen, daß Frankreich auf Grund eines im Jahre 1679 von Ducasse mit einheimischen Häuptlingen geschlossenen Vertrages die Oberhoheit über die ganze Küste in Anspruch nehme. „Unter den ehrwürdigen Baobabs der Halbinsel predigte er den heiligen Krieg, den Krieg der Zivilisation gegen die Barbarei“ [22] und es gelang ihm, die Eingeborenen so zu begeistern, daß zahlreiche Freiwillige sein kleines Heer verstärkten. Dann zog Faidherbe die Küste entlang, rückte ohne Widerstand zu finden in Rufisque, Portudal und Joal ein und ließ überall in rasch errichteten Blockhäusern kleine Garnisonen zurück. Ein glänzender Sieg über den König von Sin öffnete den Weg in das Innere des Landes, und die bedrohten Fürsten beeilten sich, mit dem Sieger Unterhandlungen anzuknüpfen. Die Könige von Baol, Sin und Salum erkannten die französische Oberhoheit über alles Land vom Kap Vert bis zur Mündung des Flusses Salum an. Als zwei Jahre später die Könige von Salum und Sin den geschlossenen Vertrag brachen, drang der Kommandant von Gorée Pinet-Laprade siegreich in ihr Land ein, besetzte die Hauptstädte Kahoné und Diakhao und zwang die Könige zur Annahme des französischen Protektorats.

Nun lag zwischen Gorée und Saint-Louis nur noch das Königreich Cayor, allerdings das mächtigste unter den Reichen am untern Senegal. Der König hatte sich zwar bisher keine Feindseligkeiten gegen Frankreich zu schulden kommen lassen, aber er bedrückte die Kaufleute und hinderte den Verkehr durch sein Land, so daß die Boten, welche der Gouverneur von Saint-Louis nach Gorée sandte, zu großen Umwegen gezwungen waren und alle bewohnten Gegenden vermeiden mußten. Ein solcher Zustand wurde unerträglich, als durch die Vergrößerung der Enklave von Gorée deren Bedeutung gestiegen war. Eine Veranlassung, die französische Macht auch in Cayor zur Geltung zu bringen, sollte sich bald finden.

Die Bevölkerung von Cayor gehörte zum Stamm der Woloffs, deren Wohnsitze sich gegen Süden bis zu den Niederlassungen der Sereros und Mandingas am Gambia, gegen Westen bis zum Meere, gegen Norden bis zum Senegal und gegen Osten bis zu den Gebieten von Toro, Futa und Dscholoff erstreckten. Sie hatten am untern Senegal zwei Königreiche gebildet, Walo und Cayor, deren ersteres durch den Krieg

[21] Siehe die Schilderung der Belagerung in der Revue coloniale, 19. Band: Carrère, Le siège de Medine.

[22] Voyages et expéditions au Sénégal et dans les contrées voisines. Le Tour du Monde, 1861, 1. Band, Seite 54.

gegen die Mauren bereits unter französische Oberhoheit gekommen war. In Walo hieß das Oberhaupt des Landes Brak, in Cayor hieß es Damel. Die Würde war zwar nicht erblich, aber doch auf die Angehörigen einer Familie beschränkt. Nur ein im Lande Geborener, der sowohl väterlicher- als mütterlicherseits von der thronberechtigten Familie abstammte, konnte Damel werden. Sobald ein Damel gestorben war, versammelten sich vier Häuptlinge oder Distriktchefs, denen die Wahl eines Nachfolgers oblag, und diese Kurfürsten von Cayor bezeichneten unter den sich meldenden Thronbewerbern den nach ihrer Meinung Würdigsten. Wie aber im weiland römisch-deutschen Reiche die Kaiserwahl dem Erwählten oft schweres Geld kostete, so mußte auch in Cayor der neue Damel durch reiche Geschenke an das Wahlkollegium demselben erst seine Dankbarkeit bezeugen, bevor ihm auf einer Ebene bei Nguiguis oder M'boul unter großen Zeremonieen das Zeichen seiner Würde, der rote Turban aufs Haupt gesetzt wurde.

Dem Damel stand die oberste Gerichtsbarkeit zu, doch machte er von dieser Gewalt nur in seltenen Ausnahmefällen Gebrauch und überließ die Ausübung des Richteramtes den Vorstehern der Bezirke und den Dorfvorstehern, denen in der Regel Gerechtigkeitsliebe und Unbestechlichkeit nicht nachgerühmt wurde. Alle Bezirks- und Dorfvorsteher gehörten der Klasse der Vornehmen an, einer Art Adelskaste, die sich aber keineswegs durch hervorragende Verdienste, Talente oder Kenntnisse auszeichnete, sondern ihre Stellung einzig und allein ihrem Reichtum verdankte. Dem Trunk waren die vornehmen Woloffs wenn möglich noch mehr ergeben als das gemeine Volk, und mit Branntwein war bei ihnen alles zu erreichen.[22])

Diesen oberen Zehntausend stand die große Masse der Gemeinfreien und die noch größere der Sklaven gegenüber. Die ersteren waren ein armes Volk, Handwerker oder Schiffer, und das Gewerbe, das sie trieben, pflanzte sich seit Generationen in der Familie fort; sehr selten wandte sich der Sohn einer andern Beschäftigung zu als der Vater. Die Sklaven wurden gut behandelt, und ihr Los war im allgemeinen ein weit besseres als jenes der Gemeinfreien. In besonders günstiger Lage befanden sich die Sklaven des Damel, welche seine Leibgarde bildeten.

Die Sklaverei hat sich in Cayor bis auf den heutigen Tag erhalten, und der beste Beweis für die günstige Lage der Woloff-Sklaven ist, daß sie auch in Saint-Louis und an anderen Orten des französischen Gebietes nicht daran denken, ihren Herren gegenüber von den Rechten Gebrauch zu machen, welche ihnen die von Frankreich dekretierte Aufhebung der Sklaverei gewährleistet. Die Tage des Bestehens der Sklaverei sind aber trotzdem bereits gezählt, denn seitdem am Senegal geordnete Zustände herrschen und die Kriege zwischen den einzelnen Staaten aufgehört haben, vermehrt sich die Zahl der Sklaven nicht mehr durch Raubzüge in das feindliche Gebiet, und mit der Zeit werden sich die jetzigen Sklaven als Ackerbauer oder Handwerker mit der Klasse der Gemeinfreien verschmelzen.

Jetzt ist bereits ein bedeutender Teil der Woloffs, die Mehrheit der einheimischen gewerbetreibenden Bevölkerung in den französischen Plätzen zum Christentum bekehrt und gehört der katholischen Kirche an. Zur Zeit, als Faidherbe seinen Feldzug gegen die Vormacht der Woloffs vorbereitete, bekannte sich noch das ganze Volk von Cayor zum Islam, und die Marabuts übten einen unumschränkten Einfluß auf dasselbe aus. Sie verstanden es vortrefflich, den Aberglauben des Volkes zu seiner Ausbeutung zu benutzen, und erpreßten von demselben viel mehr als die königlichen Beamten. Nur gegenüber der eigentlichen Kriegerkaste, den Tiédos, welche die Hauptstütze der Macht des Damel bildeten, waren auch sie machtlos. Dieses übermütige

[22]) Alles Sinnen und Trachten eines Woloff ist nur darauf gerichtet, sich Branntwein zu verschaffen. Den Ertrag seiner Ernte vertrinkt er oft in 14 Tagen und gerät dann in die ärgste Not. Nach der Revue coloniale et maritime (Juni 1865) betrug der Branntweinkonsum im Jahre 1863 schon 1800000 Liter; zehn Jahre später war er auf mehr als 2500000 Liter gestiegen! Der Branntwein, welcher den Negern beim Abschluß von Verträgen vorgesetzt wurde, der sog. Sangara, war ein abscheuliches Getränk, und doch wurde er leidenschaftlich getrunken. Einige Tabakblätter, eine Handvoll Pfefferkörner und roter spanischer Pfeffer wurden in 8 Liter Wasser aufgeweicht, 2 Liter vom schlechtesten Alkohol hinzugethan, und der Sangara war fertig.

Kriegervolk, welches keinen Sold erhielt, daher sich ausschließlich auf Raub angewiesen sah, war eine schlimme Landplage, und von ihm kam auch der Anstoß zu den Verwickelungen mit Frankreich, welche mit dem Untergang der Unabhängigkeit Cayors endeten.

General Faidherbe beabsichtigte Saint-Louis mit Gorée durch eine Telegraphenlinie zu verbinden, welche durch Cayor geleitet werden und zu deren Schutz befestigte Posten errichtet werden sollten. Es gelang, von dem jungen Damel Biraïma die Zustimmung zu diesem Plan zu erlangen, aber bevor an die Ausführung geschritten werden konnte, starb der Damel an den Folgen eines Zechgelages, und sein Vater Makodu, der zu seinem Nachfolger gewählt wurde, verweigerte die Erlaubnis zum Bau der Telegraphenlinie. Beide Teile begannen sich zu dem unvermeidlich scheinenden Entscheidungskampf zu rüsten, und General Faidherbe zog sogar aus Algier Truppen herbei, aber es kam nicht zum Kampf, denn eine in seinem Lande ausgebrochene Empörung bewog den Damel zur schleunigsten Nachgiebigkeit. Er erkaufte den Frieden gegen Zahlung einer Geldsumme und Abtretung seines ganzen Küstengebietes in einer Breite von 10 Kilometer.

Hausdienerinnen aus Saint-Louis.

Die Errichtung der Telegraphenlinie mußte trotzdem noch durch Waffengewalt erzwungen werden. Nachdem der Damel die Empörung unterdrückt, wollte er sich auch von den Faidherbe gegenüber eingegangenen Verpflichtungen befreien, aber dieser drang blitzschnell in Cayor ein und schlug in der Nähe der Hauptstadt Nguiguis die Truppen des Damel so entscheidend, daß der sofort begonnene Bau von Forts auf der Straße nach Gorée ohne Störung beendet werden konnte. Solche Forts wurden errichtet in: Lompul, Mboro, Mbidjen, Gandiole, Potu, Pout und Thiès; alle wurden durch Telegraphenlinien untereinander verbunden. Als im Mai 1861 eine neue Empörung in Cayor ausbrach, unterstützte Faidherbe den Prätendenten Madiodio, der mit seiner Hilfe Makodu vertrieb und den Thron bestieg. Der neue Herrscher war aber nicht populär. Die Tiédos namentlich konnten ihm nicht verzeihen, daß er mit Hilfe der ihnen verhaßten Franzosen den Thron errungen hatte; sie riefen einen achtzehnjährigen Jüngling aus königlichem Geschlecht, namens Lat-Dior, zum Damel aus, und der bald von allen Anhängern verlassene Madiodio mußte in einem französischen Fort Schutz suchen. Die Franzosen nahmen sich seiner nicht sehr energisch an. Faidherbe hatte die Kolonie verlassen und sein Nachfolger Jauréguiberry war eine Zeitlang geneigt, Lat-Dior als Damel anzuerkennen, wenn dieser sich mit der Errichtung der Forts einverstanden erklärte. Mit den räuberischen Tiédos war aber für die Dauer kein

Friede möglich, und die Feindseligkeiten dauerten fort bis Faidherbe wieder als Gouverneur nach dem Senegal gesandt wurde, der durch energisches Vorgehen den unsicheren Zuständen rasch ein Ende machte.

Im November 1863 drang Faidherbe in Cayor ein, und schon am 4. Dezember war Madiodio wieder als König eingesetzt und unterzeichnete in Nguiguis einen Vertrag, durch welchen er vier Provinzen den Franzosen abtrat und die Einwilligung zur Errichtung eines Forts in seiner Hauptstadt gab. Cayor hatte aufgehört, ein selbständiger Staat zu sein, und stand unter französischem Protektorat, aber beruhigt war es

Mädchen aus Saint-Louis.

noch lange nicht. Lat-Dior erregte immer wieder Aufstände, und bei einem derselben glückte es ihm, ein kleines französisches Korps, welches sich tollkühn gegen seine Übermacht ins Feld gewagt hatte, fast vollständig zu vernichten.[23]) Diese erste Schlappe, welche die Franzosen am Senegal erlitten, wurde aber sofort gerächt.

[23]) Von 140 Mann entrannen dem Blutbad bei Ngolgol (am 10. Dezember 1863) nur 5 Offiziere und 29 Mann. Der Führer der Expedition war unter den Toten.

Der Oberſt Pinet Laprade holte Lat Diors Truppen beim Dorfe Loro ein und brachte ihm eine ſolche Niederlage bei, daß ſein Heer mehr als 500 Tote auf dem Schlachtfeld zurückließ und ſich in wilder Flucht auflöſte. Die letzten Vorgänge hatten jedoch gezeigt, daß der ſchwache Madiodio nicht imſtande ſei, die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, und als Pinet Laprade an Faidherbes Stelle Gouverneur wurde, beeilte er ſich, den Damel, welcher Frankreich nichts nützte zu beſeitigen. Er wurde für abgeſetzt erklärt und an ſeiner Stelle kein neuer Damel gewählt. Durch ein einfaches Dekret wurde die Annexion von Cayor eine vollzogene Thatſache. Wohl hatte Frankreich noch mehrmals während der nächſten Jahre Aufſtände in Cayor und in Salum niederzuſchlagen, aber dies gelang leicht, denn ſeine Stellung war unter Faidherbes Verwaltung eine andere geworden als in den fünfziger Jahren. Die Franzoſen, welche damals nur geduldete, geringgeſchätzte Gäſte geweſen, waren heute die mächtigen Beſchützer der Eingeborenen, die ſich ſtets um ihre Fahnen ſcharten, wenn der Ruhe und dem Frieden von irgend einer Seite Gefahr drohte.

Ohne die mächtige Unterſtützung, welche Faidherbe ſeitens der Eingebornen fand, wäre es ihm wohl kaum möglich geweſen, die franzöſiſche Herrſchaft über ein ſo großes Gebiet auszudehnen. Das Häuflein europäiſcher Soldaten, das ihm zur Verfügung ſtand, konnte allein nicht über große Negerheere ſiegen, aber es konnte der Kern werden, um den herum ſich mit der Zeit eine im franzöſiſchen Dienſt ſtehende einheimiſche Armee bildete, und dies durch geſchickte Benutzung der Verhältniſſe erreicht zu haben, iſt auch eines der großen Verdienſte Faidherbes. Die Senegalneger ſind tapfere, kriegeriſche Völker, und wenn der Gouverneur zu ſeinen Kriegszügen Freiwillige ſuchte, fehlte es nie an ſolchen. Luſt zum Kriegshandwerk und Hoffnung auf Beute führten ihm ſtets Freiwillige in genügender Menge zu. Im Jahre 1857 bildete Faidherbe aus Eingeborenen ein Tirailleur Bataillon, und bald darauf eine Eskadron Spahis, deren Kern wie in Algerien aus einer kleinen Abteilung europäiſcher Truppen beſtand. Dieſe Negertruppen, welche mit der Zeit auch unter die Führung eingeborener Offiziere kamen, haben ſich trefflich bewährt, und ihnen gebührt der Löwenanteil an den Erfolgen der franzöſiſchen Waffen im Senegalgebiet. Faidherbe konnte, als er von der Kolonie zum zweitenmal Abſchied nahm, ſie mit dem Bewußtſein verlaſſen, daß die franzöſiſche Herrſchaft am Senegal feſt begründet ſei und die Kulturarbeit, die er begonnen, ungeſtört fortgeſetzt werden könne.

Noch unter Faidherbes zweiter Verwaltung[24] hatten die Vorarbeiten zu einem Werke begonnen, welches für die Entwickelung der Kolonie von den einſchneidendſten Folgen ſein ſollte. Wir erwähnten bereits Seite 18, daß der Hafen oder richtiger geſagt: die Rhede von Gorée den Anforderungen des ſteigenden Handelsverkehrs nicht mehr genügte. Nach ſorgfältigen Ermittelungen durch franzöſiſche Ingenieure wurde im Jahre 1863 eine Bucht nahe der Südſpitze des Vorgebirges zur Anlage eines neuen Hafens auserſehen, wo die raſch aufblühende Anſiedelung Dakar entſtand. Als Wellenbrecher gegen die Südweſtwinde, welche zur Regenzeit das Meer dort oft gewaltig erregen, wurden zwei große Hafendämme aufgeführt, Leuchttürme errichtet und zwei Forts angelegt, deren Kanonen im Verein mit jenen des Forts von Gorée beide Häfen beſtreichen können. Kein Hafenplatz an der ganzen Weſtküſte Afrikas iſt ſo gut befeſtigt wie Goré-Dakar, welches deshalb nicht mit Unrecht den Beinamen des afrikaniſchen Gibraltar führt. Der neue Hafen iſt 21 bis 24 Fuß tief und in bezug auf die Sicherheit, welche er den Schiffen gewährt, einer der beſten der ganzen Weſtküſte Afrikas. Durch ſeine geographiſche Lage eignet er ſich vortrefflich zu einem Sammelplatz aller Landeserzeugniſſe Senegambiens, und die Regierung hat den Aufſchwung der neuen Niederlaſſung Dakar in richtiger Erkenntnis ihrer Bedeutung, durch die Ernennung zum Freihafen mächtig gefördert. Eine Menge großer Bauten wurde am Hafen aufgeführt, Kaſernen und Magazine errichtet und eine Werft angelegt, auf welcher die hier einlaufenden Schiffe Ausbeſſerungen vornehmen können. Als Faidherbes Nachfolger, der

[24] Faidherbe verwaltete die Kolonie von 1854 bis 1861, wurde dann nach Algier verſetzt, als aber nach ſeiner Abreiſe ſein Nachfolger der Unruhe nicht Herr werden konnte zurückberufen und von 1863 bis 1864 nochmals mit der Leitung der Kolonie betraut.

Gouverneur Pinet-Laprade im Jahre 1866 den Hafen feierlich eröffnete, erhob sich bei demselben bereits eine kleine europäische Stadt mit vielen stattlichen Steingebäuden und großen öffentlichen Plätzen. Wie durch Zauber war dies alles an einer Stelle entstanden, an der sich vor drei Jahren nur einige ärmliche Fischerhütten befanden. Die Hüten aus Bambusstäben überwiegen auch heute noch, aber der Verkehr in seinem Hafen wird von Jahr zu Jahr reger. Die Flaggen der verschiedensten Völker erscheinen im Laufe des Jahres in dem Hafen, und die Messageries maritimes lassen ihre Dampfer auf der Fahrt von und nach Brasilien in Dakar anlegen, um Kohlen einzunehmen.

Während Saint-Louis als Endstation der zwischen ihm und Europa verkehrenden Dampfer erscheint, ist Dakar nicht bloß eine Zwischenstation der mit Süd-Amerika verkehrenden Messageries maritimes, sondern auch mehrerer Dampferlinien, welche die englischen und portugiesischen Kolonien an der Westküste Afrikas mit Europa verbinden. Trotzdem überwog von Anfang an die französische Flagge bedeutend über alle anderen. Von den beiden französischen Häfen, welche den Verkehr des Mutterlandes mit der Kolonie am Senegal hauptsächlich vermitteln, Bordeaux und Marseille, dominiert letzteres in Gorée-Dakar, während in Saint-Louis die Bordeleser Firmen vorherrschen. Das größte in Dakar vertretene Marseiller Haus ist heute die Compagnie du Sénégal et de la côte occidentale d'Afrique, die frühere Firma Verminck.

Die Bewohner von Gorée sind als tüchtige Seeleute berühmt, und man trifft ihre kleinen Fahrzeuge in allen Häfen vom Senegal bis zur Sierra-Leone-Küste. Durch die Aufhebung der Sklaverei sind die Neger von Gorée gezwungen worden, sich nach anderen Mitteln zum Lebensunterhalt umzusehen, und sie haben sich mit gutem Erfolge der Schifffahrt und dem Handel zugewendet. Ihre Stadt hat trotzdem sehr an Bedeutung verloren, seitdem Dakar als Konkurrent erstanden ist, und ihr düsteres Aussehen sticht grell ab gegen das von buntem Leben und Treiben erfüllte Dakar.

Der Schweizer Dr. med. Sam. Brunner, der 1838 Senegambien bereiste, äußerte sich über Gorée folgendermaßen: „An sich ist sie weiter nichts als ein nach Süden, Westen und Norden unzugänglicher Fels von unverkennbar vulkanischer Natur, welcher an seiner Ostseite eine Bucht bildet, hinreichend um Schiffe gegen Sturm und Wellen der hohen See zu schirmen. Der unbeträchtliche Kanal zwischen Gorea und dem Festlande wird auch selten von Nord- und Westwinden aufgeregt, liegt aber den Süd- und Südost-Stürmen der Regenzeit offen. Auf dem obersten Gipfel des kaum ein paar tausend Schritte langen und höchstens dreihundert breiten Inselchens sitzt das Kastell, welches außer einigen Batterien, mit deren Erweiterung man eben sehr emsig beschäftigt war, die Kasernen und das Zeughaus der kleinen Garnison von circa 60—80 Mann enthält. Mitten auf dem beschränkten Raume, welcher doch immerhin eine Bevölkerung von 2—3000 Seelen, meistens Neger und Mulatten, enthält, liegt hart neben dem Landungsplatze der gleichfalls mit einer Batterie schwerer eiserner Kanonen verteidigte Markt- oder Paradeplatz oder, besser, der einzige Platz des Städtchens, umgeben von stattlichen Gebäuden der Administration sowohl als der angesehneren Kaufmannschaft und bepflanzt mit einigen noch jungen Baobabs. Einige Schritte weiter nach Süden und am Ende eines schmalen Gäßchens befindet sich der Garten des Gouverneurs, welchem es, um ein Erholungsplatz von Gorea zu werden, an weiter nichts fehlt als an gutem Erdreich und gutem Wasser; eine Schöpfung des Ritters Boufflers, der, wie die Sage lautet, unter dem schwachen Ludwig XVI. wegen eines über eine Hofdame gemachten unzeitigen Witzes als Gouverneur in eine Quasiverbannung hierher versetzt wurde. Von Gewächsen enthält der etwa $^3/_4$ Juchart große regelmäßig viereckige Raum nichts als einige Baobabs, Kokospalmen, eine Fächerpalme, einen Kürbisbaum (Carica Papaya L.) und eine ringsherum laufende Zeile von Parkinsonia-Sträuchen. Ein Soldat der Garnison ist Obergärtner! Gorea hat weniger flache Terrassendächer wie St. Louis. Sie sind zwar von Mörtel bekleidet und ohne Ziegel, bilden aber deutliche Giebel mit Rinnen. Seine Häuser haben im Innern ohngefähr dieselbe Einteilung wie zu St. Louis, die Straßen dagegen, statt breit und sandig zu sein wie dort, sind hier enge, winklicht, mit harten Steinen bepflastert, und ich kann beteuern, daß das Vergnügen, nun einmal wieder Steine und steinerne Treppen anzutreffen, keinen

meiner geringsten Genüsse bei meiner Ankunft zu Gorea ausmachte. An dem südwestlichen Ende des Platzes steht der Eingang zum Garnisonspital, welches bloß ein Stockwerk hoch ist und Betten für 42 Kranke begreift, im Notfalle aber deren bis 55 fassen könnte. Die Apotheke wurde eben ganz frisch montiert und schien mir gut gelegen, der Dienst geschieht, wie in St. Louis, durch die grauen Schwestern von Nantes, doch alles war besser als zu St. Louis gehalten."

Spahi vom Senegal.

Was Brunner über Gorea schrieb, kann noch heute, nach fast einem halben Jahrhundert, mit nur wenigen Änderungen als zutreffend bezeichnet werden, denn Gorée ist zwar im Laufe der letzten Jahrzehnte um einige stattliche Gebäude reicher geworden, hat aber im großen und ganzen sich wenig verändert. Dakar bietet ein viel anziehenderes Bild, und wer das eigentümliche Getriebe in diesem Doppelhafen gründlich kennen lernen will, der muß es dort und nicht in Gorée studieren.

Fischende Neger am Kap Vert.

Die Bevölkerung von Dakar besteht der überwiegenden Mehrzahl nach aus Woloffs, welche sämtlich Mohammedaner sind und die Gebote des Koran streng befolgen. Morgens und abends sieht man sie im Freien die vorgeschriebenen Gebete verrichten oder in einer der mit steinerner Einfassung umgebenen Gebetstätten knieen, welche ihnen die Moscheeen ersetzen. Die Marabuts, die sich hier aufhalten, erfreuen sich eines hohen Ansehens, und wohlhabende Neger pflegen sie reichlich zu bewirten und zu beschenken, wenn sie ihrer Einladung folgend am Abend in ihr Haus kommen, um ihnen Verse aus dem Koran vorzulesen.

Ebenso verachtet, wie der Marabut verehrt wird, sind in Dakar die Griots, eine der niedrigsten Kasten unter den Senegalnegern und doch ungemein einflußreich und selbst jenen, welche sie verachten, unentbehrlich. Der Griot hat aber auch in der Negergesellschaft keine unwichtige Rolle zu spielen! Er hat keine bestimmte Religion und auch keine Heimat — man findet ihn überall, unter den Mauren, am Senegal, am Gambia, in Futah-Djalon, im Sudan, am roten Meer, in Zanzibar und am Tsadsee — aber überall, wohin er kommt, versteht er seinen Vorteil wahrzunehmen, spekuliert mit Geschick auf die Dummheit der Menschen und betrügt alle, die mit ihm in Berührung kommen. Er versteht es vortrefflich, den Aberglauben der heidnischen Neger auszunutzen und sich als einflußreichen Vermittler zwischen ihnen und ihren Götzen aufzuspielen, und wenn er unter mohammedanische Bevölkerung kommt, verwandelt er sich rasch in einen Gaukler, Possenreißer, Musiker oder Sänger, und vermag die Massen so zu entflammen, daß er schon mehr als einmal den Anstoß zu Unruhen in der Kolonie gegeben hat. Bei dem großen Einfluß, den sie auf das Volk ausüben können, ist es daher von keiner geringen Wichtigkeit, wie die Griots sich gegenüber dem Europäer stellen, und dennoch sieht alle Welt in ihnen nichts als Trunkenbolde, verworfenes, betrügerisches Gesindel. Stirbt ein Griot, so darf seine Leiche nicht in der Erde bestattet werden, sondern sie findet ihre letzte Ruhestätte in einem hohlen Baum. Während der Nacht vor der Beerdigung halten Mädchen seiner Kaste, mit Lanzen bewaffnet, bei der Leiche Wache, um die Seele des Verstorbenen dem Satan streitig zu machen, der wohl ein unbestreitbares Anrecht auf dieselbe hat.

Die Griots bilden eine Art Mittelglied zwischen dem strengen Mohammedanismus der Woloffs und dem Heidentum des mit ihnen vermischten Volkes. Neben den Woloffs begegnen wir nämlich in Gorée-Dakar noch einem Volke, welches ihnen so ähnlich ist, daß man es auf den ersten Blick leicht mit ihnen verwechselt: den Sereros. Sie bewohnten einst die fruchtbaren Gegenden am obern Lauf der Casamance, von wo sie durch die den Islam mit Feuer und Schwert verbreitenden Peulhs nach Norden gedrängt wurden, bis sie an der dichten Woloff-Bevölkerung Cayors eine unüberwindliche Schranke fanden. Heute bewohnen sie das Land zwischen dem Kap Vert und der Gambia, den nördlichen Teil von Cayor, die Königreiche Baol, Sin und Salum. Sie zerfallen in die beiden Stämme der Sereros Nones im Thal der Tamna und Sereros Sines in Salum, deren erstere den None-Dialekt, letztere das Ndjeguem sprechen. Sie sind ein kräftiges Volk, und an Körpergröße dürfte sie kein Negerstamm Senegambiens übertreffen. Sechs Fuß hohe Männer sind unter ihnen keine Seltenheit. Spuren der Vermischung mit den Woloffs sind in ihrem Gesichtstypus unverkennbar, aber ihre Züge sind hart und nicht so regelmäßig wie jene der Woloffs, und die dicke, plattgedrückte Nase unterscheidet sie sehr unvorteilhaft von den letzteren. Götzenanbeter sind sie bis auf den heutigen Tag geblieben, und ihre beiden Götter — Takhar, der Gott der Gerechtigkeit, und Theourakh, der Spender alles Guten — haben ihre Wohnsitze in uralten Bäumen, welche für heilig gehalten werden, und vor denen man allerlei Gegenstände als Opfer niederzulegen pflegte. Über Nacht war das Opfer regelmäßig verschwunden — die Priester des Gottes hatten es jedenfalls beiseite gebracht. Mit der Zeit haben sich aber unter den Sereros andere Opfergebräuche ausgebildet, welche den Priestern weniger behagen mögen: Der Opfernde verzehrt jetzt das geopferte Tier mit seiner Familie und legt nur die Hörner, die Füße und die Eingeweide desselben unter den heiligen Baum. Den Göttern scheint solch ein Opfer aber nicht willkommen zu sein, denn es ist noch nie über Nacht verschwunden, und um die heiligen Bäume häufen sich allmählich ganze Hügel von Hörnern und Knochen an. Die Priester besitzen trotzdem noch große Macht über das Volk, und

Aberglaube aller Art steht in der schönsten Blüte. Zu den Hauptobliegenheiten der Priester des Gottes Takhar gehört es, den Dieb zu entdecken, wenn einem Gemeindemitglied etwas gestohlen wurde. Unter den Klängen eines Tam-tam zieht der Priester durch das Dorf und verkündet, daß der Bestohlene eine Eidechse gefangen habe und sie am folgenden Tage zum Schmied tragen werde, um sie von diesem mit einem Hammer töten zu lassen. Eine solche Ankündigung verfehlt nie die beabsichtigte Wirkung: Der Dieb ist fest überzeugt, daß jeder Hammerschlag, der die Eidechse träfe, hundertfach seinen Körper treffen und seinen Tod herbeiführen würde, und er beeilt sich, den gestohlenen Gegenstand in der nächsten Nacht zurückzubringen.

Zu den guten Seiten im Charakter der Sereros gehört ihre Anhänglichkeit an den Grund und Boden, auf dem sie geboren sind und dem ihre Thätigkeit reichliche Ernten abgewinnt; unter den schlechten steht obenan ihre Trunksucht. Schon als Kinder werden die Sereros an das Branntweintrinken gewöhnt, und wenn sie herangewachsen sind, ist das Laster so tief gewurzelt, daß sie nach der Ernte nicht eher ruhen, als bis das Letzte, was sie besitzen, für den Ankauf des abscheulichen Sangara dahingegeben ist. Trotzdem ließe sich in ihnen leicht ein Stamm friedlicher Ackerbauer heranbilden, welcher bei genügendem Schutz gegen Plünderungszüge unruhiger Nachbarn bedeutende Mengen von Landesprodukten dem Exporthandel Dakars zuführen müßte.

Für den Aufschwung Gorées waren die benachbarten Völkerschaften von der größten Wichtigkeit. Der Handel hätte nicht leicht derartige Dimensionen angenommen, wenn manche der Völker zwischen Senegal und Gambia, die Woloffs, die Serrakolets, die Mandingas nicht zum großen Teil vom Zwischenhandel lebten. Sie vermitteln auf hunderte von Meilen den Verkehr der Küste mit dem Innern des Kontinents, wohin sie die von den europäischen Händlern gekauften Waren teils zu Schiffe bringen, teils sie durch Lasttiere oder Sklaven tragen lassen. Mancher der Eingeborenen legt auf dem Hin- und Rückwege 400 bis 500 Meilen zurück. So hat das Handelsgebiet, dessen Hafen Gorée-Dakar geworden ist, eine riesige Ausdehnung erlangt, und man begegnet auf seinem Markte den Erzeugnissen weit entfernter Länder. Daß die Preise der Waren, die schon in Gorée nicht niedrig sind, auf dem weiten Transport eine bedeutende Steigerung erfahren, ist selbstverständlich. So besitzt z. B. das im Innern des Landes nicht vorhandene Salz in Bambuk den Wert des Goldes, und der Handel bleibt trotz der weiten Entfernungen für die Eingeborenen lohnend.

Der Neger ist in der Regel ein schwerfälliger Käufer, und häufig tritt er noch von einem Geschäfte zurück, wenn man bereits glaubt, dasselbe sei so gut wie abgeschlossen. Die Kaufleute kennen aber seine Eigenheiten und wissen ihn zu behandeln. Szenen wie die im folgenden geschilderte kann man fast täglich an allen Plätzen beobachten, an welchen Tauschhandel zwischen Weißen und Negern stattfindet. Eine Schar Neger bringt dem europäischen Kaufmann eine Partie Landeserzeugnisse, und alsbald beginnt das Feilschen um die Waren, welche sie dafür erhalten sollen. Da der Kaufmann bemerkt, daß die Neger ein Gewehr mit begehrenden Blicken betrachten, ist er bereit, auch dieses hinzugeben, aber jene können sich noch immer nicht entschließen, auf sein Angebot einzugehen, scheinen vielmehr Lust zu haben, sich zurückzuziehen und die Unterhandlungen abzubrechen. Da ergreift der Kaufmann das Gewehr und beginnt es langsam und bedächtig zu laden. Sofort geht in dem ganzen Wesen der Neger eine Veränderung vor sich. Sie umringen den Weißen und verfolgen mit gespanntester Aufmerksamkeit jede seiner Bewegungen. Das Gewehr ist nun geladen, der Kaufmann tritt mit demselben ins Freie hinaus und schießt es in die Luft ab. Ein freudiger Ausruf der Neger folgt dem Schuß: „Das Gewehr schießt wirklich!“ ruft einer nach dem andern, und die Waffe wird mit noch begehrenderen Blicken betrachtet als zuvor. Der Kaufmann hat nun gewonnenes Spiel und verhält sich abwartend, denn er weiß, daß das Geschäft nun sicher zustande kommt, denn nachdem die Neger sich überzeugt haben, daß das Gewehr „wirklich schießt“, würden sie auch einen höhern Preis dafür zahlen, als ursprünglich verlangt wurde.

Ein Seitenstück dazu ist folgender, ebenfalls immer und immer wiederkehrende Fall. Ein Neger kömmt in das Haus eines Europäers und bietet ein halbes Dutzend Hühner zum Kauf an. Er verlangt für das

Stück 50 Sous, der Europäer aber bietet ihm für das ganze halbe Dutzend statt 9 nur 7 Franks. Man wird nicht handelseinig, und der Neger macht Miene, sich zurückzuziehen. Da zieht der Europäer ein silbernes Fünf-Frank-Stück hervor und bietet ihm dieses für die Hühner an. Der ersten Eingebung folgend, wird der Neger zwar ablehnend die Hand erheben, aber schon im nächsten Augenblick besinnt er sich eines andern: Das Geldstück übt auf ihn dieselbe Wirkung aus wie in dem oben erzählten Falle das losgeschossene Gewehr, und nach einigem Feilschen verkauft er jetzt die Hühner, welche er früher für 7 Franks nicht verkaufen wollte, für 5 Franks.

Fort Goree.

Der Neger ist eben immer noch mehr oder minder ein Kind, und überlegen und rechnen bleibt seine schwache Seite. Die Sorglosigkeit, mit der er in den Tag hineinlebt, kennzeichnet nichts so treffend als die Art und Weise, wie er mit dem Erlös seiner Ernte umgeht. Keiner denkt daran, einen Teil der Ernte für die nächste Aussaat zurückzubehalten, sondern die ganze Ernte wird verkauft, um nur recht viel von den hunderterlei Gegenständen zu erlangen, welche der Kaufmann auf Lager hat. Wenn dann die Zeit der Aussaat kommt, findet sich der Neger mit betrübter Miene bei dem Kaufmann wieder ein, um soviel als er braucht von den verkauften Produkten zurückzukaufen, aber nun sind diese bedeutend im Preise gestiegen und er muß vielleicht für ein Quantum, das er früher mit 20 Centimes berechnete, jetzt einen Frank zahlen. Solche Rückkaufsgeschäfte wiederholen sich von Jahr zu Jahr, aber der Neger wird durch den Schaden nicht klug.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Neger durch den wenig Mühe erfordernden Bau der Erdnüsse seinen Lebensunterhalt verdient, trägt viel dazu bei, daß er ein so leichtsinniger Wirtschafter bleibt. Er lebt stets von der Hand in den Mund, und nicht mit Unrecht hat man darin eine Hauptursache der vielen Unruhen und Aufstandsversuche zu erkennen geglaubt. Sobald er seine Ernte verkauft hat, ist er ein freier Mann,

Markthalle in Gorée.

den während der nächsten Monate nichts mehr an die Scholle bindet. Naht seinem Dorfe irgend eine Gefahr, so ist das bewegliche Hab und Gut mit den Haustieren schnell in Sicherheit gebracht. Was kümmert es ihn, wenn die zur Wiederherstellung der Ruhe ausgesandten Truppen seine Hütte niederbrennen? Diese ist bald wieder aufgebaut und repräsentiert keinen Wert, dessen Einbuße für ihn empfindlich wäre. Ganz anders

Das Hotel des Messageries in Dakar.

würde sich aber das Verhältnis gestalten, wenn der Neger anstatt auf die Erdnüsse, auf den Ertrag irgend einer Baumkultur angewiesen wäre. Ein Baum, der mehrere Jahre braucht, bevor er Früchte zu tragen beginnt, wäre ein wertvolles Besitztum, und die Bevölkerung eines Dorfes könnte durch das Niederhauen ihrer Baumpflanzungen empfindlich gezüchtigt werden. Die Neger zu solchen Anpflanzungen zu veranlassen,

durfte nicht schwer sein. Man brauchte nur in der Umgebung einer der europäischen Niederlassungen ein großes Stück Land mit solchen Bäumen zu bepflanzen. Die Eingeborenen in den benachbarten Dörfern würden bald auf die Vorteile der neuen Kultur aufmerksam werden und ebenfalls Versuche anstellen. Wäre die neue Kulturpflanze aber nur erst in einigen Dörfern eingeführt, so würde der dem Neger eigene Nachahmungstrieb ihr bald neue größere Gebiete erschließen, und in wenigen Jahren könnte eine völlige Umwälzung in den Verhältnissen der Negerländer vollzogen sein.

Gewerbe und Industrie haben bei der ausgesprochenen Neigung der Neger zum Handel, noch mehr aber infolge ihrer Trägheit nur geringe Fortschritte gemacht. In Gorée sowohl als in Saint-Louis beschäftigen sich zwar einige Eingeborene mit Weberei, aber sie vermögen gegenüber der europäischen Konkurrenz nur ein kümmerliches Dasein zu fristen und müssen ihre Ware zu Preisen auf den Markt bringen, welche jede Verbesserung und jeden Aufschwung dieser Industrie unmöglich machen. Verbreiteter ist das Gewerbe der Schmiede, welche sich auch mit der Reparatur der Schießwaffen beschäftigen. Sie bilden bei allen Völkern eine streng abgeschlossene Kaste, und eheliche Verbindungen zwischen ihnen und den übrigen Angehörigen des Volkes gelten überall als etwas Unerhörtes. Ihnen gesellen sich noch die Laobé zu, die Verfertiger der Mörser zum Zerstampfen des Mil, deren Spezialität überhaupt die Anfertigung aller jener Gegenstände ist, welche aus Holz hergestellt werden. Sie sind ein über ganz Senegambien zerstreutes Nomadenvolk, welches im Gefolge der Poulhs in das Land gekommen sein soll, und werden von den anderen Völkern verachtet und gering geschätzt, obwohl diese ihre Arbeiten nicht entbehren können. Die Laobé sind nicht Mohammedaner, und von ihrer Religion ist nichts bekannt. Die dem Islam anhängenden Neger würden sich für entehrt halten, wenn sie ein Laobémädchen heiraten müßten, aber die jungen Neger suchen dieselben doch häufig auf, um ein kurzes Liebesverhältnis anzuknüpfen, da sie glauben, daß ein solches ihnen Glück bringe, und die Laobémädchen betreiben dies ebenso geschäftsmäßig, wie ihre Väter die Fabrikation der Mörser und anderer Holzwaren.

In Cayor besitzt Gorée-Dakar ein ungemein fruchtbares Hinterland, in welchem Erdnüsse, Baumwolle, Indigo, Hirse u. s. w. in Hülle und Fülle gedeihen. Seitdem unter der französischen Herrschaft die verheerenden Kriegszüge der Eingeborenen ein Ende gefunden haben, entwickelte sich Ackerbau und Viehzucht immer mehr und der Verkauf ihrer großen Rinder- und Schafherden bildete eine ebenso reiche Einnahmequelle der Eingeborenen wie der Handel mit ihren Felderzeugnissen. Noch sind aber riesige Strecken Landes unbebaut, weite Ebenen ohne eine Spur menschlicher Wohnungen, auf denen nur die altehrwürdigen Baumriesen dem Auge einige Abwechselung bieten. Da ist zunächst der gewaltige Baobab, der Affenbrotbaum (Adansonia digitata [1]), der König unter den afrikanischen Bäumen, den nur der Mammutbaum Kaliforniens an Stärke übertrifft. Der Stamm des Baobab wird nur 4 bis 5 Meter hoch, aber seine mächtige Laubkrone erreicht eine Höhe von 20, sein Stamm von 50 Meter, und man kennt Stämme, welche etliche 30 Meter im Umfang messen. Beim Dorfe Grand Galargues steht ein Baobab, welcher 5000 bis 6000 Jahre alt sein soll, doch ist diese Angabe nicht sehr wahrscheinlich, da die Stärke des Stammes nicht von seinem Alter abzuhängen scheint, indem man bisher durch genaue Untersuchungen der Jahresringe vieler Baobabs nur ein Alter von 500 Jahren feststellen konnte. Zwischen den fünf- bis siebenzählig gefingerten Blättern, welche die Zweige bedecken, hängt an langen Stielen eine Unmasse malvenartiger, weißer Blüten herab, aus denen sich die große Frucht entwickelt. Diese Frucht, deren Mark den Eingeborenen zur Nahrung dient, ist aber nicht der einzige Nutzen, welchen der Riesenbaum dem Menschen gewährt. Die Asche der Fruchtschalen dient in Ver-

[1] Er hat seinen lateinischen Namen nach dem französischen Naturforscher Michel Adanson erhalten, dem ersten Gelehrten, welcher Senegambien bereiste. Die Entstehung des Namens Affenbrotbaum ist nicht zu ergründen. „Wenigstens kann nur ein Irrtum zu dem Glauben geführt haben, daß Affen von den Früchten lebten. Wir haben dem Gorilla, Chimpansen und vielen Arten Meerkatzen vergebens davon angeboten und schließlich das schwammartig getrocknete Mark nur zum Verschwelen benutzt, um uns durch den entstehenden Rauch die Mosquitos fern zu halten.“ J. Falkenstein, Afrikas Westküste. Prag, Tempsky 1885, Seite 70.

bindung mit Palmöl zur Bereitung von Seife, die Blätter werden gekocht und als Gemüse genossen oder zum Würzen der Speisen benutzt. Im Schatten seiner weit ausgebreiteten Zweige aber finden ganze Karawanen ein Obdach und Schutz gegen die Sonnenglut, und wie in einem Walde lagern sie unter dem Riesenbaum.

Dem Baobab reihen sich verschiedene Arten gelbblütiger Akazien und Mimosen an, ferner die Tamarinde und der Papaya-Baum, und in den Bergen am Kap Vert wächst die Ananas wild. Alle übertrifft an Schönheit der Formen die herrliche Wein- oder Ölpalme, Elaeis guineensis. „Wie gekräuselte Federbüsche steigen ihre hellgrünen Blätter empor vom schuppigen, 40 bis 50 Fuß hohen Stamm und hervor aus einem Kranze zimmenähnlicher Schuppen; ihren eigenen Mittelpunkt aber bezeichnet der senkrecht aufstrebende Pfeil des noch unentfalteten jüngsten Triebes. Mag es in Brasilien oder am Orinoko oder auf den Antillen noch höhere, glänzendere Palmenformen geben, so giebt es doch schwerlich dort geschmackvollere Verhältnisse zwischen Blätterkrone und Stamm." (Siehe Seite 49.)

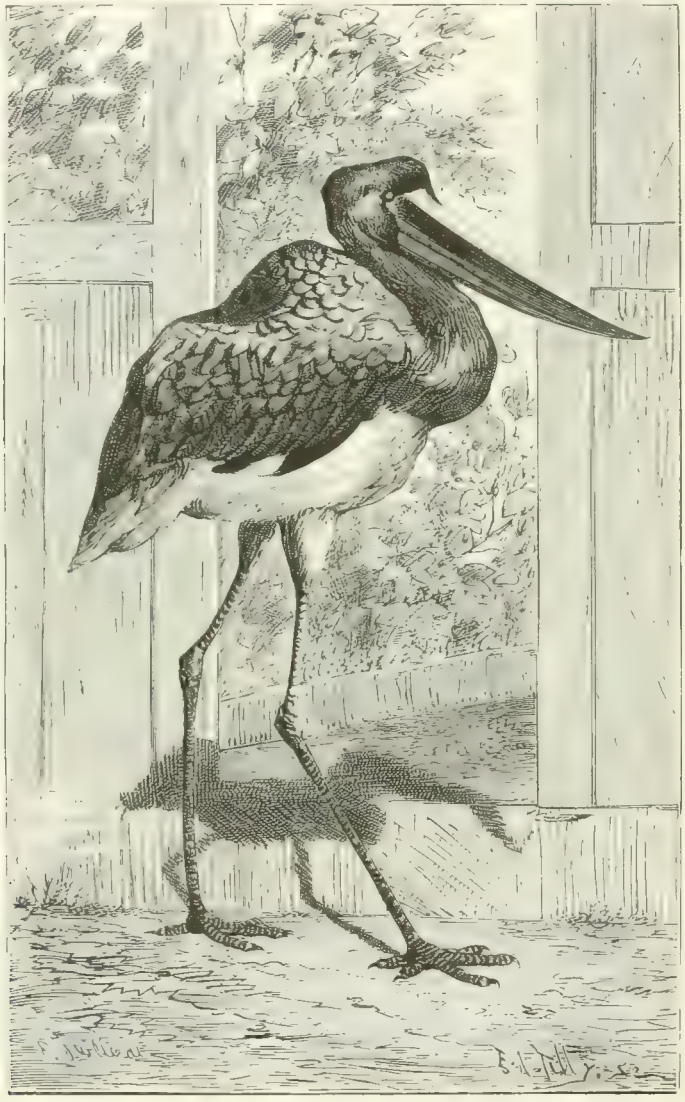
An Fruchtbäumen der verschiedensten Art ist das Hinterland von Gorée-Dakar sehr reich, und die Eingeborenen bringen täglich große Massen von Früchten auf den Markt.[26]) Es würde den Rahmen dieses Werkes überschreiten, wenn wir hier ein erschöpfendes Bild der Flora Senegambiens geben wollten, umsomehr da wir späterhin noch wiederholt Gelegenheit finden werden, die Flora West-Afrikas in günstiger situierten Landstrichen zu schildern. Um dem Leser aber doch in flüchtigen Zügen ein Bild der Landschaft am grünen Vorgebirge zu bieten, sei hier ein Bruchstück aus der Schilderung eines Marsches von Gorée zu den Mamelles eingeschaltet.

Das Kap Vert, in dessen Umgebung die öde, vegetationslose Küste, längs welcher man vom Kap Blanc nach Süden gefahren ist, ihr Ende erreicht, und wo man zum erstenmal wieder Baumwuchs erblickt, läuft gegen Norden in zwei runde Hügel aus, welche von den Matrosen the two Paps genannt werden. Das sind die unter dem Namen Mamellen bekannten Höhen, der am weitesten gegen Westen vorspringende Teil Afrikas. Mit vollem Recht führt dieses an Spuren alter vulkanischer Thätigkeit reiche Vorgebirge, welches der Portugiese Diniz Fernandez im Jahre 1446 zuerst umschiffte, den Namen des grünen, denn jenseits desselben trifft man etwa vom 14° N. an einen Pflanzenwuchs von geradezu tropischer Üppigkeit. „Kaum hat man," berichtet Sam. Brunner über seinen Besuch der Mamellen, „den hinter dem Dorfe Khamm sich erstreckenden natürlichen Teich auf Negerlenden überschritten, so befindet man sich in einem Gebüsch von Öl- und Sumpfpalmen, Adansonien, Sykomoren, Bonduccellen u. s. w., welches diese feuchten Stellen malerisch umzieht. Längs dessen hinterem trockenem Rande standen viele fast mannshohe, jedoch abgedorrte Stengel einer offenbaren Lippenblume (Labiata), welche ich am liebsten entweder für Leontis nepetifolia oder Leontis pallida halten möchte, wie auch Sträucher von Ricinus communis. Die dahinter sich erhebende sanfte Anhöhe führt sehr bald zu einem ganzen lichten Palmenwäldchen, um welches herum ungeheure Baobabstämme von den seltsamsten Formen Wache halten und hin und wieder ein breiter Tamarindenbaum seine zarte und doch so dichte Krone ausbreitet . . . Von hier an steigt das Gelände, unmerklich zwar, aber beständig. Nunmehr größtenteils abgedorrte Grastriften wechseln mit Gebüsch, worin Bauhinia reticulata, Ziziphus orthacanta Dc. ?), Acacia albida Del., Parinarium senegalense und verschiedene andere, wegen Mangel an Blüten und Früchten unkenntliche

[26]) „Ich sah und kostete hier zum erstenmal den sonderbaren, aber für meinen Gaumen sehr schmackhaften Nieren- oder Anakardienapfel (Anacardium occidentale, Pomme-acajou genannt), die butterartige Banane (Musa paradisiaca), die rahmähnliche Anona muricata (Corossol), die säuerliche Guyave (Psidium pyriferum), die zwar stattliche doch häßlich schmeckende Borassusfrucht und endlich außerordentlich feine Orangen von der nahen Gambia und den Inseln des grünen Vorgebirges. Zwei Arten Detarfrüchte (Detarium senegalense und D. microcarpum) werden überdies hier sowohl als in Gambia feilgeboten; erstere, Datach, einem Aprikosenkerne ähnlich, doch 6 bis 8 mal größer, enthält unter der dünnen Schale ein honigsüßes Mark, von den zahllosen Fasern an der Oberfläche der großen flachgedrückten Nuß durchzogen; die andere, Danch genannt, ist um die Hälfte kleiner und steht jener auch an Schmackhaftigkeit nach. Endlich kommt in beiden Kolonien noch eine Art von Parinarium, P. excelsum, unter dem Namen Mampate-Birne vor, welche reif ungefähr den Geschmack weicher Mispeln besitzt." Sam. Brunner, Reise nach Senegambien, S. 141.

Sträucher die Hauptrolle spielen. Sphaeranthus senegalensis, Walteria americana, eine weithin schimmernde Oldenlandia, ein seidenartig glänzender Convolvulus u. a. m. schmückten kahle Stellen, welche dagegen gleich nach Eintritt der ersten Regen mit einem so üppigen Rasenteppich sich bekleiden, daß nicht weniger denn 15 Hibiscus-Arten oder wohl eher Malvaceen überhaupt vorkommen sollen."

Eine lange Reihe von Forschern hat sich mit der Flora Senegambiens beschäftigt. Von 1749 bis 1753 durchforschte der Franzose Michel Adanson hauptsächlich die Umgebung von Saint Louis, unternahm



Der Jabiru.

aber auch mehrere Reisen in das Innere des Landes, nach Podor, nach Kap Vert, zum Gambia u. s. w. Er veröffentlichte nach seiner Heimkehr einen Bericht über seine Reisen[2], von welchem leider nur der erste

[2] Histoire naturelle du Sénégal, avec la relation abrégée d'un voyage fait en ce pays en 1749–1753. Paris 1771. — Deutsche Übersetzungen: Nachricht von einer Reise nach Senegal. Übersetzt von Schreber. Leipzig 1773. — Reise nach Senegal. Übersetzt von Martini. Brandenburg 1773.

Markt in Gorée.

Band erschien, welcher die Schilderung seiner Reiseerlebnisse enthält, während der botanische Teil des Werkes nicht zum Druck gelangte. Jean Baptiste Léonard Durand, Leiter der Kolonie am Senegal, veröffentlichte über seine Forschungen in den Jahren 1784 und 1785 ein auch ins Deutsche übersetztes Werk.[28] Im Jahre 1825 bereiste der Schiffsleutnant Henry Ernest Grout de Beaufort, welcher schon von 1818 bis 1825 am Senegal geweilt hatte, den Gambia bis in die Nähe der Falemé, 120 Lieues von seiner Mündung, und kam nach einem Besuch bei den Mandingos glücklich nach Bakel. Im folgenden Jahre durchforschte er Bondu im Süden von Bakel und das Königreich Bambuk. Von allen seinen Reisen brachte er viele Pflanzen und Mineralien mit, aus Gebieten, welche nach ihm bis heute kein Botaniker wieder betreten hat. Die Sammlungen des dem senegalischen Klima erlegenen englischen Reisenden T. Edward Bowdich, welcher die Kapverden und die Umgebung von Bathourst am Gambia durchforschte, sind zwar auf dem Transport nach England untergegangen, aber die von seiner Witwe veröffentlichte Reisebeschreibung[29] enthält viel Mitteilungen über die Flora Senegambiens. Der Franzose Perrottet durchforschte von Richard Toll und Saint-Louis aus in den Jahren 1824 und 1825 die Ufergegenden des untern Senegal und unternahm in den folgenden vier Jahren, nachdem er zum „Directeur des cultures de la Sénégalaise" ernannt worden, wiederholt Reisen in das Innere, den Senegal aufwärts, längs der Küste nach Rufisque, Gorée und zum Gambia, aber sein großes Werk über die Flora Senegambiens[30] blieb unvollendet.

Sam. Brunner, ein Arzt aus Bern, reiste 1838 von St. Louis über Gorée nach Bathurst, von wo er über den Fluß Salum nach Gorée zurückkehrte und sich nach den Kapverden begab. Er veröffentlichte außer der Beschreibung seiner Reise,[31] in welcher er die Flora der durchreisten Länder in erster Reihe berücksichtigte, einen Bericht über die botanischen Ergebnisse derselben.[32] Auf seiner Reise längst der Westküste Afrikas 1845 bis 1848 besuchte auch Edelestan Jardin die Küsten Senegambiens, die Insel Gorée, Haun und Dakar.[33]

Von Reisenden und Forschern, welche Herbarien vom Senegal nach Europa brachten, ohne selbst Werke über dieselben zu veröffentlichen, seien noch die folgenden erwähnt, deren Sammlungen sich teils im Muséum d'histoire naturelle in Paris, teils im Britisch Museum in London befinden: Der Marine-Apotheker Leprieur, der in den Jahren 1824 bis 1829 Senegambien bereiste, durch Cayor nach Kap Vert und dem Dorfe Joal im Königreich Baol, weiterhin zum Gambia und zur Casamance bis zum roten Vorgebirge und den Mandingas,[34] von welchen Reisen er 1800 ? Pflanzen heimgebracht haben soll; Heudelot, der das linke Senegalufer von Saint Louis bis Galam durchforschte, 1853 bis 1857 die Königreiche Cayor, Baol und Salum, den Gambia und die Casamance besuchte und bis Bondu an der Falémé vordrang;[35] schließlich in den letzten Jahren der

[28]) Voyage au Sénégal en 1781–1785 . . . depuis le Cap Blanc jusqu'à la rivière de Sierra Leone. Paris 1807. 2 vol. —

[29]) Excursions in Madeira and Porto-Santo during the autumn of 1823, while on his third voyage to Africa. London 1825. — Ins Französische übersetzt: Excursions dans les iles de Madère et de Porto-Santo, faites dans l'automne de 1823 pendant son troisième voyage en Afrique; suivies: 1° du Récit de l'arrivée de M. Bowdich en Afrique, et les circonstances qui ont accompagné sa mort; 2° d'une Description des établissements anglais sur la Gambie; 3° d'un Appendice contenant des observations relatives à la zoologie et à la botanique, et un choix de morceaux traduits de l'arabe. Paris et Strassbourg 1825.

[30]) Guillemin Perrottet et Richard, Florae Senegambiae Tentamen, sive Historia plantarum in diversis Senegambiae regionibus a peregrinationibus Perrottet et Leprieur detectarum. I. Band, Paris 1830–1833.

[31]) Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebürges im Jahre 1838. Bern 1840.

[32]) In der Zeitung „Flora" 1840: Botanische Ergebnisse einer Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebirges.

[33]) Die Ergebnisse seiner Reise sind niedergelegt in Herborisations sur la côte occidentale d'Afrique pendant les années 1845–1848. Paris 1859.

[34]) Durch eine Sendung nach Guyana an der Vollendung seiner Beschreibung der Flora Senegambiens verhindert, übergab er das gesammelte Material Perrottet, dessen Werk (s. oben) unvollendet blieb.

[35]) Seine Sammlungen sind in Olivier, Flora of tropical Africa beschrieben.

Ingenieur Carrey, der 1880 zwischen Bakel und Fangalla am obern Senegal sammelte, der Kommandant Derrien, der in demselben Jahre als Leiter der topographischen Abteilung der Mission Borgnis-Desbordes ebenfalls am obern Senegal zwischen Bakel und Kita thätig war, und Dr. Bayol, der 1881 von Boké nach Timba und von dort zurück nach Medine reiste.

Die letzten dieser Expeditionen, welche, besser ausgerüstet als die früheren, auch größere Erfolge erzielten, werden wir auf den folgenden Blättern auf ihrem Zuge durch das Land begleiten und dabei Gelegenheit haben, ihre Leistungen kennen zu lernen. Wäre Faidherbe am Ruder geblieben, würde Frankreich vielleicht schon vor zehn Jahren am Senegal erreicht haben, was es nun allmählich zu erreichen beginnt, denn nach seiner Abberufung fehlte die Triebkraft, welche bis dahin die Maschine in Bewegung gesetzt hatte, und auf all den mannigfaltigen Gebieten, denen Faidherbe seine Aufmerksamkeit zugewendet, geriet alle Thätigkeit ins Stocken.

Der Zeit der Blüte der Kolonie unter Faidherbes Verwaltung folgte eine Zeit des Niedergangs, in welcher Frankreich einen großen Teil der Errungenschaften, welche es dem Talent und der Energie seines bedeutendsten Gouverneurs verdankte, verlor. Valière, der Nachfolger Pinet-Laprades, wollte möglichst die Anwendung von Waffengewalt vermeiden, und er verdarb durch Schwäche und Nachgiebigkeit alles. Um die Unruhen in Cayor zu beenden, paktierte er mit dem vertriebenen Lat-Dior, setzte ihn wieder als Damel ein und trat ihm im Jahre 1871 auch den größern Teil der Gebiete ab, welche seiner Zeit durch den Vertrag mit Madiodio mit den französischen Besitzungen vereinigt worden. Frankreich war am Senegal um 10 Jahre zurückgeworfen. Sein Unglück auf den Schlachtfeldern des deutsch-französischen Krieges wirkte in Afrika nach, denn der Gouverneur wurde nun noch vorsichtiger als zuvor und suchte sorgsam alles zu vermeiden, was zu Verwickelungen mit den Eingeborenen führen konnte, da er glaubte, nicht über genügende Kräfte zu verfügen, um jeden Widerstand zu brechen. Unzivilisierten Völkerschaften erscheint aber Nachgiebigkeit stets als Schwäche, und so wurde denn Lat-Dior in demselben Grade frecher und anmaßender, als der Gouverneur sich nachgiebig zeigte. Er verlangte, daß ihm für alle Waren, welche von Saint-Louis ins Innere des Landes geführt wurden, ein Zoll entrichtet werde, und der Gouverneur gestand die Errichtung einer Zolllinie unmittelbar vor Saint-Louis zu. Dieser erste Erfolg ermutigte den Damel, einen Versuch zur Wiedereinführung der Coutumes zu machen; die Kaufleute, die in sein Land kamen, wurden auf alle mögliche Weise belästigt und bedrückt, und eines Tages sandte der Damel Boten nach Rufisque und ließ die Franzosen zur Zahlung der ihm gebührenden Coutumes auffordern. Schließlich wollte er die Franzosen völlig vertreiben und rückte mit einem Heere gegen Saint-Louis heran. Er war nur noch wenige Stunden entfernt, als er auf die vom Gouverneur in Eile zusammengerafften Truppen stieß, doch zum Kampfe kam es nicht, denn Valière zog auch diesmal die Unterhandlungen vor und bewog den Damel durch Nachgiebigkeit gegen verschiedene seiner Wünsche zur Umkehr.

Die unheilvollen Folgen des von Valière befolgten Systems sollten sich bald zeigen. Die mit Lat-Diors Willkürherrschaft unzufriedenen Unterthanen desselben empörten sich gegen ihn und riefen Amadu-Seku, den Almamy von Futa, welcher nach Unterwerfung Dscholoffs ihr Grenznachbar geworden war, zum Beistand herbei. Lat-Dior wurde vertrieben und suchte Schutz bei den Franzosen. Der Erfolg Amadus konnte für Frankreich verhängnisvoll werden. Eine gewaltige Erregung machte sich unter allen Völkerschaften im Senegalgebiet bemerkbar, sie begannen zu glauben, daß die Stunde ihrer Befreiung nahe und Frankreichs Macht im Schwinden sei. Geheime Sendboten Amadus fanatisierten die Bevölkerung Walos und organisierten allmählich eine weit verzweigte Verschwörung, welche durch eine neue sizilianische Vesper in Saint-Louis zum Ausbruch kommen sollte. Während die Stadt an mehreren Stellen zugleich in Brand gesteckt wurde, wollte Amadu mit seinem Heer dieselbe überfallen, und er zweifelte nicht, daß es ihm mit Hilfe seiner Anhänger gelingen würde, die Garnison zu überwältigen. Zum Glück wurde dieser Plan verraten, und Valière fand Zeit, ihn zu verhindern. Trotz der großen Gefahr, welche in der Bildung eines großen mohammedanischen

Reiches im Herzen Senegambiens lag, hätte er sich aber auch jetzt noch nicht zu energischem Einschreiten aufgerafft, wenn nicht der auf einer Inspektionsreise in Saint Louis weilende General Pelletier ihn dazu gedrängt hätte. So wurde denn endlich im Februar 1875 eine Kolonne von 500 Mann Infanterie mit einiger Kavallerie und 2 Geschützen gegen Amadu ausgesandt, welche sich mit den Anhängern Lat-Diors vereinigte und das bedeutend überlegene Heer Amadus am 11. Februar bei der Stadt Coki angriff. Nach einem erbitterten Kampfe, in dem die Neger sich im Handgemenge mit großer Bravour schlugen, wurde Amadus Heer zersprengt; er selbst war unter den Toten. Anstatt aber seinen Sieg auszunutzen und Frankreich die verlorenen Vorteile zurückzugewinnen, setzte Valière in unbegreiflicher Verblendung Lat Dior bedingungslos als

Griots in Gorée.

Damel wieder ein und begnügte sich mit der ohne Garantien ziemlich wertlosen Anerkennung des französischen Protektorats über Cayor.

Es war ein Glück für die Kolonie, daß der schwache Valière endlich im Jahre 1876 abberufen wurde und in Brière de l'Isle einen energischen Nachfolger erhielt, der nicht gesonnen war, die Übergriffe und Feindseligkeiten der Negerfürsten länger zu dulden. Eine Gelegenheit, den Senegalesen zu zeigen, daß nun in Saint Louis wieder ein anderer Wind wehe, bot sich bald. Der Fürst von Logo bei den Felu-Katarakten war mit dem alten Freund Frankreichs, dem König Sambala von Khasso in Streit geraten und lehnte trotzig die angebotene Vermittelung der Franzosen ab. Er vertraute auf die weite Entfernung seines

Landes vom Sitze des Gouverneurs, aber ehe er sich dessen versah, erschien ein französisches Korps vor seiner befestigten Hauptstadt Sabuciré, welche, da sie Widerstand leistete, in wenigen Stunden durch das Geschützfeuer der Belagerer in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Diese Expedition, welche Frankreichs Ansehen am obern Senegal wiederherstellte, kostete jedoch noch schwere Opfer, da in dem gegen Logo ausgesandten Korps

Richard Toll.

das gelbe Fieber ausbrach, dem vor der Rückkehr nach Saint-Louis noch gar mancher erlag, und das dann noch jahrelang einen verheerenden Umzug in der Kolonie hielt.

Durch das gelbe Fieber wurde der Beginn einer großartigen Friedensarbeit, welche der Gouverneur plante, um mehrere Jahre verzögert. Schon Pinet-Laprade hatte die Idee angeregt, durch das obere Cayor,

Ufer des Senegal.

in welchem dem Eisenbahnbau nicht die geringsten Hindernisse entgegenstanden, eine Eisenbahn nach Dakar zu führen. Brière de l'Isle nahm nun diese Idee auf, und auf seine Veranlassung wurden die ersten Vorarbeiten unternommen, auf Grund welcher die Kosten der projektierten Bahn auf etwa 16 Millionen Franks (62000 Franks für den Kilometer) veranschlagt wurden. Der Damel Lat-Dior gab seine Einwilligung zum Bau der

Bahn, erklärte sich bereit, das nötige Land unentgeltlich zu überlassen und während des Baues für die Herbeischaffung von Proviant für die Arbeiter Sorge zu tragen. Es währte aber noch lange, bevor das von Herrn Walter, dem Leiter der öffentlichen Arbeiten am Senegal ausgearbeitete Eisenbahnprojekt von der französischen Kammer mit mehreren Änderungen angenommen wurde. Die Compagnie des Batignolles erhielt endlich die Baubewilligung unter einer Zinsengarantie von 5400 Franks für den Kilometer, aber nun hinderte wieder das am Senegal wütende gelbe Fieber den Beginn der Arbeiten, so daß das Jahr 1882 herankam, bevor der Bau begann. Inzwischen wurden auf Anordnung der Regierung die Vorarbeiten zum Bau einer zweiten Bahn begonnen, welche Saint Louis mit Medine verbinden und so den Handelsverkehr des erstern Platzes mit dem obern Senegalgebiet vom Steigen und Fallen des Flusses unabhängig machen sollte. Bevor wir aber den mit diesen Arbeiten betrauten Expeditionen flußaufwärts folgen, müssen wir den Leser vor allem mit einem Volke bekannt machen, dem wir bis tief ins Innere des Kontinents hinein fortan auf Schritt und Tritt begegnen werden: mit den Peulhs.

Für Frankreich ist keines der vielen Völker Afrikas von so großer Wichtigkeit, wie die Peulhs, denn von der Haltung dieses Volkes hängt es in erster Reihe ab, ob die französische Kulturarbeit seitens der Einheimischen Förderung oder hartnäckigen Widerstand finden wird. Fast über ein Sechstel des afrikanischen Kontinents ist dieses Volk verbreitet, allerdings fast überall mit anderen Völkern vermischt. Frankreich, welches bald mit den Peulhs in Berührung kam, verdankt man denn auch die ersten Nachrichten über dieses Volk. Sie reichen bis zum Jahre 1500 zurück. In diesem Jahre wird ein Führer der Peulhs, Dambadumbi, von Mohamed Askia geschlagen, und um das Jahr 1555 bricht zwischen Mandi-Mansa, König von Melli, und einem „König der Fullos" ein Krieg aus. Späterhin haben alle Reisenden von Mungo Park bis auf die Neuzeit Nachrichten über die Peulhs gebracht, doch es ist nicht leicht, sich in denselben zurechtzufinden, denn die Varianten des Namens Peulhs, welche die einzelnen Reisenden vorbringen, sind Legion. Wir stoßen auf die Benennungen Fullos, Foulis, Pholeys, Foulahs, Fouleys, Félans, Fellâtas, Félanies, Foulanies, Fullan, Fellani, Fulbe, Poules, Poules, Peulhs u. s. w. Nach Heinrich Barths Forschungen ist die Grundform des Namens „Pul", was „hellbraun" bedeutet, im Gegensatz zu „Olof", „schwarz" W olof, y olof, Mehrzahl Pul be, neben welcher letztern auch Fulbe gebräuchlich ist, der Name, den auch Barth durchgehends anwendet. Die am Senegal übliche Benennung des Volkes, durch die französische Schreibweise „Peulhs" oder Peuls wiedergegeben, hat jedoch in der Ethnographie das Bürgerrecht erlangt und die von Barth vertretene Benennung verdrängt[36].

Als die eigentliche Heimat der Peulhs kann man Senegambien betrachten, von wo sie ihre Eroberungszüge durch den Sudan begonnen haben. Dort bildeten sie die Mehrzahl der Bevölkerung in Futa-Toro, Futa Bondu, Futa-Dschallon und dem noch wenig bekannten Fuladou, Ländern, welche noch den Namen ihrer Rasse tragen, und wohnen zwischen Wolofs, Toucouleurs, Soninkes und Mandingas in Dimar, Damga, Dscholoff und Digara, in letzterem Gebiet, nahe der Gambia-Mündung wieder die Hälfte der Bevölkerung bildend.

Zu derselben Zeit, als Napoleon seinen Siegeslauf begann und die Landkarte Europas völlig umgestaltete, hatte auch der Sudan seinen Eroberer, welcher der Gründer eines großen Reiches wurde. Unter den Peulhs in den Wäldern von Adar lebte ein Mann, namens Othman, bekannter unter dem Namen Danfodio[37], der sich durch seine Gelehrsamkeit, seine Frömmigkeit und seinen asketischen Lebenswandel großes Ansehen unter seinen Stammesgenossen erworben hatte. Er sprach geläufig fast alle Dialekte des Sudan, und als Kenner des Koran kam keiner seiner Stammesgenossen ihm gleich. Das Volk sah in ihm einen von Gott

[36] J. de Crozals in seiner Studie über die Peulhs: Les Peulhs. Étude d'éthnologie africaine. Paris, Maisonneuve et Cie, 1885. S. 50 behält neben dem Namen Peulh für das einzelne Individuum noch zur Bezeichnung der Rasse und des Reiches den Namen Fullah bei.

[37] d'Avezac und Eichthal erklären diesen Namen für eine korrumpierte Form von Dzou-el-Nafadhyah (der Verwüster). Clapperton dagegen übersetzt ihn mit „der Sohn des Fodio".

gesandten Propheten, und scharenweise folgte es seinem Rufe, als er sich in Gober niederließ und dort eine Stadt gründen wollte. Dem Sultan von Gober, Baoua, erschien jedoch der Prophet bald gefährlich, umsomehr, da er sich ein Richteramt über ihn anmaßte und sich erlaubte, manche seiner Handlungen einer scharfen Kritik zu unterziehen, weshalb er schließlich mit allen seinen Anhängern aus dem Lande gewiesen wurde. Danfodio kehrte nach Adar zurück und gründete dort eine neue Stadt, welche ein Sammelplatz aller seiner zahlreichen Anhänger wurde. Er begann nun offen den Glaubenskrieg zu predigen und sein fanatisiertes Gefolge für denselben vorzubereiten. Seine Krieger erhielten ein weißes Gewand als Symbol der Sittenreinheit, und von weißer Farbe waren auch die Fahnen, welche er den Führern der einzelnen Abteilungen seines rasch wachsenden Heeres übergab. „Allah akbar!“ (Gott ist groß!) sollte das Kriegsgeschrei sein und ein Schlachtgesang, von Danfodio selbst verfaßt, den Mut der Krieger entflammen.

Der Prophet hatte verkündet, daß jeder, der im Kampfe gegen die Ungläubigen den Tod finde, sofort der Freuden des Paradieses teilhaftig werde. Kein Wunder daher, daß die armen Peulhs, die im Leben nichts zu verlieren, dagegen alles zu gewinnen hatten, und für die der Tod seiner Schrecken entkleidet war, sich mit einem Ungestüm in den Kampf stürzten, welchem niemand zu widerstehen vermochte. Ihr Glaube an das Prophetentum Danfodios und die Aussicht auf Erwerbung der Reichtümer der Neger wurden die Triebfedern einer gewaltigen Bewegung, wie sie in solchem Umfange der Sudan wohl noch nicht gesehen hatte.

Kano unterwarf sich dem Propheten ohne Kampf. Der Sultan von Gober, dadurch beunruhigt, sandte ein Heer gegen Danfodios Hauptstadt Sokoto, um ihn von dort zu vertreiben, aber seine Truppen wurden geschlagen und Danfodio ging selbst zur Offensive über: Sultan Baoua fiel in der Schlacht und sein Land wurde eine Beute der Sieger[38]). Unaufhaltsam wälzte sich nun der Strom weiter, und Haoussa, Cobbi, Jouri und ein Teil von Nyffé wurden dem Propheten unterthan, der somit fast alle Länder zwischen dem Niger und dem Tsadsee sich zu Füßen sah. Reiche Grenzländer im Westen und Osten lockten zur Fortsetzung des Eroberungszuges: dort Joruba, hier Bornu. Wie eine alles vernichtende Hochflut ergossen sich Danfodios Scharen im Jahre 1809 über Bornu, welches reiche Land so verwüstet wurde, daß Barth noch 40 Jahre später die traurigen Folgen des Kriegszuges vorfand. Ghasr-Eggomo, zur Zeit des Einfalls der Peulhs eine gut befestigte, volkreiche Stadt von 6 Meilen im Umfang, wurde vollständig zerstört. Hartnäckiger, doch nicht minder erfolglos war der Widerstand der Eingeborenen in Joruba. Diese ermordeten, als die Peulhs in ihr Land eindrangen, schonungslos alle Muselmänner, die in ihrer Mitte weilten, sowohl die im Lande Ansässigen, als die fremden Kaufleute, aber sie vermochten die Heerscharen des Propheten auf ihrem Siegeszuge nicht aufzuhalten. Rakah, Elora (Affaga), eine Stadt nach der andern wurde von den Peulhs erobert, sie überstiegen das Konggebirge und drangen bis zum Meere, zur Sklavenküste vor.

Binnen zehn Jahren hatte Danfodio sich ein Reich erobert, das sich vom Tsadsee fast bis zum Atlantischen Ozean erstreckte, aber er verstand nicht nur ein Reich zu erobern, sondern es auch zu verwalten. In den Städten und Dörfern, aus denen die Neger entflohen waren, wurden Peulhs und Araber angesiedelt, und Gesetz und Ordnung so streng aufrecht erhalten, daß, wie Clapperton sagt, eine Frau damals mit einem Korb voll Gold auf dem Kopfe von einem Ende des Reiches zum andern allein wandern konnte, ohne einer Gefahr ausgesetzt zu sein. Besonders streng wurde die Befolgung der Vorschriften des Korans überwacht. Das große Reich, welches Danfodio geschaffen, ruhte ja auf religiöser Grundlage, und der Ruhm des Propheten war es, der Tausende und aber Tausende von Pilgern aus Marokko, Tunis und Tripolis nach der neuen Residenzstadt Sokoto führte. Mit wahrhaft fürstlicher Gastfreundschaft wurden dort die Fremden empfangen, und reich beschenkt mit Sklaven, Kameelen und Lebensmitteln kehrten sie heim.

[38]) H. Clapperton, Tagebuch der zweiten Reise ins Innere von Afrika. Weimar 1830. Clappertons Reisewerk ist die einzige Quelle unserer Kenntnisse dieser Vorgänge. Alle späteren Schilderer derselben haben mehr oder minder aus Clappertons Bericht geschöpft.

Der religiöse Fanatismus, welchen Danfodio angefacht hatte, wurde aber schließlich im Jahre 1816 sein eigenes Verderben. Sein Sinn verwirrte sich, er bildete sich ein, daß das viele Blut der Rechtgläubigen, welches in seinen Kriegen vergossen worden, das himmlische Strafgericht auf sein Haupt herabrufen werde, und mitten in der Schlacht begann er zu jammern, daß er der Hölle verfallen sei. Die Nacht des Wahnsinns drohte alles zu vernichten, was sein klarer Geist geschaffen, und nur die große Verehrung, welche sein Volk

Frauen vom untern Senegal.

ihm auch jetzt entgegenbrachte, verhinderte es, daß seine Schöpfung noch bei seinen Lebzeiten zerfiel. In den Augen der Mohammedaner war er ein Heiliger. Wenn er sein Haar schneiden ließ, wurde dasselbe sorgsam gesammelt und in goldenen oder silbernen Büchsen aufbewahrt, und als er mehrere Jahre später starb, wurde sein Grab ein Wallfahrtsort, zu welchem die Mohammedaner von nah und fern zu pilgern pflegen.

Mohammed-Bello, einer der vielen Söhne des Propheten, wurde sein Nachfolger, nachdem er seinen Bruder Atego, der ihm die Herrschaft streitig machen wollte, rasch bezwungen hatte. Er herrschte über alle

Länder östlich und südlich von Haoussa, während ein Neffe seines Vaters, Mohammed-ben-Abdallah, die westlichen Länder als Teilfürstentum erhielt. Der Tod des Propheten und die Teilung des Reiches ermutigte die unterworfenen Völker zu einem Versuch, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, und Mohammed-Bello sah sich bald rings von Feinden umgeben.

Bello war zwar ein tapferer, energischer Mann, aber die Siegeszuversicht, welche die Peulhs unter der Leitung seines Vaters beseelt hatte, war dahin. Die überraschenden Siege Danfodios hatten den Glauben erweckt, daß er einen Bund mit dem Bösen geschlossen hatte, dem er seine Seele verschrieben unter der Bedingung, daß er ihm zur Herrschaft über Haoussa verhelfe. Man erzählte sich, daß Danfodio der Beistand des Bösen nur auf 50 Jahre zugesichert worden, nach deren Ablauf die unterjochten Völker ihre Freiheit wieder-

Baobab oder Affenbrotbaum (Adansonia digitata).

gewinnen würden. Nun war die Zeit um, und die Macht der Peulhs mußte ein Ende nehmen. Böse Tage kamen für dieselben: in vielen Gebieten, in denen sie die Minderzahl der Bevölkerung bildeten, wurden sie von den revoltierenden Negern bis auf den letzten Mann niedergemetzelt, und nur mit Mühe brachte Bello einzelne der aufständischen Länder wieder zur Unterwerfung.

Dem Vordringen der Peulhs nach Osten war eine Grenze gesetzt, nicht so aber ihrer Ausdehnung nach Westen. Die Küstenländer am Atlantischen Ozean waren seit jeher das Land ihrer Sehnsucht, und sie pflegten zu sagen, daß sie die Welt erobern würden, wenn es ihnen gelänge, zum Meere vorzudringen. In dem fruchtbaren Noupé am Niger mischten sie sich in den Streit zweier Thronbewerber und machten sich jenen, dem sie zum Throne verhalfen, tributpflichtig, indem sie gleichzeitig die Gelegenheit benutzten, sich in dem Lande festzusetzen. Ebenso setzten sie sich in Joruba fest, wo sie die Stadt Ilori gründeten, welche rasch

aufblühte und 1850 angeblich bereits einen Umfang von zwei Tagmärschen hatte. Auch der Sultan von Borgu wurde gezwungen, Bello als seinen Oberherrn anzuerkennen.

Die Senegalländer blieben von der gewaltigen Bewegung, welche religiöser Fanatismus unter den Poulhs hervorgerufen, nicht unberührt. Das Heer des Fanatikers Hadschi-Omar, dessen Kriegszug gegen Medine wir bereits geschildert, bestand neben Tonconleurs und Serrakolets hauptsächlich aus Poulhs. Mit Hilfe derselben breitete Hadschi Omar, nachdem sein Angriff auf Französisch-Senegambien mißglückt war, seine Herrschaft am obern Niger aus. Sein Sohn Amadu wurde Sultan von Segu. Die Franzosen wurden aber später nochmals in einen Kampf mit Poulhs verwickelt, als Amadu, nachdem er Dscholoff unterworfen, in Cayor einfiel (siehe Seite 40). Ihr Sieg bei Coki rettete damals die Wolofffstaaten vor der ihnen drohenden Überflutung durch die Poulhs.

Das Gebiet, über welches die Poulhs sich teils durch allmähliche Einwanderung, teils als Eroberer verbreitet haben, ist immer noch ein riesiges, denn es umfaßt zwischen dem 10. und 15.° n. Br. etwa 80000 bis 90000 Meilen. Ein Glück war es, daß ein solches Volk nicht bloß zu erobern, sondern auch zu kolonisieren verstand.

Die Poulhs sind zwar in erster Reihe ein Hirtenvolk, aber sie sind auch fleißige Ackerbauer, und es wird bei ihnen auch Tüchtiges in verschiedenen Gewerben und Industriezweigen geleistet. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts zogen sie in Cayor aus dem Verkauf ihrer großen Rinderherden an Europäer beträchtlichen Gewinn,[37] und alle Reisenden, welche mit Poulhs in Berührung kamen, wissen von ihren großen Herden zu berichten. Caillié[38] traf Hirten in jedem Dorfe, in das er kam, und auch Clapperton berichtet von großen Herden zwischen Sokoto und Kano. Die Rinderrasse, welche man in den Niederlassungen der Poulhs, in ganz Senegambien und am Niger findet, ist dieselbe, welche am obern Nil vorhanden ist, das weiße oder gräuliche Zebu mit dem Fettauswuchs zwischen den Schultern.[41] Trotz des hohen Preises des Salzes geben die Poulhs dasselbe ihren Tieren doch reichlich, um gute Milch zu erhalten, die sie über alles schätzen.[42] Aus der Milch wird Butter bereitet und in Thontöpfen aufbewahrt, um sowohl zur Zubereitung der Speisen als auch zum Einreiben des Körpers zu dienen. Die Käsebereitung ist ihnen jedoch, wie allen ihren Nachbarvölkern fremd.[43] Produkte ihres Ackerbaues sind Reis, Mil, Baumwolle, Indigo und Tabak. Caillié war überrascht von den vortrefflichen Ackerfeldern, welche er im Innern Afrikas sah, und erklärt, daß sie ebenso gut bestellt seien wie unsere. Die Bienenzucht der Poulhs liefert die großen Mengen Wachs, welche sie auf den Markt bringen.

Die Poulhs selbst treiben kein Gewerbe; sie sind Ackerbauer, Hirten oder Krieger, und würden sich für entehrt halten, wenn sie sich einer andern Beschäftigung widmen sollten. Trotzdem hat sich bei ihnen eine nicht unbedeutende Hausindustrie entwickelt, mit welcher teils die Sklaven, teils die Frauen beschäftigt sind. Die Frauen spinnen und reinigen die Baumwolle. Fast in jedem Dorfe findet man Weber, welche zwar grobe, aber sehr dauerhafte Stoffe verfertigen. Es sind Sklaven, wie die Töpfer, Gerber, Lederarbeiter, Schuhmacher, Schmiede u. s. w., welche mitunter vorzügliche Arbeiten liefern, trotzdem sowohl ihre Werkzeuge als die ganze Verfertigungsweise sehr primitiv sind. Die hübschen Thongefäße, die man bei ihnen sieht,

[37] G. Mollien, Reise in das Innere von Afrika, an die Quellen des Senegal und des Gambia im Jahre 1818 auf Befehl der französischen Regierung unternommen. Weimar, 1820. S. 58.

[38] René Caillié, Journal d'un voyage à Temboctou et à Jenné dans l'Afrique centrale, 1824 à 1828. Paris, Imprimerie royale, 1830, I. Band S. 417.

[41] Faidherbe macht darauf aufmerksam, daß das Wort „Rind" in der Sprache der Poulhs, Woloffs, Sereres, Malinkes und Sonnkes gleich sei oder doch von derselben Wurzel stamme.

[42] Hyacinth Hecquard, Reise an die Küste und in das Innere von West-Afrika. Leipzig, Drksche Buchhandlung. S. 280.

[43] „Sie selbst nennen als Gründe, weshalb sie keinen Käse machen, die Hitze und die Seltenheit des Salzes." Mungo Parks Reisen in Afrika. Von der Westküste zum Niger. Neu bearbeitet von Dr. Friedrich Steger. Leipzig, C. B. Lorck, 1854. S. 41.

werden, sobald sie geformt sind, auf einander getürmt und mit Stroh bedeckt, das man anzündet. Auch die hölzernen Geräte der Peulhs zeichnen sich durch saubere Arbeit und gefällige Formen aus. Ihre Schmiede,[41]) welche meistens aus Bouré stammende Sklaven sind, liefern nicht nur Waffen und Schlosserarbeiten, sondern auch Schmuckgegenstände aus Gold und Silber, Ringe, Hals und Armbänder und dergleichen, nach welchen stets große Nachfrage vorhanden ist, denn die Peulhs-Frauen lieben den Schmuck sehr.

Bei allen Stämmen der Peulhs ist die Zahl der Sklaven eine sehr große. Viele verwenden alle ihre Ersparnisse zum Ankauf von Sklaven, der zweifellos eine vortreffliche Kapitalsanlage ist. So ist z. B. der Almamy von Bondu einer der größten Sklavenhalter am Senegal: ihm gehört nahezu das ganze Dorf Boulébané, welches fast ausschließlich von seinen Sklaven bewohnt ist. Außer durch Kauf von den benachbarten Stämmen wird die Zahl der Sklaven durch die Kriegszüge noch beständig vermehrt. Im allgemeinen ist das Los derselben kein unerträgliches, und nur die Sklaven armer Leute sind schlimm daran, da sie bei unzulänglicher schlechter Kost zu harter Arbeit angehalten werden. Die Ackerbausklaven können sich unter den Sklavinnen eine Frau auswählen, erhalten eine Hütte und ein Stück Land zum Anbau angewiesen, welches sie an zwei Tagen der Woche, Donnerstag und Freitag, bearbeiten können, und an den übrigen Tagen arbeiten sie auf den Feldern ihres Herrn. In Haoussa arbeiten die Sklaven von früh bis Mittag im Dienste ihres Herrn und können über den Rest des Tages nach Belieben verfügen. Noch besser gestellt sind die Hausklaven, die häufig wie Familienangehörige behandelt werden. Freisprechungen finden jährlich in Menge statt. Es ist Sitte, bei den Festen nach dem Rhamadan und an anderen Festtagen einigen Sklaven die Freiheit zu schenken, ebenso beim Tode des Herrn, doch nur selten kehren die Freigesprochenen in ihre Heimat zurück: sie bleiben auf dem Grund und Boden ihres frühern Herrn und entrichten demselben eine jährliche Abgabe.

Unter den Sklaven findet man die verschiedensten Völkerschaften vertreten, aber ein Peulh selbst kann nie der Sklave eines andern werden. Jeder hält es vielmehr für seine Pflicht, einen Stammesgenossen, den er als Sklaven bei einem andern Volke findet, um jeden Preis loszukaufen.

Die Peulhs überragen alle Völker, unter denen sie wohnen, an Intelligenz. Ein Hauptzug in ihrem Charakter ist die Freiheitsliebe, mit welcher sich, wie Barth sagt, eine Art republikanischer Gesinnung vermischt. Sie blicken mit Verachtung auf die sie umgebenden Negerstämme herab, welche ihrer Meinung nach nur zum Sklavendienst geboren sind. Auch in der Gefangenschaft macht sich ihr Selbstbewußtsein noch geltend, und man pflegt in Saint-Louis zu sagen, daß ein Peulhs-Mädchen, auch wenn es als Sklavin ins Haus komme, binnen kurzem die Herrin in demselben werde.

Sehr vorteilhaft unterscheiden sich die Wohnungen der Peulhs von jenen der benachbarten Negervölker. Mögen sie in einem Steingebäude, in einer Strohhütte oder in einem Zelte wohnen, stets zeichnet sich dasselbe durch große Reinlichkeit aus. Fremde nehmen die Peulhs nicht gern in ihr Haus auf, sehen dieselben überhaupt nicht gern. Sie wissen, daß die Mauren sowohl als die Neger ihnen feindlich gesinnt sind, und haben die blutigen Metzeleien, denen viele Tausende ihres Stammes nach dem Tode Danfodios zum Opfer fielen, nicht vergessen. Das hat sie verschlossen und mißtrauisch gegen alle Fremden gemacht. Wie die Gastfreundschaft ist ihnen auch die Freigebigkeit unbekannt, und wenn ja ein Peulh einmal jemandem etwas schenkt, kann man sicher sein, daß dies nur in der Hoffnung geschieht, von diesem ein viel größeres Gegengeschenk zu erhalten. Trotz dieser rauhen Außenseite sind aber die Peulhs im großen und ganzen von viel sanftmütigerem Charakter als alle Negerstämme, unter denen sie wohnen.

Woher die Peulhs stammen, ist noch ungewiß. „Hagere Leute von schlankem Gliederbau, von wenig krausem Haar, etwas Bartwuchs und von rötlich-brauner, öfters aber auch noch dunklerer Färbung, eine

[41]) In Darfur sind die Peulhs die einzigen Leute, welche des Bergbaues kundig sind. Es ist auch von Bergwerken der Peulhs in Futah-Dschalon berichtet worden, doch schon Hecquard widersprach dieser Behauptung und führte sie auf einen Irrtum zurück.

Sprache redend, welche nicht geringe Anklänge an die berberinische hat, scheinen sie mit den Barabra, den Bedja, vielleicht auch mit den Monbuttu zu einer größern Familie, einer nubisch-berberischen zu gehören."[45] Barth betrachtet sie als ein Mittelglied zwischen den Arabern und Berbern einerseits und den Negern anderer seits,[46] alle Reisenden aber bezeichnen sie als ein aufgewecktes, bildungsfähiges Volk, und einzelne sprechen geradezu begeistert von der überraschenden Bildung, welche sie bei den Poulhs antrafen.

„Jedes Dorf," schreibt Hecquard über die Poulhs in Futah-Dichalon, „hat mehrere öffentliche Schulen; reiche Leute aber vertrauen ihre Kinder eigens einem Marabut von Ruf an, der ihre Erziehung leitet, während welcher Zeit sie für ihren Lehrer arbeiten gehen, und außerdem muß er noch eine Belohnung empfangen, sobald seine Zöglinge ihn verlassen. Der Unterricht findet abends und vor Anbruch des Tages statt. Die Aufgabe wird mit einem Stück in eine Art roter Tinte getauchten Schilf auf ein Brettchen geschrieben, welches Alloa genannt wird und das der Taliba fortwährend bei sich trägt. Sobald er lesen kann, lernt er seine Auf gabe und jeder wiederholt sie mit lauter Stimme, wodurch in diesen Schulen ein Lärmen entsteht, das schon

Podor.

von weitem gehört wird; sind die Zöglinge imstande den Koran zu lesen, so lernen sie arabisch schreiben. Jeder freie Poulh kann lesen und schreiben, aber es ist ausdrücklich verboten, Sklaven zu unterrichten."

Mungo Park erzählt, daß die Poulhs in allen Städten von Bondu Schulen errichtet hatten, in welchen die heidnischen Kinder neben den mohammedanischen Unterricht im Lesen erhielten und mit dem Koran und den Vorschriften des Propheten bekannt gemacht wurden — eine religiöse Propaganda, welche sich vortrefflich bewährte, da die den heidnischen Kindern in der Schule eingeimpften Lehren sich nicht leicht verwischten.[47]

[45]) Robert Hartmann, Die Völker Afrikas. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879, S. 58.

[46]) Barth ist mit anderen Forschern der Ansicht daß die Poulhs von Osten her eingewandert sind, aber er bestreitet die Theorie Gustave d'Eichthals, der auf Grund sprachlicher Analogieen die Urheimat der Poulhs in Polynesien gefunden zu haben glaubt und sie von Java aus nach Afrika wandern läßt. Histoire et origine des Foulahs ou Fellans (Mémoires de la Société Ethnologique, Band I, Teil II.

[47]) „Ich habe auf meiner Reise viele solcher Schulen gesehen und überall mit Vergnügen wahrgenommen, wie außer ordentlich gelehrig die Kinder waren." Mungo Parks Reisen ꝛc. S. 79.

In Haoussa soll es Sitte sein, daß reiche Leute ihre Kinder zum Unterricht in eine andere Stadt schicken, während die Kinder der Armen wenigstens eine Stunde täglich Unterricht erhalten. In der neuen Stadt, El Landu Lilahi (zum Lobe Gottes), welche der König Sego Amadu am rechten Ufer des Niger gründete, und ebenso in Djenné wurden öffentliche Schulen errichtet, in welchen unentgeltlich Unterricht erteilt

N'dioum.

wird. Die Kenntnis der arabischen Sprache ist sehr verbreitet, doch scheinen, nach den sich vielfach widersprechenden Berichten der Reisenden zu schließen, hauptsächlich die Peulhs in Futah-Dschalon eine höhere Bildungsstufe erreicht zu haben, während von den im Sudan wohnenden nur einzelne, besonders Begabte ein gründlicheres und umfangreicheres Wissen sich aneignen. Unter solche Ausnahmen ist auch der Gelehrte in Bagirmi zu rechnen, von welchem Barth berichtet, daß er nicht nur der arabischen Sprache vollkommen mächtig

Guédé.

war, sondern auch die ins Arabische übersetzten Bruchstücke aus den Werken des Aristoteles und Plato kannte. Das Wissen dieses Mannes, der große Reisen unternommen und vier Jahre seiner Studien wegen sich in Ägypten aufgehalten hatte, kann nicht als Maßstab für die Bildung des ganzen Volkes, dem er angehörte, gelten. Jedenfalls sind aber die Peulhs eines der bildungsfähigsten Völker in dem Gebiet, über welches sich

der französische Einfluß erstreckt, und wir werden bei unserer Wanderung stromaufwärts bis zu den Quellen des Senegal und über dieselben hinaus kaum einem zweiten Volke begegnen, welches so viel Anlagen, ein Kulturvolk zu werden, in sich vereinigt, als die Poulhs.[48])

Besteigen wir nun einen der von Saint-Louis stromaufwärts fahrenden Dampfer, um auch die große Wasserstraße nach dem Innern Afrikas kennen zu lernen, auf welche sich, nachdem für das senegambische Kolonialreich in den Nachbarländern von Saint-Louis und Gorée eine solide Basis geschaffen worden, die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise konzentriert.

Das linke Ufer steht nun, soweit Woloffs wohnen, unter französischer Herrschaft, und die mit Waren beladene Barke, die an demselben vorüberfährt, ist heute vor räuberischen Überfällen ebenso sicher, wie auf irgend einem Strom Frankreichs. Auch das rechte Ufer ist heute der Schrecken entkleidet, die es einst umgaben. Die Grausamkeit der Mauren hat sich zwar nicht vermindert,[49]) und die große Masse des Volkes haßt den Europäer, den sie insgeheim „Hund" und „Hundesohn" tituliert, noch wie zuvor, aber sie scheut sich vor jeder offenen Feindseligkeit gegen die Weißen, und der jetzige Trarsas-König Ely, der in Saint-Louis erzogen wurde, ist bemüht, die freundschaftlichsten Beziehungen zu Frankreich zu erhalten. Als ihn der Reisende Soleillet besuchte, fand derselbe die herzlichste Aufnahme im Lager der Mauren, und es war keine leere Phrase, wenn der König sich äußerte: „Du siehst, daß ich kein Maure mehr bin; ich bin ein französischer Befehlshaber."

So lange Frankreich am Senegal mit Macht und Nachdruck wird auftreten können, hat es jedenfalls von den Mauren nichts zu befürchten; käme es aber einmal in eine bedrängte Lage, dann würden die bisherigen Freunde sich zweifellos rasch in Feinde verwandeln. Der Gouverneur Bouet hat die Mauren gewiß nicht unrichtig beurteilt, wenn er erklärte, daß Frankreichs Sicherheit fordere, sie nicht nur vom linken, sondern auch vom rechten Ufer zu vertreiben und in die Wüste zurückzudrängen. In neuerer Zeit lenken die Mauren die Aufmerksamkeit wieder in erhöhtem Maße auf sich, da Frankreich nördlich vom Senegal Nachbaren bekommen hat, welche seinen Einfluß auf die Wüstensöhne leicht paralysieren könnten. Vor einigen Jahren hat sich unweit des Kap Bojador eine englische Gesellschaft festgesetzt und sucht von dort aus Handelsverbindungen mit dem Innern anzuknüpfen, und vor kurzem haben auch die Spanier an der herrenlosen Küste im Süden Marokkos ihre Flagge entfaltet.

---

[48]) Rohlfs fällt wohl das richtigste Urteil, wenn er sagt, daß Lehrer und Schüler soviel vom Arabischen verstehen, wie unsere Gymnasiasten nach einmonatlichem Studium des Griechischen von Homer und Xenophon. Barth selbst, der sehr für die Poulhs eingenommen ist, muß zugestehen, daß im Sudan „die Kenntnis des Arabischen bei der großen Menge sich auf das mechanische Auswendiglernen der wichtigsten Gebetformeln und einiger Redensarten der Begrüßung beschränkt." Heinrich Barth, Sammlung und Bearbeitung zentral afrikanischer Vokabularien. Gotha, Justus Perthes, 1862, Erste Abteilung, Seite XXX. – Im allgemeinen paßt auch auf die Schulen der Poulhs, was Rohlfs über die berühmte Hochschule in Kuka, der Hauptstadt von Bornu, berichtet, welche von 2000 bis 3000 jungen Leuten im Alter von 20 bis 25 Jahren besucht wurde: „Ihr Studium bestand aber in nichts weiter, als daß sie die zum Beten notwendigen Surate auswendig und die arabische Schrift mechanisch lesen und schreiben lernen, ohne von dem Inhalt nur ein Wort zu verstehen. Nicht viel mehr Verständnis als die Schüler haben die Lehrer vom Arabischen." Gerhard Rohlfs, Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874, Seite 342.

[49]) Mord und Totschlag sind bei ihnen an der Tagesordnung. Es ist gar nichts Außergewöhnliches, daß der Sohn den Vater, der Bruder den Bruder erschlägt oder vergiftet, um die Herrschaft über den Stamm zu erlangen. Da darf es uns nicht wundern, wenn sie Feinden gegenüber kein Erbarmen kennen. Während des Feldzuges des Generals Faidherbe im Jahre 1855 nahmen die Mauren einen französischen Matrosen gefangen. Nachdem derselbe von den Frauen mißhandelt worden, schnitt man ihm Arme und Beine gelenkweise ab, ganz abgesehen von anderen Verstümmelungen. Im Jahre 1845 ließ sich ein Maure von zwei Knaben in einem Kahn über den Flußarm fahren, welcher Saint-Louis von der Insel Thiong trennt. Während der Fahrt erfuhr er zufällig, daß die Knaben die Söhne eines seiner Feinde waren. Er schnitt ihnen sofort die Kehlen durch und ruderte dann selbst weiter nach Saint-Louis, wo er den Kahn mit den blutigen Leichen am Ufer zurückließ und sich ruhig und mit der gleichgültigsten Miene in die Stadt begab. Später verhaftet und vor Gericht geführt, entschuldigte er seine That mit der Erklärung, die Söhne seines Feindes hätten ihm herangewachsen leicht gefährlich werden können, und er habe daher vorgezogen, die gefährliche Brut rechtzeitig zu vernichten. — Die Grausamkeit der Mauren hat am Senegal ein Sprichwort hervorgerufen, welches lautet: Wenn Du auf Deinem Wege einen Mauren und eine Schlange triffst, töte zuerst den Mauren, denn er ist schlimmer als die Schlange.

Zum Schutz des linken Ufers gegen die Mauren sind die beiden Forts Richard Toll und Dagana errichtet worden. Das erstere (siehe Seite 41), inmitten eines großen, herrlichen Parkes gelegen, gleicht mehr einer freundlichen europäischen Villa als einem Fort, welches unruhige Grenzvölker im Zaume halten soll. Auch das ebenfalls von Baumpflanzungen umgebene Fort Dagana bietet einen freundlichen Anblick. Bei demselben herrscht stets reger Verkehr, denn die Mauren bringen große Mengen Gummi hierher, um ihn gegen französische Waren umzutauschen.

Oberhalb Dagana verlassen wir das Gebiet der Woloffs; auf dem rechten Ufer befinden sich noch die Weideplätze der Trarsas-Mauren, auf dem linken aber beginnen die Wohnsitze der Touculeurs, welche in Dimar, Toro, Futa und Damga die herrschende Rasse sind. Die Toucouleurs sind durch Vermischung der Peulhs und Woloffs entstanden, haben aber auch manche Elemente aus den Nachbarvölkern, den Mauren, Serrakolets, Mandingas in sich aufgenommen. Man müßte eigentlich streng genommen den Namen Toucouleur einer ganzen Reihe von Völkerschaften beilegen, so z. B. den aus der Vermischung der Serrakolets mit Mandingas und Bambaras hervorgegangenen Djalonke, den Kassonke, welche durch Vermischung der Peulhs mit Serrakolets entstanden, und schließlich auch den Mulatten, aber man bezeichnet als Toucouleurs oder Torodos doch nur jenes Volk, das in den oben bezeichneten Gebieten wohnt.

Die Toucouleurs sind ein trotziges, stolzes Volk; sie halten sich für das erste Volk der Welt und sehen mit Verachtung auf die Woloffs, Bambaras, Serrakolets und Mandingas herab, während sie die Peulhs und Mauren, wohl im Bewußtsein der Überlegenheit derselben, tötlich hassen. Über alle Maßen freiheitsliebend, haben sie doch kein Verständnis für das gleiche Recht anderer auf Freiheit und behandeln den Besiegten oder den Gefangenen mit rücksichtslosester Härte und Grausamkeit. Edlerer Gefühle sind sie kaum fähig, Treue und Dankbarkeit sind ihnen ziemlich unbekannte Begriffe. Um ein angestrebtes Ziel zu erreichen, schrecken sie vor keiner Mühe und keiner Gefahr zurück. Mißtrauisch gegen jedermann, sind sie Meister in der Verstellung, und wissen den günstigen Augenblick abzuwarten, in dem sie die Maske abwerfen können. In Saint-Louis stand eines Tages ein Toucouleur vor Gericht, dessen Lebenslauf ein getreues Bild der Thätigkeit seines Volkes liefert. Im Alter von 18 bis 20 Jahren war er nach Saint-Louis gekommen und dort zunächst beim Verladen der Waren thätig. Er verstand damals noch kein Wort Französisch, lernte sich aber notdürftig in dieser Sprache ausdrücken, als er später Krankenwärter im Militärhospital wurde. Als er das Hospital verließ, begann sein wechselvoller Lebenslauf: er wurde Matrose, Geschäftsdiener, Verkäufer und schließlich Dolmetsch. In letzterer Eigenschaft kam er in den Dienst des Gouverneurs und wurde durch Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion ausgezeichnet. Er wurde allmählich ein wohlhabender und angesehener Mann, aber je mehr er erwarb, desto größer wurde seine Begierde noch mehr zu erlangen, und er scheute zur Befriedigung derselben weder Diebstahl, noch Erpressungen aller Art. Während er im Dienste des Gouverneurs stand, ließ er sich wahrscheinlich auch vom Damel und anderen Negerfürsten als Spion gebrauchen. Wäre er nicht schließlich verhaftet und wegen seiner Thaten zur Rechenschaft gezogen worden, hätte er wahrscheinlich noch eine große Rolle am Senegal gespielt, denn er trug sich mit keinem geringern Plan, als die Eingeborenen gegen die Franzosen in die Waffen zu rufen und nach Vertreibung der letzteren König zu werden.

Obwohl die Toucouleurs häufig in die französischen Niederlassungen kommen und dort als Diener, Kaufleute oder Soldaten Beschäftigung suchen, sind sie doch fanatische Mohammedaner und gegen Andersgläubige im höchsten Grade unduldsam. Die Marabuts sind bei ihnen sehr zahlreich, und viele Toucouleurs unternehmen die weite, mühevolle Reise nach Mekka, um den begehrten Titel eines Hadschi zu erwerben. Ein Fanatiker wie Hadschi-Omar, der seine Stammesgenossen unwiderstehlich mit sich fortriß, war die unvermeidliche Ausgeburt der religiösen Unduldsamkeit und Strenge, welche bei den Toucouleurs herrschte.

In Futa am Senegal ist das politische und religiöse Oberhaupt der Toucouleurs der Almamy, der für einen gewissen Zeitraum von den Vorstehern der Bezirke und den Dorfältesten gewählt wird. Carrère bezeichnet die Verfassung der Toucouleurs treffend als eine theokratisch-aristokratische Republik. Der Almamy

ist gegenüber den Vorstehern und Ältesten, deren Würde erblich ist, ziemlich ohnmächtig. Ihm steht zwar nominell das oberste Richteramt zu, alle wichtigeren Angelegenheiten sollen durch ihn entschieden werden, und

Ölpalme (Elaeis guineensis).

Todesurteile bedürfen seiner Bestätigung, doch es geschieht selten, daß er diese zu verweigern wagt, so daß jeder Häuptling in seinem Kreise oder Dorfe faktisch unumschränkter Gebieter ist und seine Untergebenen gegen seine Willkür und Tyrannei nicht Schutz bei einer höhern Stelle suchen können.

Fort Bakel.

Bei den Toucouleurs ist jeder Mann Soldat und weiß mit den Waffen umzugehen. Trotz aller Kühnheit und Todesverachtung, mit der sie dem Feinde entgegenstürmen, vermögen sie aber doch gegen reguläre Truppen nicht aufzukommen, denn ihren Scharen fehlt alle Disziplin. Sie unterordnen sich nur schwer den Befehlen eines Führers, und so kommt es denn, daß ihr Angriff, wenn er nicht sofort zum Siege führt, bald allgemeine Verwirrung und Rückzug zur Folge hat.

Die Franzosen haben, wie schon oben erwähnt (siehe Seite 11), im Jahre 1854 trotz des erbitterten Widerstandes der Peulhs und Toucouleurs als Beobachtungsposten gegen dieselben das Fort Podor errichtet, bei welchem mit der Zeit eine der größten ihrer Ansiedelungen am Senegal entstand, ein wichtiges Glied in der langen Kette kleiner Posten, welche sich von der Mündung des Flusses bis tief ins Innere des Landes hineinzieht.

Bevor wir Podor erreichen, gelangen wir an das westliche Ende der großen Insel Morfil, welche durch den Due, einen breiten Arm des Senegal gebildet wird. Derselbe trennt sich oberhalb Salde von dem Hauptstrom und vereinigt sich nun nach einem vielfach gewundenen Laufe wieder mit demselben. Am Südufer der Insel Morfil wohnen noch einige Deliankes, Reste der allmählich aussterbenden Urbevölkerung der jetzt von den Toucouleurs besetzten Gebiete.

Schon aus weiter Ferne sieht man vom Flusse aus die weißen Mauern des Forts Podor, die von der roten Farbe der Backsteingebäude am Hafen grell abstechen. Da zur Zeit des Hochwassers die Ufer weit überflutet werden, ist das imposante Regierungsgebäude etwa 200 Meter vom Fluß entfernt erbaut worden. Die unter dem Schutz der Kanonen des Forts gelegene französische Niederlassung besteht aus zwei langen, parallelen Straßen, deren eine, welche sich längs des Ufers hinzieht, mit großen Bäumen bepflanzt ist. Das von den Eingeborenen bewohnte Dorf Podor liegt eine kleine Strecke landeinwärts, und man sieht vom Flusse aus nur die Spitzen der Dächer desselben, sowie diejenigen eines andern Dorfes, welches Tioffy heißt.

Bei der Bank von Mafu oberhalb Podor findet während der trockenen Jahreszeit, von November bis Juni, die Dampfschiffahrt eine unübersteigliche Grenze. Weiter stromaufwärts können dann Dampfer und Schiffe von größerem Tiefgang nicht mehr gelangen, und wer während der trockenen Jahreszeit von Podor nach Medine fahren will, muß die Fahrt in Barken fortsetzen, in welchen er nur langsam vorwärts kommt. Die Barken werden von den Laptots meist an langen Tauen vom Ufer aus gezogen, aber dieser Beförderungsweise stellen sich häufig Hindernisse entgegen. Die Vegetation ist am Ufer stellenweise so dicht, daß das Schiffziehen durch sie unmöglich gemacht wird. Überdies ist der Strom in seinem mittlern und obern Lauf reich an Stromschnellen und Sandbänken, welche ebenfalls die Fahrt verzögern, so daß eine Barke häufig einen Monat braucht, um von Podor bis Medine zu gelangen.

Auf dem rechten Ufer des Senegal, von dem Marigot[50] von Morghen bis zu jenem von Kakaëbi, gegenüber dem Dorfe Sillanabé, nomadisieren die Braknas. Gleich ihren Nachbaren, den Trarsas, vermeiden sie seit Faidherbes Tagen sorgfältig einen Zusammenstoß mit den Franzosen, aber die Verträge, welche sie mit diesen geschlossen haben, halten sie nicht ab, Raubzüge in das Gebiet der unter französischem Protektorat stehenden Stämme auf dem andern Ufer zu unternehmen. Es vergeht kaum ein Tag, ohne daß es zwischen ihnen und den Bewohnern des linken Ufers zu kleineren oder größeren Zusammenstößen kommt, denn zuweilen dringen auch die Peulhs in das Maurengebiet ein und suchen sich an den Herden der Braknas für frühere Beraubungen schadlos zu halten.

Auf dem linken Ufer liegt der kleine Staat Toro, dessen Häuptling Amadu Abdul sich unter französischen Schutz gestellt hat. Es ist dies eines jener kleinen Staatengebilde, welche durch die diplomatischen Operationen der Gouverneure von dem großen Staatenbund Futa, der sich früher als kompakte Masse von

[50]) Marigots nennt man die kleinen Zuflüsse des Senegal, welche während der trockenen Jahreszeit vollständig versiegen, erst während der Regenzeit sich wieder füllen und dann breite und tiefe Wassergräben bilden.

Dagana bis Bakel erstreckte, abgetrennt wurden. Durch die Bildung dieser unter französischem Protektorat stehenden Staaten wurde in die lange Front der Futastaaten, gegen welche viele Expeditionen mit geringem Erfolge ausgesandt worden, Bresche gelegt. Eine Tagreise stromaufwärts bringt uns zu dem Gebiet eines zweiten Vasallenstaates, Lao, der sich 1877 freiwillig unter französischen Schutz stellte, nachdem schon 1865 durch Brière de l'Isle am Marigot von Doué das kleine Fort Aéré errichtet worden, welches die französische Herrschaft über Toro sicherte. Die kleinen Garnisonen, welche in den Forts Aéré und Salde liegen, genügen zur Erhaltung der Abhängigkeit des kleinen Lao. Salde ist ein Blockhaus, welches im Jahre 1865 angelegt wurde, um die Verbindung zwischen den weit voneinander entfernten Posten von Podor und Bakel zu sichern. Es bildet nun einen willkommenen sichern Halteplatz auf der 100 Meilen langen Strecke zwischen diesen beiden Forts, und ist außerdem, in der Mitte von Futa gelegen, wichtig als Beobachtungsposten gegenüber dem von dem kriegerischesten Toucouleursstamm bewohnten Bossea. Die Besatzung besteht nur aus etwa einem Dutzend Tirailleurs, welche nicht genügen, die unruhigen, raublustigen Unterthanen des Häuptlings Abdul Bubakar im Zaume zu halten. Einfälle derselben in das französische Schutzgebiet sind an der Tagesordnung, und ohne eine energische Züchtigung des Raubgesindels werden wohl die unsicheren Zustände, welche den Handel der Eingeborenen mit den Franzosen beeinträchtigen, kein Ende finden. Es ist dies umsomehr zu wünschen, als bei Salde ein lebhafter Handel mit Gummi, Straußenfedern, Straußeneiern und Tierfellen getrieben wird, aber es hat nicht den Anschein, als ob dergleichen bald zu erwarten wäre. Und doch ist der große Staat, der sich zwischen die französischen Besitzungen am untern und obern Senegal als trennender Keil hineinzwängt, auf die Dauer ein ebenso unmöglicher Nachbar, wie es das von einem feindlichen Fürsten regierte Cayor für Saint-Louis und Gorée war! Abdul Bubakars Sündenregister ist schon sehr groß, aber das Gouvernement übt immer noch eine überraschende Nachsicht ihm gegenüber aus. Nachdem vom Ufer seines Gebietes auf Barken, in welchen eine französische Expedition vorüberfuhr, geschossen worden, und nachdem er die Stangen des zwischen Salde und Bakel errichteten Telegraphen zweimal hatte verbrennen lassen, wurden im März 1881 Truppen gegen ihn ausgesandt, welche ohne bedeutenden Widerstand zu finden bis zu seiner Hauptstadt Orefonde vordrangen. Am 8. März aber wurde bei Mbirboyan eine Abteilung von etwa 100 Mann, welche dem Hauptkorps Lebensmittel zuführen sollte, von großen feindlichen Massen angegriffen. Es kam zu einem erbitterten Kampfe, in welchem die Franzosen erst nach schweren Verlusten Sieger blieben. Alle Offiziere bis auf einen Leutnant hatten den Heldentod gefunden, aber der ungestüme Kavallerieangriff, den sie an der Spitze ihrer Spahis unternahmen, entschied doch den Kampf. Die Bevölkerung wurde für diesen Überfall durch das Niederbrennen von etwa 30 Dörfern gezüchtigt, und bald darauf begannen die Häuptlinge um Frieden zu bitten. Auch Abdul Bubakar unterzeichnete einen Vertrag, durch welchen er sich verpflichtete, für die ungestörte Erhaltung der Telegraphenlinie Salde-Bakel Sorge zu tragen, wogegen ihm vom Gouverneur die Zahlung eines Jahresgehaltes zugesichert wurde. Dieser Vertrag blieb aber unausgeführt, die Telegraphenlinie wurde nicht wieder hergestellt, und jene Strecke des Flusses, welche an Bubakars Gebiet vorbeiführt, wird noch lange nicht für sicher gelten können.

Der Senegal hat bei Lao eine imponierende Breite, an den Ufern dehnen sich Waldungen aus und viele Marigots schlängeln sich zwischen denselben hindurch. Bald sieht man nun am Horizont eine Hügelkette auftauchen, welche, aus durchschnittlich 30 Meter hohen, tafelförmigen Hügeln bestehend, sich von Westen nach Osten zieht. Über diese Hügel führt ein gegen die Hochwasser des Flusses gesicherter Karawanenweg nach dem Innern des Landes, welcher wohl auch der beste Weg für die projektierte Eisenbahn sein dürfte.

Der nächste bedeutende Platz auf dem linken Ufer ist Orefonde, der Hauptort des Bundes der Toucouleurs, wo regelmäßige Versammlungen von Vertretern der einzelnen Stämme stattfinden. An der Grenze von Bossea und dem von den Guenars, einem Toucouleurstamm bewohnten Damga liegt das Blockhaus von Matam. Die Bevölkerung in dem angrenzenden Gebiet ist friedliebend und den Franzosen freundlich gesinnt, hat aber viel unter den Raubzügen der Unterthanen Abdul Bubakars zu leiden. Damga ist dicht

bevölkert, Dorf reiht sich an Dorf, und eine üppige Vegetation bringt eine angenehme Abwechselung in die bisherige monotone Uferlandschaft. Rotbraune Felsenhügel erheben sich am Ufer, und man erblickt prächtige Palmen und Tamarinden, darunter viele von auffallender Größe. Die Ostgrenze des Toucouleursgebietes ist erreicht, und die nächsten Dörfer sind bereits von Soninke bewohnt.

Die Soninke sind eine der interessantesten Rassen am Senegal. Weithin im Senegal- und Nigergebiet und im Sudan ist dieses Volk zerstreut. Man trifft Soninke in Galam, bei Bakel und bei Medine, in Goy, Kamera und so weiter, man trifft sie aber auch in nordöstlicher Richtung in Kaarta, und trifft sie in Segu am Niger, und vom obern Lauf der Casamance und der Gambia erstrecken sich ihre Wohnsitze bis Bambuk und Bondu. Wie der Name der Peulhs, so ist auch ihr Name von den einzelnen Reisenden in einer Menge von Varianten genannt worden: Die einen heißen sie Sarrakolets, Sarracolais, Sarracoulis, andere Sarawouli und Saraouli. Richtiger ist für sie die Gesamtbezeichnung Soninke. Diese teilen sich in 5 Stämme: die Serrakolets oder eigentlichen Soninke unverfälschter Rasse; die Kassonke, so genannt nach ihren Wohnsitzen in Khasso, durch Vermischung von Serrakolets mit Mauren, Peulhs, Bambaras und Mandingas entstanden; die Djalonke, ebenfalls ein Mischvolk, aus Serrakolets, Peulhs, Bambaras und Mandingas hervorgegangen. Die Kassonke zerfallen in die auf dem rechten Senegalufer wohnenden Guidimakas und die Guadiagas auf dem linken Ufer, welche letzteren sich in die herrschende Kriegerkaste der Bakiris und die mit Ackerbau sich beschäftigenden Saybobés teilen. Die Kassonke bilden die Hauptmasse der Bevölkerung in den von uns nun erreichten Gegenden am Senegal, in Khasso, Natiaga und Guadimaka. In Kamera und Guadiaga führt der Fürst des Landes den Titel Tunka, und ihm zur Seite steht ein aus den angesehensten Bakiris und Saybobés gebildeter Rat, durch welchen seine Macht sehr eingeschränkt ist. Khasso und Guadimaka dagegen sind eine Art republikanischer Föderativrepubliken, ein Konglomerat kleiner Staaten mit dünner Bevölkerung, die sich häufig untereinander befehden und einem feindlichen Angriff von außen keinen bedeutenden Widerstand entgegensetzen können. Ohne den Rückhalt, den sie an den französischen Posten Bakel und Medine finden, welche in ihrem Gebiet errichtet worden, wären sie schon längst eine Beute der benachbarten kriegerischen Völker geworden und diesen ebenso unterthan wie die Serrakolets in Kaarta, Segu u. s. w., welche Unterthanen der Bambaras und Mandingas sind und diesen willig die ihnen auferlegten Abgaben entrichten.

An geistigen Fähigkeiten übertreffen die Soninke die meisten Völker Senegambiens. Sie kommen häufig in die französischen Plätze, nach Saint-Louis und Gorée, getrieben von dem Verlangen, neues zu sehen und zu lernen, und erweisen sich als gute Beobachter, deren scharfem Blick nicht leicht etwas entgeht. Ein Fremder, der ihre Wißbegierde befriedigen kann, ist daher bei ihnen stets ein willkommener Gast. Obwohl Mohammedaner, fühlen sie sich doch mehr zu den Europäern hingezogen als zu den anderen schwarzen Völkerschaften, gegen welche sie jene Abneigung empfinden, welche der Schwache gegenüber dem Starken empfindet. Sie haben nicht vergessen, daß sie durch ihre mächtigen Nachbaren aus ihren alten Stammsitzen verdrängt worden sind, aber sie begegnen doch jedem Angehörigen dieser Stämme, der in ihr Land kommt, mit der größten Freundlichkeit, um keinen Anlaß zu neuen Feindseligkeiten zu geben.

Als die Bekenner des Islam auf ihrem Eroberungszuge durch den Sudan in die Dörfer der Soninke drangen, nahm dieses friedliebende Volk ohne langes Sträuben den Glauben der fremden Eindringlinge an, aber die Lehren des Propheten haben unter ihm nie begeisterte Bekenner gefunden. Religiöser Fanatismus ist den Soninke völlig unbekannt, und mit dem Befolgen der Vorschriften des Korans nehmen sie es nicht sehr genau. Der verpönte Branntwein hat auch bei ihnen Eingang gefunden, und dort, wo nicht die Scheu vor mohammedanischen Nachbaren zur Vorsicht mahnt, trinken sie denselben ohne Bedenken öffentlich. Nur jene Stämme, welche Nachbaren fanatischer Mohammedaner sind, wie z. B. die den Mauren benachbarten Guidimakas, geben sich noch wenigstens den Schein, als befolgten sie streng die Religionsvorschriften, um nicht die Rache der Fanatiker zu provozieren.

Wo die Soninke wissen, daß der Arm Frankreichs sie schützen kann, dort schließen sie sich eng die Franzosen an. Man trifft sie immer häufiger als Bedienstete in den Handlungshäusern am Senegal, und sie sollen sogar in allem, was ein Neger zu leisten vermag, viel verwendbarer sein als die Woloffs. Auch als Matrosen und Soldaten sollen sie die meisten anderen Negerstämme an Brauchbarkeit übertreffen.

Musik und Tanz sind sehr beliebt. Der Gesang der Soninke erinnert an den monotonen Gesang, den man in Algerien hört, doch ist er nicht so lärmend wie jener. Ihren Liedern fehlt es nicht an poetischen Schönheiten. Wenn die Kassonke in den Krieg ziehen, singen sie z. B. ein Lied, dessen Inhalt folgende Handlung bildet: Es lebte einmal in Bakunu ein mächtiger Kassonke-König, der eine wunderschöne Tochter namens

Zwischen Matam und Bakel (Expedition Gallieni).

Dindi hatte. Das Mädchen liebte einen jungen Krieger, den schönen und tapfern Sega, welcher alle Vorzüge besaß, die eines Mädchens Herz in Wallung versetzen können, aber er war von niederer Abstammung und konnte nicht hoffen, jemals die Hand der Prinzessin zu gewinnen. Da brach ein Krieg aus. Sega bot sich eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und er faßte den Entschluß, durch hervorragende Tapferkeit einen Anspruch auf die Dankbarkeit des Königs zu erwerben und diesen dann um die Hand seiner Tochter zu bitten. Voll freudiger Zuversicht nahm er Abschied von der Geliebten, ohne zu ahnen, daß er sie nicht wiedersehen sollte. Der vertraute Umgang der jungen Leute war nämlich nicht ohne Folgen geblieben, und es kam der Tag, an welchem Dindi ihren Fehltritt nicht länger verheimlichen konnte. Der König raste, als er erfuhr, was geschehen war, und er verlangte den Namen des Verwegenen zu wissen, der seine Tochter

verführt hatte. Dindi weigerte sich aber, den Namen des Geliebten zu nennen, denn sie wußte, daß dies sein Todesurteil sein würde, und sie blieb standhaft allem Drängen und allen Drohungen gegenüber. Sie wurde eingekerkert, man entzog ihr die Nahrung, züchtigte und folterte sie, aber keine Qualen vermochten ihr das Geständnis zu entreißen, welches ihr Vater verlangte. Die einzige Antwort, die sie auf alle Fragen gab, war: „Mein Geliebter ist schön wie die Sonne, weiße wie ein Greis, tapfer wie ein Löwe." Sie hauchte schließlich unter den Händen ihrer Peiniger ihr Leben aus, ohne den Geliebten verraten zu haben. Einige Tage später kam Sega zurück. Das feindliche Heer war geschlagen, und die Sieger brachten reiche Beute heim. Segas Tapferkeit verdankte man den Sieg, und der König empfing daher den ruhmgekrönten jungen Krieger mit großer Auszeichnung und forderte ihn auf, sich eine Gnade zu erbitten. Sega bat um die Hand der Prinzessin Dindi. Wie erschrak er aber, als er hörte, daß Dindi ihm für immer entrissen sei! Er eilte zu ihrem Grabe und dort vereinte ihn bald der Tod mit der Geliebten . . .

Daheim sind die Soninke der überwiegenden Mehrzahl nach Ackerbauer, und sie finden z. B. an Viehzucht so wenig Gefallen, daß sie in Futah-Dschalon ihre Herden den Peulhs übergeben, welche dieselben gegen Entgeld auf die Weide treiben und hüten, während die Soninke sich ausschließlich der Bestellung ihrer Äcker widmen. Die großen Mengen Erdnüsse, welche sie auf den Markt bringen, sind ein Zeugnis ihres Fleißes und ihrer Ausdauer. In den fruchtbaren Gambia Gegenden erscheinen Soninke oft in großen Scharen, um dort Erdnüsse zu pflanzen. Sie lassen sich bei ihren Feldern nieder, und erst wenn die Ernte vorüber ist, kehren sie in ihre Heimat zurück, um zur Saatzeit wiederzukommen. Fruchtbarer, ertragfähiger Boden übt auf sie stets eine große Anziehungskraft aus und sie verlassen nicht leicht eine Gegend, in der sie sich einmal angesiedelt haben und wo sie durch Ackerbau ein gutes Auskommen finden. Frankreich, welches in den unter seiner unmittelbaren Oberhoheit stehenden Gebieten viel unbebautes Land besitzt, welches mit geringer Mühe sehr ertragfähig gemacht werden könnte, sollte nicht unterlassen, dort Soninke anzusiedeln. Der Erfolg, den die ersten Ansiedler zweifellos erzielen würden, bliebe sicher nicht ohne günstige Folgen. Die Kunde von dem guten Ackerland würde sich bald durch alle von Soninke bewohnten Länder verbreiten und neue Ansiedler heranlocken. Mit der Zeit gewänne so die Kolonie, was ihr bisher noch fehlt, eine überwiegend Ackerbau treibende, fleißige einheimische Bevölkerung. Scheuen doch die Soninke hunderte von Meilen lange Märsche nicht, wenn sich ihnen irgendwo Aussicht auf Gewinn bietet. Fast möchte man sie die Juden des Sudan nennen. Sie haben wenigstens mit diesem Volke den Sparsamkeitssinn und die Gewandtheit im Handel gemein,[51] nicht minder aber auch das feste Zusammenhalten gegenüber allen anderen Völkern, unter denen sie zerstreut sind. Ein Soninke, der in fremdem Lande die Gastfreundschaft eines Stammesgenossen in Anspruch nimmt, wird mit offenen Armen aufgenommen, aber es ist Sitte, daß er sich legitimiert, und dies geschieht stets durch seinen Stammbaum. Sobald die ersten Begrüßungen ausgetauscht sind, nennt der Ankömmling seinen Namen und Geburtsort, dann die Namen seiner Eltern und Großeltern und anderer Vorfahren, und führt so den Beweis, daß er ein echter Soninke ist.[52])

Einen schroffen Gegensatz zu den thätigen Männern der Soninke bilden ihre faulen Frauen. Der Trägheit der letzteren ist es denn auch zuzuschreiben, daß im Innern einer Soninkehütte häufig eine grauen

[51]) Mage traf am Ufer des Backoy einen jungen Serakolet, der bereits ein gut Stück des dunkeln Erdteils gesehen und auf seinen Wanderungen auch ein gut Stück Geld verdient hatte. Als ein armer Bursche war er vor 5 Jahren von Guemou koura in die Welt hinausgewandert. Er besaß nichts als einen Sack voll Salz, aber mit diesem wanderte er 550 Kilometer weit nach Bouré, wo ihm sein Salz mit Gold aufgewogen wurde. Von Bouré zog er durch Timbo nach Sierra Leone, 500 Kilometer Weges, und beschäftigte sich dort angekommen, mit dem Bau von Erdnüssen, durch welchen er ein kleines Vermögen erwarb. Als Mage ihn traf, befand er sich auf dem Heimwege als glücklicher Vater eines Kindes und als Herr von 5 Sklaven. Die kleine Karawane hatte zu Fuß eine Strecke von 800 Kilometer zurückgelegt.

[52]) Diese Sitte ist von großer Wichtigkeit für den Ethnographen. Schon Becquard und nach ihm andere Reisende haben durch solche Stammbäume feststellen können, daß Familien, welche sie am Gambia trafen, z. B. aus Segu oder Kaarta eingewandert waren. Durch Sammlung der Stammbäume ließe sich ein wertvolles, interessantes Material gewinnen, durch welches Licht in die dunkle Geschichte der Entstehung dieses Mischvolkes gebracht werden könnte.

erregende Unreinlichkeit herrscht. Die Soninkefrauen sind kokett und putzliebend und suchen ihre Schönheit durch alle möglichen Toilettenkünste zu erhöhen. In Khasso färben sie Hände und Fingernägel rot und in Segu tragen sie metallene Ringe in den Nasenflügeln. Recht viel goldenen Schmuck zu besitzen, ist der sehnlichste Wunsch jeder Soninkefrau, mag sie nun am Senegal, am Gambia oder wo immer ihre Heimat haben. In Bondu schmücken sie Arme und Beine mit goldenen Ringen und tragen so schwere Ohrgehänge, daß dieselben die Ohrläppchen zerreißen würden, wenn die denselben aufgebürdete Last nicht dadurch vermindert würde, daß man die Ohrringe durch eine Haarflechte stützt oder sie mit Drähten am Kopfhaar befestigt. Die Sorge um ihren Putz läßt ihnen keine Zeit für den Haushalt, und nirgends ist wohl die Küche so schlecht bestellt wie bei den Soninke. Der Europäer, welcher Gast eines Soninke war, wird nicht leicht die unappetitlichen Speisen und die unsaubere Hütte vergessen.

Die Hütten der Soninke liegen stets in der Nähe eines Flusses oder Marigots, welcher während der trockenen Jahreszeit ihnen wenigstens einiges Wasser für ihre Pflanzungen bietet. Die runden Strohhütten sind mit einem kegelförmigen Dach bedeckt, welches einem riesigen Regenschirm ähnelt. Palissaden, welche andere Negerdörfer zum Schutz gegen Überfälle umgeben, trifft man in Soninkedörfern nur selten. In den Gebieten, in welchen die Soninke anderen Völkern, z. B. den Bambaras oder Mandingas unterthan sind, dulden diese nicht, daß jene ihre Dörfer durch irgend eine Befestigung sichern. Dagegen fehlt in keinem Soninkedorf der Gerichtsplatz, auf dem sich unter einem großen Baum eine Erhöhung befindet, auf welcher die Dorfbewohner sich zu versammeln pflegen, sowohl um Neuigkeiten auszutauschen als auch alle Gemeindeangelegenheiten und etwaige Streitigkeiten zu entscheiden. Recht gesprochen wird von den Ältesten der Gemeinde unter dem Vorsitz des Dorfvorstehers, und das Urteil wird gewöhnlich noch vor Schluß der Gerichtssitzung vollstreckt. Man rühmt die Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe dieser Gerichte. Besonders streng werden verleumderische Anklagen bestraft. Die Freisprechung von einer Anklage, welche bei erwiesener Schuld zur Folge gehabt hätte, daß der Angeklagte als Sklave verkauft wurde, zieht stets die Verurteilung des Anklägers zur Sklaverei nach sich, und derselbe wird sofort an den Meistbietenden verkauft.

Die Lage der Sklaven ist bei den Soninke besser als bei den meisten anderen Negervölkern. Der Soninke ist ein guter Rechenmeister und weiß, daß der Sklave für ihn ein Kapital repräsentiert und es in seinem eigenen Interesse liegt, denselben gesund und kräftig zu erhalten.

Die Sklaverei spielt heute noch eine so wichtige Rolle im Leben der Negervölker des Sudan und Senegambiens, daß einige Worte über dieselbe hier wohl am Platze sein dürften, umsomehr, da die Zahl der Sklaven im Verhältnis zu jener der Freien immer größer wird, je weiter wir nach Osten vordringen. Die Sklaverei bildet die Grundlage aller staatlichen und sozialen Einrichtungen bei den Negervölkern Senegambiens und bei ihren nördlichen Nachbaren, den Mauren, aber sie ist grundverschieden von jener, welche einst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestand. Dort gab es Gesetze, welche das Verhältnis des Herrn zu dem Sklaven regelten und denen bei aller Strenge doch stets der Gedanke zu grunde lag, daß der Sklave auch ein Mensch sei. Der Sklave in den Negerländern dagegen hat aufgehört, Menschenrechte zu besitzen und ist in den meisten Fällen dem Tier gleichgestellt. Im vollsten Sinne des Wortes gilt dies von den Sklaven der Mauren. Bei diesen ist der Sklave schlimmer daran, als ein Lasttier: schlecht genährt, zu schwerer Arbeit angehalten, grausamen Züchtigungen ausgesetzt, kurz und gut völlig der Willkür seines Herrn preisgegeben, der ihn töten darf, ohne darüber jemandem Rechenschaft schuldig zu sein. Auch bei den Toucouleurs ist das Los der Sklaven ein hartes, aber sie werden doch besser genährt und sind nicht so argen Mißhandlungen ausgesetzt wie bei den Mauren.

Von der Behandlung der Sklaven bei den Peulhs sprachen wir bereits (siehe Seite 47). Wir fanden die Ackerbau- und die Hausklaven so ziemlich mit der herrschenden Klasse verschmolzen, erstere eher Pächter, letztere eher Familienangehörige als Sklaven. Auch jene, welche zum Verkauf bestimmt sind und in denen man daher nichts als eine Ware sieht, werden bei den Peulhs nicht schlecht behandelt, allerdings nicht aus

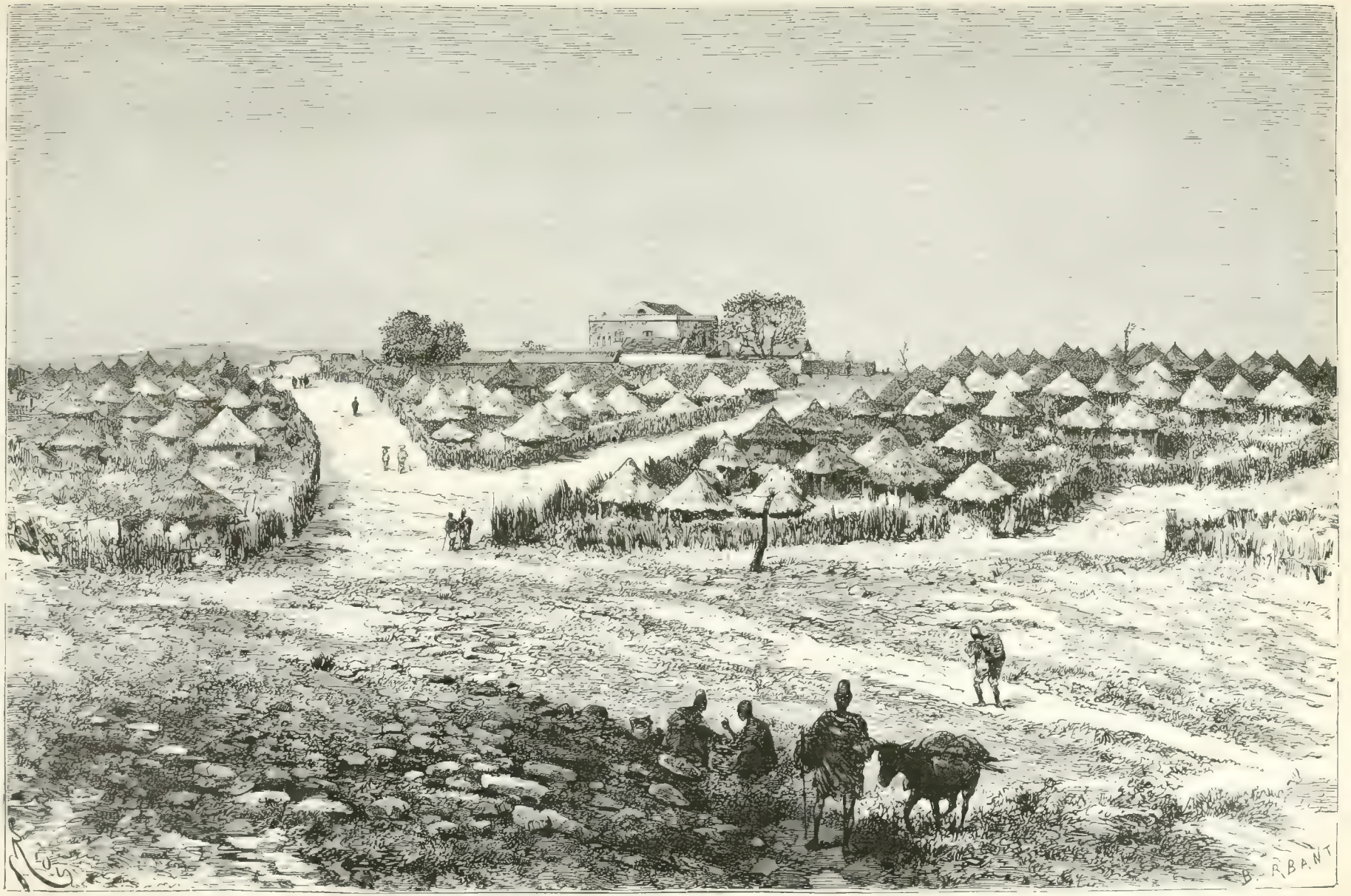
humanen Beweggründen, sondern weil sie für ihren Besitzer ein Kapital repräsentieren und sein eigenes Interesse ihm empfiehlt, sie gut zu halten und zu pflegen. Trotzdem fehlt es nicht an Berichten über harte Behandlung der Sklaven bei den Poulhs. Mollien erzählt, daß sich in Sokoto ein Gefängnis befand, welches der Schrecken aller Sklaven war. Widerspenstige Sklaven wurden in einen tiefen Brunnen, der sich in diesem Gefängnis befand, hinabgelassen und erhielten während der Haft nur etwas Dourrah oder Hirse zur Nahrung.

Poulh vom obern Senegal.

Sie wurden aus ihrem unterirdischen Kerker nur hervorgeholt, um zu Arbeiten an der Stadtumwallung oder zu anderen Strafarbeiten verwendet zu werden.

Mögen die Sklaven von ihren Herren gut oder schlecht behandelt werden, ihre große Zahl bildet stets eine Gefahr für dieselben. Die häufigen Sklavenaufstände beweisen dies. Clapperton nahm an, daß in

[3] Mollien, Reise in das Innere von Afrika ꝛc. Seite 140.



Fort Medine.

Kano auf jeden Freien etwa 50 Sklaven kämen, und nach Becquards Schätzung waren die Sklaven in Futah Dschalon ebenso zahlreich wie die Freien.[54] In dem letztern Lande wurde einst eine große Sklavenverschwörung kurz vor ihrem Ausbruch entdeckt; die Sklaven wollten das Fell des Löwen teilen, bevor sie ihn erlegt hatten, sie stritten sich um die zu erwartende Beute und dabei wurde ihr Plan verraten. Die Rädelsführer wurden hingerichtet, viele Sklaven an die Küste zum Verkauf an die europäischen Händler gesandt, die übrigen aber entwaffnet und ihnen fortan der Besitz von Waffen streng untersagt. Sie blieben fortan auch von der Beteiligung an den Kriegszügen, welche sie früher mitmachen durften, ausgeschlossen. Die Sklavenaufstände haben nirgends einen Erfolg erzielt und sind stets blutig unterdrückt worden. Sie kommen daher nur dort vor, wo die Sklaven durch grausame Behandlung zur Verzweiflung getrieben werden. Häufiger sind die Fälle, daß der Einzelne sich an seinem grausamen Herrn durch dessen Ermordung rächt. Als Clapperton nach Kano kam, war die ganze Stadt durch einen am Morgen entdeckten Mord in Aufregung versetzt. Ein Kaufmann war im Bette erdrosselt gefunden worden, und man vermutete, daß seine Sklavinnen ihn umgebracht hatten. Dieselben wurden sofort zum Verkauf an die Küste gesandt.

Vor dem Verkauf an die Europäer hatten die Neger, als noch der überseeische Sklavenhandel in Blüte stand, eine heillose Angst, und alle Qualen, welche sie während des oft Wochen dauernden Transportes an die Küste zu erdulden hatten, erschienen ihnen nicht so furchtbar als die Aussicht, in den Besitz eines Weißen zu gelangen. Diese Furcht war nicht etwa aus der Kenntnis des traurigen Loses entsprungen, welches ihrer während der Fahrt über den Ozean und dann auf den amerikanischen Plantagen harrte, sondern sie wurzelte in dem Glauben, daß die Weißen Menschenfresser seien und sich von Negerfleisch nährten.

„Die Meinung, daß die Weißen schwarze Sklaven kaufen, um sie zu essen oder an Andere zu demselben Zweck zu verkaufen," schreibt Mungo Park,[55] „ist tief eingewurzelt. Die natürliche Folge ist, daß die Sklaven bei dem Gedanken, an die Küste geführt zu werden, vor Schreck schaudern, und daß die Slatis (Sklavenhändler) sie stets fesseln und streng bewachen müssen, um Befreiungsversuche zu verhindern. Man fesselt sie gewöhnlich in der Art, daß man je zwei, den einen mit dem rechten, den andern mit dem linken Fuße, in dasselbe Eisen einschmiedet. Um gehen zu können, müssen sie das Eisen mit einem Strick emporheben, und auch dann ist ihre Fortbewegung eine sehr langsame. Außerdem verbindet man je zwei Paar dieser zusammengefesselten Sklaven mittelst eines starken Strickes von geflochtenen Lederstreifen, der am Halse anschließt. Selbst das ist dem Slati noch nicht genug, und er legt in der Nacht jedem Sklaven Handschellen an oder versichert sich seiner wohl noch durch eine leichte Kette, die an einem um den Hals gehenden Ring befestigt ist. Diejenigen, von denen man sich eines Fluchtversuches versieht, müssen sich eine besondere Vorsichtsmaßregel gefallen lassen. Sie besteht in einem starken Stück Holz von drei Fuß Länge, in das man auf der einen Seite einen glatten Einschnitt macht. Dieser ist so groß, daß der Knöchel des Sklaven hineinpaßt und mittelst eines starken eisernen Reifs, der das Bein umschließt, darin festgeschmiedet werden kann . . . In jeder andern Beziehung wurden die Sklaven während ihres Aufenthalts in Kamalia weder hart noch grausam

[54] H. Clapperton, Tagebuch der zweiten Reise in das Innere von Afrika. 2. Band. — Becquard, Reise an die Küste und in das Innere von West Afrika. Seite 160.

[55] Diese Art des Sklaventransportes ist noch jetzt üblich. So berichtet Marche über einen Sklavenzug, den er in Okanda traf: „Alle männlichen Sklaven tragen an einem Fuße einen Holzpflock, in welchem sich eine Öffnung befindet, groß genug, um den Fuß hindurchstecken zu können; nachher verengert man die Öffnung, indem man ein Stück Eisen hindurchtreibt, damit der Fuß nicht wieder herausgezogen werden kann. Beim Gehen, das für sie sonst ohne Verletzungen unmöglich wäre, tragen sie den Holzpflock an einer Schnur, die an jedem Ende befestigt ist, wodurch sie das Aussehen von Sträflingen erlangen, welche ihre Kette und ihre Kugel nachschleppen. Die Stärksten, bei denen man befürchtet, daß sie trotzdem entfliehen könnten, haben die Hände in einem Brett, einer Art Block stecken. Diese sind die unglücklichsten: gezwungen, stets in derselben Stellung zu bleiben, müssen ihre Leiden unerträglich sein. Die Frauen und ganz besonders die Kinder sind ungefesselt." Im allgemeinen werden die Sklaven, von der Qual der Fesseln abgesehen, auf dem Transport nicht schlecht behandelt, und körperliche Züchtigungen kommen sehr selten vor, da der Händler dadurch seine Ware zu verschlechtern fürchtet. Alfred Marche, Trois voyages dans l'Afrique occidentale. Paris, Hachette et Cie, 1882, Seite 326.

behandelt. Man führte sie jeden Morgen in den Schatten einer Tamarinde, wo man sie zu Spielen und Gesängen aufforderte, damit sie sich ihrer Schwermut nicht hingeben möchten, denn wenn auch einige ihr trauriges Schicksal mit wahrer Seelenstärke ertrugen, so waren die meisten doch im höchsten Grade niedergeschlagen und saßen den ganzen Tag, die Augen auf den Boden geheftet, schwermütig da. Am Abend untersuchte man ihre Fesseln, legte ihnen Handschellen an und führte sie in zwei Hütten, wo sie während der Nacht von Hausſklaven bewacht wurden."

Mungo Park erzählt auch das traurige Ende einer Sklavin Nili, welche zu erschöpft war, um dem Zuge ihrer Leidensgefährten zu folgen. „Die Unglückliche weigerte sich aber mit Hartnäckigkeit, die Karawane weiter zu begleiten, und erklärte, daß sie lieber auf der Stelle sterben, als noch einen Schritt machen wolle. Da Bitten und Drohungen nichts halfen, so wurde die Peitsche in Bewegung gesetzt. Einige Hiebe ertrug sie geduldig, dann sprang sie auf und ging die nächsten vier oder fünf Stunden ziemlich schnell mit uns weiter. Nur machte sie einen Versuch, ihrem Herrn zu entlaufen, war aber so schwach, daß sie im Grase niederfiel. Sie vermochte sich nicht wieder zu erheben, selbst die Peitsche, mit der ein zweiter Versuch gemacht wurde, blieb wirkungslos. Man setzte sie auf den Esel, der einen Teil unserer Lebensmittel trug, allein sie war außer stande, sich aufrecht zu erhalten, und da das Tier die gewöhnliche Widerspenstigkeit seines Geschlechtes verriet, so war es unmöglich, sie auf diese Art fortzuschaffen. Zurücklassen wollte man sie auch nicht, denn unsere Tagereise war ihrem Ende nahe. Die Slatis fertigten daher aus Bambusrohr eine Tragbahre, auf die man die unglückliche Nili legte und mit Streifen von Baumbast festband. Zwei Sklaven, die von Zeit zu Zeit durch andere abgelöst wurden, nahmen diese Art von Sänfte auf die Köpfe. Auf diese Weise wurde Nili getragen, bis es Abend wurde." Am nächsten Tage warf sie aber der Esel ab, wobei sie sich stark am Bein verletzte. Sogleich brach die ganze Karawane in lautes Geschrei aus: „Kangtegi! Kangtegi!" (Schneidet ihr den Hals ab!) Ich wollte, erzählt Mungo Park weiter, bei einer solchen Szene nicht gegenwärtig sein und ging der Karawane voran. Kaum war ich eine Viertelstunde weit gegangen, so holte mich einer von Karfas Hausſklaven ein. Er trug das Kleid des unglücklichen Mädchens auf der Spitze seines Bogens und rief mir zu: „Nili affilita!" (Nili verloren!) Ich fragte ihn, ob er den Henker gemacht und dafür von dem Slati das Kleid erhalten habe? Er antwortete, Karfa und der Schulmeister seien dagegen gewesen, daß man Nili töte, und so habe man sie am Wege liegen lassen. Sie ist dort ohne Zweifel bald verschmachtet oder eine Beute wilder Tiere geworden.

Der Sklavenhandel wurde an der senegambischen Küste vor dem Jahre 1825 sehr schwunghaft betrieben. Nach Golberrys Angaben[56]) belief sich der Wert der im Jahre 1876 von Saint-Louis aus exportierten Sklaven auf 3 640 000 Franks, während Gorée für etwa 300 000 Franks exportierte. Als französische und englische Schiffe an der Küste zu kreuzen begannen und auf die Sklavenschiffe Jagd machten, stiegen die Preise der Sklaven bedeutend, und die Händler verdienten, wenn es ihnen nur gelang, die halbe Ladung zu retten, etwa 140 Prozent. Es ist oft genug geschildert worden, welche Mittel sie anwandten, um den ihnen auflauernden Kreuzern zu entgehen, und ebenso können wir als bekannt voraussetzen, wie grausam die Behandlung der Neger auf den Sklavenschiffen war und welche namenlose Leiden sie auf der Überfahrt nach Amerika zu erdulden hatten.

Die Sklavenausfuhr über das Meer hat nun aufgehört, aber die Sklaverei selbst besteht heute am Senegal nicht nur in den unabhängigen Fürstentümern, sondern auch noch in einem großen Teil der Frankreich unterworfenen Gebiete fort. Man hat z. B. in Walo und in anderen Gebieten noch nicht wagen können, eine in das ganze soziale Leben der Eingeborenen so tief einschneidende Maßregel wie die Aufhebung der

[56]) Golberry, Fragments d'un voyage en Afrique, 2. Band. Die Angaben Golberrys sind höher als jene Durands (Voyage au Sénégal), aber sie sind trotzdem unbedingt glaubwürdiger, da Durand, der früher selbst Sklavenhändler war, ein Interesse hatte, diesen Handel, gegen welchen die öffentliche Meinung sich bereits aufzulehnen begann, als geringfügig hinzustellen.

Sklaverei in vollem Umfange durchzuführen. In den Städten Saint Louis, Gorée und Dakar, sowie in den zu ihnen gehörigen Territorien giebt es keine Sklaven mehr, und es gilt überhaupt der Grundsatz, daß jeder Sklave, welcher französisches Gebiet betritt, frei wird. Auf Grund einer alten Polizeiverordnung steht jedoch dem Herrn des Sklaven, welcher sich auf französisches Gebiet geflüchtet hat, das Recht zu, seine Auslieferung zu verlangen, wenn er nicht während einer bestimmten Zeit ein Obdach im Hause eines französischen Unterthans gefunden hat. Ein protestantischer Missionär in Saint Louis, Herr Taylor, selbst ein ehemaliger Sklave, der durch einen englischen Kreuzer befreit wurde, hat vor einigen Jahren ein Asyl gegründet, in welchem entflohene Sklaven Aufnahme finden. Nachdem es den Flüchtlingen die Freiheit gesichert, sorgt das Asyl auch für ihr ferneres Fortkommen. Herr Taylor plant jetzt die Gründung einer Ackerbaukolonie, zu welcher ihm für seine Schützlinge vor kurzem ein genügendes Stück Land überlassen wurde.

Kassonkefrau.

Der überseeische Sklavenhandel an der westafrikanischen Küste ist übrigens viel älter, als man in weiteren Kreisen gewöhnlich anzunehmen pflegt. Den armen Las Casas, dem man denselben auch heute noch häufig in die Schuhe schiebt, trifft keine Schuld. Schon im Jahre 1442 brachten Portugiesen 10 schwarze Negersklaven, welche dem Papst Martin V. als Geschenk zugesandt wurden, und von da ab kam der Menschenhandel durch portugiesische Händler immer mehr in Flor. Sie brachten jährlich 600 bis 800 Sklaven nach Europa, und 1557 errichteten sie mit päpstlicher Erlaubnis in Lissabon einen Sklavenmarkt.

Der nächste größere Ort stromaufwärts ist Tuabo, die Residenz des Fürsten von Goy. In wenigen Stunden erreichen wir von dort das große französische Fort Bakel. Schon aus weiter Ferne sieht man die weißen Mauern der beiden, durch eine Terrasse verbundenen Hauptgebäude des Forts. Da der Aufenthalt in dieser Gegend für die Gesundheit des Europäers gefährlich ist, hat man nichts unterlassen, wodurch den nachteiligen Einwirkungen des Klimas entgegengewirkt werden kann. Die Wohnräume in dem Fort, sowohl jene für die Offiziere als auch jene für die Mannschaft sind geräumig und luftig, und alles vortrefflich ein-

gerichtet, um das Leben auf diesem vorgeschobenen Posten erträglicher zu machen. Bakel war schon frühzeitig ein wichtiger Platz. Die Nähe des goldreichen Bambuk hatte schon zur Zeit der Monopol-Kompagnien die Errichtung von Faktoreien an dieser Stelle veranlaßt, und heute noch ist der Goldhandel hier sehr lebhaft.

Die Fahrt stromaufwärts fortsetzend, kommen wir zu dem größten Nebenfluß des Senegal, zur Faleme. Sie kommt von den Bergen Futah-Dschalons herab und wälzt zur Regenzeit große Wassermassen zwischen den steilen Ufern dem Senegal zu. In der trockenen Jahreszeit ist auch ihr Wasserstand kein hoher, Furten sind zahlreich vorhanden, aber beim Überschreiten des Flusses mit schwerbeladenen Lasttieren sind trotzdem viele Schwierigkeiten zu überwinden, da die steil abfallenden Ufer schwer zu ersteigen sind. Jenseits der Faleme beginnt das Gebiet des Serrakoletsstaates Kamera, der unter französischem Schutze steht. Am Senegal liegen viele Dörfer, welche alle von Erdmauern (Tata genannt) umgeben sind. Die innerhalb der Mauer gelegenen

Soninkemädchen.

Hütten bestehen aus einem runden, etwa 3 Fuß hohen Unterbau aus festgestampfter Erde, auf welchem ein spitzes Strohdach ruht. Eine Familie bewohnt gewöhnlich mehrere Hütten, die, von einer Erdmauer umgeben, gleichsam einen abgeschlossenen Hof im Dorfe bilden. Die Hütten stehen dicht nebeneinander und zwischen ihnen hindurch windet sich die einzige enge Straße, welche durch das Dorf führt.

Die Serrakolets sind hier Nachbaren von Bambara-Flüchtlingen, welche dem Blutbad entronnen waren, durch welches die Toucouleurs ihr Land entvölkerten. Unter Führung des Häuptlings Dama, einem Abkömmling der Massassis, des alten Herrscherhauses von Kaarta, hatten sie sich auf französisches Schutzgebiet durchgeschlagen und gründeten dort das Dorf Gore. Sie sind zuverlässige Freunde der Franzosen, mit deren Hilfe sie einst noch ihre alte Heimat wieder zu erobern hoffen.

Das Land ist hier sehr fruchtbar, die Dörfer von riesigen Wollbäumen und großen Hirsefeldern umgeben. Zum Schutz der letzteren gegen die Vögel werden, sobald die Frucht zu reifen beginnt, eigentümliche Vogelscheuchen errichtet. Von einer Strohhütte, die sich mitten im Felde befindet, sind nach allen

Seiten hin über das Feld Seile aus Affenbrotbaumbast gezogen, von welchen alte Tuchlappen oder kleine Kürbisse herabhängen. Ein in der Hütte sitzender Sklave muß diese Seile in Bewegung setzen, um die in großen Scharen die Ernte bedrohenden Vögel zu verscheuchen. Außerdem laufen noch Kinder zwischen den Feldern hin und her, schreien und lärmen, und werfen Erdklumpen nach den Vögeln, welche sich trotzdem auf die Pflanzung niederzulassen versuchen. Wenn dann die Ernte vorüber ist, beginnt ein reges Treiben an dem bisher so stillen Flußufer. Einheimische Kaufleute, welche den Transport der Landesprodukte aus dem Innern nach der Küste vermitteln, finden sich ein und kaufen den Dorfbewohnern ihre Feldfrüchte ab, welche auf große, den Hamburger Schuten ähnliche Kähne geladen werden. Die Fahrt stromabwärts kann aber nicht sofort angetreten werden, denn noch hindern die vielen seichten Stellen die Schiffahrt; erst wenn das Wasser zu steigen beginnt, stoßen die Kähne vom Lande und lassen sich von der Strömung die weite Strecke nach Saint Louis hinabtreiben.

In dieser Gegend, welche jetzt völlig unter französischem Einfluß steht, hatten die Franzosen schon vor 160 Jahren festen Fuß gefaßt. Hier stand ihr äußerster vorgeschobener Posten, das von André Brüe gegründete Fort Saint Joseph, welches später zur Zeit des Verfalles der Kolonie aufgegeben wurde. Seine Rolle hat nun das weiter aufwärts in der Nähe der Felu Katarakte erbaute Fort Medine übernommen. Der treue Freund der Franzosen, der König Sambala von Khassо, auf dessen Gebiet General Faidherbe im Jahre 1855 das Fort erbaute, und der später, wie wir wissen, Paul Holle bei der Verteidigung gegen Hadschi-Omar Beistand leistete, ist im Jahre 1879 gestorben. Ihm folgte nach der in Khassо üblichen Thronfolgeordnung sein Bruder Madiassе Sambala. Der Glanz des einst mächtigen Reiches Khassо, welches einst auf beiden Ufern des Senegals sich weit hinein ins Land erstreckte, ist aber dahin, seitdem die Kriege mit den Toucouleurs und den Bambaras die Macht der Könige von Khassо gebrochen haben und das Reich sich in drei voneinander unabhängige Gebiete aufgelöst hat.

Oberhalb Medine versperrt das durch Berge eingeengte Thal das zu 50 Meter Höhe emporsteigende Felu-Plateau. Ein gewaltiger Felsendamm mag hier einst die Wasser des Senegals aufgestaut und dort oben einen großen See gebildet haben, bis das Wasser in der Richtung gegen Medine sich eine Bahn brach und von der Hochebene herab über die steilabfallenden Felswände in die Tiefe stürzte. Der Fall des Flusses ist ungemein malerisch. Zwei Felsblöcke von bizarren Formen stehen riesigen Wächtern gleich inmitten der Öffnung, welche das Wasser in den es umspannenden Felsengürtel gebrochen hat, und zwischen ihnen und den beiden Ufern schießt die Wassermasse fast senkrecht in die Tiefe hinab, an den am Fuße des Falles hervorragenden Felsen sich in eine Schaumwolke auflösend.

Die Schiffahrt findet bei den Felu-Katarakten eine unüberwindliche Schranke. Die Waren müssen hier aus den Booten, in denen sie bis Medine transportiert wurden, ans Land gebracht und auf Maultiere geladen werden, und es beginnt nun ein beschwerlicher Transport über das von vielen Spalten und Schluchten zerrissene Felu-Plateau, bis endlich die fruchtbare Logo-Ebene erreicht ist. Nun gelangt man auch bald auf eine gutgehaltene Straße, welche längs des Ufers dahinführt. Hier beginnen die schönsten Landschaften des Senegalthales, die Ebene ist mit riesigen Wollbäumen und üppigen Saatfeldern bedeckt, und große dicht bewaldete Inseln liegen in dem sich mächtig ausbreitenden Fluß. Leider fehlt es inmitten der schönsten Gegend um das Dorf Dingira nicht an traurigen Spuren menschlicher Zerstörungslust. Das einst große Dorf Dingira ist nur noch eine Ruinenstätte, seitdem es in dem erbitterten Kampf der Bevölkerung von Logo mit dem König Sambala erobert und zerstört worden. Zu den schönsten Punkten des obern Senegalthales gehören der Sakamerakru, ein hoher Berg, der plötzlich den Lauf des Senegal hemmt und ihn zwingt, in weitem Bogen seitwärts abzubiegen, und die grotesken Felsformationen in der Umgegend von Bukaria, von denen manche an die würfelförmigen Felsen im Elbthal oberhalb Dresden, an den Lilienstein u. s. w. erinnern. Mächtigen Burgen gleich ragen die steilen Felsenwände dieser Berge aus der Ebene hervor. Der riesige Berg Duley bildet ein vollständig regelmäßiges Prisma, auf dessen oberer Fläche sich ein kleiner Hügel erhebt,

und selbst aus geringer Ferne gesehen, täuscht er den Beschauer so, daß dieser glaubt, Türme und von Schießscharten durchbrochene Burgmauern dort oben zu erkennen. Ein anderer würfelförmiger Berg, der Logobakru oder Macha-Denez imponiert durch seine Größe, denn seine dem Flusse zugekehrte Wandfläche ist gegen 5 Kilometer lang (siehe Seite 80).

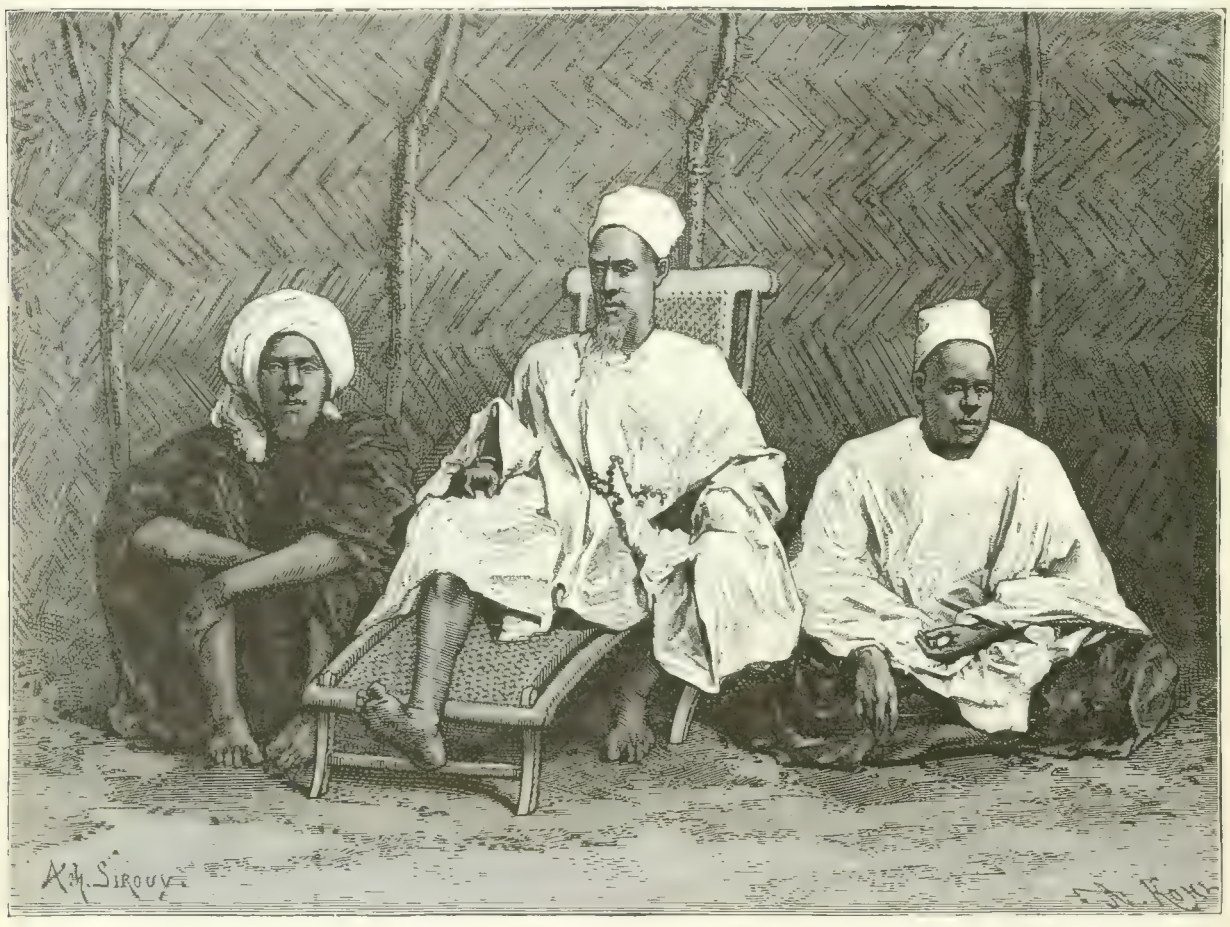
Die Strecke, welche wir dem Leser bisher geschildert haben, sollte die projektierte Eisenbahn durchlaufen, und drei Expeditionen wurden ausgesandt, um in dem noch ziemlich unbekannten Gebiet Terrainstudien vorzunehmen. Unter Führung des Leutnants Marly ging eine Expedition über Merinaghen nach Guédé und kehrte über Dagana zurück. Der junge Führer der Expedition starb bald nach der Heimkehr von dem kurzen, aber ungemein anstrengenden Zuge. Die zweite Expedition unter Führung Jacquemarts nahm ihren Weg von Guédé aus durch Futa nach Bakel, sich möglichst weit vom Flusse haltend, auf einem Terrain, welches von den jährlichen Überschwemmungen unberührt bleibt, und kam dabei durch zahlreiche Futah-Dörfer, welche noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. Die schwierigste Aufgabe war aber den Leutnants Monteil und Sorin zugefallen, welche nicht wie die anderen Expeditionen dem Laufe des Flusses folgen, sondern von Saint-Louis aus mitten durch Dscholoff und über das Plateau von Ferlo nach Bakel vordringen sollten. Noch nie war ein Europäer auf diesem Wege ins Innere des Landes gedrungen. Durch wasserlose Einöden, in welchen die Expedition dem Verschmachten nahe war, ging es rastlos vorwärts nach Osten, und eine Fülle neuer Nachrichten war der Lohn der Mühen und Anstrengungen, welche die kleine Karawane zu überwinden hatte. So sehr aber die geographische Kenntnis des Landes bereichert wurde, so waren doch die Resultate dieser Forschungsreisen der Lösung der Eisenbahnfrage nicht günstig. Das französische Parlament schreckte vor der großen Summe zurück, welche der Bau der Eisenbahn von Saint-Louis nach Medine erforderte, das anfangs mit so großer Begeisterung aufgenommene Projekt wurde fallen gelassen und nur der Bau der kleinen Strecke von Kayes nach Bafulabé bewilligt.

Das Senegalbahn-Projekt war ohnehin inzwischen durch andere Projekte in den Hintergrund gedrängt worden, welche durch zum Teil wenigstens glücklich durchgeführte Entdeckungsreisen neue Nahrung erhielten. Paul Soleillet versuchte vom Senegal nach Algier vorzudringen. Auf seiner ersten Reise kam er bis Segu, wo Sultan Amadu ihm die Erlaubnis zur Weiterreise verweigerte und ihn zur Umkehr zwang; auf der zweiten (Dezember 1878 bis Mai 1880) wurde er an der Grenze von Adrar von einem räuberischen Wüstenstamm ausgeplündert.[57]) Glücklicher als er war der Kapitän Gallieni, welcher beauftragt wurde, von Medine nach Segu vorzudringen und die reichen Gebiete am obern Niger dem französischen Handel zu erschließen. Der Anstoß zu dieser Expedition war durch einen Plan gegeben, welcher, wenn er glücklich durchgeführt wurde, die Durchstechung der Landenge von Suez in den Schatten stellen und den großartigsten Werken menschlicher Schaffenskraft sich anreihen mußte.

Frankreich besitzt an der Nordküste Afrikas eine große Kolonie, aber die Südgrenze derselben wird von einer Sandwüste umsäumt, welche wie ein unüberwindlicher Wall den Zugang zu dem fruchtbaren Binnenlande, dem reichen Sudan versperrt. Wäre diese Wüste nicht vorhanden oder gelänge es, eine sichere und bequeme Verkehrsstraße durch dieselbe zu führen, so würde das sozusagen vor Frankreichs Thoren gelegene Algier als Zwischenstation eines mächtigen Handelsverkehrs aus einer Last für das Mutterland, die es heute ist, binnen kurzem sich in eine der blühendsten Kolonien verwandeln. Die Wüste selbst, welche nach der Abschaffung des Sklavenhandels alljährlich nur noch von wenigen Karawanen durchzogen wird, würde sich wieder beleben, man würde Brunnen graben, das unter dem Sand verborgene Wasser an die Oberfläche leiten, die Wüste in fruchtbares Land verwandeln, sie kolonisieren, den Sudan durch eine Kette von Niederlassungen mit dem Mittelmeer verbinden. Ein verführerisches, zaubervolles Zukunftsbild erhob sich wie eine Fata Morgana aus dem Wüstensand, und es galt nur, es festzuhalten, dem Traumgebilde feste Formen zu verleihen. Das

[57]) Voyage de Paul Soleillet à l'Adrar. Rouen, 1881.

eiserne Jahrhundert griff zu der alten Waffe mit der es die Welt bezwungen: die Lokomotive sollte das Kameel verdrängen. Mochten die Kosten einer Sahara Bahn noch so groß sein, sie mußten endlich aufgewogen werden durch die Vorteile, welche Frankreich durch dieselbe erwuchsen. Ein neues Indien mit einer Bevölkerung von 200 Millionen wurde dem französischen Handel erschlossen, das französische Sprachgebiet über viele hunderttausend Kilometer ausgedehnt, und im Sudan angelangt konnte die Bahn einen Arm nach dem Senegal ausstrecken und dort ein neues Thor zu dem dunkeln Erdteil erschließen.



Machasse Sambala, König von Khasso.

Schon 1878 hatte der Ingenieur Duponchel[58] sein Projekt einer Sahara-Bahn veröffentlicht. Daß eine solche Bahn eine kolossale Umwälzung in allen Handelsverhältnissen hervorbringen, daß sie den Handelsverkehr in ganz außergewöhnlichem Maße erhöhen würde, daran zweifelte gleich anfangs niemand. Die Vorteile des Warentransports im Eisenbahnwagen waren ja zu einleuchtend, als daß auch eine so fest am Alten haltende und Neuerungen so abgeneigte Bevölkerung wie die Eingeborenen Nord-Afrikas und des Sudan sich demselben gegenüber lange abwehrend hätte verhalten können. Über kurz oder lang mußte das

[58]) Jahrelang hatte Duponchel mit bewundernswerter Ausdauer seinen Plan verfolgt. Schließlich erhielt er von der Regierung die Mittel zu einer Reise nach Algier, um an Ort und Stelle Studien zu machen. Zurückgekehrt, veröffentlichte er die Ergebnisse seiner Reise in einem starken Bande: Le chemin de fer transsaharien, jonction coloniale entre l'Afrique et le Soudan. Paris, Hachette et Cie, 1879.

Dampfroß in der Sahara die Karawanen und den Kameeltransport ebenso verdrängen, wie es in Europa all die verschiedenartigen Transportmittel früherer Zeiten siegreich aus dem Felde geschlagen hatte. Wie stand es aber mit den Schwierigkeiten, die beim Bau der Bahn zu überwinden waren, und wie hoch beliefen sich die Kosten desselben?

Chemins de fer en exploitation
" " en construction
Projet français (Mr Duponchel)
" de Mr Beau de Rochas
" de Mr G. Rohlfs
Autres projets
Echelle 1/7 000 000
FRANCE
ESPAGNE
PORTUGAL
ITALIE
Madrid
Lisbonne
Rome
Sardaigne
Corse
Baléares
Iles Açores
Iles Canaries
Madère
Gibraltar
Algérie
Tunisie
Maroc
Tripoli
Rhadamès
Hammada
el Homra
Oasis de Touat
Tidikelt
Plateau du Tademaït
Plateau du Tinghert
Plateau du Mouydir
Plateau du Tasili Méridional
Plateau d'Adhagh
Plateau du Tasili
Tirecht
Tintellousat
Agadem
Tagama
Aouelimmid
Taghelel
Mourzouk
Rhat
Fezzan
Ghadamès
Ghat
Ghadamès
Sahara
Grand Désert
Tanezrouft
Touaregs
Azaouad
Assaouad
Tin-bo
Araouan
Taoudeni
Arauan
Afélélo
Tirecht
Tagant
Adrar
Ouled Delim
Ouled Bou-Séba
Tiris el Chaoura
Asfal
Merzaga
El Djouf
Igidi
Collines de sable

Bornu zum Tschadsee entsenden könnte. Sie könnte sich aber auch von Wargla über El Golea nach Gourara wenden, das Hoggar Hochland umgehen und in Timbuktu münden. Auf der Tour Wargla-Air-Sokoto würde das Hoggar große Schwierigkeiten bereiten, die nur mit bedeutendem Geldaufwand zu überwinden wären. Man könnte zwar das Gebirge in östlicher Richtung umgehen, aber dann würde die Bahn in wenig bevölkerte Gegenden gelangen und sich überdies weit von der Sphäre der französischen Interessen entfernen. Statt Wargla ist als Ausgangspunkt der Bahn auch das nördlicher gelegene Laghouat in Vorschlag gebracht worden, doch letzteres ist nur ein einsamer, vorgeschobener Posten, der erst durch eine über das Gebirge zu führende Eisenbahn mit Algier verbunden werden müßte, und sich mit dem wichtigen Handelszentrum Wargla nicht messen kann. Dem letztern Projekt ist bedeutend ein viertes vorzuziehen, welches Oran zum Ausgangspunkt der Bahn nimmt und sie über El Chergui nach Gourara führt. Von allen hier erwähnten dürften doch nur die Touren Wargla oder El Chergui Gourara Timbuktu Beachtung verdienen.[60])

Zu diesen vielen Varianten des französischen Projektes gesellte sich ein von Nachtigall und Rohlfs vertretener Vorschlag, Tripolis zum Ausgangspunkt der Sahara Bahn zu wählen. Die Bahn sollte in gerader Richtung von Tripolis südwärts nach Murzuk geleitet werden, das vorliegende Gebirge an der Ostseite des Dschebel Tummo durchbrechen, über die Oasen Jat, Bilma und Agadem zum Tschad-See führen, bei Kuka sich ostwärts wenden und durch Bornu bis Baghirmi ausgedehnt werden. Von Kuka aus konnte durch eine Zweigbahn nach Westen eine Verbindung mit den anderen Sudan Bahnen hergestellt werden.[61])

Die zu überwindenden technischen Schwierigkeiten erschienen bei allen diesen Linien nicht allzu groß, aber es gesellten sich andere hinzu, welche die ernstesten Bedenken erregen mußten. Der Ausgangspunkt der Bahn und die erste Teilstrecke derselben konnten zwar als gesichert gelten, da Frankreich in dem von ihm beherrschten Algier imstande war, sie zu schützen, aber der weitaus größere Teil der Bahn mußte durch ein Gebiet führen, welches sozusagen herrenlos war und wo eine etwa 2 Millionen zählende Nomadenbevölkerung, die nur von Viehzucht und Raub lebte, von feindlichen Angriffen und Störungen des Betriebes abgehalten werden mußte. War dies möglich? Nach den Erfahrungen, welche die Franzosen mit den Nomadenstämmen im Süden Orans gemacht hatten, ließ sich diese Frage kaum unbedingt bejahen. Wie wollte man die Nomaden für ihre Feindseligkeiten züchtigen? Beim Herannahen der Truppen würden sie sich immer tiefer in ihre Wüste

[60]) Neben dem Projekt der Sahara-Bahn tauchte auch das eines Sahara-Meeres auf, durch welches der Zugang zum Sudan erleichtert werden sollte. Die Annahme, daß die Sahara ehemaliger Meeresboden sei, welche hauptsächlich durch die Forschungen von Ehrenberg von der Linth, E. Desor und H. Martins gestützt wurde, spielte dabei eine große Rolle. Das Saharameer, ein Binnenmeer wie die Ostsee, soll durch die Meerenge von Gabes mit dem Mittelmeer und einst vielleicht auch längs der Südküste von Marokko mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung gestanden haben. Vergl. E. Desor, Aus Sahara und Atlas. Vier Briefe an J. Liebig. Wiesbaden. C. W. Kreidels Verlag. 1865. — „Die Legende vom Sahara Meer steht aber auf schwachen Füßen, denn im günstigsten Fall beschränkt sich dasselbe auf eine Einbuchtung des Mittelmeeres im Süden von Tunis und auf einen schmalen Golf im Norden der Lybischen Wüste. Abgesehen von dem totalen Mangel an unmittelbaren Beweisen für eine Meeresbedeckung Nord-Afrikas während der Quartärzeit spricht auch die ganze Geschichte des Mittelmeeres gegen eine solche." Prof. K. A. Zittel, Das Saharameer. Das Ausland, 1885. Seite 529 (wo auch eine Übersicht der betr. Litteratur zu finden ist). — Kapitän Roudaire, der zuerst im Jahre 1874 auf einer Forschungsreise von Biskra nach Tuggurt die Möglichkeit der Schaffung eines Sahara Meeres studierte, wurde ein begeisterter Vertreter dieser Idee. Von Gabes aus sollten die Wasser des Mittelmeeres durch einen Kanal in die Schotts geleitet und dadurch 8030 □ Kilometer der letzteren unter Wasser gesetzt werden. Die Vorteile, die man sich von dem neuen Meer versprach waren: 1) eine Verbesserung des Klimas in Algier und Tunis durch die dann häufiger werdenden Regen (man wies dabei auf die Regenvermehrung auf dem Isthmus von Suez seit der Vollendung des Kanals hin); 2) die Eröffnung eines bequemen Handelsweges nach Zentral-Afrika; 3) die Sicherung der algerischen Südgrenze. Die Kosten des Kanals von Gabes berechnete Roudaire auf nur 75 Millionen. Minister Freycinet widmete dem Projekt große Aufmerksamkeit, und das Resultat seiner Verhandlungen mit Lesseps und Roudaire war die Ernennung einer Kommission zur Prüfung der Angelegenheit. Heute darf dieses Projekt wohl als endgiltig begraben angesehen werden. Vergl. Maxime Hélène, La mer intérieure d'Algérie. La Nature, 1882, 2. semestre, Seite 22, und „Das algerisch-tunesische Binnenmeer", Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 2. Jahrgang. S. 272.

[61]) Bei allen Projekten spielen die artesischen Brunnen, welche man längs der Eisenbahn graben wollte, eine Hauptrolle. Viel ist über die neuen Oasen geschrieben worden, welche durch Brunnenbohrungen geschaffen werden sollten, aber vergebens forscht man nach Mitteilungen über die Resultate solcher Bohrungen und nach Beweisen für die Existenz der angeblich unerschöpflichen unterirdischen Wasservorräte der Sahara.

zurückziehen, in welcher im Juli eine Durchschnittstemperatur von 50 bis 55 Grad herrscht und wo sie durch die Hitze und den Wassermangel während des größern Teiles des Jahres gegen jede Verfolgung durch Europäer gesichert sind. Die Wüste und mehr noch als diese das wenig bekannte Bergland Hoggar, in welchem der Tahat bis zu 8000 Fuß Höhe emporsteigen soll, wären unüberwindliche Bollwerke der Nomaden, und eine große Armee wäre nötig, wenn dort Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten werden sollten. Im günstigsten Fall würden die Erhaltungskosten der Bahn riesige Summen verschlingen. Nachdem der Bau nach oberflächlicher Schätzung mindestens 500 Millionen Franks gekostet, würde die Instandhaltung und der militärische Schutz derselben jährlich 150 Millionen erfordern. Konnte die Rentabilität der Bahn eine so große werden, daß ein derartiger Aufwand gedeckt wurde?[62])

Angesichts der so schwerwiegenden Bedenken mußte ein anderes Projekt, mit welchem der Marine-Inspektor Legros hervortrat, den Sieg über die bisher diskutierten davontragen. Legros wollte die französischen Besitzungen am Senegal zum Ausgangspunkt der Sudan-Bahn nehmen. Dort war der äußerste französische Posten nur 450 Kilometer vom Niger entfernt, während Wargla, der südlichste französische Posten in Algier in der Luftlinie 1800 Kilometer von demselben entfernt war. Die Sahara-Bahn müßte ein hohes Gebirge und eine unwirtliche Wüste überwinden, während Senegambien einen Fluß besaß, welcher einen Teil des Jahres hindurch auf einer Strecke von über 1000 Kilometer schiffbar war. Die Stämme zwischen Senegal und Niger konnten auch viel leichter unter französische Herrschaft gebracht werden als die Wüsten-Nomaden. Man besaß bereits längs des Flusses eine Reihe befestigter Punkte. Militärische Expeditionen, mit dem nötigen Nachdruck durchgeführt, mußten leicht noch größere Gebiete dem französischen Handel erschließen, und das dort Errungene ließ sich durch Anlage neuer Forts sichern. Die Kette dieser Forts allmählich bis zum Niger zu verlängern und sie dann durch eine Eisenbahn zu verbinden, konnte nicht schwer werden.

Dieser Plan, der schon dem General Faidherbe vorgeschwebt, fand den Beifall der Kommission, und auch die Regierung trat mit Entschiedenheit für ihn ein. Der Minister Admiral Jauréguiberry, der als ehemaliger Gouverneur der Kolonie die Verhältnisse am Senegal genau kannte, betrieb mit anerkennenswertem Eifer die Verwirklichung des Projektes, und am 27. August 1879 bewilligte die Kammer einen Kredit von 500 000 Franks für die Vorarbeiten.

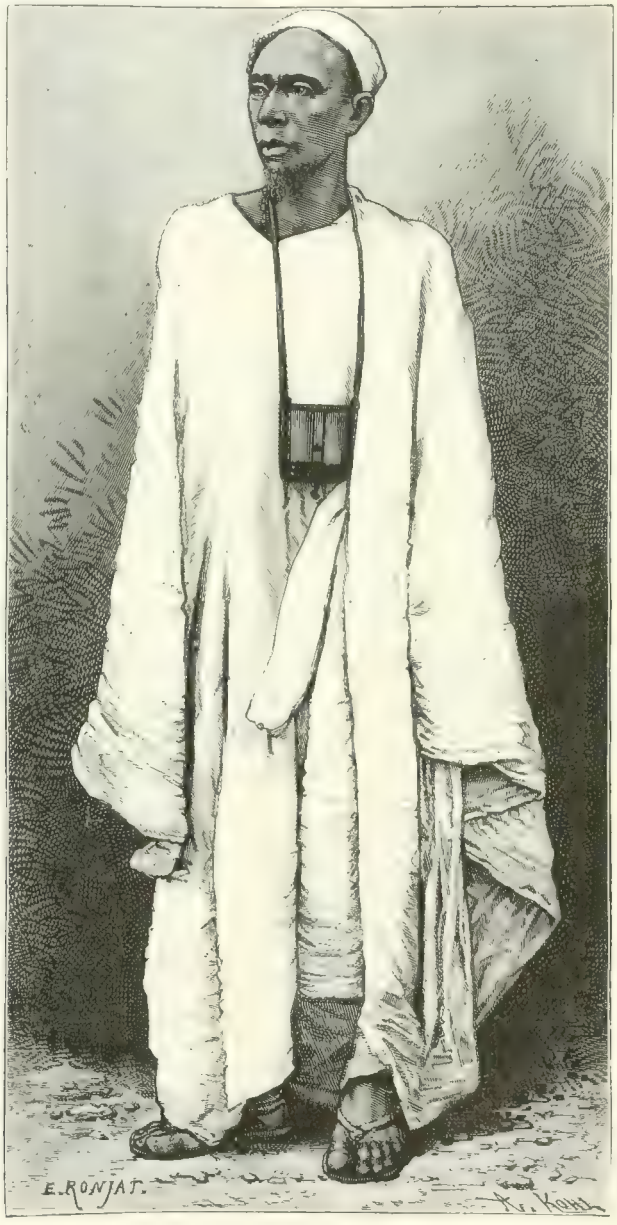
In erster Reihe galt es nun, das Land kennen zu lernen, durch welches die Bahn geführt werden sollte. Die Kenntnis desselben reichte nicht viel weiter als bis zu den äußersten französischen Forts. Im Jahre 1862 hatte zwar der Leutnant Mage mit Amadu, dem Sultan von Segu, einen Handelsvertrag abgeschlossen, aber die von Mage befolgte Route lag zu weit ab von der für die Eisenbahn geplanten, so daß eine neue Expedition unvermeidlich war.

Es war auch nötig, sich die Zustimmung Amadus zu sichern und die Beziehungen zu ihm wieder aufzufrischen. Beides sollte durch eine Gesandtschaft bewirkt werden, durch welche man einerseits der Eitelkeit des Negerkönigs schmeicheln, andererseits den friedlichen Charakter der Expedition manifestieren wollte. Zum Führer derselben bestimmte Gouverneur Brière de l'Isle den Kapitän Gallieni. Die Wahl war eine glückliche. Es konnte kaum eine geeignetere Persönlichkeit gefunden werden als Kapitän Gallieni, welcher soeben einen ihm anvertrauten Auftrag glücklich ausgeführt hatte, durch langen Aufenthalt in der Kolonie mit

[62]) Der Karawanenhandel zwischen Algier und dem Sudan ist heute ziemlich gleich Null. Durch die französischen Zollschranken und durch das Verbot des Sklavenhandels sind die Karawanen nach Marokko und Tripolis abgelenkt worden. Ob eine Eisenbahn den Handel wieder so sehr Algier zuführen würde, daß dadurch die großen Betriebskosten gedeckt würden, ist immerhin fraglich. Bisher haben alle Versuche, bei den französischen Außenposten Märkte für die Eingeborenen zu errichten, keinen Erfolg erzielt. Der Franzose nimmt zu wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse der Eingeborenen, die von der Regierung aufgestellten Reglements hindern den Handel, und zu alledem kommt das Mißtrauen des Arabers gegen den Fremden. So wandert er denn lieber einige Tage weiter nach Tripolis oder Marokko, wo er in den Basaren sicher alle Gegenstände seines Bedarfs findet. Paul Gaffarel, L'Algérie. Histoire, conquête et colonisation. Paris, Firmin Didot, 1883.

allen Eigentümlichkeiten der Eingeborenen vertraut war, ein energischer Offizier, der alle Vorbedingungen eines Erfolges in sich vereinigte.

Indem wir Gallieni auf seinem gefahrvollen Zuge ins Innere begleiten, überschreiten wir zwar die diesem Abschnitt unseres Werkes gezogenen Grenzen, da die Länder, durch welche der Zug von Medine an



Der Dolmetsch Alpha Sega (Expedition Gallieni).

ging, nicht mehr zu Senegambien gehören, aber wir können doch diese wichtigste aller vom Senegal aus unternommenen Expeditionen nicht mit Stillschweigen übergehen. Ein richtiges Urteil über den Wert der französischen Besitzungen am Senegal ist unmöglich ohne wenigstens einige Kenntnis des Hinterlandes. Wie sehr die Zukunft der Kolonie von demselben abhängt, wird der Leser schon bei der Schilderung der Sahara-

Bahn-Projekte erkannt haben. Eine Skizze des Zuges Gallienis hat daher an dieser Stelle jedenfalls eine Berechtigung.

Gegen Ende des Jahres 1879 unternahm Gallieni zunächst eine Rekognoszierung, welche sich von Medine bis Bafulabé erstreckte. Bafulabé bedeutet „Zwei Ströme". Der eine dieser Ströme, der Bafing oder

Alpha Segas Frauen.

schwarze Fluß, kommt von Süden her aus den Gebirgen Futah-Dschalons, der andere, der Bachoy oder weiße Fluß, kommt von Osten. Bafulabé, welches 150 Kilometer von Medine entfernt ist, war offenbar eine wichtige Etappe auf dem Wege zum Niger, und es konnte als gutes Vorzeichen gelten, daß die Malinke Häuptlinge der Umgegend Gallieni freundlich entgegenkamen. Als er den Rückweg antrat, gab ihm der Häuptling von Logo seinen achtjährigen Sohn Sega mit, damit er ihn dem Gouverneur vorstelle, und auch andere Häuptlinge

sandten mit der Expedition Verwandte nach Saint Louis. Dieselben wurden dort sehr freundlich aufgenommen und reich beschenkt in ihre Heimat zurückgesandt. Nur die Söhne der Häuptlinge von Kita und Bammako blieben noch in Saint-Louis, da sie Gallieni auf seinem Zuge als Führer begleiten wollten.

Am 30. Januar 1880 verließ Gallieni Saint-Louis. Die Expedition bestand außer ihm aus dem Leutnant der Marine-Artillerie Pietri, dem Leutnant der Marine-Infanterie Vallière, den Marineärzten Dr. Tautain und Dr. Bayol.[63] Als Eskorte, oder vielmehr als eine Art Ehrenwache, welche das Ansehen der Gesandtschaft erhöhen sollte, dienten 50 ausgewählte Spahis und Tirailleurs, denen sich noch einige Laptots zugesellten, welche später beim Überschreiten der vielen Flüsse sehr gute Dienste leisteten. Der Gouverneur begleitete die Expedition bis Podor. Am 4. Februar war die Bank von Mafu erreicht, wo man den Dampf-aviso „Dakar" verlassen und die Schuten besteigen mußte, die mit den mitgenommenen Geschenken Guinees, Decken, Glaswaren, Spiegel, Gewehre, Spieldosen u. s. w. und den Ausrüstungsgegenständen, darunter 5000 bis 4000 Patronen, beladen waren. In Bakel, wo man am 25. Februar ankam, wurde mehrere Tage halt gemacht, um die Karawane zum Marsch landeinwärts zu organisieren. Das Gepäck mußte auf 250 Esel geladen werden, und nur mit Mühe gelang es, die zu so vielen Tieren nötigen Treiber anzuwerben. Sie wurden in vier Sektionen geteilt, deren jede unter einem berittenen Zugführer stand. Die letzteren waren der alte Samba Uri, der Veteran der Laptots — Madya Kurbari, ein Bambara aus königlichem Geschlecht — Thiama, früher Tirailleur, jetzt Polizeikommissär in Bakel (siehe Seite 70) und Silman N'Diaye, ein Bruder des Dolmetscher Alpha Sega, von Abstammung ein Kassonke. Alpha Sega (siehe Seite 72) wurde Oberanführer des Trains.

Von Bakel zog die Karawane über Segala und Sebeku nach Gor, wo sie von dem greisen Häuptling Dama freudig begrüßt wurde. Nur mit Mühe gelang es Gallieni, ihm begreiflich zu machen, daß seine Mission eine durchaus friedliche sei. Dama wollte ihm eine Kriegerschar unter Führung seines Sohnes Gara Mamady Cire zur Verfügung stellen, welche mit den Franzosen vereint seine Besitzungen in Kaarta, aus denen die Toucouleurs ihn vertrieben haben, zurückerobern sollte.

Am 15. März begegnete die Karawane einer Reiterschar, an deren Spitze sich Damba Sambala, der Neffe des Königs Madyasse Sambala von Khasso (siehe Seite 68), ein Zögling der von General Faidherbe in Saint-Louis gegründeten „Schule der Geiseln" befand. Er war Gallieni entgegengeritten, um ihn noch vor dem Einzug in Medine zu begrüßen. In Medine mußte die Expedition wieder mehrere Tage bleiben, da sie dort Gepäck vorfand, welches schon im vorigen Jahre zu Schiffe dorthin gebracht worden, und zu dessen Weitertransport die Errichtung einer fünften Train-Abteilung nötig wurde. Nachdem der Tirailleur-Korporal Bénis mit mehreren Piroguen stromaufwärts gesandt worden, um auf dem Wege nach Bafulabé an bestimmten Plätzen Vorräte von Lebensmitteln aufzustapeln, und nachdem eine kleine Meuterei unter den als Treiber dienenden Toucouleurs durch Gallienis entschiedenes Auftreten im Keime erstickt worden, verließ die Expedition endlich am 22. März Medine. Der Marsch ging an den Felu-Katarakten vorbei nach der Logo-Ebene. Überall stieß man auf Spuren kriegerischer Verwüstungen. In Sabussire sah man noch eingeäscherte Hütten, welche von den Franzosen 1878 in Brand geschossen wurden, um die Malinkes des Logogebietes für verschiedene Feindseligkeiten zu züchtigen. Weiterhin erinnerten in dem von uns schon erwähnten Dorfe Dingira (siehe Seite 66) viele Ruinen an den Krieg der Logo-Neger mit Sambala von Khasso. Auch im Natiaga-Gebiet, welches 1878 mit Logo gegen die Franzosen verbündet war, sind noch nicht alle Spuren der Verwüstungen vertilgt, welche ein zehnjähriger Krieg verursachte. Als man endlich das 150 Kilometer von Medine entfernte Bafulabé erreichte, fand man die Vorarbeiten zur Errichtung eines Forts weit vorgeschritten. Eine mit Graben und Palissaden umgebene Redoute war bereits fertig, auch einige Hütten für die Besatzung. Die als Besatzung für das Fort bestimmten 50 Mann waren schon im Oktober abgesandt

[63] Siehe den Bericht über die Expedition in Le Tour du Monde, 1883, 1. semestre, Seite 181.

und Vorräte und alles nötige Material von Medine herbeigeschafft worden. Das ganze Land, soweit Malinkes wohnten, war in hellem Aufruhr gegen die Toucouleurs, und etwa eine Tagereise von Bafulabe entfernt, in Waliha, wurde der Tata dieses Ortes von den vereinten Streitkräften der Malinke-Häuptlinge belagert. Als Gallieni die Häuptlinge ersuchen ließ, nach Bafulabé zu kommen, folgten sie sofort der Einladung und erklärten ihm, daß sie sich glücklich schätzten, unter das Protektorat eines mächtigen Volkes zu kommen, von dem sie die Wiederherstellung der seit Hadschi-Omars Tagen aus ihrem Lande verschwundenen Ruhe und Ordnung erwarteten.

In Bafulabé schloß sich der Karawane der Dolmetsch Alassan an (siehe Seite 76), ein Toucouleur, welcher an Alpha Segas Stelle trat, da dieser fortan anderweitig verwendet wurde, und der Wassulunke Samba, der ebenfalls die Expedition begleiten wollte, ein früherer Artillerie-Unteroffizier, wurde Oberleiter des Maultierzuges.

Die Karawane, welche bisher noch auf dem linken Ufer des Bafing gelagert hatte, überschritt den hier 730 Meter breiten und sehr tiefen Fluß ohne Unfall auf einer Furt (siehe Seite 81), und nun begann der Marsch durch unbekanntes Land, der eigentliche Entdeckungszug. Leutnant Vallière war bereits vorausgeeilt, um längs des Bachoy, dessen Lauf die Karawane folgte, Lebensmittel aufzustapeln. Der Bachoy fließt durch ein 3 bis 5 Kilometer breites Thal, welches von Bergketten eingeschlossen wird, welche anfangs mit dem Flusse parallel laufen, nach einer Strecke von 80 Kilometer aber sich, die eine nach Norden, die andere nach Südosten von ihm entfernen. Hinter dem Dorfe Niakale Circa, wo ein Bergrücken das Bachoy-Thal versperrt und den Fluß in weitem Bogen gegen Norden drängt, sah man sich zu einigen Felsensprengungen gezwungen, um den Weg über den Berg für die Maultiere passierbar zu machen, da man sonst zweimal hätte den Fluß überschreiten müssen. Durch ein von zwei Flüssen, dem Balu und Duku bewässertes Thal, dann über ein weites Plateau gelangte man zu dem Banja-Ule-Delta, welches etwa 60 Meter breit ist. In dem Nachtlager an der Furt von Diube-Ba (auf der Karte mit: Gué de Dinbeba bezeichnet) wurde man durch unangenehmen Besuch überrascht. Rings um das Lager ertönte das heisere Geschrei der Hyänen, und bald vernahm man auch das Brüllen eines Löwen, welches unter den Lasttieren große Aufregung hervorrief, aber obwohl man sofort durch ein Streifkorps die Umgegend durchsuchen ließ, wurde der nächtliche Ruhestörer nicht entdeckt.

Das erste Dorf in der Provinz Beteadugu, in der man sich nun befand, war Solinta. Von dem Berg Sulun, an dessen Fuße es liegt, konnte Gallieni das ganze Bachoy-Thal abwärts bis Kale und aufwärts bis Fangalla übersehen. Die Malinke, die hier wohnen, sind nicht Mohammedaner, aber trotzdem ist bei ihnen die Beschneidung üblich. Die benachbarten Berge liefern viel Kohle und Eisen, welches letztere von den Malinke auf sehr primitive Art gewonnen und dann zu Waffen und Werkzeugen aller Art verarbeitet wird.

Aus Beteadugu gelangte man in die Landschaft Farimbula. Auf einem 200 bis 250 Meter über dem Fluß sich erhebenden Plateau wohnen dort in 7 oder 8 Dörfern Malinke, welche sich bisher eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren wußten. Diesem Plateau dürfte bei späterer Kolonisation dieser Gegend noch eine wichtige Rolle beschieden sein, da es von den während der Regenzeit grassierenden und dem Europäer so gefährlichen Fiebern frei zu sein scheint. In Badumbe, dem Hauptort von Farimbula, wurden die Reisenden wie bisher überall freundlich empfangen, und auch hier unterzeichnete der Häuptling bereitwilligst einen Vertrag, durch welchen er sein Gebiet unter französisches Protektorat stellte.

In Fangalla traf man mit Vallière zusammen, der bereits vor 4 Tagen dort angekommen war und die Zeit bis zur Ankunft der Karawane benutzt hatte, um die Gegend aufzunehmen. Als im Jahre 1850 die fanatisierten Horden Hadschi-Omars auf ihrem Raubzuge auch in das Bachoy-Thal drangen, war Fangalla die Hauptstadt des volkreichen Farimbula. Die vielen Inseln, welche sich im Flusse befinden, waren mit Dörfern bedeckt, große Herden weideten an den Ufern, der fruchtbare Boden war vortrefflich bebaut, hunderte von Sklaven arbeiteten auf den Feldern, und auf dem Flusse wimmelte es von Piroguen. Heute ist das noch vor einigen 30 Jahren reiche Land eine Wüste, und zu den Ruinen der Hauptstadt mußte man sich mit Faschinen-

messern einen Weg durch das Dickicht bahnen. Die Stelle, an welcher die Stadt einst gestanden, erwies sich als für die Anlage eines Forts vortrefflich geeignet, da dieses von dem Plateau herab den Fluß völlig beherrschen mußte. Material zum Bau des Forts konnten die mächtigen Bäume und die Sandsteinbrüche liefern. Überdies mußte der Ruf der Residenzstadt, welche einst hier gestanden, dem Fort zu gute

Der Dolmetsch Alassan. Thiama, Polizeikommissär von Bakel.

kommen und viele der jetzt nach allen Richtungen zerstreuten früheren Bewohner dieser Gegend zur Rückkehr bewegen, sobald bekannt wurde, daß der Ansiedler auf Schutz gegen die Tonconleurs rechnen könne. Ein französisches Fort an der Stelle der Ruinen von Fangalla bedeutete also nicht nur die Sicherung der Straße zwischen Medine und Kita, sondern auch ein Wiederaufleben der Kultur in der von der Natur so reich ausgestatteten Landschaft.

13°30
13°
12°30
12°
14°
13°30
Bafoulabé
Kenieba
Mt Guiran
MEDINE
CHUTE DU FELOU
Mts Yamée
Maramandi
Kamboura
Saloucoro
Dianguilla
Mt Koumdingha
Kerwa
Pakquina
I. des Roniers
Mt Kourounda Koundia
Mt Logoba (Maka-denex)
Karakor
TINKE
Mansoutigui
CHUTE DE GOUÏNA 7 Octobre 1879
Tambacounda
Bagoué Kamgalamba
Mt Kenelabba
Col de Goubanghey
SÉNÉGAL
Chute Daumo dano-dioubé
Rapides de KAPOULABÉ 15 Octobre 1879-29 Mars 1880
Kakoulima
Makhana
Malaba
Segaya
Kadiba
Lac Feucko
Santankaty
Mt Tokon
Goulako
Koria
Dhaka
Kakandy
Cabada
Bondoukou
Décembre 1863
Falémé
Gomina
Toubakoto
Loumboulou
Ladé
Mt Confougou
Mt Tamba
Mt Kouroubaka
Mt Kouroubaka de Dadougou
Manankoro
Mt Mourambougou
Farbé
Madana
Dadi
Nantelo
Medina
Nansonasi
Toumbé
Gamboulou
Kenieko
Dabadougou
Sambakolo
MASSIF DE DIAMBOUGOU
Nantoko
Kita
Niénégué
Houmankana
Gadiolé
Farena
Souroufoulia
Kouroula
Kandinian
Kanto-roma
Mt Kourounda
Mt Kourounda de Kita
NOUROUKROU
Diakoba
Toumakoto
Kouroula
Mt Dialakoumma
Mt Diakoumma
Mt Dialakoumba
Mt Dialakoumba
Mt Kouroula
Mt Kouroula
Mt Kouroula

Von Fangalla sandte Gallieni den Leutnant Marchi nach Medine zurück, um einen Bericht über die bisherigen Erfolge nebst Karten und Verträgen nach Saint-Louis zu befördern, und zog dann mit der Karawane weiter ostwärts. Der Marsch ging abwechselnd durch kahle Wüsten, Sümpfe und Urwälder, in denen zwischen Akazien, Feigenbäumen, Karites, Tamarinden u. s. w. die Lianen so unentwirrbare grüne Wände gebildet hatten, daß man mit Äxten und Messern sich den Weg bahnen mußte. Man gelangte zu den Bili-Fällen, wo der Bachoy über senkrechte Felswände aus einer Höhe von 12 bis 15 Meter herabstürzt, und nachdem man am folgenden Tage unter großen Schwierigkeiten den 500 Meter breiten Fluß auf einer Furt glücklich überschritten, betrat man nach 2 Tagmärschen das Gebiet des Malinke-Staates Fuladugu, dessen Hauptstadt Goniokori aus drei in einer fruchtbaren Ebene gelegenen Dörfern mit zusammen etwa 500 Einwohnern besteht. Der Häuptling von Goniokori ist ein Abkömmling der Könige von Fuladugu, aber von dem Geist seiner Vorfahren, welche ein großes Reich unter ihrer Herrschaft vereinigt, besaß er nichts mehr. Die anderen Häuptlinge haben sich von ihm unabhängig gemacht, und er herrscht nur über die 500 Einwohner von Goniokori. Der herabgekommene Sprößling eines berühmten Geschlechtes hatte kein Verständnis für Gallienis Mission. Stumpfsinnige Resignation paarte sich bei ihm mit der Furcht vor Verwickelungen mit mächtigeren Nachbaren, und erst als Gallieni davon sprach, daß in seinem Lande ein Fort errichtet werden solle, wurde er entgegenkommender und erklärte sich sofort bereit, sein Land dem Gouverneur zur Verfügung zu stellen. Wie Gallieni später erfuhr, war der Grund dieses auffallenden Umschwungs die Furcht des Häuptlings, das Fort könne in einem Nachbardorfe errichtet werden, dessen Häuptling bereits darum ersucht hatte.

In Goniokori lebte noch die Erinnerung an den Besuch Mungo Parks fort. Ein Greis erzählte Gallieni, daß zur Zeit, als noch der König Mansa über ganz Fuladugu herrschte, ein Weißer in das Land gekommen sei, welcher dem König ein prachtvolles Armband geschenkt, das seitdem von allen Königen getragen worden, bis es durch Hadschi Omar mit anderer Beute nach Segu entführt wurde. Mit freudigem Stolz erfüllte es Gallieni und seine Gefährten, als sie erfuhren, daß sie auf derselben Stelle ihr Lager aufgeschlagen hatten, an der vor 75 Jahren der erste Europäer, der dieses Land betrat, übernachtet hatte (siehe Seite 84).

Der nächste Ort, in den man kam, war Manambugu, ein Dorf von etwa 350 Einwohnern, dessen greiser Häuptling die Fremden freundlich aufnahm. Die Flüsse Disumale und Kegneko wurden überschritten, letzterer auf einer aus Baumstämmen und Bambusrohr rasch hergestellten Brücke, und man erreichte den Fluß Serinafara. Während man dort lagerte, wälzten sich von Osten Rauchwolken heran. Das trockene Gras war in Brand geraten, und nur die militärische Disziplin der Karawane verhütete ein Unglück. Die Gefahr wurde abgewendet und ohne Verluste erreichte die Karawane das andere Ufer.

In Kita stieß Gallieni zum erstenmal auf Schwierigkeiten. Der Hauptort Makadiambugu war als Knotenpunkt der Straßen nach dem Senegal, nach der Sahara und nach den Goldländern am obern Niger von großer Wichtigkeit, und Gallieni wollte daher daselbst ein Fort errichten. Der Häuptling Tokonta fürchtete sich aber zu sehr vor den Toucouleurs, weil die Festung Nurgula, welche Amadu als Zwingburg für das ganze Malinke-Gebiet angelegt hatte, seiner Stadt sehr nahe lag und er nicht glaubte, daß die Franzosen ihn würden schützen können, wenn es zwischen ihm und den Toucouleurs zum Bruche käme. Alle Überredungskünste blieben erfolglos, und erst als Gallieni zum Schein Anstalten traf, mit dem Häuptling des benachbarten, Tokonta feindlichen Dorfes Gubanko einen Vertrag zu schließen und das Fort auf dessen Gebiet zu errichten, gab Tokonta nach und schloß am 25. April 1880 in feierlicher Versammlung einen Vertrag, durch welchen ganz Kita unter französisches Protektorat gestellt und den Franzosen das Recht eingeräumt wurde, die von ihnen für nötig gehaltenen Befestigungen und Gebäude zu Handelszwecken zu errichten.

Von Kita aus konnte Gallieni auf drei Wegen den Niger zu erreichen suchen: durch Kaarta, über Nurgula, und durch Beledugu. Trotz aller Warnungen entschied er sich für den letztern, der durch

ein von einem wilden Volk, den Beleris, bewohntes Land führte. Vallière wurde mit einem Teil der Mannschaft nach dem obern Backoy gesandt, um durch das Thal desselben einen Weg zum Niger zu suchen.

Die Beleris haben sich seit einigen Jahren von Amadus Oberherrschaft befreit und sind seitdem in fast ununterbrochenem Kriege mit demselben. Sie sind ein Stamm der Bambaras, jenes großen Volkes, dessen Wohnsitze im Norden und Westen an die Gebiete der Maurenstämme der Sahara, im Osten an Segu grenzen, während sie sich gegen Süden bis nach Futah-Dschalon erstrecken. Als im 17. Jahrhundert die Peulhs gegen Futah-Dschalon vordrangen und überall die Bevölkerung gewaltsam zum Islam bekehrten, wurden die damals noch heidnischen Bambaras aus ihren alten Wohnsitzen verdrängt und flüchteten in die Gebiete der Serrakolets. Dieses friedliche Volk war bereits zum Islam bekehrt und den heidnischen Fremdlingen geistig überlegen. Die Bambaras nahmen bald den Glauben der Serrakolets an, und von diesem Augenblick erlangten sie, als das wesentlich kriegerische Element im Lande, einen bestimmenden Einfluß auf alle Verhältnisse. Als der König Siramaka von Segu starb, waren die Bambaras im Lande schon so mächtig, daß einer aus ihrer Mitte namens Suma zum König gewählt wurde. Sumas Sohn Bitto gründete die Stadt Segu und wurde Beherrscher eines großen und mächtigen Reiches, über welches seine Nachkommen bis 1861 herrschten. Der letzte Bambara-König Ali wurde durch Hadschi-Omar entthront, und Amadu, der Sohn des Propheten, wurde König von Segu.

Der ursprüngliche Typus der Bambaras ist durch die Vermengung derselben mit Serrakolets, Peulhs und Mandingas zum großen Teil verloren gegangen. Ihre Hautfarbe ist fast ebenso dunkel, doch sind sie gut gebaut und ihre muskulösen Arme verraten große Körperkraft. Durch tiefe Einschnitte, welche von den Schläfen bis zu der Lippe reichen und deren Narben nie verschwinden, pflegen sie schon die kleinen Kinder zu kennzeichnen, damit sie jeder in dem Gemisch von Völkerschaften, unter denen sie leben, schon auf den ersten Blick als Bambaras erkenne.

Obwohl sie nun Mohammedaner sind, haben die Bambaras doch noch eine Menge Aberglauben und viele heidnische Gebräuche beibehalten. Die Marabuts erfreuen sich eines großen Einflusses und werden bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rate gezogen, doch tragen sie selbst viel dazu bei, daß der alte heidnische Aberglaube, der für sie eine Einnahmequelle ist, nicht verschwindet. Die Frau ist bei ihnen in besserer Lage als bei allen Völkern, welche wir bisher kennen gelernt: sie ist zwar Sklavin des Mannes, dem die Polygamie in den für alle Mohammedaner geltenden Grenzen gestattet ist, aber sehr oft erlangen bei den Bambaras die Frauen großen Einfluß, dürfen ihre Meinung über öffentliche Angelegenheiten, wie z. B. über eine Kriegserklärung äußern, und nicht selten geschieht es, daß ihre Meinung im Rate der Männer durchdringt. Die Bambaras sind geborene Krieger, jede andere Beschäftigung ist ihnen zuwider. Was man bei ihnen von gewerblicher Thätigkeit antrifft, ist auf das Konto der Serrakolets zu setzen. Der Goldreichtum ihres Landes überhebt die Bambaras jeder Sorge um die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, denn für ihr Gold erhalten sie von den Nachbarvölkern alles, was sie brauchen.

Durch das Gebiet eines der vielen Stämme dieses Volkes zog nun Gallienis Karawane. Mehrere Umstände vereinigten sich, welche gleich von vornherein den Entschluß Gallienis, in dieser Richtung vorzudringen, als einen bedenklichen erscheinen ließen. Die Expedition konnte auf einen freundlichen Empfang bei den Beleris schon deshalb nicht rechnen, weil sie zu ihrem Feinde, dem König von Segu zog. Der Anblick der großen Ballen aber, welche die vielen Maultiere trugen, erregte die Begehrlichkeit des wilden Volkes, welches den Wert der Ballen bedeutend überschätzte. Bald zeigten sich allerlei Anzeichen einer drohenden Gefahr. Als die Karawane von dem Dorfe Ginina, bei welchem sie übernachtet, am Morgen des 9. Mai ihren Marsch fortsetzte, wurde Gallieni gemeldet, daß man in der Nähe in einer Schlucht etwa 1000 Bambaras bemerkt habe, welche dort im Hinterhalt lägen. Sofort wurde umgekehrt und bei dem Dorfe ein Lager bezogen, um welches man die Ballen als Wall auftürmte. Man durchwachte die Nacht mit den Waffen in der Hand, indem man von Zeit zu Zeit durch angezündete Coston Feuer die Umgegend beleuchtete

und Raketen aufsteigen ließ, um die Beleris einzuschüchtern. Am Morgen erklärte sich der Häuptling von Ginina bereit, gegen ein beträchtliches Geschenk der Expedition Führer mitzugeben, und gelobte ihr durch einen Eid sicheres Geleit. Ohne sich dadurch täuschen und von ferneren Vorsichtsmaßregeln abhalten zu lassen, nahm Gallieni den Vorschlag an und die Karawane gelangte gegen Abend unangefochten zu dem Dorf Dio, bei dem sie übernachtete. Am nächsten Morgen aber geriet der lange Zug durch Verrat eines der Führer in einer von steilen Felsen eingeschlossenen Schlucht in einen Hinterhalt und wurde plötzlich von etwa 2000

Der Sakamerakru.

Beleris überfallen. Gallieni, der sich mit einem Teil der Spahis an der Spitze des Zuges befand, gelang es, sich nach den Ruinen eines nahen Tata durchzuschlagen, wohin sich später auch Tautain, der die Nachhut geführt hatte, mit Alassan und einigen Tirailleuren rettete. Das Resultat eines blutigen Kampfes, in welchem das Schnellfeuer der Franzosen die Reihen der Beleris lichtete, war trotzdem ein für die Expedition sehr

Berg Duley.

unerfreuliches. Mehrere Spahis und Tirailleurs waren tot oder verwundet, ein Teil der feigen Eseltreiber entflohen, das ganze Gepäck eine Beute des Feindes. Dem kleinen Häuflein Tapferer, welches die Ruinen besetzt hielt, war es trotzdem gelungen, die an Zahl ihnen hundertfach überlegenen Angreifer einzuschüchtern. Die Weißen, welche mit der größten Kaltblütigkeit sich dem Kugelregen aussetzten, schienen unverwundbar zu sein, während ihre weittragenden Gewehre und Revolver trotz des schnellen Feuerns die Gegner noch in einer Entfernung niederstreckten, in der sich diese völlig sicher gewähnt. Der Sturm auf die Ruinen war abge-

ſchlagen, aber die Expedition mußte daran denken, ſo ſchnell als möglich aus dieſer Gegend zu kommen. Gallieni beſchloß zu verſuchen, den Niger auf dem kürzeſten Wege zu erreichen. Die 20 Verwundeten wurden auf die geretteten Pferde und Maultiere geladen, und im Dunkel der Nacht trat die auf 80 Mann zuſammengeſchmolzene Kolonne den Marſch an. Unterwegs von einem Orkan überfallen, war ſie gezwungen, mehrere Stunden zu raſten, bis die Wolken ſich verzogen und wieder einige Sterne am Himmel ſichtbar wurden, welche den Weg nach Oſten wieſen. Mit dem Aufgebot der letzten Kräfte eilte man vorwärts, dem Niger zu, den man noch vor Tagesanbruch erreichen wollte, da zu erwarten war, daß die Beleris, ſobald ſie den Abmarſch der Fremden entdeckten, ſie verfolgen würden. Ein neuer Kampf mit ihnen mußte um jeden Preis vermieden

Gallienis Übergang über den Baſſing.

werden. Die Flüchtlinge waren ſeit 24 Stunden ohne Nahrung und nach dem aufregenden Kampf und dem Nachtmarſch aufs höchſte erſchöpft, und überdies war ihr Vorrat an Patronen ſo zuſammengeſchmolzen, daß ſie an Widerſtand gar nicht denken konnten.

Endlich erreichte die Expedition das Dorf Giningume, das zu dem befreundeten Bammako gehörte und wo die Erſchöpften freundlich aufgenommen und bewirtet wurden. Der Häuptling des Dorfes ſandte auch ſofort Boten an die Beleris, durch welche er ihnen ſagen ließ, daß die Franzoſen unter ſeinem Schutze ſtänden. Nach kurzer Raſt drängte aber Gallieni trotzdem zum Aufbruch, da er ſich erſt am Niger ſicher hielt, und einige Stunden ſpäter war der Fluß erreicht. In Bammako vereinigte ſich Vallières Abteilung, die ſchon

am Abend vorher dort eingetroffen war, mit dem Hauptkorps, so daß nun die ganze Expedition vereint war. In Bammako konnten sie jedoch nicht lange bleiben, da die Bevölkerung befürchtete, daß die Anwesenheit der Weißen die Beleris zu einem Angriff veranlassen könnte. Sie setzten also den Marsch zum Niger fort, während Dr. Bayol nach Saint-Louis zurückgesandt wurde, um dem Gouverneur einen Bericht über die Lage der Expedition zu überbringen. Der Niger wurde beim Dorfe Turella überschritten,[64]) und die Expedition befand sich nun auf dem Gebiet des Sultans Amadu. Wohl hatte man sich beim Ausmarsch die Ankunft am Niger anders vorgestellt, hatte das Gebiet mit freudigeren Empfindungen zu erreichen gehofft, aber die Hoffnung, daß nun alle Not ein Ende habe und die Expedition ihre Aufgabe doch noch lösen werde, war ein Trost, der über die traurige Lage hinwegsehen ließ. Niemand ahnte, daß man noch sehr weit vom Ziele war. Als Gallieni das Dorf Nango erreichte, welches nur wenige Meilen von Segu entfernt ist, wurde ihm mitgeteilt, daß der Sultan ihm den Weitermarsch verbiete. Dem Befehl mußte Folge geleistet werden, und die Expedition schlug bei Nango ihr Lager auf. Zehn volle Monate brachte sie dort zu, in unablässigen Unterhandlungen mit den Abgesandten des Sultans, und Gallieni hatte reichlich Gelegenheit, Studien über die Verschleppungskünste afrikanischer Diplomatie anzustellen. Als Abgesandter war er ins Land gekommen und war nun streng genommen ein Gefangener. Seine Lage wurde sogar bedenklich, als im Februar in Segu die Nachricht eintraf, daß französische Truppen in Kita angekommen seien, dort ein Fort errichtet und das Dorf Gubanko zerstört hätten. Fast wie ein Wunder erscheint es, daß es Gallieni unter solchen Verhältnissen doch noch gelang, den Sultan am 10. März zur Unterzeichnung eines Vertrages zu bewegen, durch welchen der Niger, soweit er die Staaten Amadus durchfließt, von seinen Quellen bis Timbuktu unter französisches Protektorat gestellt wurde. Am 21. März trat Gallieni den Rückweg an und erreichte ohne Unfall Kita, wo er eine französische Kolonne antraf, unter deren Schutz eifrig am Bau des Forts gearbeitet wurde.[65])

Die Expedition hatte großartige Erfolge erzielt. Die Kenntnis der Länder zwischen Senegal und Niger war durch sie wesentlich bereichert worden, und man hatte vor allem die Überzeugung gewonnen, daß dem Bau der geplanten Eisenbahn vom Senegal zum Niger keine nennenswerten Hindernisse entgegenstanden. Abgesehen von den topographischen Aufnahmen Vallières auf der Strecke von Bafulabé nach Nango, waren die wissenschaftlichen Erfolge der Expedition sehr bedeutend. Weit bedeutender waren allerdings die politischen Erfolge. Bis an die Grenzen Timbuktus war der französische Einfluß ausgedehnt, die französischen Vorposten bis auf 1250 Kilometer von Saint-Louis vorgeschoben und kam noch 200 Kilometer vom Niger entfernt!

Noch während Gallieni in Segu weilte, ging das Ministerium mit großer Energie ans Werk, um seine Errungenschaften auszunutzen. Die Kammern bewilligten am 2. August 1880 zur Anlage neuer Forts am obern Senegal 1500000 Franks, und noch in demselben Jahre wurde der Artillerie-Oberst Borgnis-Desbordes ausgesandt, um den Bau der projektierten Forts zu leiten. Mit fieberhafter Hast wurden die Vorbereitungen zu dieser neuen Expedition betrieben, und höchst unvollkommen ausgerüstet und ohne genügende Vorbereitungen verließ sie Saint-Louis. In Medine, wo die Truppen nach einer ermüdenden, durch den niedrigen Wasserstand sehr verzögerten Fahrt Anfang Januar ankamen, war man auf ihren Empfang gar nicht vorbereitet. Sie

[64]) Der Fluß war an der Stelle, an welcher Gallieni ihn am 15. Mai erreichte, etwa 750 Meter breit. Etwa 500 Meter vom Ufer entfernt ragten Felsen aus dem Wasser hervor. Zwischen diesen und dem diesseitigen Ufer war die mittlere Tiefe 1 m 80 cm, jenseits der Felsen 2 m bis 2 m 50 cm. (Siehe die Abbildung Seite 85.)

[65]) Auf dem Heimwege erhielt Gallieni Nachrichten aus Beledugu. Die Beleris hatten bei dem Überfall der Expedition große Verluste erlitten. Als sie dann das Gepäck plünderten, explodierte eine mit Zündröhren und Signalraketen gefüllte Blechbüchse, während man sie mit einer Axt zu öffnen versuchte, und viele der Umstehenden büßten ihre Unvorsichtigkeit. Andere hatten sich durch den Genuß von Medikamenten, welche sie kosteten, vergiftet. Schließlich kam es wegen der Teilung der Beute noch zum Streit zwischen den Räubern. Ein großer Teil des Gepäcks wurde übrigens später von den Häuptlingen, welche die Rache der Franzosen zu fürchten begannen, in Guinea aufbewahrt, um es gelegentlich den Franzosen zurückzugeben.

mußten im Freien kampieren, und die Folge war, daß binnen kurzem das Fieber seine Opfer zu fordern begann. Fast der fünfte Teil der Mannschaft blieb krank in Medine zurück, als Desbordes, selbst kaum vom Fieber genesen, endlich aufbrach. Die Offiziere mit eingerechnet zählte seine Schar nur 395 Mann. Als die Kolonne Kita erreichte, fand sie die Stimmung zu Ungunsten Frankreichs verändert, und besonders die Peulhs-Bevölkerung des Dorfes Gubanko zeigte sich entschieden feindlich. Desbordes mußte darauf gefaßt sein, daß eine allgemeine Erhebung gegen die Franzosen stattfand, und er beschloß, durch einen energischen Schritt die Bewegung im Keime zu ersticken. Er rückte vor das stark befestigte Gubanko und begann es aus seinen 4 Geschützen zu beschießen. Gubanko hatte bereits zweimal Angriffen der Toucouleurs widerstanden, und auch diesmal leisteten seine Mauern so starken Widerstand, daß die Belagerer fast ihre ganze Munition verschossen hatten, als es endlich gelang, eine Bresche in die Mauern zu legen. Die Bewohner des Dorfes verteidigten sich mit dem Mute der Verzweiflung, und Haus für Haus mußte erstürmt werden. Erst nach mehrstündigem Kampf waren die Franzosen Herren des Platzes, den sie mit einem Verlust von 8 Toten (darunter ein Artillerie-Leutnant) und 18 Verwundeten erkauft hatten. Die Nachricht von der Zerstörung Gubankos wirkte auf die umwohnenden Stämme wie ein kalter Wasserstrahl, und Desbordes konnte nun ungehindert den Bau des Forts in Angriff nehmen, wozu 400 Arbeiter aus den benachbarten Dörfern herangezogen wurden. Im Mai war das Fort, welches 200 Mann Besatzung erhielt, ausgebaut und Desbordes kehrte nach Saint-Louis zurück. Die unter der Führung des Hauptmanns Derrien stehende topographische Abteilung der Expedition hatte eine für den Eisenbahnbau vorzüglich geeignete Strecke zwischen Bafulabé und Kita entdeckt und brachte so reiches topographisches Material heim, daß die auf Grund desselben entworfene Karte der Ufer des obern Senegals als eine den höchsten Anforderungen entsprechende bezeichnet werden kann. Gleichzeitig hatte der uns bereits bekannte eingeborene Ingenieur Herr Mademba (siehe Seite 15) Kita mit Bafulabé durch eine Telegraphenleitung verbunden.

Solche Erfolge erhöhten den Eifer der französischen Regierung, und alsbald wurde eine neue Expedition nach dem Innern abgesandt. Während Desbordes einen kühnen Zug über den Niger bis Kenièra unternahm, um den Häuptling Samory zu züchtigen, welcher die franzosenfreundlichen Stämme bedrängte, wurde zwischen Kayes und Bafulabé der Eisenbahnbau von chinesischen Kulis und Arbeitern aus Marokko begonnen. Der Tod hielt reiche Ernte unter den Arbeitern, welche von Saint-Louis das gelbe Fieber mitgebracht hatten, und auch die den Bau leitenden Europäer wurden durch dasselbe teils hinweggerafft, teils zu fernerer Thätigkeit untauglich und zur Rückkehr nach Frankreich gezwungen. Die Arbeiten schritten trotz der großen Kosten, welche sie infolge der weiten Entfernung von Saint-Louis (1000 Kilometer) verursachten, nur langsam vorwärts und stockten endlich ganz.

Zum drittenmal wurde Desbordes an den Senegal gesandt, und diesmal die Expedition besser ausgerüstet als die früheren. Mit 2 Kompagnien Tirailleurs, 2 Kompagnien Marine-Infanterie, 1 Peloton Spahis und einer Batterie rückte er gegen Murgula und zwang die Besatzung dieses Platzes, ihn zu räumen. Dann wandte er sich gegen Beledugu, um die Beleris für den Überfall der Expedition Gallienis zu züchtigen. Das Dorf Daba, dessen Bewohner sich bei dem Überfall besonders hervorgethan, wurde erstürmt und zerstört, worauf alle Häuptlinge sich beeilten, um Gnade zu bitten. Die an dem Überfall Beteiligten wurden zur Zahlung einer Entschädigung verurteilt. Ganz Beledugu erkannte die französische Oberhoheit an, und unter dem Jubel der Bevölkerung rückte die Kolonne Desbordes in das von seinen Bedrängern befreite Bammako ein, wo ein Fort errichtet und sofort durch eine Telegraphenleitung mit Kita verbunden wurde. Dr. Bayol war indessen nordwärts von Bammako vorgedrungen und erreichte den großen Handelsplatz Segala, der nur 6 Tagereisen von Timbuktu entfernt ist. Alle Ortschaften zwischen Bammako und Segala stellten sich durch mit Dr. Bayol abgeschlossene Verträge unter den Schutz Frankreichs.

Noch bevor das Jahr 1882 zu Ende ging, war inmitten des Kriegslärms die Friedensarbeit der Expedition zu einem glücklichen Abschluß geführt worden. Unter Leitung des Ingenieurs Jacquier hatten

Mungo Parks Lagerplatz bei Goniokori.

Überschreitung des Niger am 15. Mai 1880.

80 Franzosen und etwa 1000 Arbeiter aus Marokko und den umliegenden Ortschaften das große Werk vollendet und Kayes mit Bafulabé durch die Schienen der Eisenbahn verbunden. Lebhaft angestaunt von den von nah und fern herbeigeströmten Eingeborenen, verließ am 19. Dezember 1882 der erste Eisenbahnzug die Ausgangsstation Kayes und fuhr nach dem 20 Kilometer entfernten Bafulabé. Die so lang ersehnte Senegal-Niger-Bahn war eröffnet.

Mit Stolz kann heute Frankreich auf das zurückblicken, was in den letzten Jahren in seiner Kolonie geleistet worden. Sein Protektorat erstreckt sich heute über alle Staaten am obern Senegal und am linken Ufer des obern Niger; eine Kette von Forts sichert von Medine bis zum Niger den Handelsverkehr, und von den äußersten Vorposten, die erst nach wochenlanger Reise zu erreichen sind, übermittelt der Telegraph Nachrichten nach Saint-Louis; durch die kartographischen Arbeiten der französischen Offiziere ist ein großer Teil dieses Gebietes fast so genau bekannt wie irgend ein französisches Departement in Europa, und die Thore des Sudan stehen Frankreich offen.

Während eine militärische Expedition nach der andern vom Senegal zum Niger vordrang, war dieser Fluß auch aus einer andern Richtung von einer Expedition erreicht worden, welche ein um die geographische Forschung hochverdienter Kaufmann ausgerüstet hatte, teils im Interesse der Wissenschaft, teils um neue Handelsverbindungen anzuknüpfen. Das Ziel dieser letztern Expedition waren die Quellen des Niger gewesen. So sehr der Niger durch die dunklen Gerüchte von dem Goldreichtum der von ihm durchströmten Länder schon im Mittelalter berühmt war, so blieb es doch erst dem Forschungstrieb unserer Zeit vorbehalten, die Quellen desselben zu entdecken. Die arabischen Geographen des Mittelalters waren der Meinung, daß er sich mit dem Nil vereinige, und ihre Annahme fand noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts Anhänger,[66]) obwohl um jene Zeit die durch Tuckays Kongoreise (1816) wachgerufene Vermutung, daß der Kongo der untere Lauf des Niger sei, immer mehr Anhänger fand. Im Jahre 1830 entdeckte Lander[67]) im Golf von Benin die Nigermündung, doch erst fast 50 Jahre später wurde auch die Quelle des Flusses entdeckt.[68]) Der Marseiller Kaufmann Verminck, der an der Westküste viele Faktoreien besaß, betraute einen seiner erfahrensten Handelsagenten, den Vorsteher seiner Faktorei in Rotombo, einen Schweizer namens Zweifel mit der Führung einer Expedition zur Entdeckung der Nigerquellen. Zweifel, der durch langjährigen Aufenthalt in der Faktorei mit Land und Leuten wohl vertraut war, wählte den Agenten Mouftier aus Bocké am Rio Nunez zu seinem Begleiter und brach am 11. Juli 1879 mit 50 Trägern und den nötigen Dienern und Dolmetschern von Port Lokkoh auf.[69]) Das Glück war ihm hold. Als er in Falabah ankam, befand sich dort eine Gesandtschaft der Korankos vom Berg Loma, welche den vor kurzem in ihre Gefangenschaft geratenen Bruder des Königs von Falabah zurückgebracht hatte und den Frieden anbot. Indem er diese Gesandtschaft auf dem Heimwege begleitete, wurde es Zweifel leicht, den Tembi, die Hauptquelle des Niger zu erreichen. Am 5. Oktober meldete er von dort: „Wir haben soeben die Aufgabe unserer Reise gelöst, die Quellen des Niger sind entdeckt. Wir entdeckten außerdem den Ursprung des Flusses Kamaranka und besuchten die von Major Laing aufgefundene Quelle des Rokelle oder Sierra-Leone-Flusses.“ Die eigentliche Quelle des Niger hatte aber Zweifel dennoch nicht erreicht. Sie war von Kulako am Tembi, bis wohin er vorgedrungen war

[66]) Major Laing war, als er 1822 die Quellen des Niger suchte, noch der Meinung, daß er mit dem Nil sich vereinige. Er drang von Sierra Leone nach Falabah vor, kam aber nur bis zur Quelle des Sierra-Leone Flusses, etwa 120 Kilometer von der Nigerquelle.

[67]) Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger. 3 Bände. London, John Murray, 1832.

[68]) Im Jahre 1869 suchte Winwood Reade die Quelle. Auf seiner ersten Reise kam er nur bis Falabah, auf der zweiten erreichte er den Niger bei Farabanah und kam in das Goldland Buré.

[69]) E. Behm, Über die Entdeckung der Niger-Quellen. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band VII, 1880, Seite 149.

und wo der Tembi nur noch 1 Meter breit ist, 6 Kilometer entfernt. Die Eingeborenen wollten den Fremden den Zutritt zu der Quelle, welche bei ihnen für heilig gilt, nicht gestatten.

Durch die Expedition Zweifels wurde festgestellt, daß der Niger durch die Vereinigung zweier Quellen, des Tembi und des Falico entsteht, deren erstere die Hauptquelle ist. Sie entspringt in 8° 56′ n. Br. und 10° 52′ w. L. von Gr., und in geringer Entfernung von ihr befindet sich in den 3500 bis 4000 Fuß hohen Tomabergen die Quelle des Sierra-Leone-Flusses.

Nach den heute vorliegenden Angaben, welche allerdings zum Teil nur auf beiläufiger Schätzung beruhen, kann man die Bevölkerung der Frankreich unterworfenen Gebiete auf 1 500000 Seelen schätzen. Davon entfallen auf Saint-Louis[70]) 15 980*, auf den Bezirk von Saint-Louis 22 738, Walo 10 976*, Richard Toll 335*, Dagana 2009*, Dimar 5864*, Podor 1361*, Toro (nach Jacquemart) 32 700, Lao 20 170, Irelabé 10 550, das übrige Futa 81 450, Matam und Umgebung 508*, Damga (nach Jacquemart) 32 050, Bakel und Umgebung 2502, Goy (nach Jacquemart) 7500, Medine 487*, Kamera etwa 12 000, Khasso (nach Derrien) 10 000, Logo 5000, Natiaga 5000, das Bachoy-Thal zwischen Bafulabé und Baoulé 3200, Fuladugu 10 000, Kita 10 000, Gangaran etwa 10 000, Beledugu (nach Gallieni) 45 000, Manding (nach Bayol) 20 000, Bondu (nach J. Duval) etwa 10 000. Über die Bevölkerung von Bambuk fehlen nähere Angaben. Die Bevölkerung von Cayor schätzt Duval auf 300 000 Seelen. Dakar und Kap Vert haben eine Bevölkerung von 6887*, Gorée von 3243, Rufisque und Umgebung von 7794, Diander von 20 108*, die Bezirke Portudal und Joal von 5000 Seelen. Aus Baol, Sin und Salum fehlen Schätzungen. Rechnet man zu obigen noch Sedhiou mit 1827* und Carabane mit 547 Einwohnern, sowie die französischen Besitzungen an der Casamance, in Futah-Dschalon (nach Bayol 600 000), am Rio Nunez, Rio Pongo (etwa 30 000) und in Mellacorée, so dürfte die Bevölkerung dieses ganzen großen Länderkomplexes mit $1^1/_2$ Millionen eher zu niedrig als zu hoch geschätzt sein.[71])

Die Zahl der Europäer ist gegenüber jener der einheimischen Bevölkerung verschwindend klein. In ganz Senegambien dürften kaum mehr als 2000 Europäer ansässig sein. Die Verhältnisse der Kolonie erfordern aber auch keine größere Zahl, denn obwohl die neueren Forschungen festgestellt haben, daß manche Gegenden zu Niederlassungen für Europäer geeignet wären, so wird doch Senegambien bleiben was es heute ist, eine Handelskolonie. Seiner Umwandlung in eine Ackerbaukolonie wird stets der Umstand hemmend im Wege stehen, daß Frankreich zu solchen Zwecken keinen Bevölkerungsüberschuß abzugeben vermag. Einige Europäer als Vertreter der französischen Firmen in den von ihnen errichteten Faktoreien genügen vollkommen, den Handelsverkehr aufrecht zu erhalten, umsomehr, da die Eingeborenen, die Serrakolets, die Malinke, die Bambaras geborene Kaufleute sind und durch ihren lebhaften Zwischenhandel dem französischen Kaufmann den Verkehr mit den Ländern im Osten erleichtern. Überall, am untern Senegal, am Gambia und den sogenannten Rivières du Sud, am Niger u. s. w. trifft man die Karawanen der Eingeborenen, 20 bis 60 Köpfe stark, die schwerbeladenen Maultiere, deren eine Karawane zuweilen über 100 zählt, vor sich hertreibend. An den Escales am Senegal kauften sie Salz, Glaswaren, Pulver, ein- und zweiläufige Gewehre, Feuersteine, Gewürze, Guinées, weiße Baumwollwaren, verschiedene farbige Stoffe, welche unter den Namen „Roum", „Boja", „Limeneas" u. s. w. in den Handel kommen, Amber, Korallen, Karneole, Tabak, Quincaillerie-Waren, Messer u. s. w. Nun ziehen sie zu den Mauren, um dort gegen ihre Waren Salz einzutauschen, wovon sie gewöhnlich 3 Barren, Bafals genannt, für 2 Stück Guinée erhalten. Mit dem Salz wandern sie landeinwärts über Kita zum Niger, den sie bei Dialakor überschreiten, und gelangen bis Diakuru und Tengrela. In den Gegenden Inner-Afrikas, in denen Salz ein kostbarer Artikel ist, tauschen sie dieses, sowie ihre anderen Waren gegen Gold oder Sklaven um. Ein solcher Handel, der allerdings den Kaufmann zu wochen-, ja monatelangen Märschen zwingt, ist sehr einträglich, denn eine einzige Reise kann das Anlagekapital des Kaufmannes verdreißigfachen. Für 2 Stück

[70]) Die mit einem * bezeichneten Zahlen giebt das Annuaire du Sénégal vom Jahre 1882 an.

[71]) Ernest Fallot, Histoire de la colonie française du Sénégal. Paris, Challamel aîné, 1884, Seite 159.

Guinee erhält er von den Mauren 5 Bafals Salz, welche man ihm im Innern mit 5 Sklaven bezahlt, deren jeder in seiner Heimat 250 Stück Guinee wert ist, oder er erhält für ein Bafal Salz, wenn er es gegen Gold umtauscht, 2½ Gros d'or, welche in Senegambien einen Wert von 210 Franks besitzen, so daß er in dem einen Falle auf einer einzigen Handelsreise mit 25 Franks 750, im andern 630 Franks verdient hat.[72]

Neben diesem Hausierhandel herrscht im Innern des Landes, in Beledugu, Segu, am obern Niger, in Macina, ein lebhafter Handel auf Messen und Märkten, welche die Bevölkerung der Umgegend heranlocken. Diese Märkte finden mit derselben Regelmäßigkeit an bestimmten Tagen statt, wie unsere Wochen- und Jahrmärkte. Zum Verkauf gelangen da Sklaven, Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Getreide, Butter, Stoffe, Früchte u. s. w.[73]

Wenn schon der jetzige primitive Handelsverkehr einen jährlichen Umsatz bedeutender Werte bewirkt, was ist von den Ländern zwischen Senegal und Niger erst zu erwarten, wenn die Senegal-Niger-Bahn völlig ausgebaut sein und der Kaufmann Strecken, auf welchen er jetzt mehrere Tage zubringen muß, in wenigen Stunden wird zurücklegen können! Von Bordeaux aus werden die europäischen Fabrikate nach Saint-Louis gebracht werden, von Saint-Louis aus 950 Kilometer weit zu Wasser nach Kayes, von dort mit der Bahn nach Bafulabe (151 Kilometer), Bammako und Sotuba (420 Kilometer), und dann auf dem Niger 1200 Kilometer weit bis Timbuktu. Das Gebiet zwischen dem Senegal und dem obern Niger ist ungemein reich an Naturprodukten, an Mil, verschiedenen Hirsearten, Sorghum, Mais, Bohnen, Reis, Tabak, Erdnüssen, Baumwolle, den Früchten des Butterbaumes, vielen Sorten Indigo u. s. w. Einzelne Indigo-Sorten kommen den besten Qualitäten von Java und Bengalen gleich, und der Reis vom Senegal und dem obern Niger, dessen Korn an Länge und Dicke dem Karolinen-Reis gleichkommt, übertrifft an Nährstoff die renommiertesten indischen und amerikanischen Sorten. Große Waldungen in Gangaran, Fuladugu, Beledugu und Manding liefern die mannigfaltigsten Holzarten, und reiche mineralische Schätze ruhen im Schoße der Gebirge. Wassulu, Sakaran, Bambuk, Buré sind berühmt wegen ihres Goldreichtums.[74] Im Konglande soll Gold das einzige Verkehrsmittel sein. Dazu kommen die großen Herden von Schafen, Ziegen und Rindern, welche die Peulhs-Hirten am rechten Ufer des Niger weiden. Die Kaufkraft der eingeborenen Bevölkerung wird rasch steigen, wenn in den seit Jahrhunderten durch Kriege und Raubzüge heimgesuchten Ländern nur erst eine Reihe von Jahren hindurch Ruhe und Ordnung geherrscht haben wird, für welche die französische Schutzherrschaft die beste Bürgschaft ist. In Beledugu liegt infolge der verheerenden Züge der Toucouleurs der Handel noch ganz darnieder, aber die Malinke beginnen allmählich in ihre früheren Wohnsitze zurückzukehren, und auch Beledugu wird bald in entsprechender Weise am Handel beteiligt sein.

Mit dem Vordringen der Franzosen zum Niger begann sich auch eine beachtenswerte Veränderung in der Bezahlungsart der Waren zu vollziehen. Der Handel am Senegal und Niger ist vorzugsweise Tauschhandel, aber französische Silbermünzen haben jetzt nicht nur längs des ganzen Laufes des Senegals, sondern noch über diesen hinaus im Bachoythal bis Groß-Beledugu Geltung, und namentlich die Mauren nehmen dieselben gern in Zahlung. Im allgemeinen gilt trotzdem im Verkehr der Eingeborenen am obern Niger immer noch die Kaurimuschel als Zahlungsmittel, deren Wert je nach der Gegend und der Menge des in derselben vorhandenen Geldes ein größerer oder geringerer ist. Dreitausend Kaurimuscheln können unter Umständen einen Wert von 5 bis nahezu 5 Franks besitzen. Die Eingeborenen besitzen große Gewandtheit im Abzählen der Kaurimuscheln, und dasselbe geht sehr rasch vor sich. Sie bedienen sich dabei einer seltsamen

[72] Économiste français, 1884, Seite 200.

[73] Der Verfasser des zitierten Artikels des Économiste français erklärt, daß sein Gewährsmann imstande sei, eine vollständige Liste der Hauptmärkte von Segu vorzulegen, nebst Angabe der Tage, an welchen sie (von Montag bis Sonnabend jeder Woche) stattfinden.

[74] Das Gros d'or, nach dem im Handel gerechnet wird, wiegt 3,4 Gramm. Man bedient sich jedoch dieser Rechnungsweise nur bei großen Einkäufen.

Rechnungsmethode. Stets 5 Kauris auf einmal ergreifend, vereinigen sie 16 Abteilungen à 5 Stück zu einer großen, welche also 80 Stück enthält, und zählen einen solchen Haufen als 100. Wenn 5 Haufen à 100 Stück abgezählt sind, werden sie wieder zu einem vereinigt und dieser gilt als 500, obwohl er thatsächlich nur 400 enthält. Zwei Haufen zu 400 Stück gelten dann als 1000 Kauris.[75])

Die Guinées, welche früher das ausschließliche Tauschmittel bildeten, sind in den letzten Jahren auch zum Teil durch das französische Silbergeld verdrängt worden. Das Fünf-Frank-Stück ist an die Stelle der Guinee als Werteinheit getreten. Der Verlust, der daraus dem europäischen Handel erwächst, ist so bedeutend, daß das Ministerium sich bewogen fand, sich eingehend mit der Frage zu beschäftigen, was die Verdrängung der Guinées durch das Silbergeld veranlaßt habe und wie die Guinées wieder als allgemeines Tauschmittel eingeführt werden könnten. Die vom Ministerium an Ort und Stelle veranlaßten Ermittelungen lieferten folgendes Resultat: Ein „Ring" von Kaufleuten aus Bordeaux, in deren Besitz sich die indischen Guinées fast ausschließlich befanden, hatte die Preise fast übermäßig in die Höhe getrieben, wodurch europäische Fabrikanten veranlaßt wurden, mit ihrem zwar nicht so schönen, aber billigen Fabrikat als Konkurrenten aufzutreten. England, Belgien und die Schweiz überschwemmten den Markt mit solchen Guinées, welche von den Eingeborenen

Kopfputz der Bambarafrauen.

wegen ihrer Billigkeit den indischen vorgezogen wurden. Besonders stark war die Einfuhr aus Manchester, doch war nicht alle unter englischer Marke eingeführte Ware auch englisches Fabrikat, da z. B. die schweizer Guinées ausnahmslos über England importiert wurden. Die Eingeborenen sahen in den Guinées nur eine Werteinheit, das Muster war ihnen gleichgültig, und wenn sie die Wahl zwischen indischen und europäischen Guinées hatten, griffen sie nach den letzteren, weil sie billiger waren. Die Pièce (15 Meter) der indischen Guinées wog 1,750 bis 2 Kilo, jene der europäischen nur 1 Kilo 100 Gramm. Die französischen Kaufleute sahen sich dadurch gezwungen, statt der Guinées das Fünf-Franks-Stück als Werteinheit einzuführen, und sie halten an demselben namentlich dort fest, wo vom benachbarten englischen Gebiet ihnen durch europäische Guinées eine Konkurrenz droht, der sie nicht gewachsen sind, wie z. B. im Arrondissement Gorée. Im Arrondissement Saint-Louis dagegen hat sich das 15 Meter messende Guinéestück als Werteinheit erhalten. Von seiten der Lokaladministration wurde für Saint-Louis als Mittel gegen die Verdrängung der Guinees eine

[75]) Die Kaurimuschel ist als Zahlungsmittel weit über den Senegal hinaus nach Osten und Süden verbreitet. So gelten z. B. in Aschanti 5 Schnuren oder 200 Stück Kauris einen Toku, 8 Toku einen Ackie Gold, 16 Ackies eine Unze. Für 2000 Kauris kann man einen Sklaven kaufen. Deutsche Schiffe bringen große Massen Kauris von Zanzibar nach der Westküste.

Besteuerung aller jener Guinees in Vorschlag gebracht, welche das Gewicht der indischen 1,750 Kilo pro Pièce nicht erreichen.

Die englische Konkurrenz, von welcher die Guinees-Frage ein kleines Beispiel liefert, kann sich jedoch nur in den Grenzgebieten bemerkbar machen, im Innern des Landes ist jede Konkurrenz anderer Nationen ausgeschlossen. Der Tauschhandel mit den Eingeborenen ruht überhaupt in der Kolonie ausschließlich in französischen Händen, abweichend von den Verhältnissen in allen übrigen französischen Kolonien, in denen die Kaufleute der fremden Konkurrenz gegenüber einen schweren Stand haben, wie z. B. in den an der Küste von Guinea gelegenen französischen Besitzungen deutsche Firmen sich eine hervorragende Stellung erworben haben. Auf dem Senegal dürfen seit 1864 von Saint Louis aufwärts nur französische Schiffe verkehren, allen fremden Schiffen ist der Verkehr ebenso untersagt, wie ihnen die Flüsse des Mutterlandes Frankreich verschlossen sind.

Erdnüsse und Gummi sind immer noch mit den größten Zahlen in der Ausfuhr vertreten. Die ersteren waren 1881 schon auf 59970115 Kilogramm im Werte von nahezu 15 Millionen Franks gestiegen (gegen 2489470 Franks im Jahre 1851), und zeigen immer noch steigende Tendenz, während der Gummi-Export sich in den letzten Jahren meist auf der Höhe von 2½ Millionen Kilogramm im Werte von etwa 2½ bis 3 Millionen Franks hielt, ausnahmsweise aber auch, wie in den Jahren 1879 und 1880, auf etwa 5 Millionen Franks stieg. Neben ihnen sind heute die bedeutendsten Ausfuhrartikel Felle, Kautschuk (für etwa 150000 bis 160000 Franks; stärkste Exportziffer 1870: 557000 Franks), Schmuckfedern, Palmöl, gelbes Wachs, verschiedene Ölpflanzen, Gold und Elfenbein. In neuerer Zeit werden auch Fische in großen Quantitäten exportiert, und auch der von den Eingeborenen gebaute Mil figuriert seit kurzem bereits in den Exportlisten, während Reis, Kakao, Indigo, Baumwolle, Holz noch unter den Exportartikeln fehlen, obwohl gerade ihnen in der Zukunft zweifellos ein wichtige Rolle beschieden ist.

In den Notices statistiques sur les colonies françaises vom Jahre 1883 wird der unter fremder Flagge vermittelte Verkehr nicht von jenem unter französischer Flagge geschieden, doch dürfte der erstere kaum mehr als 5% betragen.[7] Während an der Ausfuhr Frankreich vorwiegend beteiligt ist — die Ausfuhr nach Frankreich betrug 1882 etwa 89% der Gesamtausfuhr —, erreichte die Einfuhr von Frankreich nur 48% der Gesamteinfuhr. Dies ist darauf zurückzuführen, daß, ganz abgesehen von anderen Artikeln, z. B. von England und Belgien allein Guinées für etwa 5 Millionen Franks eingeführt werden. Während der Prozentsatz bei der Einfuhr von Frankreich seit dem Jahre 1875 (46%) sich nur unbedeutend erhöht hat, ist er in dem gleichen Zeitraum von etwa 81% im Jahre 1875 auf 89% im Jahre 1882 gestiegen. Im Jahre 1875 betrug die Einfuhr aus Frankreich 4769000 Franks, im Jahre 1882 dagegen 7708000 Franks, während die Ausfuhr nach Frankreich im ersten Jahre 9625000, im letztern 21450000 Franks betrug. Der Gesamt-Export und -Import betrug 22135000 im Jahre 1875, und rund 40 Millionen im Jahre 1882. Im Jahre 1881 liefen in die Häfen von Saint-Louis und Gorée Dakar 3559 Schiffe ein, wovon 483 auf den erstern, 3076 auf den letztern Platz entfallen, doch sind in der auf Gorée-Dakar entfallenden Zahl offenbar die Küstenfahrer mitgezählt. Die französische Flagge führten von den in Saint-Louis eingelaufenen 255 mit einem Gehalt von 59000 Tonnen, von den in Gorée-Dakar eingelaufenen 1451 mit 148000 Tonnen. Aus Marseille kamen (im Jahre 1880) 104, aus Bordeaux 96 Schiffe.

Die Kolonie ist nun dem Mutterlande gleichgestellt und sie hat nun auch durch eingreifende Änderungen in der Administration eine Stellung erlangt, durch welche der Zwitterzustand, in dem sie sich so lange befand, beendet wurde. Die vielen, zum Teil nur lose zusammenhängenden Gebiete, aus denen Frankreichs Landbesitz am Senegal besteht, ließen sich nicht nach einer und derselben Schablone verwalten. Es

[7] Vergl. die sehr beachtenswerte Studie von Jean van Leyk „Frankreich und seine außereuropäischen Kolonien und Besitzungen; Export, 1884" N. 27, 28 und 40.

waren Gebiete darunter, wie Saint-Louis mit Umgebung, Walo u. s. w., welche, seit langer Zeit unter französischer Herrschaft stehend, als vollkommen sicherer Besitz betrachtet werden konnten, während in anderen, neueren Erwerbungen nur Waffengewalt Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten und Aufstände oder Plünderungszüge verhindern konnte. Es war daher ein dankenswerter Entschluß der Regierung, als dieselbe eine andere administrative Einteilung der Kolonie anordnete. Am 12. Oktober 1885 wurden die französischen Besitzungen am Senegal — Sénégal ed dépendances ist ihr offizieller Titel — in drei Teile geteilt, deren jeder einem eigenen Gouverneur unterstellt wurde. Die Besitzungen am obern Senegal nebst den gegen den Sudan vorgeschobenen Posten kamen unter das Kommando eines höhern Offiziers. Die Faktoreien in Salum, an der Casamance und den „Südflüssen" erhielten einen Militär-Gouverneur. Der untere Lauf des Senegals aber von Saldé bis zur Mündung, ferner Saint-Louis und die ganze Küstenstrecke von dieser Stadt bis Sangomar kamen unter die Verwaltung eines Zivil-Gouverneurs. Der Tag, an welchem der erste Zivil-Gouverneur, Herr Servatius, in Dakar das Land betrat, der 14. November 1882 bezeichnet den Beginn einer neuen Ära für Senegambien. Fast 60 Jahre lang war Senegambien unter militärischem Kommando gestanden, allerdings nicht zum Schaden Frankreichs, denn nur durch die Vereinigung aller Gewalten in einer Hand war es möglich geworden, so große Gebiete zu unterwerfen und zu pazifizieren. Die seit der Abberufung des Baron Roger, der die Kolonie von 1822 bis 1827 verwaltete, im Vordergrund stehende Militärgewalt trat nun wieder in die zweite Reihe zurück, und diese große Reform, die z. B. in Algerien auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stieß, vollzog sich in Senegambien fast unmerklich, nachdem seit langer Zeit der Boden für sie allmählich vorbereitet worden. Schon seit dem Jahre 1871 sandte die Kolonie einen Abgeordneten in die französische Deputiertenkammer, und die Kommunalverwaltung der Städte Saint-Louis,' Gorée, Dakar und Rufisque war genau so wie im Mutterlande geregelt.

Die wichtigste Folge der Stellung der Kolonie unter Zivilverwaltung war, daß viele bisher vernachlässigte Angelegenheiten nun sorgfältige Beachtung fanden. Ein Soldat ist selten ein guter Administrator; Ausnahmen, wie General Faidherbe, sind nicht häufig. Von einem Oberst oder General kann man ja nicht verlangen, daß er mit den Bedürfnissen der Handelswelt vertraut sei, und doch ist dies für den Aufschwung einer Kolonie von der größten Wichtigkeit. Unzivilisierten, wilden Völkerschaften gegenüber wird der General in der Regel seine Hauptaufgabe darin erblicken, daß er sie durch die Bajonette seiner Truppen im Zaume hält, aber er wird nicht daran denken, Bildung und Gesittung unter ihnen zu verbreiten. Es darf also durchaus nicht überraschen, daß die Völker Senegambiens, auch jene, welche schon seit mehreren Menschenaltern in engem Verkehr mit den Franzosen stehen, so geringe Fortschritte gemacht haben und sich zum weitaus größern Teil noch auf derselben Kulturstufe befinden, auf welcher sie vor ihrer Anerkennung des französischen Protektorats sich befanden. Das wird nun hoffentlich anders werden. Die Aufgabe der Gouverneure von Saint-Louis ist fortan eine überwiegend zivilisatorische, und keine Rücksichten auf die Sicherheit der Kolonie halten jetzt mehr die Regierung ab, auf den Posten eines Gouverneurs eine zu solcher Arbeit geeignete Persönlichkeit zu berufen, ebenso wie der Gouverneur sich mit Beamten umgeben kann, welche die nötigen Kenntnisse und auch Verständnis für ihre Aufgabe besitzen. Unter der Zivilverwaltung werden gewiß auch Maßregeln vermieden werden, welche, durch Unkenntnis der Verhältnisse hervorgerufen, mehr schaden als nützen, wie dies früher, nach den Klagen der Kolonisten zu urteilen, ziemlich häufig geschehen ist. So klagten die Kolonisten z. B. über die den Handelshäusern durch das Dekret vom 19. Juli 1877 auferlegte hohe Taxe, durch welche der europäische Kaufmann gedrückt wurde, der ohnehin schon durch den Mangel billiger Arbeitskräfte sich vielfach gehemmt sah, da die Kolonialregierung, anstatt für billige Arbeitskräfte zu sorgen, noch die Neger in ihrer Faulheit bestärkte und sie gegen die Europäer ungebührlich in Schutz nahm.

Von der Thätigkeit der Missionäre ist unbedingt ein wohlthätiger Einfluß auf die sozialen Verhältnisse am Senegal zu erwarten, und sie muß man in erster Reihe in Betracht ziehen, wenn man ernstlich daran denkt, die trägen Elemente der eingeborenen Bevölkerung zur Arbeit und Thätigkeit heranzuziehen.

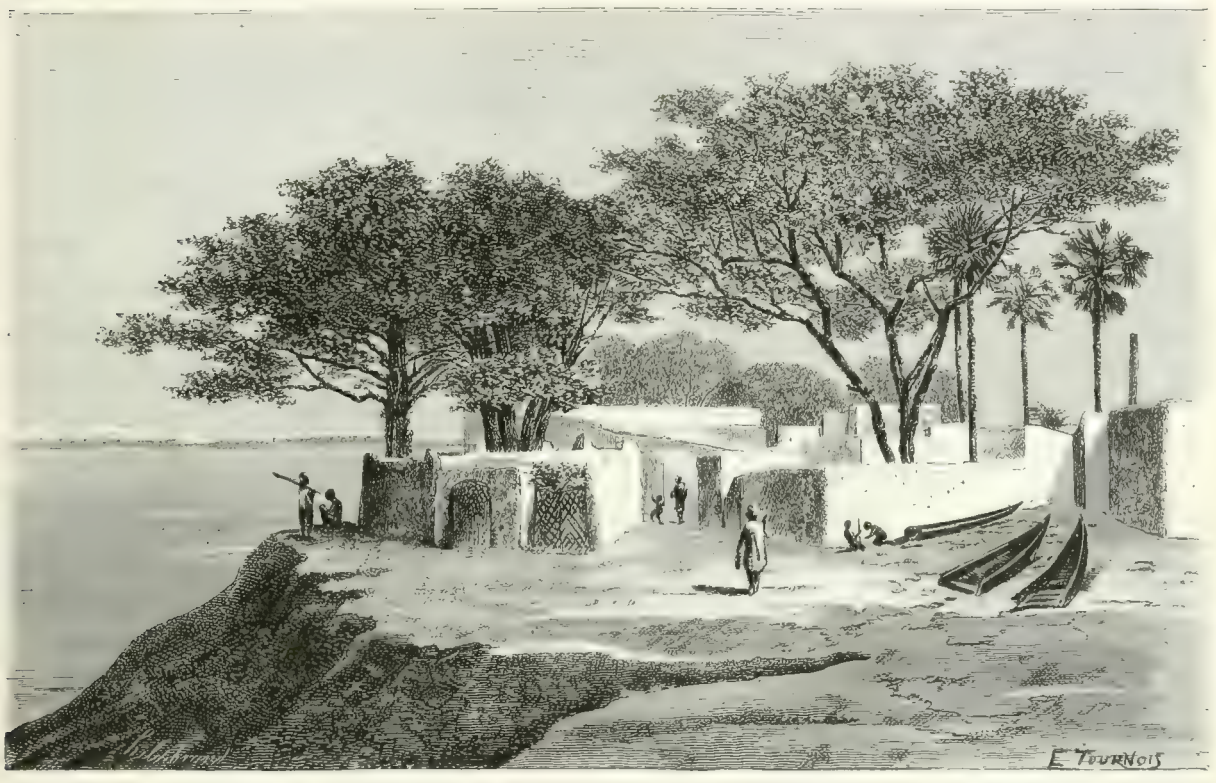
Die Missionsarbeit am Senegal ist noch in den Anfängen, trotzdem katholische Missionäre schon seit langer Zeit dort thätig sind. Im Jahre 1862 forderte General Faidherbe auch die evangelische Missionsgesellschaft in Paris auf, sich an dem Werk der Heidenbekehrung zu beteiligen, worauf auch diese einen Missionar nach Senegambien sandte, welcher in Saint Louis zunächst die Franzosen zu einer kleinen Gemeinde vereinigte und sich dann mit Eifer dem Studium der Sprache der Eingeborenen widmete. Das ungesunde Klima hat bisher die Arbeit der Missionäre sehr erschwert. „Als der zu Anfang des Jahres 1865 gelandete Sendbote Jaques eben die ersten Fortschritte in der Sprache der Woloffs machte, fing seine Gesundheit schon

Alter Bambara.

an zu wanken. Nur zu bald mußte ihn der ihm 1865 nachgesandte Missionar Andrault ersetzen. Kaum gelandet, übernahm derselbe sogleich die Schule, deren Zöglinge etwa soviel französisch verstanden als er Woloff. Unter gegenseitigem Lernen aber gewann man sich lieb, und bald stand der neue Lehrer, der mit den Kleinen so freundlich und kindlich umzugehen wußte, trotz all dieser Vertraulichkeit in solcher Achtung, daß sie ihm aufs Wort folgten. Freudig hieß er im folgenden Jahre seinen Herzensfreund Lauga willkommen, der ihm als Mitarbeiter zugeschickt wurde. Der Sohn eines südafrikanischen Missionars, hatte dieser eher vermutet, er werde einmal im Lande seiner Geburt das Evangelium verkünden dürfen; als aber der Ruf nach

dem Senegal an ihn erging, zog er auch freudig dorthin, obgleich dies eine der gesundesten Gegenden der Erde mit einer der ungesundesten vertauschen hieß. Und wirklich dauerte seine Arbeit dort nur wenige Monate. Eine zweistündige Krankheit raffte ihn weg. Auf die Nachricht von seinem Tode strömten die Schwarzen haufenweise herbei und konnten nicht Worte genug finden, ihrem Schmerz und ihrer Bestürzung Luft zu machen, so schnell hatte er sich ihre Liebe zu erwerben gewußt." [77])

Die Missionen, die englischen sowohl als auch ganz besonders die deutschen, haben in Afrika bereits schöne Erfolge aufzuweisen, aber dort, wo die mohammedanische Bevölkerung die vorwiegende ist, gewinnen sie nur mühsam Boden. Je weiter wir uns daher von dem Zentrum des afrikanischen Mohammedanismus, dem Sudan, entfernen werden, desto mehr werden wir auch das Wirken der Missionäre in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen müssen. „Dies erscheint," sagt Dölter ganz richtig, „nicht unbegreiflich, wenn man bedenkt,



Landspitze Somonos am Niger, unterhalb Segu.

daß die rohen, unkultivierten Naturen nur schwer Verständnis für die reinen, erhabenen und so uneigennützigen Wahrheiten der christlichen Lehre haben können, während ihr sinnliches, rohes Wesen sie naturgemäß für den, weltliche Lustbarkeiten bietenden und himmlischen Genuß versprechenden mohammedanischen Glauben prädestiniert." Obwohl man glauben sollte, daß unter den christlichen Konfessionen die römisch-katholische am ehesten unter den Eingeborenen sich Anhänger verschaffen könnte, so hat doch auch sie in den mohammedanischen Ländern nur wenig erzielt. In den portugiesischen Besitzungen am Rio Grande und Rio Geba ist, wie wir auf den folgenden Blättern sehen werden, trotz jahrhundertelanger Nachbarschaft der Erfolg der Missionen ein verschwindend kleiner, und die wenigen Konvertiten sind meist nur dem Namen nach Christen. Die

[77]) Missions-Bilder. Calw, Vereinsbuchhandlung, 1870. 9. Heft. Seite 24.

Missionen spielen dort als Kulturelement eine noch viel unbedeutendere Rolle als im französischen Senegambien, und nur wenig besser sieht es in den zwischen dem französischen und dem portugiesischen Besitz liegenden englischen Kolonien aus.

Wenn wir uns nun südwärts wenden, stoßen wir am Gambia mitten zwischen französischen Besitzungen auf englische Niederlassungen. Wie die Franzosen den Senegal, so haben die Engländer den Gambia okkupiert. An der Mündung des Flusses befanden sich schon seit Jahrhunderten europäische Niederlassungen; 1816 haben die Engländer dort festen Fuß gefaßt, mehrere Faktoreien an dem Ufer errichtet, Fattatenda, Kanieby u. a., und auch auf im Fluß gelegenen Inseln im Binnenlande sich festgesetzt. Auf der großen Flußinsel Mac Carthy, welche 140 englische Meilen von der Mündung entfernt liegt, befindet sich ihr am weitesten vorgeschobener Posten, die im Jahre 1844 gegründete Faktorei Georgetown. Der ganze Besitz Englands umfaßt ein Areal von 179 Kilometer und seine Bevölkerung soll sich auf 14000 Seelen beziffern. Der Haupthandelsplatz Englands am Gambia ist die an der Ostseite der Marieninsel, etwa 2 englische Meilen von der Mündung entfernt gelegene Stadt St. Marys Bathurst, die im Jahre 1816 gegründet wurde und jetzt etwa 8000 Einwohner zählt. Ihr Handel hat sich mächtig entwickelt seitdem die Engländer den an der Gambiamündung gelegenen französischen Posten Albréda, der ihnen große Konkurrenz machte, erworben haben, indem sie gegen ihn den Franzosen den ganzen senegambischen Handel überließen.

Die Stadt breitet sich längs des flachen, sumpfigen Ufers aus und besteht außer einigen Regierungsgebäuden, Kasernen und wenigen nach europäischer Art gebauten Häusern aus ärmlichen Negerhütten, welche großen Bienenkörben ähnlich sehen. In den Straßen wuchert mannshohes Guineagras; Bombaxbäume (Pallum ceiba), Akazien, Palmen, Bananen sind überall regellos gepflanzt und hindern nur den Verkehr, und wenn Hochwasser eintritt, ist ein großer Teil des Negerviertels überschwemmt. Es giebt daher auch kaum einen ungesundern Platz an der ganzen Westküste als St. Marys Bathurst auf seiner von Schlamm und Mangrovegebüschen umrahmten Insel. Die nasse Jahreszeit, die von Juni bis Mitte Oktober währt, und während welcher der Regen zuweilen in solchen Mengen niedergeht, daß die halbe Insel unter Wasser gesetzt wird, ist die ungesundeste.[78] Die aus dem Delta des Gambia aufsteigenden Miasmen erzeugen bösartige Krankheiten, und es ist gar nicht selten, daß Dysenterie, gelbes Fieber, Typhus und Blattern zu gleicher Zeit in St. Marys Bathurst herrschen. Da die Garnison in erschreckender Weise durch Krankheiten dezimiert wurde, haben die Engländer westindische Truppen hierher gesandt, von denen man annahm, daß sie dem Klima besser Widerstand leisten würden als die Weißen, und man ließ die englischen Offiziere nicht länger als ein Jahr an der gefährlichen Küste. Die Annahme erwies sich aber als irrig. Die Schwarzen zeigten sich noch weniger widerstandsfähig als die Europäer, und ein schwarzes afrikanisches Regiment von 800 Mann wurde einst in Bathurst und Sierra Leone in wenigen Monaten bis auf den letzten Mann dahingerafft. Am häufigsten richten unter den Schwarzen Dysenterie und Pocken Verheerungen an, während sie vom gelben Fieber in der Regel verschont bleiben.

Die große Sterblichkeit in Bathurst kann aber nicht überraschen, wenn man sieht, wie wenig dort gethan worden ist, um die üblen Einwirkungen des Klimas zu paralysieren. Es ist zwar ein Spital vorhanden, aber man konnte kaum einen zu seiner Anlage weniger geeigneten Platz wählen als den, welchen es einnimmt. Dicht neben dem Spital befindet sich ein Morast, und das Spital ist sowenig gegen Überschwemmungen geschützt, daß das Erdgeschoß desselben zuweilen unter Wasser steht und so inmitten des Gebäudes, in welchem Kranke Heilung suchen, ein Fieberherd geschaffen ist. Auch die Einrichtung und Verpflegung läßt viel zu wünschen übrig, und die ganze Anstalt bildet einen grellen Gegensatz zu dem vortrefflich eingerichteten Spital in Saint Louis. Namentlich wird darüber geklagt, daß nicht genügende Räume vorhanden und die Kranken-

[78]) Die hohe Temperatur der trockenen Monate, während welcher die Sümpfe austrocknen, ist der Gesundheit der Einwohner nicht minder unzuträglich. Im Mai hat man häufig eine Temperatur von 100° F. im Schatten.

zimmer meist in einer Weise überfüllt sind, daß von reiner, gesunder Luft, wie sie für ein gutes Spital eine Hauptbedingung ist, gar nicht die Rede sein kann.[79])

Eine Folge des ungesunden Klimas ist es, daß man in Bathurst nur wenig Weiße sieht. Außer der Garnison werden dort nicht viel über 100 Weiße vorhanden sein. Um so bunter ist das Völkermosaik, durch welches die schwarze Rasse vertreten ist. Man sieht in den Straßen Woloffs, Sereros, Serrakolets, Mandingas, Kassonke, Felups, Laptots von Gorée und die unvermeidlichen Signaren. Lange hölzerne Dämme sind vom Ufer ins Wasser hinausgebaut, um den Verkehr mit den vor Anker liegenden Schiffen zu erleichtern. Eine lange Baumreihe, welche eine schattige Promenade bildet, zieht sich zwischen den Häusern und dem Flußufer dahin, und dort herrscht stets ein lebhafter Verkehr.

Der Haupthandelsartikel von Bathurst sind Erdnüsse, deren Export hier viel rascher als in Senegambien große Dimensionen angenommen hat.[80]) Außer den Erdnüssen kommen noch Wachs, Elfenbein, Gold und Felle in den Handel, doch hat der Umsatz in diesen Artikeln seit dem Erstarken der französische Kolonie am Senegal immer mehr abgenommen.

Die Erdnüsse werden im Juni und Juli gepflanzt und die Ernte findet im November und Dezember statt. Der Anbau geschieht auf höchst primitive Art, und es ist seit die Engländer am Gambia ansässig sind, wohl nicht die geringste Verbesserung in der Kulturart eingeführt worden. Bei der Ernte gehen die Eingeborenen sehr flüchtig und oberflächlich zu Werke, so daß Pflanzungen, welche durch in der Erde bei der Ernte zurückgebliebene Erdnüsse entstehen, sogenannte self planted, sehr häufig sind. Die durchschnittliche Jahresausfuhr von Erdnüssen beträgt jetzt etwa 20000 Tonnen,[81]) welche fast vollständig von französischen Firmen aufgekauft werden; nur ein kleiner Bruchteil geht nach England und West-Indien. Nächst den Erdnüssen ist heute nur noch die Ausfuhr von Häuten nennenswert, welche zwischen 15000 bis 20000 Stücken im Werte von 3000 bis 4000 Pfund schwankt, sowie die Ausfuhr von Wachs (durchschnittlich 45 Tons), die jedoch seit einigen Jahren zwar langsam, aber stetig abnimmt, wogegen die Ausfuhr von Elfenbein und Palmkernen wieder zu steigen beginnt.

Unter den Einfuhrartikeln nehmen Lebensmittel eine wichtige Stellung ein. Da die Eingeborenen nicht so viel Nahrungspflanzen bauen, als sie zur Deckung ihres eigenen Bedarfs brauchen, müssen jährlich große Quantitäten Reis und Kolanüsse eingeführt werden.[82]) Namentlich in Kolanüssen findet ein lebhafter Handel statt, der sich ausschließlich in den Händen von Frauen befindet. Außerdem werden hauptsächlich Baumwollstoffe, Spirituosen und Weine (namentlich leichte Bordeaux-Weine), Zucker, Tabak und Pulver eingeführt. Eine stetige Steigerung der Einfuhr ist bei Zucker und Pulver, eine Abnahme bei den Spirituosen zu bemerken. Pulver ist wegen der häufigen Kriege der unruhigen Nachbaren der Kolonie, gegen welche die Engländer sogar schon den Beistand der Franzosen in Anspruch nehmen mußten, ein sehr gesuchter Artikel, während die Zunahme der mohammedanischen Bevölkerung den Spirituosenverbrauch immer mehr einschränkt.

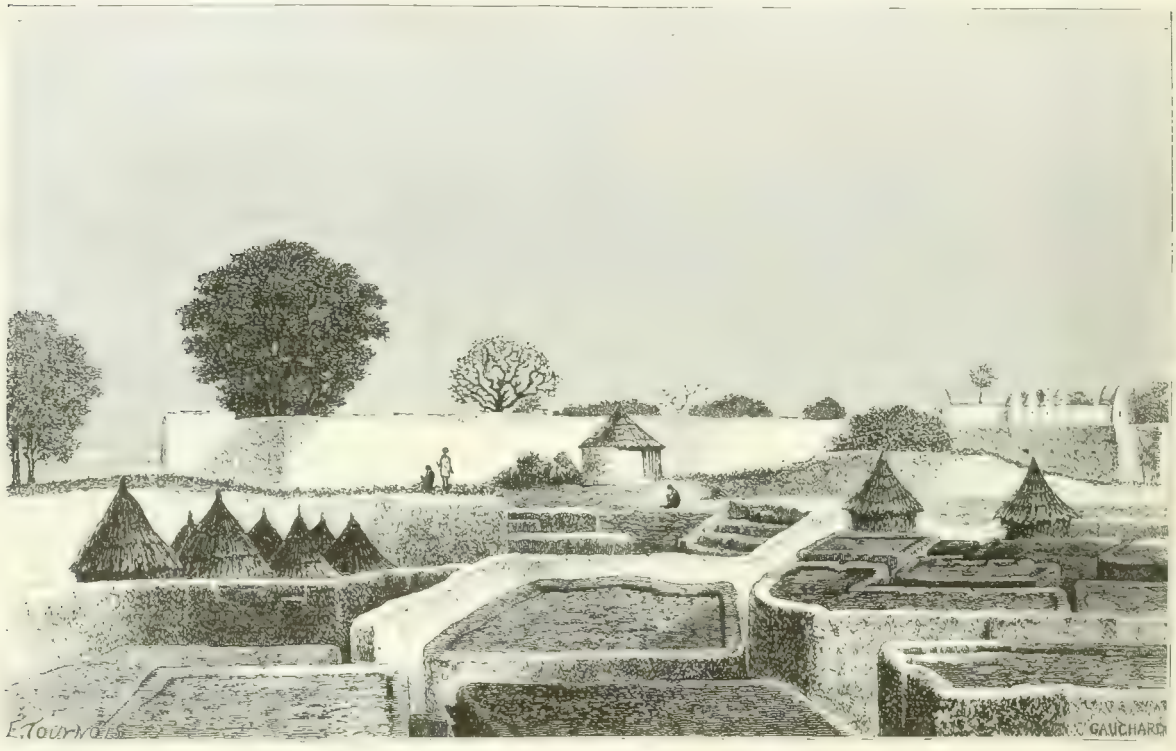
[79]) Siehe über die sanitären Verhältnisse von St. Marys Bathurst Richard Burton, Wanderings in West-Africa, I. Bd. S. 145. — „Seit Gründung der Kolonie hatte sich hier noch keine Regenzeit-Epidemie so verderblich erwiesen als die von 1857. Dem Vernehmen nach wurde sie durch ein Schiff von Sierra Leone eingeschleppt, tötete gleich zu Anfang die Ärzte und Apotheker des Spitals, nachher den beliebten Gouverneur Rendall und viele andere Europäer. Wer konnte, flüchtete nach Gorea und brachte die Krankheit auch dorthin." Brunner, Reise nach Senegambien ꝛc. Seite 180.

[80]) Von 3000 Franks, welche der Export im Jahre 1835 betrug, war derselbe 1847 schon auf 2504450 Franks gestiegen!

[81]) Sie hat sich, allerdings unter vielen und großen Schwankungen, an denen hauptsächlich (wie z. B. im Jahre 1880) Mißernten schuld waren, seit 1869 mehr als verdoppelt. Die niedrigste Ausfuhr wies das Jahr 1874 mit 1973 die höchste 1878 mit 25996 Tonnen auf. Der Wert der letzteren betrug 191970 Pfd. Sterling.

[82]) Die Kola, Nüsse von sterculia acuminata, gelten bei fast allen Negerstämmen West Afrikas und des Sudans als Delikatesse und sind bei vielen ein tägliches Nahrungsmittel Am Kap Mount und in der St. Paul Gegend wachsen sie wild.

Richard Burton weist in seinem oben zitierten Buche auf die segensreichen Folgen der Verbreitung der mohammedanischen Lehren unter der Bevölkerung Afrikas hin, welche nicht nur den Kannibalismus und den Fetischismus mit seinen Giftproben und seinem Kindermord verdrängen, sondern auch in moralischer Beziehung einen veredelnden Einfluß ausüben. Der Mohammedanismus hat in dieser Beziehung unendlich größere Erfolge aufzuweisen als die Missionäre aller christlichen Konfessionen zusammen genommen. In Bathurst wird sehr viel für die Heidenbekehrung gethan. Die Missionsbestrebungen begannen in größerem Maßstabe schon im Jahre 1823, doch schon vorher hatte die Wesleyanische Methodisten-Mission eine Schule zu Mandanary errichtet, welche nach Saint Louis verlegt wurde und in den dreißiger Jahren zur Blüte gelangte. Um dieselbe Zeit wurde eine Station tief im Innern des Landes auf den Flußinseln Mac Carthy und Kayay gegründet, welcher sich später Stationen zu Kap St. Mary und zu Barra Point am nörd



Ansicht von Segu.

lichen Ufer in der Mündung des Gambia anreihten.[83] Das ungesunde Klima, welchem ein Missionar nach dem andern erlag, bildete lange ein großes Hindernis, und jetzt wirken in Gambia nur noch eingeborene Prediger, die europäischen Missionäre haben sich völlig zurückgezogen. Dieselben können mit ihren Erfolgen immerhin zufrieden sein, denn nach neuen Berichten soll die Zahl der zum Christentum bekehrten Eingeborenen auf allen Stationen der Mission am Gambia und am Rio Pongo weit über 1000 betragen,[84] wozu noch jene hinzuzuzählen sind, die für die katholische Kirche gewonnen wurden, welche in Bathurst durch die Mission der Kongregation des heiligen Geistes und des unbefleckten Herzens Mariä, sowie durch ein Institut der Schwestern der unbefleckten Empfängnis vertreten ist. Alle Missionäre finden aber ein Haupthindernis für

[83] Vergl. Allgemeiner Missions-Atlas, nach Originalquellen bearbeitet von Dr. R. Grundemann. Gotha, Justus Perthes. 1867. I. Abteilung Lieferung I. Nr. 2.

[84] Man zählt in der Kolonie etwa 1400 Wesleyaner 200 Episkopalier und 300 römische Katholiken.

einen günstigen Fortgang ihrer Arbeiten in den eigenen Landsleuten, deren Gier nach Erwerb nur zu häufig ihre uneigennützigen Bemühungen kreuzt und auf die Eingeborenen einen geradezu unheilvollen Einfluß ausübt. Im Branntweinhandel ist ebensoviel Geld zu verdienen wie durch die Pulver- und Waffen-Einfuhr, und der Kaufmann sorgt dafür, daß in beiden Artikeln das Angebot nicht hinter der Nachfrage zurückbleibt. Daß das Pulver und die Waffen, wovon jährlich für mehrere hunderttausend Franks an Wert eingeführt wird, die blutigen Kriege der Eingeborenen befördern und unter Umständen auch gegen die Weißen Verwendung finden, und daß der verfälschte Branntwein, der den Negern verkauft wird, jenes greuliche Gebräu, das den Namen Sangara führt (siehe Seite 23, Note 22), die geistige Verkommenheit in grauenerregendem Maße

Tirailleure vom Senegal.

steigert, alles das kümmert den Kaufmann nicht, wenn man ihm nur seine alten Gewehre und sein Eau de vie de traite gut bezahlt.

Dem Kaufmann kostet das Liter des Branntweins, den er den Negern verkauft, nur 45 Centimes, und er verdient an demselben weit über 100 Prozent. Die Kaufleute pflegen auch den Branntwein gegen ein Pfand zu überlassen, im Vertrauen darauf, daß der Käufer der Verlockung, den Branntwein auszutrinken, nicht lange widerstehen wird, und bei dieser Manipulation ist ihr Gewinn noch unverhältnismäßig größer, da das Pfand gewiß vier- bis fünfmal mehr wert ist als ihre Ware.

Ein solches Vorgehen ist nicht geeignet, die Achtung der Eingeborenen vor den Weißen zu erhöhen, und die Mohammedaner, welche gegen das Branntweintrinken eifern, haben in dem Sangara-Handel schon

mehr als einmal eine willkommene Handhabe gegen die Herrschaft der Weißen gefunden. Wiederholt hat der Branntweinhandel Anlaß zu Unruhen in der Kolonie gegeben. Die mohammedanischen Bevölkerungen sträubten sich gegen die Verbreitung des von den Engländern eingeführten entnervenden Giftes, und als der Prophet Amady-Ba den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen predigte, richtete er sich namentlich gegen die weißen Branntweinhändler und die schwarzen Branntweintrinker. Da zeigte es sich aber, unter wie verschiedenen Gesichtspunkten dieselben Ereignisse in Europa und in Afrika beurteilt werden. Wenn ein europäisches Volk zu den Waffen greift, um sich aus einer Knechtschaft zu befreien, unter deren Druck es immer mehr verkommen muß, so wird seine Erhebung als eine bewundernswürdige, der Nacheiferung werte That gepriesen. Als die armen Schwarzen nicht länger ruhig zusehen wollten, wie man ihr Volk durch den Sangarahandel vergiftete, und als sie Miene machten, den Giftverkäufern das Handwerk zu legen, da war die ganze englische Presse einmütig in der Verurteilung der Frechheit dieser Barbaren und verlangte exemplarische Züchtigung derselben.

Als Mungo Park 1795 den Gambia aufwärts reiste, lebten die Engländer sowohl im Königreich Barra, wo sie an der Mündung des Flusses bei Dschillifre ein kleines Fort errichtet hatten, als auch weiter stromaufwärts in den Handelsplätzen und Faktoreien Pintain, Jukaconda und Pisania im Königreich Yani im besten Einvernehmen mit den Eingeborenen. Der König von Barra erhob zwar von jedem in den Fluß einlaufenden Schiffe in Dschillifre einen ziemlich hohen Zoll, aber Anlaß zu Klagen über Belästigungen hatten die Kaufleute nirgends, mochten sie nun mit Woloffs, Poulhs, Felups oder Mandingas, den vier Hauptvölkern Gambias, in Berührung kommen. Die Felups hatten sogar während des Krieges Englands mit Frankreich englischen Schiffen gegen sie verfolgende Kaper Beistand geleistet. Wie sehr haben sich die Verhältnisse geändert! Aus den friedlichen Nachbaren sind sehr unruhige geworden, welche nur der Respekt vor der Waffenmacht der Weißen im Zaume halten kann.

Ein Vergleich Gambias mit den Senegalkolonien führt uns den Unterschied zwischen englischer und französischer Koloniewirtschaft deutlich vor Augen.[*] Die Engländer verstehen sich viel besser darauf, aus ihren Kolonien Nutzen zu ziehen, als die Franzosen. Auf alle Wünsche und Neigungen des Käufers Rücksicht nehmend, suchen sie denselben an sich zu fesseln und zu gesteigertem Bezug ihrer Produkte anzuregen, während die Franzosen für die Geschmacksrichtung der Völker, mit denen sie in ihren Kolonien in Berührung kommen, meist sehr wenig Verständnis zeigen, sich mit einer gewissen Nonchalance über die festgewurzelten Gewohnheiten derselben hinwegsetzen, im Glauben, den zäh am Althergebrachten festhaltenden Negritier ohne alle Mühe zu anderen Anschauungen bekehren zu können. Zu freundschaftlichem Verkehr mit den Völkerschaften, in deren Ländern sie Faktoreien errichten, scheinen die Franzosen dagegen leichter zu gelangen als die Engländer. Die Energie, mit der sie in den letzten Jahren den Plan, zum Sudan vorzudringen, verfolgten, hat nicht wenig zur Erhöhung ihres Ansehens beigetragen. Nachdem sich die Schwarzen überzeugt, daß die weitesten Entfernungen sie nicht vor der Rache der Franzosen zu schützen vermögen, wenn diese einmal herausgefordert worden, sehen sie ihr Heil nur noch in der Unterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu denselben und im Abschluß von Schutzbündnissen. Vergebens versuchen die Engländer dem wachsenden Einfluß ihrer Nachbaren im Binnenlande entgegenzuarbeiten. Ihr Einfluß findet dort seine Grenze, wohin ihre Schiffe nicht mehr zu

[*] Als Hegquard Bathurst besuchte (1850), konnte sich die Kolonie noch nicht selbst erhalten und bedurfte einen jährlichen Zuschuß von 60000 Franks vom Mutterlande, trotzdem damals viel mehr Abgaben erhoben wurden als jetzt. Jedes Schiff mußte eine Schiffahrtsgebühr und einen Quarantänezoll von 21 Schilling zahlen, von allen eingeführten Waren wurde seit 1855 ein Zoll von 5 % des Originalpreises erhoben, ferner eine Ergänzungssteuer von 6 Pences auf Spirituosen, von fremden Schiffen eingeführte Weine und den Palmenwein der Eingeborenen und ½ Penny für jedes Pfund Tabak. Die Einkünfte der Kolonie bestanden außerdem in den Versteigerungs- und Marktgebühren verschiedenen Geldstrafen, den Versendungsgebühren, dem Übergangszoll über den Flußarm zwischen der Insel und dem Festlande, und betrugen im ganzen 16000 bis 17000 Franks. Außer dem Zuschuß von 60000 Franks erhielt die Kolonie noch die Kosten der Unterhaltung eines Dampfschiffes vergütet. Jetzt hat die Kolonie keine Schulden mehr. Im Jahre 1877 war sie zwar zu einer Anleihe von 4000 Pf. gezwungen, hat sie aber trotz der schlechten Erdnußernte schon 1880 zurückgezahlt.

gelangen vermögen, und alle Versuche, mit den Häuptlingen des Binnenlandes Schutzbündnisse nach französischem Muster zu schließen, sind fehlgeschlagen. Wiederholt mußten die Engländer auch die Erfahrung machen, daß ihre Rivalen ihnen bereits zuvorgekommen waren, so z. B. in Timbo, von wo eine vom Gouverneur Gambias ausgesandte Expedition unverrichteter Dinge zurückgekehrt, nachdem der Fürst des Landes ihr mitgeteilt, daß er bereits mit den Franzosen ein Bündnis geschlossen habe. Unter solchen Umständen ist nicht zu erwarten, daß die Kolonie am Gambia sich noch bedeutend vergrößern wird. Der Einfluß Englands wird wohl dort auf Bathurst und das britische Kombogebiet nebst dem 57 Kilometer Küstenlinie umfassenden Gebiet des Negerkönigs von Kombo beschränkt bleiben.

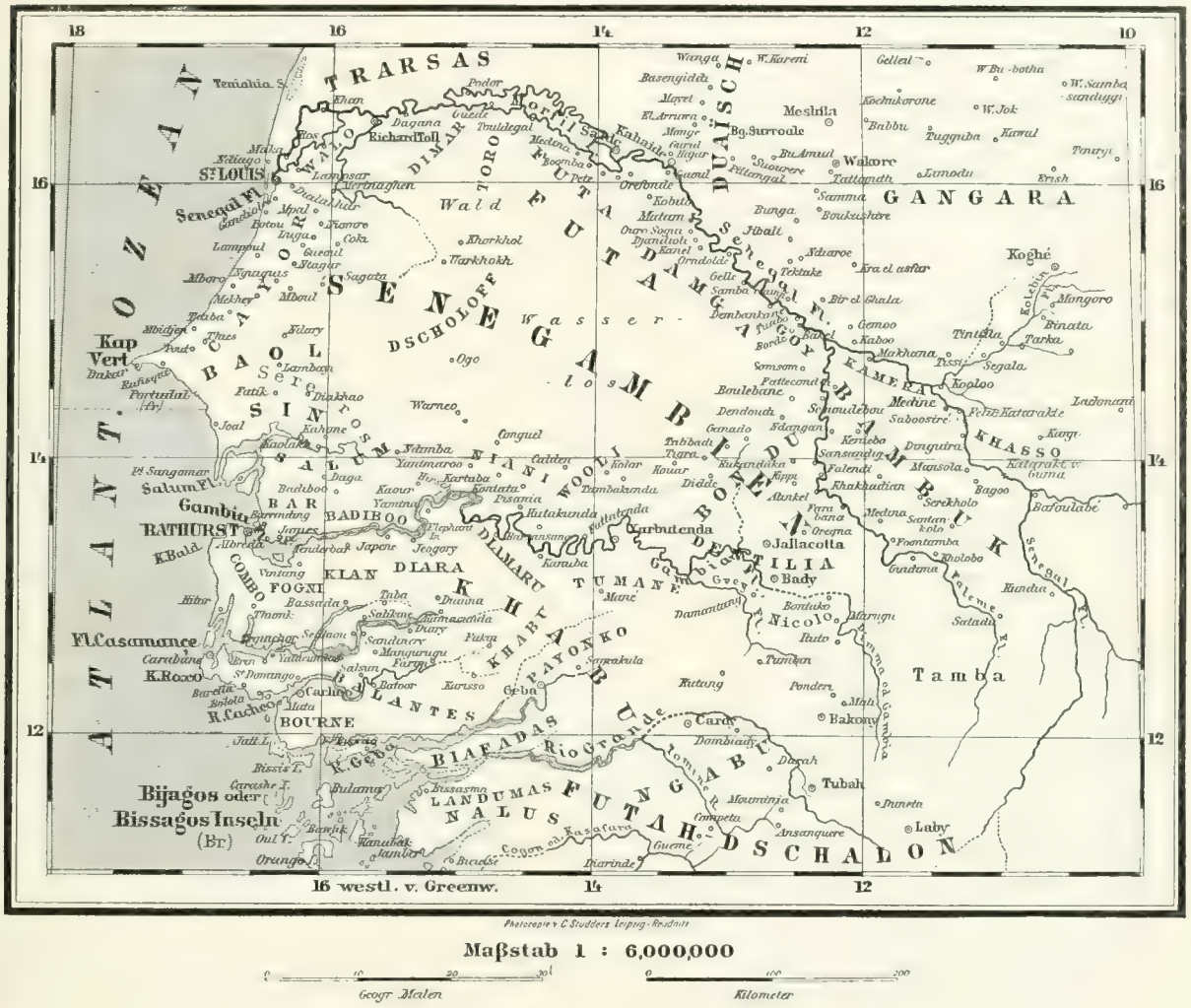
Am Gambia begegnen wir Stämmen des einst mächtigen Volkes der Mandingas, das auch in seiner heutigen Zersplitterung hohe Beachtung verdient, nicht nur, weil es über ein riesiges Gebiet verbreitet ist, sondern hauptsächlich wegen seiner geistigen Fähigkeiten und kulturellen Errungenschaften, welche ihm unter den kulturfähigen Negervölkern eine der ersten Stellen sichern. Die Mandingas sind gleich den meisten, von den Peulhs unterjochten Völkern zum Islam bekehrt worden und fast ausnahmslos Mohammedaner. Ihre Marabuts sind eifrige Apostel. Als Kaufleute ziehen sie in die Welt hinaus, lassen sich in irgend einem Dorfe nieder und beginnen alsbald unter den Negern, welche ihr Geschäft mit ihnen in Verbindung bringt, Proselyten zu machen. Ihre Kenntnisse sind nicht groß, aber den heidnischen Nigritiern sind sie doch an Bildung und, was hier die Hauptsache ist, an Schlauheit überlegen, so daß sie durch ihre versteckte Propaganda ihr Ziel stets rascher erreichen als die offen als Glaubensboten auftretenden christlichen Missionäre. Bald haben sie eine kleine Gemeinde um sich gesammelt, und nicht selten geschieht es, daß infolge ihrer heimlichen Wühlereien die Bevölkerung eines Dorfes sich in zwei Lager teilt und die zur Mehrheit angewachsenen Anhänger des Marabuts die von ihm begonnene Bekehrungsarbeit gewaltsam vollenden.

Nach dem, was bereits oben (siehe Seite 96) über den durch den Islam bei den Nigritiern bewirkten Fortschritt in Kultur und Gesittung gesagt worden, würden die Mandingas schon durch das Wirken ihrer Marabuts ein Anrecht auf den Namen eines Kulturvolkes erlangen, aber noch mehr verleiht ihnen dasselbe ihre Befähigung für Handel und Industrie. Als Kaufleute wetteifern sie an Rührigkeit mit den Serrakolets (siehe Seite 58). Tief hinab an den Golf von Benin ziehen ihre Handelskarawanen, man trifft sie aber auch am obern Senegal und am obern Niger, in Segu und Timbuktu. Die großen, gut gepflegten Baumwollplantagen, welche überall, wo der Boden dem Anbau günstig ist, ihre Dörfer umgeben, liefern das Material zu den von ihren Frauen verfertigten Geweben, deren bunte, nicht unschöne Muster sie durch mit Indigo und Krapp gefärbte Streifen herstellen (siehe Seite 105). Die Mandingas verfertigen auch allerhand Geflechte aus Stroh, Hüte und Körbe, welche letztere so dicht geflochten sind, daß sie zur Aufbewahrung von Milch verwendet werden; mit Bastgeflecht überzogene, sehr bequeme Ruhebetten und Rohrgeflechte dienen bei ihnen zur Herstellung von Hütten, welche den kegelförmigen, strohgedeckten Lehmhütten der anderen Völker weit vorzuziehen sind. Ein großer Teil der Tuch- und Korbwaren, der Waffen, der eisernen und kupfernen Geräte, des Gold- und Silberschmuckes, den man bei den Negervölkern am Senegal und Niger findet, mag auf dem Wege des Karawanenhandels aus Dörfern der Mandingas herbeigeführt worden sein. Mit sehr einfachen Werkzeugen verstehen die Mandingas vortreffliche Schmiedearbeiten zu erzeugen, aus Eisen, Kupfer, Blei oder Messing zierliche, mit Ornamenten versehene Armringe zu verfertigen, welche sowohl von Frauen als von Männern als Schmuck getragen werden.[80]) Sehr ausgebildet ist die Waffenschmiedekunst, obwohl die Mandingas selst ein sehr friedliebendes Volk sind. Die Säbel und Dolche, welche sie aus Eisen verfertigen, können zwar mit unseren Stahlklingen keinen Vergleich bestehen, weshalb auch die Mandingas gern europäische Klingen erwerben, aber die Griffe sind stets kunstvoll gearbeitet und mit Gravierungen ver-

[80]) Diese Ringe zeigen sowohl inbezug auf die Form als auf die an der Außenseite angebrachten Ornamente große Ähnlichkeit mit den in keltischen Gräbern gefundenen.

Facsimile einer Karte von Senegambien aus dem Jahre 1816.

ziert, und kein Mandinga unterläßt es, wenn er eine europäische Klinge erworben hat, den Griff derselben sofort durch einen von einheimischer Arbeit zu ersetzen. Die Schmiede sind so geschickt, daß sie mit Leichtigkeit europäische Arbeiten, die ihnen als Muster vorgelegt werden, nachzuahmen imstande sind. Auch Gewehrläufe sollen von ihnen verfertigt werden, und die goldenen und silbernen Ringe, Arm- und Halsbänder, Spangen aus Golddraht, welche sie liefern, stehen hoch im Preise, obwohl der Wert des in Menge vorhandenen Goldes ein verhältnismäßig geringer ist. Aus Elfenbein und Holz verfertigen die Mandingas ferner eine Menge Gegen-



Karte von Senegambien.

stände, für welche sie bei den Nachbarvölkern Käufer finden, Amulete, sogenannte Gri-Gri, Holzlöffel (siehe Seite 105), Tabaksdosen, reich verzierte hölzerne Schemel, Keulen u. s. w. Die von ihnen erzeugten Lederwaren, Säbelscheiden aus rotbraunem Leder, Patrontaschen, Pulverhörner, Gebettaschen (zur Aufnahme von Koransprüchen bestimmt), Sandalen, Sättel, Pferdezäume u. s. w. sind weithin in den umliegenden Ländern verbreitet. Aus Kalbs- oder Rindsleder, welches mit dem Saft verschiedener Wurzeln gefärbt wird, verfertigt, zeigen solche Arbeiten häufig in den eingeritzten Mustern soviel Geschmack und Kunstsinn, daß sie sich neben guten europäischen Arbeiten sehen lassen können.[87])

[87]) Prof. C. Dölter, Über die Kapverden nach dem Rio Grande und Futah-Djalon. Reiseskizzen aus Nord-West-Afrika. Leipzig, Paul Frohberg, 1884, Seite 175 u. f.

Ein großes Hindernis der Weiterentwickelung aller dieser Industriezweige ist das starre Festhalten der Negervölker an den bei ihnen üblichen Mustern und Formen, wodurch bei allem Nachahmungstalent der Handwerker der Einfluß europäischer Vorbilder gleich null wird, da sich für Fabrikate, welche von den herkömmlichen Mustern abweichen, nicht leicht Käufer finden, der Handwerker daher solche auch nicht ohne besondere Bestellung verfertigt.

Neben solcher mannigfaltigen Thätigkeit widmen sich aber die Mandingas auch gern dem Ackerbau, und man trifft in der Gambia und an der Casamance häufig Dörfer, welche von großen, mit Erdnüssen bebauten Feldern und Ölbaumgruppen umgeben sind. Ihre Dörfer sind stets befestigt und mit Palissaden umgeben, zuweilen sogar mit zwei Reihen, und die innerhalb des von diesen umschlossenen Raumes regellos zerstreuten Hütten sind wieder gruppenweise durch Palissaden in kleine Festungen verwandelt. Enge Straßen winden sich durch das Labyrint von Befestigungen hindurch, und es ist nicht leicht, sich in einem Mandingadorf zurecht zu finden. Reinlichkeit darf man jedoch auch hier, wie in allen Negerdörfern, nicht erwarten, obwohl der Gebrauch der Seife den Mandingas nicht unbekannt ist.[88])

Die Mandingas sind Neger reiner Rasse, unvermischt mit den Völkern, unter denen sie leben, und erinnern in ihrer Erscheinung lebhaft an die Negerstämme der äquatorialen Gegenden Afrikas. Sie sind schwarzbraun — chokoladenfarbig ist wohl der richtige Ausdruck — und mit der plattgedrückten Stumpfnase, den geschlitzten Augen und den abstehenden großen Ohren eine häßliche Erscheinung. Männer von 1,70 m bis 1,80 m sind unter ihnen keine Seltenheit, aber mit der großen Körpergestalt stimmen die dünnen Arme und die langen Säbelbeine mit den schwachen Waden und großen Plattfüßen schlecht überein. Das ovale Gesicht umrahmt kurzes, wolliges Haar und unbedeutender Bartwuchs. Einen widrigen Anblick gewährt ihr breiter Mund mit den spitz zugefeilten Zähnen, welche ihnen ein raubtierartiges Aussehen verleihen.

Obwohl im Kriege tapfer, sind die Mandingas doch kein Eroberervolk, und sogar die auf Raub ausgezogenen Besitzlosen vertauschen sofort das Schwert mit dem Ackergerät, sobald sich ihnen Gelegenheit bietet, ihren Lebensunterhalt durch Ackerbau zu erwerben. In ihre jetzigen Wohnsitze sind sie trotzdem als Eroberer eingezogen, sei es, daß sie von den Peulhs aus ihrem Stammlande verdrängt wurden, oder dasselbe verließen, als es die sich vermehrende Bevölkerung nicht mehr zu ernähren vermochte. Ihre Urheimat dürften die Thäler zwischen Bafing und Faleme gewesen sein, von wo sie wahrscheinlich, dem Lauf des Rio Grande, Rio Nunez und anderer Gewässer folgend, nach Futah Dschalon kamen. Die vielen kleinen Völker, welche dort wohnten, wurden gegen Mellacorée und gegen den Rio Geba zurückgedrängt, die Bagnouns von der Casamance vertrieben und auch die Sereros zur Räumung ihrer bisherigen Wohnsitze gezwungen. Sie bewohnen heute ein riesiges Gebiet zwischen dem 11° und 14° n. Br. und dem 11° und 14° ö. L. Im Norden reichen ihre Wohnsitze bis in die Nähe von Bakel und Bafulabé, im Osten sind sie Nachbaren der Bambaras, und gegen Süden und Westen erstreckt sich ihr Gebiet bis zum Hinterland der Goldküste und bis zum Gambia. Der mächtige Staat, den sie im Mittelalter bildeten, ist aber vor dem Anprall der Peulhs, die sich wie ein Keil zwischen sie hineinschoben, zersplittert, und obwohl sie den Peulhs an Fähigkeiten überlegen waren, sind sie ihnen doch erlegen. „Sie sind eben die Karthager, jene die Römer West Afrikas." Ein gemeinsames Oberhaupt besitzen sie jetzt nicht mehr. Die Zersplitterung in kleine Fürstentümer ist so weit vorgeschritten, daß in manchen Gegenden jedes Dorf ein selbständiges Gebiet bildet, und sogar innerhalb solcher kleiner Gebiete fehlt es an der nötigen Zentralisation der Regierungsgewalt: dieselbe ist zwischen zwei Machthabern, einem geistlichen dem Almamy und einem weltlichen dem Alkaty geteilt, welche sich zuweilen so feindlich gegenüberstehen, daß Streitigkeiten und innere Unruhen gar kein Ende nehmen.[89])

[88]) Bérenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie, Seite 202.

[89]) Ernest Fallot, Histoire de la colonie française du Sénégal, Seite 168.

Trotz ihrer hohen Befähigung für den Handel haben auffallenderweise die Mandingas keine solche Stellung unter den Weißen in Bathurst sich errungen, wie die Woloffs und Angehörigen anderer senegambischer Völker in Saint-Louis und Gorée-Dakar, wo sie schon ziemlich zahlreich in den französischen Handelshäusern als Beamte und Diener beschäftigt sind. Die Kaufleute in Bathurst — 4 englische und 4 französische Firmen, welche letztere $^2/_3$ des ganzen Handels in ihren Händen haben — bedienen sich zwar zu ihren Einkäufen der Vermittelung von Negern, doch diese sind meist Farbige aus Saint-Louis, welche lesen und schreiben gelernt haben und einige Vertrautheit mit einer möglichst einfachen Buchführung besitzen. Diesen Vermittlern wird meist ein bedeutender Kredit gewährt (10000 bis 15000 Franks), und es kommt gar nicht selten vor, daß sie mit dem Gelde spurlos verschwinden und ihrem Hause das Nachsehen lassen. Sie flüchten sich in das Innere des Landes, nicht stets in betrügerischer Absicht, sondern am häufigsten aus Furcht vor der Rechnunglegung, wenn sie ungünstige Einkäufe abgeschlossen, ihre Aufträge schlecht ausgeführt haben oder vielleicht von Eingeborenen beraubt worden sind. Kommt solch ein ungetreuer Beamte später wieder nach Bathurst und wird dort von seinem Auftraggeber erkannt, so kann dieser ihn ins Gefängnis bringen lassen, in welchem er so lange bleibt, bis er seinen Gläubiger vollständig befriedigt hat oder bis dieser, der die Kosten der Ernährung des Eingesperrten zu tragen hat, des Zahlens müde wird und ihn freiläßt. Die Kaufleute suchen sich gegen solche Verluste soviel als möglich durch scharfe Kontrolle zu schützen, und während der guten Jahreszeit fahren europäische Beamte der einzelnen Firmen häufig in kleinen Kähnen stromaufwärts, um die Stationen im Innern zu besichtigen und Nachrichten über den Stand der Geschäfte nach Saint-Louis zu bringen, aber wenn ein Schwarzer seinen Herrn betrügen will, nützt all diese Kontrolle nichts. Es ist dies ein Übelstand, für den es kaum eine Abhilfe giebt, da das ungesunde Klima Europäern den monatelangen Aufenthalt auf den Stationen im Innern unmöglich macht und schwarze Beamte daher unentbehrlich sind. Europäer versuchen zwar zuweilen, die Einkäufe selbst zu besorgen, aber nur selten gelingt dies ohne üble Folgen für ihre Gesundheit, die meisten bringen den Keim einer tötlichen Krankheit nach Bathurst zurück. [90])

Die in Bathurst ansässigen Europäer haben, wenigstens seitdem Albréda englisch geworden ist, einen Zufluchtsort, wohin sie sich während der Regenzeit zurückziehen können und wo sie gegen das verderbliche Klima besser geschützt sind als in Bathurst. Früher, noch vor einigen Jahren, war ein solcher Zufluchtsort das Kap St. Marie, der äußerste Punkt des linken Ufers in der Mündung des Gambia. Dort war eine kleine Stadt entstanden, in welcher jeder Europäer ein Haus besaß, das ihm als Winterwohnung diente. Diese Ansiedelung ist jetzt verlassen und verfallen. Eine große Kaserne, die man dort erbaut hatte, brannte nieder, während die Offiziere in derselben ein Fest feierten, und das dort errichtete Hospital ist eine Ruine. Nur einige wenige zerstreute Häuschen sind noch von Eingeborenen bewohnt.

Die Aussicht von dem Kap wird sehr gerühmt. Man übersieht von dort eine große Strecke des majestätischen Stromes, der weit aufwärts sogar Kriegsschiffen zugänglich ist, sieht die unvermeidliche Barre vor der Mündung, die jedoch hier bei weitem nicht so gefährlich ist wie beim Senegal, da man bloß den vom nördlichen Ufer sich ins Meer hinaus erstreckenden Sanddünen auszuweichen braucht, und gegen Norden, Süden und Osten schweift der Blick über Wald und bebautes, von vielen Marigots durchschnittenes Land dahin, durch welches von Bathurst eine gut gehaltene Straße zum Kap führt.

Im Süden Gambias beginnt wieder französisches Gebiet, das sich längs der Küste bis Sierra Leone hinzieht, allerdings nicht ununterbrochen, da sich englische und portugiesische, seit kurzem auch deutsche Besitzungen zwischen den französischen befinden. Man hat in Frankreich die englischen und portugiesischen Enklaven nie mit freundlichen Blicken betrachtet. Die natürlichen Grenzen des westafrikanischen Reiches Frankreichs sind ja der Senegal, Sierra Leone und der obere Niger. Man befürchtete, daß die Engländer von Sierra Leone oder vom Gambia zum Niger und in den Sudan vordringen würden, und die Befürchtung, dort von England

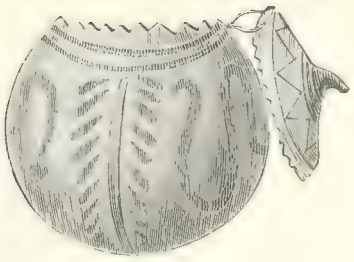
[90]) Alfred Marche, Trois voyages dans l'Afrique centrale, Seite 45.

überholt zu werden, hat die mit fieberhafter Hast betriebenen französischen Niger-Expeditionen veranlaßt. Wiederholt ist auch der Plan angeregt worden, Gambia durch Kauf oder Tausch zu erwerben, und dasselbe wurde inbezug auf die portugiesischen Besitzungen erwogen. Der französischen Diplomatie eröffnet sich da ein weites Feld für ihre Thätigkeit, und es ist nur zu wünschen, daß dieselbe nicht ohne Erfolg bleibe. Für den Handel wäre es ein Gewinn, wenn die herabgekommenen portugiesischen Kolonien unter französische Herrschaft gelangten, und der Keim zu vielen künftigen Streitigkeiten und Rivalitäten würde beseitigt, wenn die bunt scheckige Karte der Küste zwischen der Gambiamündung und Sierra Leone eine einheitliche Färbung erhielte.

Antilope vom Senegal.

Frankreich muß sich übrigens selbst den Vorwurf machen, daß es die englische Macht am Gambia großgezogen hat. Der Friedensschluß von 1815 hatte ihm, wie wir wissen, den Posten Albréda in der Gambia gelassen, wogegen die Engländer sich in Portendik niederließen. Die Klagen der Kaufleute von Saint-Louis über die Schädigung ihres Gummihandels durch die englische Konkurrenz führten später zu Unterhandlungen mit der englischen Regierung, welche mit der Abtretung Albrédas endeten, wogegen England auf sein Recht des Handels in Portendik verzichtete. Die Abtretung Albrédas im Jahre 1857 war aber ein

1.

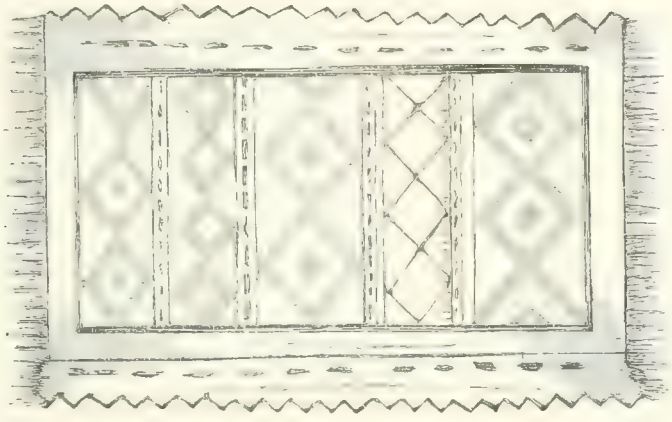


2.

3.

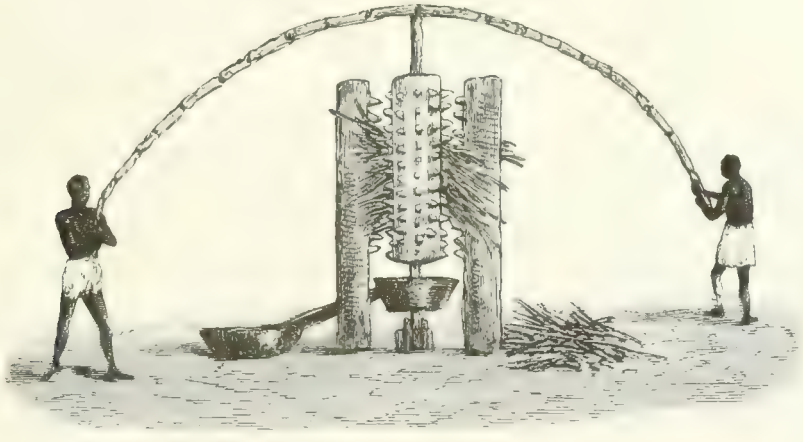
4.

5.



9.

7.



10.

6.

8.

Erzeugnisse der Eingeborenen in den portugiesischen Kolonien:

1. Gebettasche der Mandingas. 2. Kürbisschale der Papels. 3. Pulverhorn der Mandingas. 4. Patronentasche der Mandingas. 5. Metalllöffel der Mandingas. 6. Assagai der Mandingas. 7. Holzlöffel der Mandingas. 8. Dolch der Mandingas. 9. Gewebe der Mandingas. 10. Zuckerrohrpresse der Eingeborenen auf den Kapverden.

schwerer, verhängnisvoller Fehler der französischen Regierung. Man opferte den wichtigen Platz zu gunsten des Gummihandels, welcher bereits im Rückgang begriffen war und bald darauf durch die Erdnuß an die zweite Stelle zurückgedrängt wurde. Man braucht nur die beiden Orte miteinander zu vergleichen, um sofort zu erkennen, wie viel Frankreich aufgab, und wie wenig es erhielt. Von Portendik ziehen sich weite Sandwüsten ins Land hinein, und nur zu gewissen Zeiten, wenn die Karawanen aus der Wüste ankamen, belebte sich die öde Küste. Die Station war eine künstliche Schöpfung, aus keinem wirklichen Bedürfnis entsprungen, und durch ihr Verschwinden konnte keine Lücke im Handelsverkehr entstehen. Albréda dagegen war ein Sammelplatz großer Karawanen aus dem Innern, und es wäre nach den Fortschritten der französischen Waffen am Salum leicht gewesen, es durch eine Straße mit Kaolak zu verbinden und auf dieser den Karawanenhandel Gambias nach Gorée zu leiten. Überdies ist das auf dem rechten Gambia-Ufer gelegene Albréda ein viel gesunderer Aufenthaltsort als St. Marys Bathurst. Das berechnende England hatte eben, wie stets in solchen Fällen, das bessere Geschäft gemacht. Der Fehler, der durch die Abtretung Albrédas begangen wurde, erscheint umso schwerer, als Frankreich damals schon seit fast 20 Jahren unablässig bestrebt war, zwischen den portugiesischen Besitzungen südlich vom Gambia festen Fuß zu fassen und seinen Einfluß dort zu vermehren. Das rapide Sinken des Ansehens der Portugiesen und der Verfall ihrer Kolonien schien zu aggressivem Vorgehen geradezu einzuladen. Noch am Anfang dieses Jahrhunderts hieß die ganze Küste zwischen Gambia und Sierra Leone „Portugiesisch Guinea", nicht etwa weil die ganze Küste den Portugiesen gehörte — sie besaßen an derselben nur vereinzelte Faktoreien an der Casamance, am Rio Cachéo, Rio Geba und Rio Grande —, sondern weil ihr Einfluß einst dort ein maßgebender war. Der von ihnen im Jahre 1645 gegründete Posten Zeguichor war ein bedeutender Exportplatz gewesen, ist jetzt aber völlig verfallen. Frankreich machte schon im Jahre 1828 schüchterne Versuche, sich südlich vom Gambia festzusetzen, indem es den Eingeborenen die in der Mündung der Casamance am rechten Ufer gelegene Insel Djogué und ein Stück Land auf dem linken Ufer abkaufte, aber das Fort, das man dort erbauen wollte, blieb ein bloßes Projekt. Erst im Jahre 1836 gingen die Franzosen mit Entschiedenheit vor. Sie besetzten die in der Mündung der Casamançe gelegene Insel Carabane, im folgenden Jahre die dieser benachbarte Insel Guimbéring, und sandten eine Expedition zur Erforschung für die Anlage von Stationen geeigneter Plätze aus. Die Folge war, daß bei dem Dorfe Sedhiou Land angekauft und auf diesem ein Fort erbaut wurde, welches den Namen des Dorfes erhielt.

Als die Franzosen sich an der Casamançe festsetzten, konnten sie diesen Schritt bereits damit rechtfertigen, daß dort französische Interessen zu vertreten waren. Französische Handelsschiffe hatten in der letzten Zeit wiederholt die Küste besucht und ein lebhafter Verkehr mit derselben war nur durch die feindselige Haltung der Eingeborenen verhindert worden. Die Küste stand bei den Seefahrern in üblem Ruf. Schiffbrüchige hatten seitens der Floups Plünderung und grausame Behandlung zu erwarten, und die weiter im Innern wohnenden Balantes waren ebenfalls durch ihre Raubgier berüchtigt. Als nun die Schiffe der „Compagnie de Galam", welche für einen zu den Kosten der Expedition geleisteten Beitrag für mehrere Jahre ein Handelsmonopol in den neu erworbenen Gebieten erlangt hatte, häufiger an der Küste zu erscheinen begannen, mehrten sich die Klagen über Raubanfälle und sonstige Feindseligkeiten, und es wurde bald nötig, Expeditionen zur Züchtigung der Räuber auszusenden. So wurde 1848 das Sedhiou benachbarte Dorf Pakiabor und im folgenden Jahre das Dorf Bakum eingeäschert, wodurch das Ansehen der Franzosen so stieg, daß 1850 das ganze Gebiet Boudhié sich unter französischen Schutz stellte. Die Ruhe war aber damit noch lange nicht hergestellt. Man hatte gehofft, durch einen Konsul, der auf der Insel Carabane seinen Sitz nahm, die Uferbevölkerung beaufsichtigen und von Räubereien abhalten zu können, und derselbe erlangte in der That auch einigen Einfluß, aber schließlich mußten doch die Kanonen das entscheidende Wort sprechen. Die Niamats sollten für ihre Raubzüge gezüchtigt werden, und der Marineoffizier Penaud wurde ausgesandt, um das Dorf Cagnout zu zerstören. Er stieß auf hartnäckigen Widerstand. Der Sturm auf das Dorf wurde abgeschlagen, auch

ein zweiter Sturm mißlang, und erst als Geschütze das Dorf zu beschießen begannen, wurde der Widerstand der tapferen Verteidiger gebrochen. Das blutige Exempel, welches hier statuiert worden, trug gute Früchte. Abgesandte der Eingeborenen kamen nach Carabane, um Schonung bittend, und versprachen, fortan keinen Anlaß zur Klage mehr zu geben. Unter feierlichen Zeremonien wurde ein Freundschaftsbündnis geschlossen, und die neuen Freunde blieben fortan den Franzosen treu. Sie waren zu der Überzeugung gelangt, daß die Zeiten, in denen das Räuberhandwerk an ihrer Küste blühte, vorüber waren, seitdem die Weißen mit ihren überlegenen Waffen in ihr Land gekommen, und sie begannen sich immer mehr friedlichen Beschäftigungen, dem Ackerbau und Handel zuzuwenden.

Der französische Einfluß breitete sich nun rasch, allerdings nicht ohne Kämpfe nach dem Innern aus. Nennenswerten Widerstand leisteten nur die räuberischen Balantes, und die Erstürmung ihres Hauptplatzes Counara (1860) gelang nur unter verhältnismäßig großen Verlusten. Ein dreitägiger Feldzug (1861) durch das von Mandingas bewohnte Souna, das Nachbarland von Sedhiou, während dessen die Franzosen mit großer Bravour den Feind mit dem Bajonett angriffen und doch nur 4 Tote und 12 Verwundete verloren, unterwarf Frankreich ein reiches, fruchtbares Gebiet, und damit waren alle Ufervölker von der Mündung der Casamance bis Sedhiou zur Anerkennung der französischen Oberhoheit gebracht.

Die Portugiesen besitzen heute an der Casamance nur noch den Posten Zeguichor auf dem linken Ufer. Der einzige Weiße, der dort lebt, ist ein Franzose, der Vertreter eines portugiesischen Hauses; auch der Gouverneur ist ein Eingeborener. Die „Stadt" besteht aus meist ärmlichen, mit Stroh gedeckten Häusern, nur das Haus des Gouverneurs und die Kirche befinden sich in gutem Stand. Palisaden umgeben die Stadt, von Bastionen flankiert, deren eine mit 4 Kanonen versehen ist, die einst wohl manchen Feind ins Jenseits befördert haben mögen, heute aber den wohlverdienten Ruhestand genießen und kaum noch bei der Verteidigung des Platzes Dienste leisten könnten.

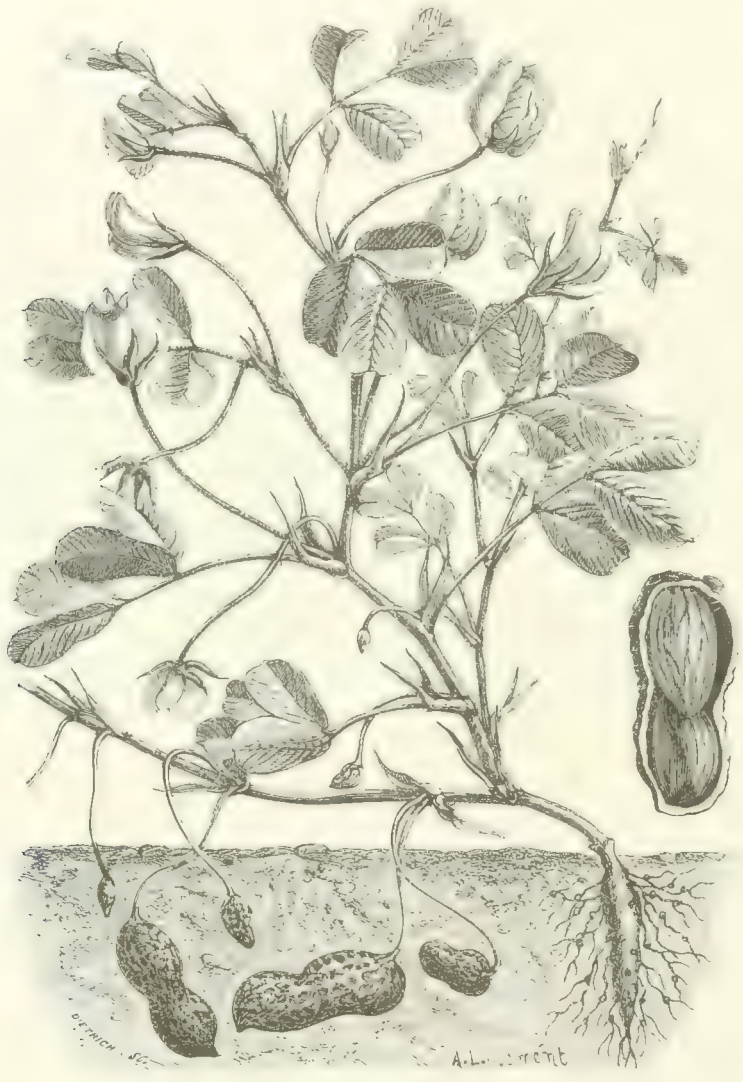
Zeguichor verliert trotz seiner günstigen Lage immer mehr an Bedeutung, seitdem die Franzosen sich in Sedhiou festgesetzt haben, welches heute der wichtigste Handelsplatz an der Casamance ist. Ein großes, mit Mauern umgebenes Fort beschützt diese Posten; zwei Blockhäuser, welche früher vor dem Fort lagen, sind verfallen. Die in Sedhiou vertretenen Firmen sind fast ausnahmslos französische, darunter die bedeutendsten Handelshäuser vom Senegal.

In jüngster Zeit ist auch in den portugiesischen Kolonien manches besser geworden. Man hat eben endlich auch eingesehen, daß dem bisherigen Schlendrian ein Ende gemacht werden müsse, und das portugiesische Kolonial-Ministerium hat es nicht an Anstrengungen fehlen lassen, Mißbräuche in den Kolonien zu beseitigen und ihre Entwickelung zu fördern.[91] Viel bleibt aber noch zu thun übrig, trotzdem den Niederlassungen am Rio Grande u. s. w. besondere Sorgfalt zugewendet wurde. Der Jahrhunderte alte Augiasstall läßt sich nicht über Nacht reinigen.

Die Bestimmungen, nach denen jetzt alle portugiesischen Kolonien verwaltet werden, sind in Kürze folgende: Die oberste Leitung der Kolonie ruht in den Händen eines General-Gouverneurs (der in der Regel Offizier ist) und unter ihm stehen den einzelnen Distrikten militärische Kommandanten oder Zivilbeamte vor, welche letztere den Titel Administrador führen, und denen die Ortsvorsteher, die Regidoren, durchgehends Eingeborene, untergeordnet sind. Eine hohe Stellung nimmt in der Kolonie der Chef des Zollwesens ein, der jedoch mit all seinen Beamten zwar gefürchtet, aber nicht sehr beliebt ist. Außer portugiesischen Richtern giebt es noch aus der Mitte der Eingeborenen gewählte Friedensrichter, und dem Administrador steht ein Rat von Delegierten der einzelnen Gemeinden zur Seite. Der Gouverneur, der Chef des Zollwesens, alle Richter und

[91]) Um die portugiesischen Kolonien haben sich namentlich die Minister Sa de Bandeira, d'Andrade Corvo und Visconde de San Januario Verdienste erworben.

höheren Beamten werden nur auf 5 Jahre angestellt. Der Gehalt, den sie beziehen, ist ein ziemlich hoher,[2] während die Subalternbeamten so schlecht besoldet werden, daß ihr Gehalt zu ihrem Unterhalt nicht ausreicht und sie gezwungen sind, durch Handel sich noch eine Nebeneinnahme zu verschaffen. Dölter, dessen Urteil über die portugiesischen Niederlassungen, welche er besuchte sehr günstig lautet, lobt die sanitären Einrichtungen der Kolonie. „Der Sanitätsdienst ist in mancher Hinsicht sehr gut geregelt, und es ist beispielsweise eine treffliche Bestimmung, daß in dem Wohnsitze des Arztes nur das Fleisch von Tieren verkauft werden darf,



Erdnüsse.

deren Nutz vorher von demselben untersucht worden ist, auch die Einrichtung der Spitäler ist eine der Wissenschaft entsprechende." Schulen bestehen in allen größeren Städten, doch auch in den Dörfern sind schon hier und da Schulen errichtet worden, in denen die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet werden. Am Rio Grande oder auf den Bissagos u. s. w. ansässige Portugiesen brauchen ihre Kinder, wenn sie denselben

[2] „Der geringste Gehalt eines aus Portugal gesandten höheren Beamten beträgt ein Conto (1000 Milreis oder 4700 Mark) steigt aber bis zu 10 Conto d. h. 47000 Mark und darüber." Prof. C. Dölter l. c. Seite 149.

eine über den Unterricht der Volksschule hinausreichende Bildung zu teil werden lassen wollen, nicht nach dem Mutterlande zu schicken, da sich auf den Kapverden (auf der Insel St. Nicolaô) ein Untergymnasium befindet.

Die Casamance, oder wie die Portugiesen sie nennen: der Rio Casamança, hat zwar bei seiner Mündung eine imposante Breite, ist aber trotzdem für größere Fahrzeuge nur auf einer kleinen Strecke schiffbar. Seine Länge beträgt 50 bis 60 Lieues; die Strecke zwischen Carabane und Sedhiou können in der trockenen Jahreszeit nur Schiffe von sehr geringem Tiefgang zurücklegen, da viele Sandbänke im Strom verborgen

Amseln von der Westküste.

liegen, welche dann die Schiffahrt hindern. Die schlimmste Stelle ist jene von Piédraz, wo Sandbänke und Klippen dem Schiff gefährlich werden. Die bedeutendsten Zuflüsse der Casamance sind auf dem rechten Ufer die Marigots von Tadirer, Sougrigou, Sitaba, Faguz - welcher auf seinem etwa 50 Lieues langen Lauf zahlreiche Nebenflüsse aufnimmt, deren größter der Sougourougou ist —, Diamet, Bangnial und Diakouké; auf dem linken Ufer die Marigots Bissarié, Mangukrougou — auf welchem aufwärts man zu dem portugiesischen Posten Fugu im Lande der Balantes gelangt — und Dilamette bei Carabane.

Die Ufer der Casamance sind meist niedrig, und bis Diagnu von Mangrovengebüschen eingefaßt; oberhalb Diagnu wird die Vegetation üppiger, man begegnet Riesenbäumen, deren Stämme vortreffliches Schiffbauholz liefern, der Wegne und Zeder, welche zu Brettern verarbeitet werden, dem mächtigen Baobab u. s. w., und die Dörfer sind meist von Orangen- und Zitronenbäumen umgeben. In den großen Wäldern wimmelt es von Wild, von Rehen, Hasen, Rebhühnern, Perlhühnern, und auf den Zweigen der Bäume wiegen sich prächtig gefiederte Vögel, der Kolibri, der Paradisammer, der Kardinal, der Foliotoculus, während von wilden Tieren nur Leoparden, Wölfe und Tigerkatzen vorhanden sind, welche den Menschen nie anfallen. Sie werden übrigens gleich den Elefanten immer seltener. Schlangen sind zwar in großer Menge vorhanden, doch giebt es nur wenige unter ihnen, deren Biß gefährlich ist.

Auf dem rechten und linken Ufer, von den Quellen der Casamance bis zum Bissarié wohnen Mandingas, vom Bissarié bis Piédraz auf dem linken Ufer die Balantes, deren Dörfer sich weithin nach Süden bis zu der den Bijagos gegenüberliegenden Küste und auf Bissaõ ausdehnen. Nahe der Mündung sind an beiden Ufern die Flups ansässig, an welche sich jenseits des Rio Cachéo die Papels und Balantes anreihen, deren Wohnsitze sich bis zum Rio Geba erstrecken. In der Völkerfamilie, welcher diese sowohl inbezug auf Hautfarbe als auf Körper- und Schädelbau einander sehr ähnlichen Völker angehören, nehmen die Flups die niedrigste Stellung ein. Sie sind ungemein kriegerisch und fanatische Verehrer ihrer Fetische, denen sie die an ihre Küste verschlagenen Schiffbrüchigen zu opfern pflegen, aber Menschenfresser, wie behauptet wurde, sind sie doch nicht mehr. Sie stehen unter der Herrschaft von Häuptlingen, deren Macht jedoch durch die Dorfältesten sehr eingeschränkt ist.

Gegen Süden weiter wandernd, betreten wir nun wieder ein Gebiet, welches seine Unabhängigkeit bewahrt hat und noch unter der Herrschaft einiger eingeborenen Könige steht, das Land der Papels. Die Portugiesen besitzen in demselben nur die Festung Bissaõ und das bei derselben gelegene Dorf, und es ist noch gar nicht lange her, seit sie diesen kleinen Besitz gegen die heftigen Angriffe der Papels nur mühsam behauptet haben. Jahrhundertelange Bemühungen der Portugiesen, sich weiter landeinwärts auszubreiten, sind an dem hartnäckigen Widerstand des kleinen Volkes gescheitert, und heute noch ist den Portugiesen nicht gestattet, ohne ausdrückliche vorherige Erlaubnis des Königs der Papels das Gebiet desselben zu betreten. Ihre Niederlassung im Papellande ist daher nur eine Handelsfaktorei, auf welcher von den Eingeborenen Erdnüsse, Bauholz, Kautschuk und Wachs eingetauscht werden; Plantagen konnte man nicht anlegen, da es an dem dazu nötigen Land fehlte. Die Niederlassung sieht nicht sehr einladend aus. „Vor uns," schreibt Dölter, „einige größere Steinhäuser, Komptoirs von französischen und portugiesischen Handelshäusern, dazwischen elende Hütten; am schmutzigen, sogar in den Morgenstunden drückend heißen Strand wimmelt es von herumlungernden, halbnackten Negern, die faul und gedankenlos den neuen Ankömmling betrachten, oder einige Früchte des Landes an den Mann zu bringen suchen. Im Flusse selbst liegen einige Schooner und Kutter, mit Erdnüssen und Wachs beladen, auch ein größeres Schiff, in welches soeben die von Geba in Piroguen eingebrachten Produkte verladen werden; einige verkümmerte Poilaôs spenden kärglichen Schatten — im Hintergrunde niedere dichte Wälder, eine flache Küste mit vorliegender sumpfiger Bank, das ist der Anblick, der sich darbot, als ich, von zwei robusten Negern aus dem Bote gehoben, mich der Landungsbrücke näherte."

Die Neger, welche in dem bei der Festung gelegenen Dorfe wohnen, sind — wenigstens dem Namen nach — Christen. Man bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Grumeten". Die unabhängigen Papels sind Heiden, glauben aber an höhere Wesen und auch an die Unsterblichkeit der Seele. Sie gehören zu den häßlichen Nigritiern. Breite, vorstehende Backenknochen, eine kleine stumpfe Nase, wulstige Lippen vereinigen sich mit einem stupiden Gesichtsausdruck. Große Männer sind unter ihnen selten, sie sind meist von gedrungener Statur, die Arme lang und dünn, die Beine häufig säbelförmig, die Waden sehr schwach entwickelt. Den Kopf bedeckt kurzes, wolliges Haar, der Bartwuchs bleibt unbedeutend. Die Frauen stehen den Männern an

Häßlichkeit nicht nach, und namentlich die langen Brüste der verheirateten Frauen tragen nicht dazu bei, sie in den Augen des Europäers schöner erscheinen zu lassen (siehe Seite 112).

Die Papels stehen noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, vielleicht — die Flups und Balantes ausgenommen — auf der niedrigsten unter allen Völkern Senegambiens. Die Nachbarschaft der Portugiesen ist ohne Einfluß auf sie geblieben, denn sie haben kein Verlangen nach den meisten europäischen Erzeugnissen, welche anderen Negervölkern so begehrenswert erscheinen, tragen ihre Felle und Schürzen lieber als das europäische Baumwollzeug, und auch der Talmigoldschmuck, den die Händler führen, findet bei ihnen nicht so viel Beifall wie die messingenen oder goldenen Schmucksachen, welche von den Mandingas verfertigt und zu ihnen gebracht werden. In allem und jedem zeigt sich bei ihnen die Neigung, an dem Althergebrachten festzuhalten. Nur Pulver und Gewehre haben für sie einen Reiz, und diese sind daher auch der hauptsächlichste Tauschartikel, für welchen sie ihre Landeserzeugnisse hingeben. Ihre alten Waffen — Assagai, Bogen und Pfeile — kommen immer mehr außer Gebrauch, aber die Gewehre, durch die sie ersetzt werden, sind meist Steinschloßgewehre, die sich seltsamerweise einer großen Beliebtheit erfreuen. Trotz ihrer mangelhaften Bewaffnung sind die Papels nicht zu unterschätzende Gegner, da sie mit Todesverachtung orkanartig auf den Feind einzustürmen pflegen. Die Portugiesen, welche oft ihnen gegenüber einen schweren Stand hatten, haben dies erfahren.

Ein Industriezweig wird aber von den Papels doch kultiviert: die Töpferei. Ihr Land liefert ihnen eine vortreffliche Thonerde, aus welcher ihre Frauen plumpe Krüge und andere Gefäße verfertigen, welche mit rohen Verzierungen versehen werden (siehe Seite 105). Die Männer beschäftigen sich mit Ackerbau, am liebsten jedoch mit Viehzucht, welche ihnen gestattet, der Faulheit — dem Grundzug ihres Charakters — ungehindert sich hinzugeben, und ihre kleinen mageren Rinder bilden ihren ganzen Reichtum. Einige treiben auch Handel und zeigen nicht geringe Befähigung für denselben. Die Portugiesen kaufen von ihnen Erdnüsse, Palmöl, Gummi, Kautschuk, auch Holz, Felle und Zähne von Flußpferden. Außerdem bringen sie Kolanüsse, Bananen, Acajouäpfel und andere Früchte auf den Markt. Fast alles was sie verkaufen ist aber ein Produkt der Thätigkeit ihrer Frauen, welche ihnen die Sklaven ersetzen, die hier selten sind. Die Vielweiberei ist gestattet, und da die zum Ackerbau und allen schweren Arbeiten verwendete Frau dazu beiträgt, das Einkommen des Mannes zu erhöhen, ist die Zahl der Frauen, welche ein Mann nimmt, stets eine ziemlich beträchtliche.

Der „König", welcher dieses Volk beherrscht, ist kein unumschränkter Herrscher, sondern hat einen Rat von Ältesten zur Seite, deren Stimme er in allen wichtigen Angelegenheiten hören muß, eine Kriegserklärung aber kann nur im Rate aller waffenfähigen Männer beschlossen werden. Der König bewohnt ein großes, offenbar von einem Europäer erbautes Haus, das von 3 Palissadenreihen umgeben ist, welche etwa 5 bis 6 Fuß hoch sind und 3 konzentrische Höfe einschließen. In diesen Höfen befinden sich kleine Hütten, in welchen die Frauen des Königs und seine Sklaven wohnen. Die Hütten der Lieblingsfrauen befinden sich im innersten Hofe, in nächster Nähe der Wohnung des Königs. Der König Meré, welchen Dölter besuchte, war der richtige Typus eines von der Kultur noch unberührten Negers. Seine Kleidung bestand aus einer Schürze, einem über die Schultern geschlagenen Tuch und einer alten roten Mütze. Das Gemach in seinem „Palast", in welches er den Reisenden führte, befand sich im obern Stockwerk und war nur auf einer Leiter zu erreichen. An der Wand hing eine Matte, „in der Ecke lehnte ein großer Tambour-Major-Stab, ein Geschenk des portugiesischen Gouverneurs von Bissaõ, und daneben lag ein alter schwarzer, schon ziemlich mitgenommener Zylinderhut, während in der andern Ecke ein Gewehr, ein Bogen und ein Köcher mit Pfeilen stand." Außerdem enthielt das Gemach nur einen Schemel und eine Bank. Das Innere der Königswohnung unterscheidet sich daher fast gar nicht von den Lehmhütten, in denen die Unterthanen wohnen, denn auch in diesen sind die einzigen Einrichtungsgegenstände Schemel, zu denen sich bei Vornehmeren noch einige Bastmatten gesellen, welche als Lagerstätte dienen. Von Hausgeräten sind nur noch die meist mit rohen Darstellungen von

Schlangen und wilden Tieren verzierten Kürbisschalen zu erwähnen in denen die Papels Speisen und Getränke aufzubewahren pflegen.

Die Balantes die Nachbaren der Papels und Flups, sind ebenso räuberisch und kriegerisch wie diese, kennen ebenfalls keine andere Bekleidung als eine kleine Schürze und auch bei ihnen sind einige rohe Töpferwaren das Einzige was sie selbst erzeugen. Mit alten Feuerschloßgewehren oder mit Lanzen bewaffnet leben sie fast nur von Krieg und Raub, überfallen die Dörfer der Mandingas, bekämpfen sich aber auch gegenseitig, und es kommt gar nicht selten vor, daß die Bevölkerungen zweier Nachbardörfer solange in erbitterter Fehde liegen bis eines derselben zerstört ist.

Papelmädchen.

Der König hat das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen. Alfred Marche erzählt auch, daß ihm das jus primae noctis zustehe, welches auszuüben er nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet sei da ohne diesen Akt ein junges Mädchen sich nicht verheiraten könne. Die Väter häßlicher Töchter sollen deshalb in arger Verlegenheit sein und den König durch Geschenke zu bewegen suchen, sein Recht auszuüben damit sie ihre Töchter an den Mann bringen.[93] Wie bei den Flups und Papels heiraten auch bei den Balantes die Mädchen sehr früh, im Alter zwischen 14 und 18 Jahren. Der Mann kauft die Frau und kann sie wenn er ihrer überdrüssig ist, einem andern verkaufen oder sie ihren Eltern zurückschicken.

[93] Alfred Marche, Trois voyages etc. Seite 70. — „Was der französische Reisende von den eigentümlichen Rechten des Königs über alle Jungfrauen seines Territoriums mitgeteilt hat gehört meiner Ansicht nach in das Reich der Fabel." Prof. Dolter l. c., Seite 104.

Östlich von den Balantes, an beiden Ufern des Rio Geba und zwischen diesem und dem Rio Grande wohnen wieder Mandingas. In ihrem Gebiet liegt die kleine portugiesische Kolonie Geba, ein weit vorgeschobener Posten, über welchen hinaus bisher noch kein Reisender gedrungen ist, so daß wir über den obern Lauf des Rio Geba und seine Quellen noch gar nicht orientiert sind. Geba war einst[91] ein viel besuchter Handelsplatz, nach welchem namentlich Gold und Elefantenzähne gebracht wurden; jetzt haben die nahen französischen Plätze den größten Teil dieses Handels an sich gezogen, in den gegenwärtig am meisten gehandelten Artikeln, in Erdnüssen, Gummi und Wachs sind die portugiesischen Faktoreien am Rio Grande günstiger situierte Konkurrenten, und die hohen Zölle, welche Portugal in seinen Häfen erhebt, drücken hier den Handel besonders schwer, so daß Geba heute nur noch ein Schatten von dem ist, was es einst war. Der Handel könnte sich

Begräbnisplatz der Papels.

vielleicht wieder beleben, wenn die Zölle vermindert, aber auch den unaufhörlichen Kriegen der Eingeborenen, durch welche der Karawanenverkehr zuweilen völlig ins Stocken gerät, ein Ende gemacht würde. Das ungesunde Klima trägt auch viel dazu bei, ein Aufblühen des Handels zu verhindern. Europäern ist ein längerer Aufenthalt an den Ufern des Flusses nicht zuträglich, und die Faktoreien sind hier sehr dünn gesäet. Landein-

[91] Les voyages du Sieur Le Maire aux isles Canaries, Cap-Verd, Senegal et Gambie. Paris, Jacques Collombat, 1695: La plûpart des Portugais ont des Barques dans le Port, dont ils se servent pour negotier à Serlionne: Les Cocleres, sorte de fruit, qui represente en figure et en goût des marons d'Inde; il y en a de blancs et de rouges, dont ils font grand commerce parmy eux, surtout dans les Terres des Biaffares et Mandingues. Ils envoyent encore leurs Barques à la traite des Négres aux Bizagots, à la Riviére de Nounne et encore à la traite du Morfil et de l'Indigo en feüille, dont ils se servent pour teindre leurs paignes. (Seite 205.)

wärts gegen Süden erstreckt sich dichter Urwald, in welchem Dörfer der Mandingas, Biafaden und Mandjags liegen, bis zum Rio Grande. Raubtiere, Leoparden, Hyänen und eine Schakalart sind dort in Menge vorhanden, und oberhalb Geba sollen auch Löwen vorkommen. Die früher sehr zahlreichen Elefanten sind jetzt schon ziemlich selten geworden und schwer zu erlegen. Dagegen wimmelt es an den Ufern des Flusses von Flamingos, Pelikanen, Reihern und anderen Wasservögeln, und im obern Lauf des Flusses sind Flußpferde und Krokodile massenhaft vorhanden. Eine üppige Vegetation bildet überall den Hintergrund. Dichte Mangrovengebüsche ziehen sich längs der Ufer hin, und über sie hervor ragen die mächtigen Stämme alter Baobabs und schlanke Palmen. Je näher man Geba kömmt, desto hügeliger werden die Ufer. In seinem untern Lauf durchströmt der Rio Geba ein flaches Land, welches in der Nähe der Mündung in Sumpfboden übergeht. Der Fluß hat bis kurz vor Geba eine stattliche Breite und ist an der Mündung fast eine Meile breit, aber seine Tiefe entspricht nicht der Breite, und Schiffe, welche stromaufwärts fahren wollen, warten daher die Flut ab, welche fast bis Geba fühlbar ist; während der Ebbe ist der Fluß sehr seicht.

Vor der Mündung des Rio Geba und Rio Grande liegt eine Inselgruppe, die sich fast bis zum Rio Nunez ausdehnt, die Bissagos oder Bijagos.* Die nördlichste ist die östlich von Bissao gelegene Insel Jatte; südwärts reihen sich an diese die Inseln Carache, Corbelha, Ponta, Formosa, Galinhas, Kangabak, Orango und eine Menge kleinerer. Die größte ist Orango, die südlichste, schon nahe dem Nunez, die Tristao-Insel. Die Vegetation ist auch hier eine sehr üppige. „Rizophoren in ihrer vollkommenen Entwickelung geben den Hauptbestand der Ufervegetation ab, Palmen (Fächerpalmen, Ölpalmen, Phönix) kommen nicht selten vor, Buschwald mit einzelnen Baobabs, Wollbäumen und anderen Titanen der Pflanzenwelt prägen auch hier der Landschaft ihren eigentümlichen Stempel auf, während zahlreiche Kulturen, Orangenbäume, Bananen, auch Kokospalmen und Maisfelder es zu einem ungemein anziehenden und freundlichen Bilde gestalten."

Die eingeborene Bevölkerung dieser Inseln bilden die Bijagos, ein kriegerisches Volk, welches den Portugiesen schon manche böse Stunde bereitet hat. Obwohl sie sich als die Herren der Bijagos oder Bissagos Inseln betrachten, ist ihr Einfluß auf der Mehrzahl derselben doch gleich Null. Am richtigsten wird ihr Verhältnis zu den Eingeborenen wohl bezeichnet, wenn man sagt, daß sie geduldet sind. Die Eingeborenen haben ihnen die Inseln lange Zeit in blutigen Kämpfen streitig gemacht, und jetzt haben sie mit ihnen zwar Freundschaftsbündnisse geschlossen, sind aber weit davon entfernt, die Fremden als ihre Oberherren anzuerkennen. Jede Insel wird von einem König regiert, dessen Gewalt völlig unbeschränkt ist. Die Bevölkerung der Inselgruppe dürfte 10000 Seelen nicht übersteigen, denn mehr als 1000 Bijagos wohnen auf keiner der Inseln. Unter einander sind sie allem Anschein nach durch Schutzbündnisse verbunden, mit den Bewohnern des Festlandes aber unterhalten sie keinen Verkehr, sind fast ohne Unterbrechung in Kriege mit ihnen verwickelt, und die Uferdörfer der Nalus, Biafaden, Mandjags, Papels, Balantes und Flups werden oft von ihnen geplündert, ohne daß es auch nur einmal gelingt, die Räuber zu züchtigen, welche auf ihren Schiffen mit der Beute ebenso schnell verschwinden, wie sie gekommen sind.

In früherer Zeit waren die Bijagos der Schrecken der Seefahrer in diesen Gewässern. In kleinen Kähnen überfielen sie die Fahrzeuge, um Gefangene zu machen, welche nur gegen Lösegeld wieder freigelassen wurden, und man berichtet grauenhafte Einzelheiten von ihren Raubzügen, von welchen auch die Stadt Bolama nicht verschont blieb, von wo sie einst den Gouverneur als Gefangenen mitschleppten. Als noch die Engländer Bolama innehatten, kam es zwischen diesen und den Bijagos häufig zu blutigen Zusammenstößen. Mit den Portugiesen vertragen sich die Bijagos besser. Da es oft vorkam, daß Bijagos, wenn sie mit portugiesischen Händlern in Streit gerieten, sofort zu den Waffen griffen und mit diesen den Streit entscheiden wollten, gestattet jetzt der Gouverneur keinem die Landung in Bolama, ohne daß er seine Waffen abliefert,

* Wir bitten den bei der Korrektur übersehenen Stichfehler in der Karte von Senegambien (Seite 101) zu entschuldigen. Die Bijagos sind dort mit Br., also als britischer Besitz bezeichnet. Das Zeichen Br. ist durch P. zu ersetzen.

welche ihm erst beim Verlassen der Stadt zurückgegeben werden. Streitigkeiten beim Handel sind aber kaum zu vermeiden, denn die Bijagos sind ungemein jähzornig und der Verkehr mit ihnen ein sehr schwieriger.

Die Bijagos sind keine großen Leute (nicht über 1,65 Meter, häufig aber unter 1,55 Meter lang), aber von ihren Nachbaren unterscheiden sie sich vorteilhaft durch ihren kräftigen, muskulösen Körperbau und den kühnen, energischen Gesichtsausdruck. Das Haupt ist mit dichtem Wollhaar bedeckt, die Backenknochen treten nur wenig hervor, die breitflüglige Nase ist gerade oder nur wenig gebogen. Das Gesicht entstellen aber die breiten, wulstigen Lippen. Mit den übrigen Guinea-Negern haben sie die überaus langen Arme gemein (1,75 Meter Spannweite), aber die Arme sowohl als die Waden sind voller als bei anderen Negern. Ihre Hautfarbe ist schwarzbraun, eine der dunkelsten unter den vielen Schattierungen, welche der afrikanische Kontinent aufweist. Die Haut wird mit Palmöl eingerieben und mit Ocker bemalt. Das einzige Kleidungsstück bildet eine Art kurzes Schurzfell, aus in Franzen gedrehten Kokosfäden verfertigt.

Durch den Handel mit den Europäern sind die Bijagos in den Besitz von Feuerwehren gekommen, aber ihre Hauptwaffe sind Assagai und Lanze geblieben. Die Lanzenspitzen gehören zu den wenigen Gegenständen, welche sie selbst verfertigen, denn so groß ihre Beanlagung für den Handel ist, so haben sie es doch kaum zu den bescheidensten Anfängen irgend einer Handfertigkeit gebracht. Neben dem Handel treiben sie Ackerbau und Fischfang, und der letztere, sowie ihre Piratenzüge, haben früh dazu geführt, daß sie aus den Riesenstämmen des Bentbenbaumes jene 25 Fuß langen und 5 Fuß breiten, mit roter Farbe angestrichenen Piroguen verfertigen lernten, in denen sie früher die an ihre Küste gelangenden Schiffe überfielen. In solchen Piroguen kommen sie jetzt noch nach Bolama und in die anderen portugiesischen Niederlassungen und bringen zum Umtausch gegen Baumwollenstoffe, Pulver, Tabak, Glasperlen u. s. w., ihre eigenen Erzeugnisse: Bataten, Mil, Orangen, Erdnüsse und Wachs.

Wenige Kilometer nördlich von der Mündung des Rio Grande liegt die etwa 6 □ Meilen große Insel Bolama, auf ihr die Stadt gleichen Namens, welche seit 1882 die Hauptstadt aller portugiesischen Besitzungen zwischen dem 11. und 14. Breitengrad und Sitz des Gouverneurs ist. Die Stadt zählt etwa 1000 Einwohner, darunter kaum 50 Weiße. Obwohl die Insel einer der ersten Punkte war, welche die Portugiesen an der Westküste Afrikas besetzten, so war doch das Besitzrecht der Portugiesen bis in die neueste Zeit nicht unbestritten. Als nämlich Portugal unter Philipp II. für einige Zeit unter spanische Herrschaft kam, wurden die Niederlassungen auf der Insel verlassen und Engländer besetzten dieselbe. Erst vor wenigen Jahren einigten sich England und Portugal, ihren Streit um die Insel durch einen Schiedsrichterspruch des Präsidenten der Vereinigten Staaten entscheiden zu lassen, und dieser erklärte die Ansprüche Portugals für berechtigt, worauf die Engländer die Insel räumten. Portugiesische Kolonisten haben sich bisher auf Bolama noch nicht niedergelassen; die wenigen dort lebenden Portugiesen sind Beamte oder Deportierte. Die Mehrzahl der weißen Bevölkerung bilden französische Kaufleute, und die meisten Kolonisten sind von der Insel Fogo herübergekommen. Portugiesisch wird daher auf der Insel wenig gesprochen, die Verkehrssprachen sind französisch und kreolisch.

Die Insel erfreut sich einer ungemein üppigen Vegetation. „Riesige Baobabs mit ihren weitverzweigten Ästen gewähren dem Wanderer schattige Kühle, zwischen ihnen ragen schlanke Palmen in den blauen Himmel hinein, und das Ganze wird harmonisch verbunden durch eine Unmasse von Schlingpflanzen und Schlingbäumen, welche ein undurchdringliches Dickicht bilden. Zahlreiche kleine Bäche und Teiche tragen nicht wenig bei, den Reiz dieser lieblichen Landschaft zu erhöhen." Die Eingeborenen, die schwarzbraunen Mandjags, welche in kleinen Dörfern beisammen wohnen, sind ein friedliches, den Weißen freundlich gesinntes Volk und einer der kulturfähigsten Stämme Senegambiens. Der Ackerbau hat bei ihnen bereits Eingang gefunden und sie haben manche Sitten und Gebräuche von den Weißen angenommen. Allmählich gewöhnen sie sich auch an Kleidung, da der Gouverneur nicht duldet, daß sie ohne eine solche in die Stadt kommen. Ein Teil der Mandjags, darunter die in der Stadt wohnenden, bekennt sich dem Namen nach zum Christentum, die

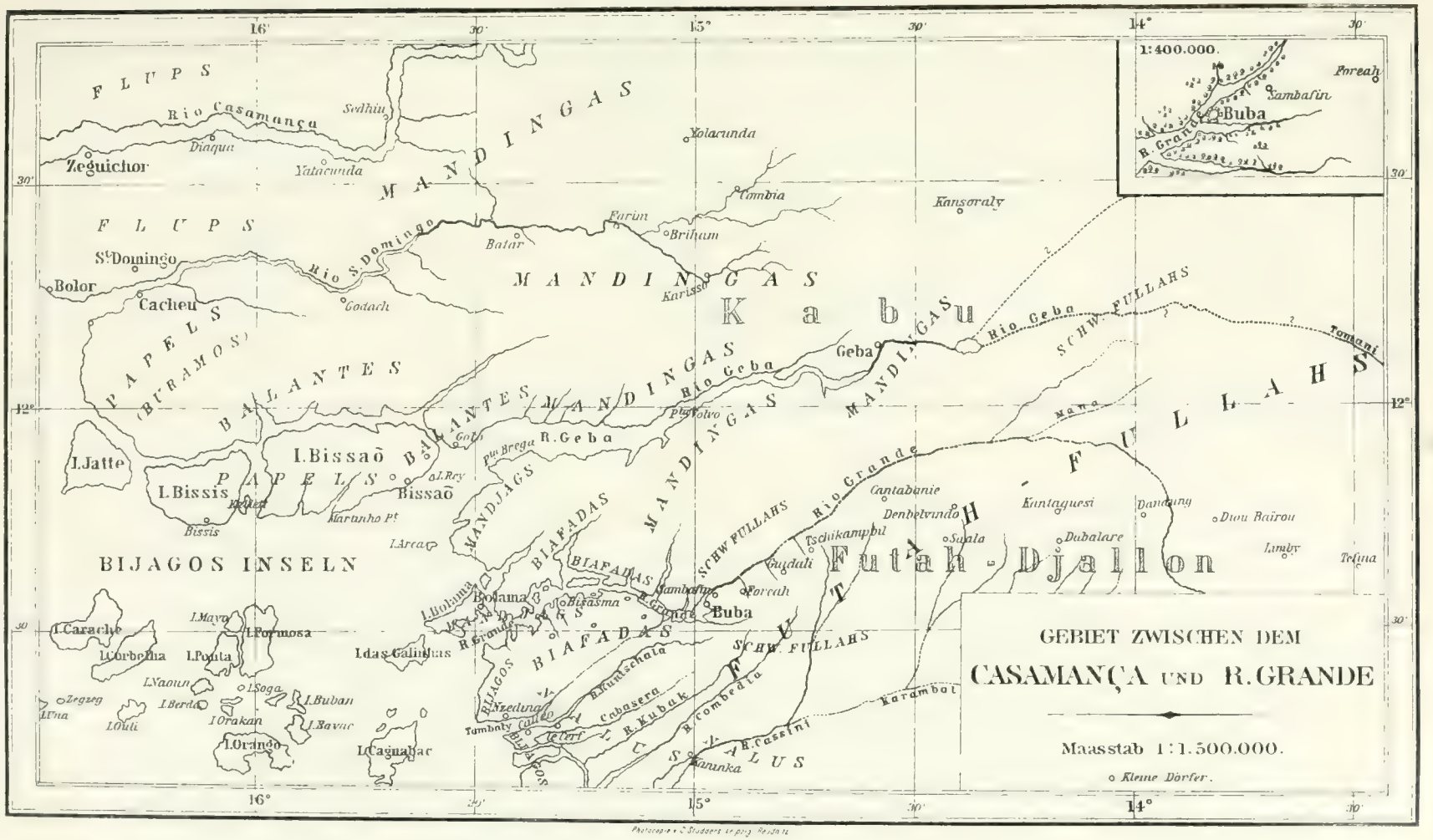
übrigen sind Heiden. Sie sind meist große Leute durchschnittlich 1,70 bis 1,80 Meter, mit auffallend langen Armen und Beinen, platten Füßen, wolligem Haar, wulstigen Lippen und breiter Nase, dabei von großer Magerkeit.

In der Stadt Bolama bewohnen sie mit einigen Mandingas eine Art Vorstadt, welche durchgehends aus Strohhütten besteht. In der eigentlichen Stadt, deren kleine Steinhäuser mit Ausnahme des einstöckigen Hauses einer Marseiller Handelsfirma nur ein Erdgeschoß besitzen, hat die Regierung in der letzten Zeit große Bauten aufführen lassen: ein Spital, eine Kapelle und Kasernen für die Soldaten, welche bisher im Freien kampieren mußten. Der in keiner portugiesischen Kolonienstadt fehlende große Marktplatz ist auch hier sofort angelegt worden.

Ein schmaler Kanal, der zur Zeit der Ebbe trocken liegt, trennt die Insel vom Festlande. Auf dem gegenüberliegenden waldigen Ufer bis zur Mündung des Rio Grande befinden sich von hübschen Anpflanzungen umgebene Faktoreien, darunter viele französische, die jedoch unter portugiesischer Oberherrschaft stehen. Die Dörfer an beiden Ufern des Rio Grande sind von Mandjags bewohnt. Auf dem linken Ufer liegt die

Ansicht von Bolama.

portugiesische Kolonie Bissasma, deren Bewohner von den umwohnenden Mandjags bei der Bebauung des Bodens thätig unterstützt werden. Weiter stromaufwärts gewinnt die Uferlandschaft durch die üppige Vegetation ein entzückendes Aussehen. „Zauberhaft schön," schreibt Dölter, „lag vor uns der dichte grüne Urwald, nur selten von Menschenfuß betreten, von Menschenhand gelichtet. Die üppige Fülle dieser Waldstrecke sucht selbst in Afrika ihres gleichen. Auf der einen Seite erheben sich dichte Palmenhaine, phantastisch treten die Konturen der das Ufer besäumenden Bäume hervor, zu unterst der Mangrovebaum mit seiner weißlichen Rinde und seinem Gewirr durchflochtener Luftwurzeln, und über ihm ein unauflösbares Chaos von Gräsern und Rohr, von Euphorbien, Aloen, Gardenien, das Ganze durchwoben von den verschiedensten Schlingpflanzen, während auf der Uferhöhe die Monotonie der eleganten schlanken Palmen durchbrochen wird von den imposanten Formen einzelner Riesenbäume, des mächtigen Baobab und des stolzen Wollbaumes. Aber nicht ein unbelebtes totes Bild ist es, welches sich unserem verklärten Blick darbietet, denn als der Abend gekommen und hinter dem Laube der Baumriesen die Sonne entschwindend die herrliche Landschaft in Purpurtinten tauchte, wird es um uns immer lauter und lauter, der Wald belebt sich, kreischende Vögel ziehen über unseren Häuptern dahin,


GEBIET ZWISCHEN DEM
CASAMANÇA UND R. GRANDE
Maasstab 1:1.500.000.
o Kleine Dörfer.
1:400.000.
Foreah
Sambafin
Buba
R. Grande
FLUPS
Rio Casamança
Sedhiu
Diaqua
Zeguichor
Yatacunda
MANDINGAS
Yolacunda
Combia
Kansoraly
Farim
Briham
Batar
Rio S. Domingo
St. Domingo
Bolor
Cacheu
Godach
Karisso
Kabu
Geba
Rio Geba
SCHW. FULLAHS
Tomani
PAPELS (BURAMOS)
BALANTES
Pta Volvo
Pta Brega
R. Geba
I. Jatte
I. Bissis
I. Bissaõ
Bissaõ
Bissis
Martinho Pt.
I. Arca
MANDJAGS
BIAFADAS
BIJAGOS INSELN
Bolama
Bisasma
Sambafin
Buba
Foreah
Gudali
Tschikampbil
Cantabanie
Denbelvindo
Saala
Kantaguesi
Dabalare
Dandung
Diou Bairou
Limby
Tefina
Futah-Djallon
FUTAH-FULLAHS
Rio Grande
Mana
I. Carache
I. Corbelha
I. Mayo
I. Formosa
I. Ponta
I. das Galinhas
I. Naoun
I. Soga
I. Buban
I. Berda
I. Orakan
I. Bavac
I. Orango
I. Cagnabac
Zegzeg
I. Una
I. Ouli
Nzedina
Tambaly
Caldeo
Le Cerf
R. Kuntschala
Cabasera
R. Kubak
R. Combedia
R. Cassini
Karambal
Kaninka
16°
15°
14°
12°
30'

Affen und Vögel treiben ihre munteren Spiele in den dichtbelaubten Ästen. Kuckuk, Turteltauben und Nashornvögel führen einen fast betäubenden Lärm aus, widerlich ertönt das Geschrei der Aasgeier, und späterhin fehlt auch nicht in langen Zwischenräumen das dumpfe Brüllen der auf Beute ausgehenden wilden Tiere." Siehe Seite 124.

An beiden Ufern zwischen Bissasma und Buba wohnen die Biafaden, die unter mehreren Häuptlingen stehen, deren Macht durch die Stammesältesten sehr eingeschränkt ist. Sie sind von schwarzbrauner Farbe, kleine kräftige Gestalten mit wolligem Haar, breiter Nase und breitem Mund, langen Armen und unschönen platten Füßen. Ihre Gesichtszüge sind meist nicht häßlich, die Stirn zuweilen schön geformt. Die Frauen sind im Verhältnis zu den Männern groß, aber auffallend mager und selten hübsch. Männer und Frauen lieben bunten Schmuck, flechten ihr Haar in zierliche Zöpfe und tättowieren den Körper. Auch die Sitte, die Zähne spitz zu feilen, welcher wir schon bei den Mandingas begegneten, ist bei ihnen vorhanden. Musik und Tanz lieben sie sehr, und Spieldosen sind daher bei ihnen ein hochgeschätzter Artikel."[*])

Die äußerste portugiesische Kolonie am Rio Grande ist Buba. Dölter traf unter der 150 bis 200 Seelen zählenden Bevölkerung nur 5 Weiße, 2 Franzosen und einen Kreolen von der Insel Fogo. Die Garnison zählte wegen der Kriegsunruhen einschließlich der Offiziere 100 Mann von dem in Bolama stationierten Tirailleur-Regiment, mit Ausnahme eines Unteroffiziers sämtlich Farbige aus der Angolaprovinz und von den Kapverden. Die übrigen Einwohner waren Mandjags und Mandingas. Die Niederlassung ist auf drei Seiten von Palissaden umgeben, auf der vierten durch den Fluß hinreichend gegen Überfälle geschützt. Sie besteht aus drei Steingebäuden, deren eines bei Dölters Besuch als Wohnung des Kommandanten und als Pulvermagazin diente, und etwa 50 Hütten, deren Wände Bastdecken bilden, während das Dach mit durch Stricke befestigten Bambusstäben hergestellt ist.

Als Dölter in Buba ankam, fand er außer der Garnison auch die ganze Bevölkerung unter Waffen, denn tags zuvor hatten die Futah-Fullahs den Platz angegriffen und waren erst nach 24stündigem, ununterbrochenem Sturm durch das Kartätschenfeuer einer Haubitze und die Hohlkugeln zweier vierpfündiger Armstrongkanonen zurückgetrieben worden. Am folgenden Tage wiederholten sie den Angriff, aber mit nicht besserem Erfolg. Die Kugeln der unablässig durch die Schießscharten feuernden schwarzen Besatzung fügten zwar den Angreifern keine großen Verluste bei, da die Soldaten ebenso schlechte Schützen waren wie die Futah-Fullahs, aber die von den Europäern bedienten Geschütze trieben regelmäßig den ohne alle Deckung anstürmenden Feind zurück, bevor er die Palissaden erreichte. Als der Anführer der Futah-Fullahs einzusehen begann, daß er mit Gewalt nichts auszurichten vermochte, verlegte er sich aufs Unterhandeln, fand aber den Kommandanten auch nicht geneigt, durch ein Lösegeld die Aufhebung der Belagerung zu erkaufen. Die Futah-Fullahs zogen endlich ab, ohne einen neuen Angriff versucht zu haben.

Die Fullahs oder Peulhs, denen wir hier wieder begegnen, teilen sich in schwarze und in rote Fullahs, welche die Portugiesen Futah-Fullahs nennen. Die ersteren sind echte Nigritier, ihre Haut kaffee- oder chokoladenbraun, wenn Kreuzung stattgefunden hat zuweilen rötlich braun. Sie sind ein Mischvolk, durch Kreuzung von Mandingas und Fullahs hervorgegangen, und ihre häßlichen Gesichtszüge, die fleischigen Lippen, die breite Nase, die langen dünnen Arme und die Säbelbeine mit den platten Füßen unterscheiden sie unvorteilhaft von den schlanken, gut gebauten, intelligent aussehenden roten Fullahs, den echten, unvermischten Peulhs, welche schon ihre äußere Erscheinung als herrschendes Volk kennzeichnet. Die schwarzen Fullahs sind ihre tributpflichtigen Unterthanen, häufig auch ihre Sklaven, genießen jedoch auch in letzterem Falle große Freiheit, können sich verheiraten, erhalten von ihrem Herrn Felder angewiesen, welche sie für ihre Rechnung bebauen

[*]) Die Biafaden sind Heiden, und Dölter behauptet, daß sie weder an ein höheres Wesen noch an die Unsterblichkeit der Seele glauben; dagegen glauben die Biafaden an verschiedene Zauberer und Hexen, wie denn bei ihnen der Aberglaube die Stelle der Religion einnimmt. Dölter l. c. Seite 86.

dürfen, und sind überhaupt nur verpflichtet, an bestimmten Tagen auf den Feldern ihres Herrn zu arbeiten. Mollien sowohl als Hecquard ließen sich dadurch zu der irrigen Ansicht verleiten, daß die Futah Fullahs ihren Sklaven besondere Wohnsitze anweisen und daß dieselben in bestimmten Dörfern beisammen wohnen.[96]

Das Gebirgsland Futah Dschalon, welches die Futah-Fullahs bewohnen, ist trotz aller Reisen, deren Ziel es war, zum weitaus größern Teile noch eine terra incognita. Nicht einmal die Flußläufe desselben sind bisher genau festgestellt. Die Reisenden, welche sich nach Futah-Dschalon begaben, kamen entweder vom Gambia oder von Sierra-Leone und durchschnitten das Land in der Richtung von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden, ohne dem Lauf der Flüsse zu folgen, so daß heute noch große Strecken des Rio Nunez, Rio Grande und Rio Geba unbekannt sind, trotzdem wir bereits ausführliche Nachrichten über das Innere Futah-Dschalons besitzen. Und doch verdiente die Hydrographie Futah-Dschalons ganz besondere Beachtung, da in diesem Land die Quellen von mehr als zwei Dutzend Strömen und Flüssen zu suchen sind, unter denen sich bedeutende Ströme, wie der Niger, der Senegal, die Faleme, der Gambia, Rio Grande u. s. w. befinden. Das Gebirge, in welchem diese Ströme entspringen, sollte nach Lambert[97] die Grenze des ewigen Schnees erreichen, welcher Angabe jedoch Dölter mit Recht widerspricht. Wenn Lambert von den Eingeborenen gehört haben will, daß es in Futah-Dschalon Berge gebe, welche zur Regenzeit stets mit einem weißen Schleier bedeckt sind, so kann darunter auch Nebel zu verstehen sein. In diesen Breiten könnte die Grenze des ewigen Schnees nicht unter 4000 Meter liegen, ein so hohes Gebirge jedoch müßte auf viele Meilen weit sichtbar und die Existenz desselben könnte den Reisenden nicht verborgen geblieben sein. Die höchsten Berge Futah-Dschalons werden daher nicht, wie Lambert annimmt, 3000 bis 4000 Meter hoch sein, sondern wahrscheinlich höchstens 2000 Meter erreichen, was die Messungen neuerer Reisenden, Bayols, Olliviers u. s. w. zu bestätigen scheinen. Lamberts Angaben erscheinen umso unwahrscheinlicher, wenn man seine einzelnen Höhenschätzungen miteinander vergleicht, denn man gelangt durch sie wiederholt zu der unvermeidlichen Annahme, daß Futah-Dschalon ein plötzlich zu bedeutender Höhe emporsteigendes Hochplateau sei, während es doch nach den übereinstimmenden Berichten aller anderen Reisenden ein langsam ansteigendes Hochplateau ist.

Futah-Dschalon ist kein monarchisch regierter Staat, sondern eine Art aristokratischer Republik. An der Spitze des Staates stehen zwei Almamys, welche aus den Familien Alfa und Sory gewählt werden, aber die Regierung ruht eigentlich in dem Rat der Alten, welcher den Almamys zur Seite steht und alle wichtigeren Angelegenheiten beratet. Der Almamy ist bloß der oberste Vertreter der Nation. Das Land ist in 15 Provinzen oder Diwals[98] geteilt, deren jede von zwei Provinzvorstehern — Souria und Alfaria — regiert wird. Die Provinzvorsteher ernennen die Dorfvorsteher, welche im Verein mit dem Marabut in ihrer Gemeinde das Richteramt ausüben, wobei der Koran als Gesetzbuch dient. Todesurteile können nur von dem Provinzvorsteher, welchem ebenfalls ein Rat der Alten beigegeben ist, verhängt werden, und über alle wichtigen Fälle muß nach Timbo, der Hauptstadt, berichtet werden.

Die Futah-Fullahs sind ausnahmslos Mohammedaner, und ihre fanatischen Marabuts betreiben eine lebhafte Propaganda für die Lehren des Propheten. Die religiösen Vorschriften werden streng befolgt, alle berauschenden Getränke, auch der Palmwein sind streng verpönt, und nie hört man bei den Futah Fullahs Musik und Gesang, nie sieht man sie, gleich ihren Nachbarvölkern, Tänze aufführen.

Da die meisten ihrer Nachbarvölker — die Sousus, Nalous, Landoumans, Mandingas, Timné, Korankos, Dialonke, Malinke u. s. w. — Heiden sind, befinden sich die Futah-Fullahs in fast ununterbrochenem Krieg mit denselben und dringen, den Bevölkerungen die mohammedanische Lehre aufzwingend, immer weiter

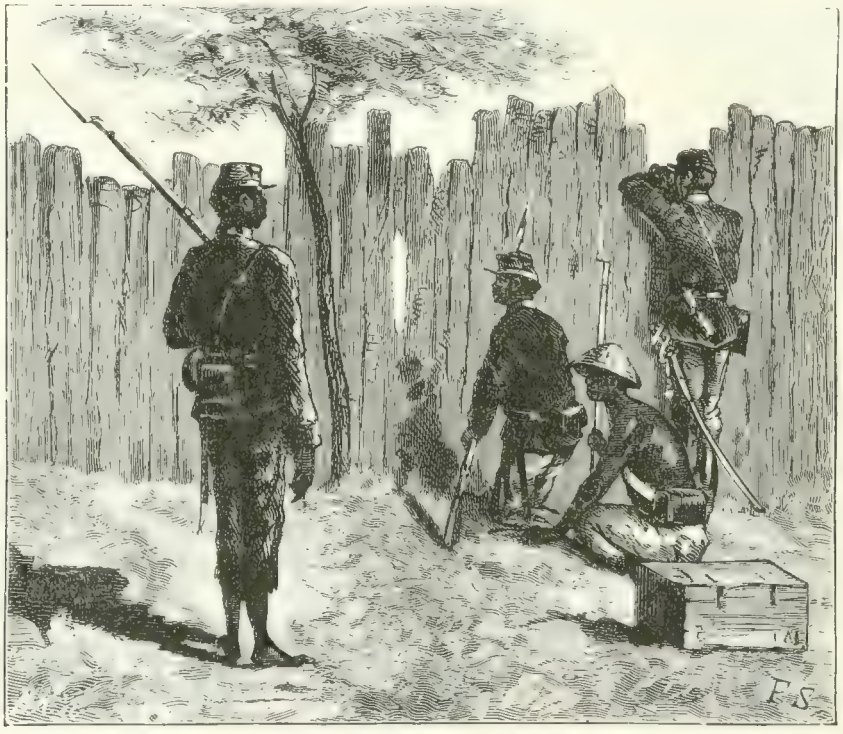
[96]) G. Mollien, Reise an die Quellen des Senegal und Gambia.

[97]) Lambert, Voyage au Fouta-Djalon. Le Tour du Monde, 1861, 1. sem., Seite 373.

[98]) Die Namen der 15 Provinzen sind: Timbo, Bouria, Fougoumba, Kébali, Collade, Colen Koui, Timbi Tounni, Timbi Medina, Labé, Bailo, Fodi Hadji, Massi. — Dr. Bayol, La France au Fouta-Djalon. Revue des Deux-Mondes, 1882, Seite 927.

gegen die Meeresküste vor. Die Grenzen des riesigen, von ihnen bewohnten Gebietes lassen sich nicht genau bestimmen, da sie infolge der Eroberungszüge fast alljährlich sich ändern.

Für Frankreich ist Futah-Dschalon von großer Wichtigkeit, da durch dasselbe der nächste Weg von der Küste zum Niger führt, und seit längerer Zeit bemühte man sich, mit den Almamys von Futah-Dschalon ein freundschaftliches Verhältnis anzubahnen. Den Reisen Hecquards und Lamberts folgte eine Expedition, welche 1880 Ollivier von Bulam aus unternahm.[99] Im folgenden Jahre sandte derselbe zwei seiner energischesten Agenten, die Herren Gaboriaud und Anfaldy nach Futah-Dschalon. In Fougoumba trafen diese mit Dr. Bayol zusammen, dem das Verdienst gebührt, Frankreichs Einfluß in Futah-Dschalon fest begründet zu haben. Er war am 1. Juli in Donhol Fella, der Residenz des Almamy Ibrahim Sory, des Sohnes des Almamy Abdoul Gadiri eingetroffen und hatte schon am 5. Juli die Zustimmung desselben zu seinen Plänen erlangt. Am



Hinter den Palissaden in Geba.

14. Juli wurde in Timbo, wo der Almamy Bou Bakar residierte, ein Vertrag unterzeichnet, durch welchen ganz Futah-Dschalon das französische Protektorat anerkannte. Die großen Erfolge, welche die Franzosen seit den Tagen des Generals Faidherbe errungen, hatten wesentlich mitgewirkt, den Futah-Fullahs den Abschluß eines Bündnisses mit dem mächtigen Frankreich wünschenswert erscheinen zu lassen. Als Dr. Bayol nach Frankreich zurückkehrte, begleiteten ihn vier vornehme Futah-Fullahs als Abgesandte des Almamy, die ersten ihres Stammes, welche europäischen Boden betraten.

Die Errungenschaften Dr. Bayols sind zum mindesten ebenso groß, wenn nicht größer als jene der Expedition Gallienis. Während bis heute noch kein französisches Haus in Kita, dem äußersten Posten der Senegal Niger-Linie, sich niedergelassen hat und nach Osten hin Medina noch immer der bedeutendste Handelsplatz

[99]) A. Ollivier, De l'Atlantique au Niger par le Fouta-Djalon. Paris, 1882.

ist, hat der von Dr. Bayol abgeschlossene Vertrag dem französischen Handel ein riesiges Gebiet eröffnet, dessen Ausnutzung durch den französischen Kaufmann viel rascher zu erfolgen scheint als jene der jenseits der Falemé gelegenen Länder.

Als Frankreich in Futah-Dschalon festen Fuß faßte, hatte es seinen Einfluß bereits über die Mündungsgebiete des Rio Nunez, des Rio Pongo und über Mellacorée ausgedehnt. Diese Küsten waren einst verrufene Schlupfwinkel der Sklavenhändler; nachdem der Sklavenhandel aufgehört, hatte sich auch hier wie in Senegambien die Bevölkerung der Bodenkultur zugewendet, und allmählich entwickelte sich ein lebhafter Handel mit Erdnüssen, der immer mehr Handelsfahrzeuge an die Küste lockte. Der unermüdliche Pionier der europäischen Kultur, der Kaufmann, errichtete Faktoreien an den Ufern der Flüsse, und lange Jahre hindurch bestand ein gutes Einvernehmen zwischen den Eingeborenen und den Weißen, deren mancher hier ein reicher Mann wurde. Keiner der Staaten, welche in diesen Gewässern Kolonien besaßen, dachte daran, Hoheitsrechte über

Berittener Futtah-Fullah.

die Eingeborenen am Rio Pongo u. s. w. zu beanspruchen; sie selbst waren schuld daran, daß endlich eine europäische Macht in ihre Angelegenheiten sich einmischte. Als im Jahre 1866 die Landoumans am Rio Nunez sich zu Feindseligkeiten gegen die fremden Kaufleute hinreißen ließen, landete der Gouverneur Senegambiens, Colonel Pinet-Laprade an ihrer Küste, hißte an derselben die französische Flagge und erklärte das Land für französisches Schutzgebiet. In Boké wurde ein Fort errichtet, dessen Garnison hinreichte, die Ruhe im Lande zu erhalten. In gleicher Weise wurde am Rio Pongo und in Mellacorée durch Errichtung der Forts Bofa und Benty das proklamierte Protektorat befestigt. Eine etwa 400 Kilometer lange Küstenstrecke, deren Hinterland das reiche Futah-Dschalon war, hatte Frankreich auf diese Weise fast ohne Schwertstreich erworben.

Futah-Dschalon ist ungemein reich an Naturprodukten der verschiedensten Art. Bei Donhol Fella wird Kupfer gefunden, Eisen ist fast überall vorhanden und wird auch von den Eingeborenen ausgebeutet, während

sie dem gleichfalls in Menge vorhandenen Gold nur wenig Beachtung schenken. Dagegen sind Kohlen bisher noch nicht entdeckt worden. Die Felder und Plantagen der Eingeborenen liefern Reis, Erdnüsse, Sesam, Mais, Mil. Orangen, Zitronen, Kolanüsse, Datteln u. s. w. Auch Tabak gedeiht hier vortrefflich. Manche europäische Getreidearten, ferner der Maulbeerbaum, vielleicht auch die Weinrebe, könnten mit großer Aussicht auf Erfolg hier eingeführt und ihr Anbau versucht werden. Bauholz ist in den Wäldern Futah Dschalons in Menge vorhanden. Akazien, Tamarinden, Pandanus liefern vorzügliche Holzarten.

Die Tierwelt ist durch Antilopen und Gazellen, mehrere Affenarten und Leoparden vertreten. Insekten und bunte Schmetterlinge sind in Masse vorhanden, und Bienen liefern vortrefflichen Honig.

Im Gebirge ist das Klima sehr mild, etwa jenem von Bourbonnais und Auvergne gleich, und namentlich Timbi und Labe eignen sich zur Ansiedelung für Europäer. Das Land scheint sehr dicht bevölkert zu sein, denn überall sieht man Dörfer und Ansiedelungen, aber es ist dies nur eine Täuschung, welche dadurch hervorgerufen wird, daß die Futah Fullahs zweierlei Wohnhäuser besitzen, eines für die trockene und eines für die 7 Monate dauernde Regenzeit. Außer ihren Städten und Dörfern, welche sie Missidas heißen, haben sie noch sogenannte Fulahsos, in welche sie sich während der Regenzeit zurückziehen. Bei den Fulahsos befinden sich auch die Ställe und die Vorratshäuser, in welchen die Ernte untergebracht wird. Mehrere solcher Fulahsos vereint bilden eine sogenannte Marga. Die Hälfte der Wohngebäude in Futah Dschalon steht also stets entweder in der trockenen oder in der Regenzeit leer und unbewohnt, aber der Fremde, dem dieses Verhältnis nicht bekannt ist, fühlt sich leicht veranlaßt, wegen der vielen Dörfer und Höfe, welche er sieht, die Bevölkerung zu überschätzen. Zu den Missidas und Fulahsos gesellen sich noch als dritte im Bunde die Roumdes, Ansiedelungen, welche nur von Sklaven bewohnt werden. Die Dörfer zeichnen sich fast ausnahmslos durch eine geradezu entzückende Lage aus, die Häuser sind besser gebaut als in Senegambien, und in ihnen und den Dorfstraßen herrscht überraschende Sauberkeit. Auf Schritt und Tritt merkt man, daß man sich unter einem Volke befindet, welches hoch über den faulen Nigritiern steht und eine beachtenswerte Kulturstufe erstiegen hat.

Schulen sind in Futah Dschalon in Menge vorhanden. Die berühmtesten befinden sich in Donhol Fella, Fougoumba, Labe und bei den Houbous, gelehrten Marabuts. Es giebt Knaben- und Mädchenschulen. Die Mädchen werden im Lesen und Schreiben unterrichtet und lernen einige der ersten Suren aus dem Koran auswendig. Der Unterricht der Knaben besteht außer Lesen und Schreiben im Studium des Korans. Viele gehen zu ihrer weitern Ausbildung nach Bondu oder zu den Mauren nach Tagant. Die Futah Fullahs sind sehr redegewandt und wissen sich gut auszudrücken. Wenn zwei zusammenkommen, berichtet Dr. Bayol,[100] entspinnt sich stets zunächst folgendes Gespräch: Kori djam oualli. Djamtou. Guten Tag! — Tana ala? Wie gehts? Modji. gut. Alhamdoullilai! Gott sei dank! Erst nach diesen feststehenden Begrüßungsformeln beginnen sie über die Angelegenheiten zu sprechen, welche sie zusammen geführt haben.

Der Schulbesuch ist obligatorisch, und es wird streng darauf gesehen, daß alle Kinder sich in der Schule einfinden. Berenger Feraud erzählt,[101] daß die Kinder zu einer bestimmten Stunde sich einzufinden pflegen, jedes mit einer Holzfackel versehen. Der Lehrer läßt sie im Kreise sich niedersetzen und die Fackeln anzünden. Wenn die Fackel niedergebrannt ist, muß der Junge, dem sie gehört, imstande sein, die Koranverse, welche er zu lernen hatte, herzusagen, widrigenfalls er eine Züchtigung zu erwarten hat.

Bei einem so kriegerischen Volke wie die Fullahs, bei dem jedes Dorf eine von starken Palissaden umgebene Festung, jedes Haus im Dorfe eine Burg ist, muß eine derartige Neigung zum Studium unbedingt überraschen. Sie sind aber auch anderen Arbeiten des Friedens, dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Handel

[100] Dr. M. Bayol, La France au Fouta-Djalon. Revue des Deux-Mondes, 1882, Seite 911.
[101] Les peuplades de la Sénégambie, Seite 324.

nicht abgeneigt. Von Januar bis April sieht man vom Gebirge die Handelskarawanen herabkommen, 10, 20, 50 bis 100 Mann stark, gewöhnlich von Frauen und Kindern begleitet. „Diese Karawanen sind völlig verschieden von jenen am Senegal. Da das Land sehr gebirgig ist und weder Kamele noch Maultiere, noch Pferde vorhanden sind, bestehen die Karawanen ausschließlich aus Fußgängern. Dabei muß bemerkt werden, daß der Fullah ein vorzüglicher Fußgänger ist. Sie marschieren in langer Reihe einer hinter dem andern; die einen tragen auf dem Kopfe in einem großen Korbe oder vielmehr Ballen die zum Verkauf bestimmten Produkte, andere nur ein Gewehr, zuweilen Bogen und Pfeile. Die Frauen und Kinder, welche das Gepäck und das Kochgerät der kleinen Truppe tragen, bilden den Schluß des Zuges.“ [102]) Auch den Sklaven ist es gestattet, Handel zu treiben und Karawanen zu bilden, und es kommt vor, daß ein Sklave ein Jahr und länger unterwegs ist, ohne daß sein Herr Nachricht von ihm erhält. Ein Beweis für die gute Behandlung der Sklaven bei den Fullahs ist es, daß keiner die Reise benützt, um sich seinem Herrn zu entziehen. Sie kehren alle wieder, liefern einen kleinen Teil ihres Gewinnes dem Herrn ab und der Rest ist ihr Eigentum.

Sobald eine Karawane sich einem Orte nähert, an dem sich europäische Faktoreien befinden, eilen ihr die sogenanten maîtres de langues, welche hier wie am Senegal jedes Handelshaus unterhält, entgegen und suchen sie zu bewegen, die Waren ihrem Hause zu verkaufen. Sie führen sie nach der Faktorei, und dort beginnt dann das unvermeidliche endlose Feilschen, bei dem ein Teil den andern an Schlauheit und Fähigkeit zu überbieten sucht. Die Fullahs bringen Reis, Kaffee, die Früchte des Karitebaumes, Wachs, Kautschuk, Felle, Elfenbein, Gold u. s. w. und empfangen dafür Fünf-Franks-Stücke, welche sehr gesucht sind, Säbelklingen, Gewehre, Pulver u. s. w. Es ist üblich, daß der Kaufmann nach Abschluß des Geschäftes den Fullahs noch ein Quantum Salz schenkt; verkauft wird dasselbe nie. Zuweilen kommen zu den Faktoreien Sklaven-Karawanen unter Führung eines freien Fullah. Schenkt der Kaufmann der Karawane etwas, ohne eine bestimmte Person zu nennen, welcher das Geschenk zufallen soll, so behält es der Führer; schenkt aber der Kaufmann etwas irgend einem bestimmten Sklaven, so kann dieser es behalten.

Die Karawanen der Fullahs bilden sich in Labé, Timbo, Koie und Timbi und ziehen von dort die einen zum Rio Nunez, die anderen zum Rio Pongo oder nach Mellacorée. Seitdem die Franzosen die Küste besetzt haben, hat der Handelsverkehr von Futah-Dschalon nach Gambia und Sierra Leone sehr abgenommen. Nach einer Mißernte, wenn die Vorräte erschöpft sind, kommen Fullahs oft scharenweise aus dem Innern zu den Faktoreien am Rio Nunez, um bei den Kaufleuten und den reichen Plantagenbesitzern Beschäftigung zu suchen. Zuweilen befinden sich unter den Arbeit Suchenden auch Leute von fürstlichem Geschlecht.

Mitten hinein in das Gebiet dieses wichtigsten aller Völker im Süden Senegambiens führt die Wasserstraße des Rio Nunez, welche Frankreich sich gesichert hat. Das Völkergemisch an diesem Strom und überhaupt längs der Grenzen Futah-Dschalons ist kein geringeres als am Senegal. Da treffen wir vom Rio Nunez bis hinab nach Mellacorée außer den Fullahs noch Mandingas, Tiapys, Landoumans, Diobas, Bagas, Mokifores, Soufous, Nalous u. s. w., zum Teil den Fullahs unterworfene und mit ihnen vermischte Völker, zum Teil aber auch solche, die ihre Unabhängigkeit sich bewahrt haben und den Fullahs immer noch hartnäckigen Widerstand entgegensetzen.

In Koli, in der Umgegend von Kadé, und bis gegen den Rio Nunez hin wohnen die Tiapys, ein sehr friedliebendes Volk, das eine Sprache spricht, welche keine Anklänge an die Sprachen der Nachbarvölker aufweist. Die Tiapys sollen Reste der Ureinwohner sein,[103]) welche Futah-Dschalon noch vor den durch die Fullahs vertriebenen Djalonke bewohnten. In das Gebiet der im Gebirge wohnenden Tiapys, welche völlig

[102]) Bérenger-Féraud, l. c., Seite 326.

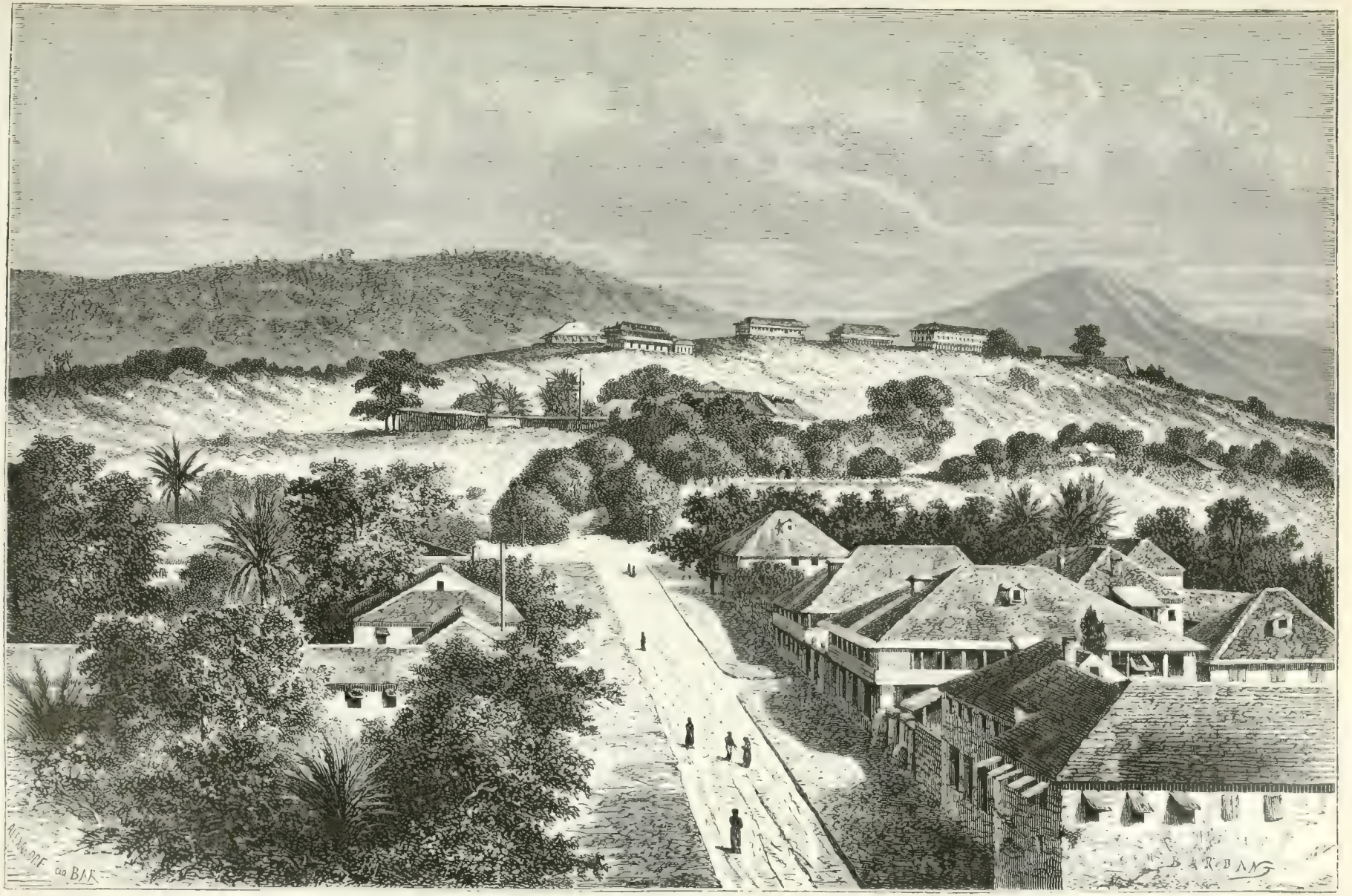
[103]) Prof Fried. Müller, Allgemeine Ethnographie. Wien, Karl Hölder, 1879. 1. Band. 2. Abteilung, läßt die Mandingas durch Kreuzung der Fullahs mit den Ureinwohnern entstehen.

nackt gehen und die Feuerwaffen noch nicht kennen, soll kein Fremder ungestraft eindringen können. Sie treiben Viehzucht und Ackerbau, haben aber viel von den Raubzügen der Fullahs zu leiden. In steter Furcht vor diesen lebend, wagen sie ihnen niemals Widerstand zu leisten und flüchten stets sobald ein Fullah-Heer sich ihrer Gegend nähert, mit ihren Herden in unzugängliche Schluchten des Gebirges, ihre Dörfer und Äcker der Plünderung und Verwüstung preisgebend. Etwas zivilisierter sind die in Koli lebenden Tiapys. Sie werden von einem in Kankody residierenden König regiert, sind aber den Poulhs von Futah-Dschalon unterthan, und in jedem Dorfe steht dem Dorfhäuptling ein Poulh als Vertreter des Almamy zur Seite, dessen Willkür die Bevölkerung schutzlos preisgegeben ist. Die mohammedanische Religion haben die Tiapys trotzdem nicht angenommen und auch ihre alten Sitten und Gebräuche bewahrt.[101])

Am Rio Grande.

Einen schroffen Gegensatz zu den friedliebenden, furchtsamen Tiapys bilden die an beiden Ufern des Rio Nunez bis Dibelia ansässigen Landoumans, deren König in Vakaria residiert. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag, erbitterte Feinde der Fullahs, gegen welche sie oft selbst offensiv vorgehen, aber mit ihrer Tapferkeit paaren sich alle charakteristischen Eigenschaften der Mehrzahl der Nigritier, namentlich Faulheit und Neigung zum Trunk. Sie sind Ackerbauer und pflanzen Erdnüsse, Reis und Mil; von Industrie ist bei ihnen nicht die geringste Spur zu finden. Ihr König wäre kaum imstande, seine vielen Weiber und Kinder zu ernähren, wenn ihm nicht durch Abgaben, welche die Kaufleute entrichten müssen, ein Einkommen von etwa 1200 Franks in Waren gesichert wäre. Seine ganze Königsherrlichkeit besteht überdies nur von Frankreichs

[101]) Hyacinth Hecquard, Reise an die Küste und in das Innere von West Afrika. Seite 164.



Straße und Kasernen in Freetown.

Gnaden, da sein Volk ohne den festen Rückhalt, den es an dem in seinem Lande errichteten Posten Boke fand, schon längst eine Beute der Fullahs geworden wäre. Ein nach der Sprache zu schließen — den Landoumans nahe verwandtes Volk sind die Bagas am Südufer des Rio Nunez, die noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehen. Männer und Frauen gehen völlig nackt, und den letzteren obliegen alle Arbeiten. Sie kommen oft in die Faktoreien, um dort Arbeit zu suchen, und sollen sehr geschickt im Lenken der Flußboote sein.

Zwischen den Bagas und den Landoumans, in einem waldigen, sumpfigen Gebiet am untern Lauf des Rio Nunez wohnen die Mokifores oder Mokinfores, aus Futah Dschalon entflohene Sklaven, welche in dem schwer zugänglichen Land ein Asyl gesucht und gefunden haben. Aus Furcht, räuberische Horden heranzulocken und nochmals in die Sklaverei geschleppt zu werden, haben sie keine Dörfer gegründet, sondern wohnen inmitten der sumpfigen Niederungen in zerstreuten Hütten, bauen Reis zu ihrem Lebensunterhalt und Erdnüsse zum Verkauf, um gegen dieselben allerlei unentbehrliche Gegenstände ihres Bedarfs zu erlangen. Wenn ein Mokinfore in die Hände von Fullahs gerät, wird er erbarmungslos umgebracht, aber auch kein Fullah, der sich in die Sümpfe der Flüchtlinge verirrte, hat je seine Heimat wiedergesehen.

Die Nalous haben einst zweifellos das ganze Gebiet zwischen der Mündung des Rio Nunez und des Rio Grande innegehabt, sind aber heute größtenteils auf das Südufer des Rio Nunez zwischen dem Gebiet der Bagas und Landoumans beschränkt. Auf dem linken Ufer liegt die Residenz ihres Königs Sougoubouly, auf dem rechten Ufer Kaniope, dessen Häuptling fast unabhängig ist. Der König hat überhaupt seinen Unterthanen gegenüber einen schweren Stand. Im Jahre 1875 wurde der König Youwa von einem Häuptling in seinem Hause belagert. Er besaß eine alte Kanone ohne Lafette und verteidigte sich mit 15 bis 20 Mann so lange gegen 400 bis 500 gut bewaffnete Angreifer, bis Leutnant Pouchot vom nahen französischen Posten ihn befreite. Bei den Kaufleuten, welche er stets schützte, war der König Youwa sehr beliebt, und er stand sich auch nicht schlecht dabei, wenn er den Handel der Fremden förderte. Mit 5000 Franks, welche Frankreich ihm zahlte, und mit dem Ertrag seiner Erdnußpflanzungen konnte er recht angenehm leben. Obwohl schon 60 Jahre alt, besaß er doch ein ungemein lebhaftes Temperament, liebte französische Weine und Liqueure über alles, trotzdem er in seinem Palast eine Moschee hatte errichten lassen, und fand auch an europäischer Kleidung, Waffen u. dgl. großes Wohlgefallen. Sein Harem zählte nicht weniger als 40 Frauen, darunter viele junge, aber Eifersucht war dem alten König fremd, und er bot oft, sobald er merkte, daß eine seiner Frauen einem Besucher gefiel, dieselbe ihm ohne Zögern an.

Nächst den Fullahs sind in dieser Gegend das wichtigste Volk die Sousous, denn ihre Sprache wird von allen Völkern am Rio Nunez gesprochen, die auch viel von ihren Sitten angenommen haben. Sie wohnten wahrscheinlich einst am linken Ufer des Rio Nunez, wurden aber von den Landoumans und anderen Völkern nach Süden gedrängt. Einen geeinigten Staat bilden sie heute nicht mehr, und die Könige der einzelnen Dörfer vereint nur der gemeinsame Haß gegen die Fullahs und den Mohammedanismus. Die Sousous im Innern des Landes, zwischen dem Rio Nunez und Mellacoree sind ein wildes, kriegerisches Volk; die in der Nähe der Faktoreien Ansässigen verkehren aber freundschaftlich mit den Europäern, und in den englischen Niederlassungen tragen sie sogar mit Vorliebe europäische Kleidung — allerdings in einer durch den bekannten Negergeschmack beeinflußten Zusammenstellung.

Von dem Kerrygebirge, welches der ganzen, von diesen Völkern bewohnten Küste ihr Gepräge aufdrückt, hat letztere auch den Namen Kerryküste erhalten. Man versteht unter diesem Namen den etwa 200 englische Meilen langen Küstenstrich im Norden von Sierra Leone, in welchem die Flüsse Nunez, Pongo, Forecaria, Dubrika, Mallecory und Scarcias in das Meer münden. Alle vorgenannten Flüsse können tief in das Land hinein, bis auf eine Entfernung von 60 bis 70 englischen Meilen auch von großen Seeschiffen befahren werden, und bilden vorzügliche Transportwege für aus dem Innern kommende oder dahin zu versendende Waren. Ein lebhafter Handelsverkehr hat sich hier entwickelt, umsomehr, da das Klima wegen des nahen

Gebirges ein so gesundes ist, daß Ärzte völlig entbehrt werden können. Die trockene Jahreszeit, welche von Anfang August bis Anfang Mai währt, ist die gesundeste, aber auch die Regenzeit ist nicht ungesund, und Fieber, von denen der Europäer an der Westküste sonst höchst selten verschont bleibt, kommen hier gar nicht vor. Dies findet seine Erklärung darin, das hier nicht wie in anderen Teilen der Westküste sumpfiger, mit Mangroven bedeckter Boden einen ewigen Fieberherd bildet. Das Kerrygebirge steigt zu 2000 bis 3000 Fuß empor, fast überall bis zu den höchsten Spitzen mit Wald bedeckt, in welchem Kopalbäume vorherrschen, und zwischen den waldigen Höhen liegen fruchtbare Thäler, in denen die Kaffeestaude und das Zuckerrohr in Massen wild wachsen und alle Pflanzungen der Eingeborenen trotz der Trägheit ihrer Bebauer reichen Gewinn abwerfen. Ein weites Feld eröffnet sich hier europäischer Unternehmungslust, und das Stück afrikanischen Bodens zwischen dem Rio Pongo und dem Mallecory dürfte noch einst einer der reichsten und blühendsten Landstriche Afrikas werden, wenn erst einmal fleißige Hände am Werk sein werden, die jungfräuliche Erde auszunutzen und die Schätze zu heben, welche zu verwerten der Neger zu faul ist.

Die Waldungen am Dubrika, Forecaria und Mallecory liefern hauptsächlich Gummikopal, der einen wichtigen Handelsartikel bildet. Außerdem kommen in den Handel Sesamsamen und Erdnüsse, von welchen letzteren Ladungen von 30000 bis 40000 Bushel nach Marseille (vielleicht auch nach Hamburg?) versandt werden. Ingwer, welcher nach England und Amerika exportiert wird, gedeiht hier so gut wie in Westindien, und auch der hier noch meist wild wachsende Kaffee ist eine gute Sorte. Der Strauch liefert an der Kerryküste 14 bis 15 Pfund Bohnen, aber trotz des großen Gewinnes, der durch den Anbau von Kaffeestauden zu erzielen ist, haben die Neger bisher nur wenige kleine Plantagen angelegt und das in den Handel kommende Quantum Kaffee ist noch ziemlich unbedeutend. Da wird europäisches Kapital eingreifen müssen, um aus dem Kaffeestrauch ebenso größern Nutzen zu ziehen, wie bereits für das Zuckerrohr, welches die Eingeborenen nur roh verbrauchen, durch englische Unternehmer eine bessere Verwertung geschaffen wurde.[105]) Nach Versuchen, welche in Liberia angestellt wurden, kann man annehmen, daß am Dubrika, Mallecory u. s. w. Kaffeeplantagen, wenn ihnen die nötige Sorgfalt gewidmet wird, nach 3 Jahren bereits so ertragfähig sein könnten, daß 12000 Sträucher etwa 600 Zentner Kaffee jährlich liefern würden.

Große Schätze, welche gleichfalls noch der Hebung harren, bergen die Wälder, welche Holzarten enthalten, die sich den gesuchtesten südamerikanischen an die Seite stellen können. Dem Holztransport stehen nirgends Schwierigkeiten im Wege, da der Wald fast überall sich bis zur Meeresküste erstreckt und die vielen wasserreichen Flüsse auch den Transport aus dem Innern erleichtern.

Auch für die Viehzucht ist das Land so wohl geeignet wie kein anderes auf der ganzen Strecke vom Gambia bis hinab nach Mossamedes. Die Kerryküste ist einer der wenigen Punkte West-Afrikas, wo man an der Küste frisches Rindfleisch erhält, während man sonst meist auf Ziegenfleisch angewiesen ist. Kuh- und Ochsenhäute stehen unter den Exportartikeln obenan. Käufer ist ausschließlich Amerika, wohin einzelne Firmen jährlich 100000 bis 150000 Häute senden.

Zu all diesen mannigfaltigen Erzeugnissen, welche das nächste Hinterland auf den Markt liefert, kommen aber an der Kerryküste noch Kautschuk, Elfenbein und Gold in den Handel, welche die Fullah-

[105]) In Liberia sind Siedereien und Rumbrennereien errichtet worden, von denen namentlich die letzteren sehr gute Geschäfte machen, da Rum an der ganzen westafrikanischen Küste ein sehr gesuchter Artikel ist. — Der Kaffeebaum der Kerryküste ist ein hoch aufgeschossener Baum, unserer Pappel ähnlich. Er wächst mitten im dichtesten, fast undurchdringlichen Wald, fast völlig verborgen unter den ihn umschlingenden Lianen. Sobald die Früchte reif geworden sind, fällen die Schwarzen die Bäume, welche sie im Walde entdeckt haben oder klettern auf dieselben hinauf und brechen die Zweige ab. Ein Baum, der bei der Ernte auf diese Weise seiner Zweige beraubt wurde, trägt aber erst in 2 Jahren wieder Früchte, und das Umhauen der Bäume muß die Befürchtung wach rufen, daß der Kaffeebaum mit der Zeit ganz ausgerottet werden wird. Wie sehr der Boden dem Kaffeebau günstig ist, erhellt aus dem Bericht über von General Faidherbe 1863 angeordnete Studien. „Ich habe die Überzeugung gewonnen," heißt es in dem Bericht, „daß eine Pflanzung in leichtem, tiefem und beschattetem Boden hier unbedingt gedeihen muß, wenn der Pflanzer auch nur die Anfangsgründe seines Berufes kennt." Revue maritime et coloniale. 1870, Seite 228.

karawanen aus dem Innern bringen. Der Landschaftsmaler F. Klingelhöfer, der die Küste bereiste,[106] sah am Dubrika, Nunez und Pongo Fullahkarawanen erscheinen, welche an 900 Köpfe zählten! Gegen die Waren, welche sie bringen, erhalten sie Gewehre mit Feuerschloß welche speziell für West-Afrika in Belgien und zu Sheffield in England fabriziert werden , Pulver, Schwertklingen, eiserne Töpfe und andere Eisenwaren, Messingschalen, welche sie zur Salzbereitung brauchen, irdene Geschirre, weiße Baumwollstoffe, Tabak, Rum und Genèvre, Seifen und Pomaden, schlechte Haarölsorten u. s. w. Die Schwertklingen, welche die Futah-Fullahs kaufen, sind Solinger Erzeugnis, der Rum, den die Eingeborenen so sehr lieben, kommt aus Hamburg der Genèvre aus Holland). Deutsche sind überhaupt sowohl am Import als am Export der Kerryküste stark beteiligt. Herr Klingelhöfer erwähnt 5 deutsche Firmen, welche neben Franzosen und Engländern dort thätig sind: Merk am Dubrika, Rosenbusch aus Hamburg und Weber am Mallecory. Der Dubrika-Mündung gegenüber hat sich auf den Los-Inseln ein französisches Handelshaus niedergelassen, während auf der vor dem Mallecory gelegenen Insel Matacong das englische Haus Randel & Fischer eine Niederlassung besitzt, deren Leitung Herr Klingelhöfer in den Händen eines Deutschen, eines Herrn Friesner fand, der für sein Haus jährlich 15 bis 20 Vollschiffe befrachtete.[107] Einer deutschen Firma aus dem Binnenlande, Fr. Colin in Stuttgart, welche schon seit Jahren den Boden für eine deutsche Okkupation vorbereitet, war es nun, wie es scheint, beschieden, mitten zwischen den französischen Besitzungen in diesem reich gesegneten Lande festen Fuß zu fassen.

Auch Amerikaner haben sich schon bei der Ausbeutung der Schätze der Kerryküste beteiligt. In Sherboro unterhalb Sierra Leone haben amerikanische Missionäre eine Dampfsägemühle errichtet, welche sehr rentiert, da sie den Faktoreien geschnittenes Holz liefert, welches diese — in dem so holzreichen Lande! — früher von England, ja von Amerika beziehen mußten.

Im Augenblick, da diese Zeilen in die Presse gehen, fehlen noch nähere verbürgte Nachrichten über die Aufhissung der deutschen Flagge in dem Gebiet, welches jüngst für das Stuttgarter Handelshaus Fr. Colin erworben wurde. Das erworbene Gebiet, dessen nördlichen Teil das Koboland, dessen südlichen das Land Kabitai bildet, besitzt in den Flüssen Dubrika und Dembiah und den Nebenflüssen des letztern, Kakubo und Kakriman, vortreffliche Wasserstraßen und ist eine der wenigen Gegenden an der Westküste Afrikas, deren Klima dem Europäer zuträglich ist. Die oben geschilderten Bodenverhältnisse der Kerryküste lassen es für deutsche Kolonisation vortrefflich geeignet erscheinen.*)

[106]) F. Klingelhöfer, die Kerryküste oder West Afrika zwischen Sierra Leone und dem Gambia. Geographische Mitteilungen des Zentralvereins für Handelsgeographie. Berlin, 1878, Seite 330.

[107]) Matacong and North-West African Company Export, 1881, Nr. 30, Seite 734 enthält interessante Einzelheiten über den Handel auf dieser Insel.

*) Wir werden am Schlusse des Bandes in einem Nachtrag die Nachrichten, welche bis dahin über das neuerworbene Gebiet vorliegen werden zusammenstellen. Hier müssen wir uns auf das Wenige beschränken, was oben gesagt wurde, da wir Nachrichten, die nicht vollkommen verläßlich sind, nicht benutzen können. Es verlautet augenblicklich noch, daß Frankreich auf Grund eines im Annuaire du Sénégal vom 20. Juni 1880 publizierten Vertrages die fragliche Küstenstrecke für sich in Anspruch nehme. Hoffentlich erweisen sich diese Ansprüche als nicht begründet.

Cape Coaſt Caſtle.

Ober-Guinea.

Bei der Schilderung Ober-Guineas, des langgeſtreckten Küſtengebietes zwiſchen der britiſchen Kolonie Sierra Leone und den deutſchen Beſitzungen am Kamerun, werden wir nicht ſo weit ins Innere des Landes vordringen wie in Senegambien. Der Teil Afrikas, dem wir uns nun zuwenden, iſt zwar nicht minder reich an Naturprodukten der verſchiedenſten Art, ja er iſt ſogar ſtellenweiſe für europäiſche Koloniſation viel geeigneter als Senegambien, aber trotzdem reicht unſere Kenntnis desſelben meiſt nicht weiter als 50 bis 100 Kilometer landeinwärts. Die weißen Stellen auf der Karte jenſeits des noch von ſagenhaftem Dunkel umhüllten Kong-Gebirges zeigen uns, welch rieſiges Gebiet da noch ſeines Erforſchers harrt. An der Küſte befinden ſich franzöſiſche, engliſche, holländiſche, ſpaniſche und deutſche Beſitzungen, mitten zwiſchen ihnen ein eigenartiges Zwittergeſchöpf, ein nach europäiſchem Muſter eingerichteter Negerfreiſtaat, aber auch große Reiche einheimiſcher Könige ſpielen hier noch eine Rolle, obwohl die Küſte ſchon faſt vollſtändig von Europäern okkupiert iſt und bald das letzte „herrenloſe“ Küſtengebiet, welches als Eingangsthor zu dem dunkeln Erdteil dienen könnte, unter das Protektorat irgend einer europäiſchen Macht geſtellt ſein wird.

Auf einer weiten Strecke bietet die Küſte Ober-Guineas einen unfreundlichen Anblick. So weit das Auge zu ſehen vermag, erblickt es eine öde Sandfläche, deren Einförmigkeit nur durch einige Kokosnußbäume

unterbrochen wird. Ein ganz anderes Bild entrollt sich aber vor uns, wenn wir uns der West- oder Ostgrenze Ober-Guineas nähern. An letzterer bildet sozusagen das Thor Ober-Guineas die als einer der schönsten Punkte der Erde gepriesene Biafra-Bai mit den zur Rechten hoch emporsteigenden Kamerunbergen — an jener dagegen breitet sich ein herrliches Panorama aus, mit üppiger Vegetation bedeckte Höhen, auf denen aus dem Grün der Bäume und Gebüsche die weißen Mauern von Landhäusern hervorblinken, ein Stück an das Meeresufer versetzte Schweizerlandschaft![108]) Jedoch so verlockend dies Land erscheint, wenn man sich vom Meere aus dem amphitheatralisch am Ufer aufsteigenden Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone nähert, so schwindet doch bald der günstige Eindruck, wenn man nur erst den Fuß ans Land gesetzt hat. Alle Reisenden, welche Sierra Leone besucht haben, auch die englischen nicht ausgenommen, sind einig in dem abfälligsten Urteil über die dort herrschenden Zustände.

Als England im Jahre 1772 erklärt hatte, daß jeder Sklave, welcher britischen Boden betrete, ein freier Mann werde, begann sich in London bald ein Negerproletariat zu bilden, welches bettelnd in den Straßen herumzog und von Tag zu Tag durch neue Ankömmlinge vermehrt wurde. Die Regierung genehmigte daher mit Freuden den ihr vom Lord-Oberrichter von London, Granville Sharp, vorgelegten Plan, an der Küste von Sierra Leone eine Negerkolonie zu gründen, in welcher die freigewordenen Sklaven eine neue Heimat finden sollten. Man kaufte im Jahre 1787 einem Negerfürsten etwa 2 □ Meilen Land ab und siedelte auf demselben 400 Neger an. Es bildete sich auf Sharps Anregung die „Afrikanische Gesellschaft" zur Unterstützung der Kolonisten, aber das Unternehmen wollte doch lange Zeit trotz aller aufgewandten Mühe und Kosten nicht gedeihen. Das ungesunde Klima raffte die Europäer hinweg, welche die Neger nach Sierra Leone begleitet hatten, viele Neger entliefen sofort nach der Landung ins Innere, und nur mühsam gelang es schließlich dem Agenten der „Afrikanischen Gesellschaft", die völlige Zerstreuung der Kolonisten zu verhindern und eine Stadt zu gründen, die er zu Ehren Sharps Granvilletown nannte, welcher Name später in Freetown umgewandelt wurde. Die Ansiedelung fristete ein klägliches Dasein, und erst als im Jahre 1792 aus Neu-Schottland 1100 Neger, welche im nordamerikanischen Kriege England als Soldaten gedient hatten, nach Sierra Leone gebracht wurden, schien eine Wendung zum Bessern einzutreten, aber der zwischen England und Frankreich ausgebrochene Krieg vernichtete für lange Zeit abermals alle Hoffnungen. Obwohl der Nationalkonvent feierlich erklärt hatte, daß er aus Rücksicht auf den edeln Zweck der Kolonie dieselbe schonen wolle, wurde Freetown doch 1794 durch ein französisches Geschwader eingeäschert. Die „Afrikanische Gesellschaft" nahm sich zwar schleunigst der hilflos an der Küste zurückgebliebenen Bevölkerung an und Freetown erstand aus den Ruinen, erhielt auch ein Fort zum Schutz bei feindlichen Angriffen, aber nun begann die aus den verschiedenartigsten Völkerschaften zusammengewürfelte Bevölkerung solche Schwierigkeiten zu bereiten, daß die Existenz der Kolonie nochmals in Frage gestellt wurde. Die aus Neu-Schottland herübergebrachten Neger erwiesen sich als störrige Unruhestifter, so daß der Leiter der Kolonie sich gezwungen sah, viele auszuweisen, die dann die benachbarten Negerstämme gegen die Kolonisten aufreizten und mit ihnen vereint wiederholt Freetown überfielen. Die „Afrikanische Gesellschaft" sah endlich ein, daß sie nicht imstande sei, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln der feindlichen Neger Herr zu werden, und sie trat daher 1808 Freetown an England ab.

Die Kolonie zählte damals 1817 Einwohner; heute hat die Hauptstadt Freetown etwa 12000 Einwohner, die ganze Kolonie 35000 bis 40000, und sie umfaßte 1885 ein Gebiet von etwa 121½ Meilen; zu diesen kamen am 19. März des genannten Jahres durch neue Annexionen zwischen den Flüssen Gallinas und Mannah und einige Gebiete längs des Gallinas, Sulimah und Mannah hinzu, und am 7. August die Landschaft Unter-Krim mit dem Oberlauf des Kittam-Flusses und dem Palm-See, etwa ½ Meile landeinwärts, so daß nun die ganze Küste vom Rio Scarcias bis zur Nordgrenze Liberias zu Sierra Leone gehört.[109])

[108]) Adolphe Burdo, Niger et Bénué. Voyage dans l'Afrique centrale. Paris, E. Plon et Cie, 1880, Seite 74.

[109]) John M. Harris, Annexations to Sierra Leone and their influence on British Trade with West Africa. London, G. Bentidge & Co., 1883.

Die Negerbevölkerung, welche allmählich in die Kolonie verpflanzt wurde, gleicht einer Versammlung von Vertretern aller Negerstämme. Richard Burton will unter derselben nahezu 200 verschiedene Volksstämme gezählt haben.[110]) Da nach dem im Jahre 1806 erlassenen Verbot des Sklavenhandels die Engländer alle Neger, welche auf gekaperten Sklavenschiffen gefunden wurden, hieher brachten, lieferten nach und nach alle Länder Afrikas ihr Kontingent zu der Bevölkerung von Sierra Leone. Die Gelandeten wurden mit Kleidung, Lebensmitteln und Werkzeugen versehen und erhielten Land zum Anbau angewiesen, aber ein großer Teil derselben war aller Arbeit abgeneigt, völlig verkommen, ohne Sinn für ein geordnetes Gemeindeleben, und verließ die Dörfer bald, um sich einem der wilden Negerstämme im Innern anzuschließen, deren Lebensweise ihm besser zusagte. Ohne solche massenhafte Entweichungen müßte die Negerbevölkerung in Sierra Leone schon eine viel größere sein, da allein während der ersten 10 Jahre nach dem Verbot der Sklavenausfuhr 11280 befreite Sklaven in Sierra Leone gelandet wurden. Für die in den Ansiedelungen Verbleibenden that die englische Regierung, was in ihren Kräften stand, sorgte für eine geordnete Gemeindeverwaltung, errichtete Schulen und unterstützte kräftig die Bemühungen der Missionäre, und doch ist bis heute nichts erreicht worden als eine Scheinkultur, auf welche man die Worte der Bibel von den Sodomsäpfeln anwenden könnte, welche von außen schön anzusehen, im Innern aber voll Pest und Moder sind. Die Missionäre haben Kirchen gebaut und um dieselben christliche Gemeinden vereinigt, aber das Christentum dieser Leute besteht nur in einer gedankenlosen Beobachtung der äußeren Formen, ohne alles Verständnis für die christlichen Lehren. Das an der Sabbatfeier streng festhaltende England hat es auch in Sierra Leone durchgesetzt, daß an Sonn- und Feiertagen alle geräuschvolle Arbeit untersagt ist; wie der Neger über die Sabbatfeier denkt, das zeigt ein Reiseerlebnis, welches Winwood Reade[111]) erzählt. Derselbe kam an einem Sonntag an und gab dem Neger, der sein Gepäck nach seiner Wohnung getragen, einen Sixpence, der Neger verlangte aber das Doppelte, als Entschädigung dafür, daß er — den Sabbat gebrochen hatte!

Die Schwarzen sind den Europäern gesetzlich vollkommen gleichgestellt, aber da sie die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bilden, hat die Gleichstellung nur dazu gedient, die Europäer vollständig zurückzudrängen und den Schwarzen überall die Oberhand zu verschaffen. In ihren Händen ist die Polizei, sie sind maßgebend in den Geschworenengerichten. So ist es dahin gekommen, daß ein Weißer, der gegen einen Schwarzen als Kläger auftritt, niemals Recht erhält, während seine Verurteilung völlig gewiß ist, wenn ein Schwarzer ihn verklagt. Der Neger weiß, welchen mächtigen Rückhalt er an den aus seinesgleichen gebildeten Geschworenen und Richtern hat, und er mißbraucht seinen Vorteil oft in der empörendsten Weise. So erzählt Winwood Reade, daß ein Weißer einst einen zudringlichen Neger, welcher der Aufforderung zum Verlassen seines Hauses nicht Folge leistete, zur Thür hinauswarf — der Neger klagte, und der Weiße, der doch nur sein Hausrecht gewahrt hatte, mußte 50 Pfund Strafe zahlen. Vizeadmiral Fleuriot de Langle schreibt, man müsse sich sehr hüten, in Sierra Leone in irgend einen Konflikt mit Schwarzen zu geraten, da diese mit einer Beleidigungsklage stets zur Hand seien.[112]) Auch er bestätigt, daß der Fremde schutzlos der Willkür der aus Negern bestehenden Jury preigegeben sei, welche ihn verurteilt, wenn auch nicht der geringste Zweifel an seiner Schuldlosigkeit obwalten könne. Die Weißen, sagt Richard Burton[113]), sind aber selbst schuld an ihrer jetzigen mißlichen Lage, denn sie hätten sich den Negern gegenüber nicht so viel vergeben sollen. Bei rohen Völkern hat manches, was uns als eine Kleinigkeit erscheint, große Bedeutung. Einem halbnackten, in Lumpen gehüllten Europäer würde man den Zutritt in die Schiffskajüte gewiß nicht gestatten, aber niemandem fällt es ein, denselben einem Neger zu verweigern. Und was soll man von einer Negerin denken, welche an der

[110]) Der Missionär Kölle behauptet, daß in Freetown fast hundert Sprachen und Mundarten vorkommen.

[111]) Der durch sein Savage Africa (London 1863) bekannt gewordene Reisende, der später von Sierra Leone durch das Sulimah-Land gegen den Niger vordrang, ist einer der besten Kenner Sierra Leones.

[112]) Le Tour du Monde. 1873.

[113]) Richard Burton, Wanderings in West Africa, Band I, Seite 264.

Tafel des Gouverneurs ihre Serviette fallen läßt und dann zu ihrem Tischnachbar, einem Offizier sagt: „Wollen Sie mir nicht die Serviette aufheben?“ Das christliche Zartgefühl der Engländer hat die Schwarzen übermütig gemacht, und ihre Frechheit kennt nun keine Schranken. Dem Zahlmeister eines Dampfers der afrikanischen Kompagnie wurden von einem Neger krepierte Hühner geliefert. Er entdeckte den Betrug und nannte den Neger einen Dieb. Die Folge war eine Ehrenbeleidigungsklage, welche der Herr Dieb einreichte, und die Verurteilung des Weißen zur Zahlung von 5 Guineeen. Er konnte froh sein, so billigen Kaufs davon zu kommen, denn der an seiner „Ehre“ gekränkte Neger hatte 1000 Pfund Sterling als Entschädigung verlangt. Nicht besser erging es einem Offizier, welcher gesehen, daß ein schwarzer Lastträger in einem Streit mit dem Zahlmeister sich hinreißen ließ, nach diesem zu schlagen. Der Offizier äußerte sich später dem Neger gegenüber, er würde ihn über Bord geworfen haben, wenn er an Stelle des Zahlmeisters gewesen wäre. Auch er wurde verklagt – wegen lebensgefährlicher Drohung. Drei englische Offiziere, darunter ein Oberst,

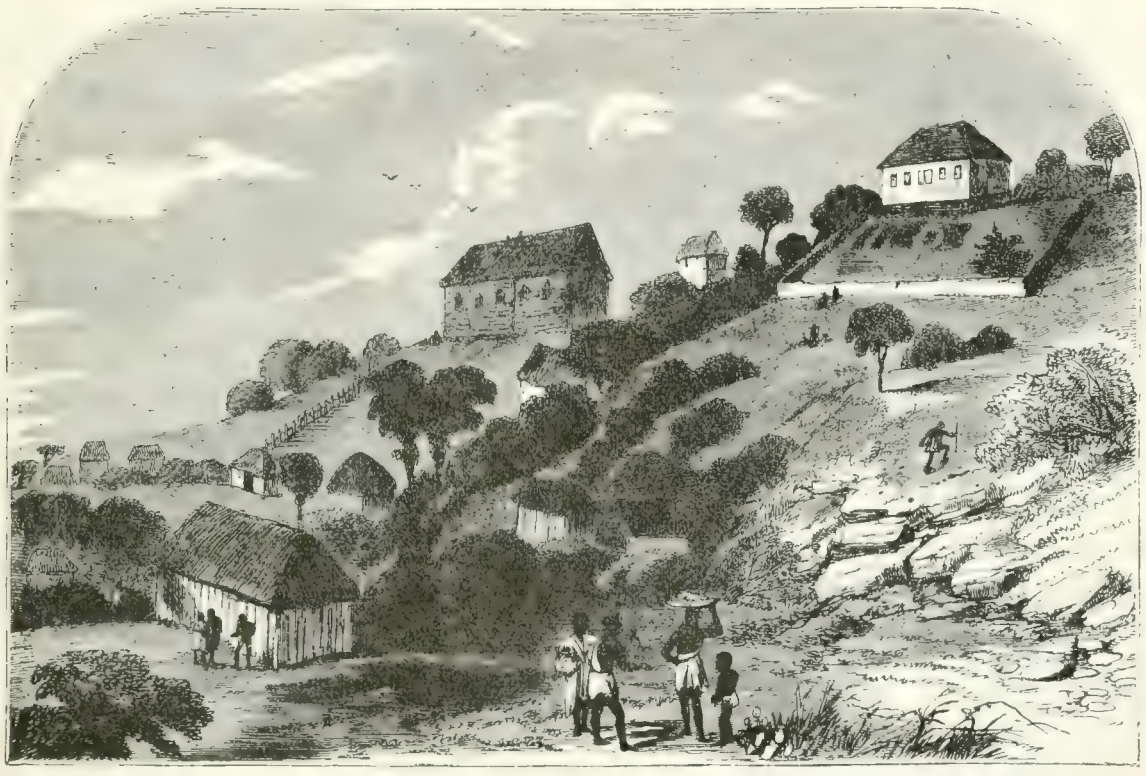
Kirche in Freetown.

bezeugten unter Eidesablegung den wahren Sachverhalt, daß der Packträger sich frech und unverschämt benommen, der Angeklagte aber nicht den geringsten beleidigenden Ausdruck gebraucht habe, aber die Jury schenkte zwei schwarzen Lastträgern, welche der Kläger als Zeugen vorführte, mehr Glauben als den Offizieren Ihrer Majestät. Der Weiße wurde verurteilt, Abbitte zu leisten und 15 Pfund Sterling zu zahlen! Der Kläger hatte 40 Pfund „Entschädigung“ verlangt.

Sogar im Neapel der schlimmsten Tage der Bourbonenherrschaft waren falsche Zeugen nicht so leicht zu erlangen wie in Freetown. Wenn es sich um eine Klage gegen einen Weißen handelt, findet der Eingeborene unter seinen Verwandten und Freunden stets Leute genug, die alle seine Angaben beschwören. Der Richter muß aber den Angeklagten verurteilen, sobald Zeugenaussagen gegen ihn vorliegen. Da nun eine Appellation gegen die Verdikte der Jury nur dann zulässig ist, wenn es sich um größere Beträge als 200 Pfund handelt, ist der Weiße in den meisten Fällen das schutz- und wehrlose Opfer der Tyrannei, welche durch eine Institution ausgeübt wird, für welche das Volk von Sierra Leone noch lange nicht reif ist. Nach der britischen

Verfassung muß jeder Staatsangehörige von seinesgleichen gerichtet werden, und doch hat der Engländer in Sierra Leone sich vor einer Jury zu verantworten, welche ausschließlich aus rohen Schwarzen besteht, halbnackten, mit Palmöl eingeriebenen Burschen, die dem Fetischwesen noch nicht völlig entsagt haben. Man sagt, aus dem halben Hundert Weißen, die sich in Freetown befinden, könne man keine Jury bilden.[114])

Das ist die „Musterkolonie der Schwarzen", welche Wilberforce und andere Negerfreunde in Afrika gegründet haben.[115]) Die mit kaufmännischen Interessen gespickte Humanität, das Streben nach Verbreitung der christlichen Lehre unter gleichzeitiger Sicherung von Handelsvorteilen hat hier ein glänzendes Fiasko erzielt. Man hatte gehofft, der plötzlich zum freien Mann und Grundbesitzer avanzierte Negersklave werde ein ebenso fleißiger Arbeiter sein wie seine Brüder in den amerikanischen Plantagen, aber man hatte vergessen, welch gewaltiges Triebmittel in den letzteren die Peitsche des Aufsehers war. Der sich selbst überlassene Neger



Station York in Sierra Leone.

fand den Müßiggang angenehmer als die Arbeit und hatte keine Lust, sich mit Ackerbau zu beschäftigen. In Siera Leone gedeihen Kaffee, Erdnüsse, Ingwer, Baumwolle, Öl- und Kokospalmen vortrefflich, aber die Bürger der Musterkolonie überlassen den Ackerbau vollständig den mohammedanischen Mandingas und begnügen sich mit dem Anbau von etwas Mais und etwas Gemüse. Am liebsten treiben sie Hausier- oder Kleinhandel,

[114]) Wie sehr dies aber nötig wäre, beweist die Thatsache, daß gegen manche Familie in Freetown, welche großen Anhang besitzt, wie z. B. die Laupkins, Lewis u. a. ein Fremder nie aufkommen kann.

[115]) Wie ängstlich die Negerfreunde darauf bedacht waren, den armen Schwarzen alles fern zu halten, was sie kränken konnte, zeigt das Verbot, einen freien Schwarzen „Nigger" zu nennen. Mit dem Worte Nigger bezeichnet man hier nur einen Sklaven; wer einen freien Mann so nennt, muß mindestens 5 Pfund Strafe zahlen. Gegenüber ihren schwarzen Dienern kennen die „zivilisierten" Herren Farbigen von Sierra Leone keine solche zarten Rücksichten und mißhandeln sie oft auf die rücksichtsloseste Weise.

bei denen sie mit schwerer Arbeit verschont bleiben. Solch ein schwarzer Krämer sonnt sich vor seinem Laden, schwatzt mit den Nachbaren schnupft oder kaut Tabak, trollt auf ein Stündchen in die Kirche und singt dort ein Kirchenlied mit, und wenn er herauskommt, geht er in die Branntweinschenke, um sich mit einem oder mehreren Gläsern Rum Kerring kerry, wie er ihn nennt — für das fernere Tagewerk zu stärken, das in gleichem Nichtsthun besteht.

Die ganze Stadt trägt das Gepräge der Faulheit ihrer Bevölkerung. Freetown ist reizend gelegen etwa 2 Stunden von dem nordwestlichen Ende des Kaps Sierra Leone entfernt, dehnt es sich längs einer breiten, von Hügeln umrahmten Bucht aus, vor sich die blaue Wasserfläche, an deren fernem Rande das waldige Bullom Land sichtbar ist, hinter sich eine bewaldete Hügelkette, nach Osten hin den Fluß Sierra Leone, der durch die Länder Quia und Timne dem Meere zufließt. Die Stadt besteht aus breiten, regelmäßigen Straßen, die Häuser sind von Gärten umgeben und mit vorspringenden Dächern und Verandas zum Schutz gegen die Sonnenglut versehen. In den Straßen ist statt des Pflasters westindisches Gras gesäet, das einen dichten Rasenteppich bildet. Unter den Gebäuden ragen hervor das Haus des Statthalters, der Gerichtshof, das Markthaus, das Fort Thornton, die Kasernen siehe Seite 125, die Kirche siehe Seite 152 und mehrere Kapellen. Soweit macht Freetown einen günstigen Eindruck, den auch die elenden Erdhütten der armen Neger, welche als Holz oder Wasserträger in der Stadt Beschäftigung finden, nicht zu verwischen vermögen. Unter der freundlichen Außenseite verbergen sich aber geradezu grauenerregende Zustände. Die Stelle, an welcher die Stadt erbaut wurde, war ohnehin schlecht gewählt, und die klimatischen Verhältnisse sind sehr ungünstig, aber die beispiellos leichtsinnige Verwaltung der „zivilisierten" Neger hat Freetown erst recht zu einer ungesunden Stadt gemacht. Der Bericht einer im Jahre 1875 niedergesetzten Sanitätskommission enthüllte haarsträubende Übelstände. Gossen gab es damals noch in der ganzen Stadt nicht, und die Senkgruben in den Höfen der Häuser, welche sie ersetzen mußten, waren gefährliche Seuchenherde. Viele waren seit mehr als 30 Jahren nicht gereinigt worden, und ihr Inhalt, der durch den porösen Boden durchsickerte, vergiftete das Brunnenwasser. Einer der Hauptbrunnen war in einer Entfernung von nur 11 Yards 1 Yard = 0,914 Meter von 8 Senkgruben umgeben, das Brunnenwasser trüb und mit durchgesickertem Unrat geschwängert; ein anderer Brunnen hatte früher als Abort gedient und war, als man ihn seiner neuen Bestimmung übergab, nicht genügend gereinigt worden! Die Wasserleitung, welche der Stadt reines Quellwasser aus dem Gebirge zuführen sollte, befand sich in keinem bessern Zustand als die Brunnen. Abgesehen von einer Menge anderer Übelstände, durch welche das Röhrenwasser verdorben wurde, waren die metallenen Röhren unmittelbar an einem großen Begräbnisplatz vorbei nach der Stadt geleitet worden, und nur lose durch Schrauben miteinander verbunden. Da darf es allerdings nicht überraschen, wenn Epidemieen in Freetown große Verheerungen anrichteten und z. B. im Jahre 1859, als das gelbe Fieber in der Kolonie wütete, ein ganzer Stadtteil ausstarb.

So hat die europäische Zivilisation, mit der man die Neger beglücken wollte, nach keiner Richtung erfreuliche Früchte gezeitigt. An dieser Thatsache vermögen alle schön gefärbten Berichte der englischen Missionäre nichts zu ändern. Mit wie großer Vorsicht man alle Berichte, welche die Lage der Kolonie als eine günstige darzustellen versuchen, aufzunehmen hat, zeigt der Bericht, welchen der Administrator von Freetown, der höchste Beamte der Kolonie, dem englischen Kolonialminister Lord Kimberley einsandte. In demselben waren die sanitären Verhältnisse in Freetown im rosigsten Licht dargestellt und behauptet, daß Freetown so sauber und in so befriedigendem Zustand sei wie irgend eine englische Stadt, und 4 Monate nach dieser Lobhymne auf die Reinlichkeit Freetowns konstatierte die oben erwähnte Sanitätskommission das Vorhandensein eines Augiasstalles, der aller Beschreibung spottete. Manche kleine Züge aus dem täglichen Leben, welche Winwood Reade erzählt, illustrieren treffend das Gemisch von Zivilisation und Barbarei, das in Freetown herrscht. So bot ihm einst eine Negerin ihr Kind, das sie auf dem Arme trug, zum Kauf an. Er glaubte deshalb, es mit einer heidnischen Negerin zu thun zu haben, wurde aber rasch eines andern belehrt, als plötzlich die Kirchenglocke ertönte und die Frau ihn bat, falls er das Kind kaufen wolle, sich zu gedulden, da sie auf einen Augenblick

in die Kirche gehen müsse. Die Kolonie wird in wenigen Jahren den 100. Jahrestag ihres Bestehens feiern, aber ein Rückblick auf diesen langen Zeitraum wird kein befriedigendes Bild bieten. Die Missionäre trifft freilich keine Schuld an den geringen Erfolgen, welche Christentum und Zivilisation hier aufzuweisen haben, obwohl die ersten Missionen in einer Weise inszeniert wurden, welche nicht geeignet war, einen günstigen Eindruck auf die Schwarzen zu machen. Die ersten Missionäre, welche (1795) nach Sierra Leone kamen, waren Baptisten. Einen zwang Krankheit nach einigen Monaten zur Heimkehr, der andere verwickelte sich in so viele Streitigkeiten, daß der Gouverneur seinem fernern Wirken durch die Ausweisung ein Ziel steckte. Im folgenden Jahre ankommende Sendboten der Methodistenverbindung erregten ebenfalls durch ihre unaufhörlichen Streitigkeiten nur Ärgernis und kehrten bald, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach England zurück. Dieselben unerquicklichen Auftritte wiederholten sich, als im Jahre 1797 je 2 Missionäre von der Edinburger, Glasgower und Londoner Gesellschaft in Sierra Leone eintrafen; auch dieser Versuch scheiterte völlig, und es schien unmöglich zu sein, für die Mission in West-Afrika Boden zu gewinnen. Deutschen war es vorbehalten, hier Bahn zu brechen. Die 1799 gegründete englische Missionsgesellschaft wandte sich nach Berlin, wo sich eine kleine Missionsschule gebildet hatte, und erhielt von dort die ersten tauglichen Glaubensboten, welche zunächst am Rio Pongo, später auch in Sierra Leone zu wirken begannen, in welchem letztern seit 1811 die Wesleyanische Mission Hand in Hand mit ihnen arbeitete.[116])

Zu den vielen Annehmlichkeiten, mit denen man die farbige Bevölkerung beglückt hat, gehört auch die Steuerfreiheit. Abgesehen von der Spiritussteuer giebt es weder Steuern noch Abgaben, da alle Ausgaben der Kolonie durch die Zölle, Hafengebühren (3 Pfund für ein Schiff von mehr als 200 Tonnen), Quaigebühren (3 d. per Kubikfuß Ware) u. s. w. gedeckt werden, welche ersteren sowohl für die Einfuhr als für die Ausfuhr zu zahlen sind. Alle Einfuhrartikel sind zollfrei, außer Spirituosen, Bier, Wein, Tabak und Zigarren, und Ausfuhrzöllen sind Erdnüsse, Kolanüsse, Palmöl, Palmkerne, Gummikopal, Bennisamen und Häute unterworfen, aber die Zölle sind sehr hoch. Wein in Fässern zahlt 1 sh. 6 d. per Gallone, in Flaschen 1 bis 3 sh. für das Dutzend, Spirituosen 2 sh. per Gallone, Zigarren 2 sh. per Pfund. Von den Ausfuhrartikeln sind am höchsten Kolanüsse (5 sh. per Zentner) und Gummikopal (2 sh. per Zentner) besteuert. Die hohen Einfuhrzölle tragen die Konsumenten im Binnenlande, da ihnen die eingeführten Waren mit einem Zuschlag von 200 bis 300 Prozent verkauft werden. Das Binnenland liefert seinerseits zu der Ausfuhr Erdnüsse, Gummi und Häute; während die anderen Ausfuhrartikel — Palmnüsse, Palmkerne, Kolanüsse, Ingwer — in Sierra Leone selbst erzeugt werden.

Eine der Haupteinnahmen der Kolonie bilden die Zölle, welche seit 1862 auf der Insel Sherboro erhoben werden. Von dieser Insel aus wird ein lebhafter Handel mit der gegenüberliegenden Küste betrieben, und fernher aus dem Innern kommen die Eingeborenen auf den vielen Flüssen in Booten herabgefahren, um in den Faktoreien auf Sherboro ihre Bodenerzeugnisse — Erdnüsse, Kolanüsse, Palmöl, Palmkerne, Gummi — gegen europäische Waren umzutauschen. Allmählich war Sherboro inbezug auf den Handel der wichtigste Platz der ganzen Kolonie geworden. In den letzten Jahren entstanden jedoch an der noch nicht unter englischer Herrschaft stehenden Küste zwischen Sierra Leone und Liberia zahlreiche Faktoreien, welche, da ihr Handel keinem Zoll unterworfen war, Sherboro immer erfolgreicher Konkurrenz machten und den dortigen Handel, welcher gleichzeitig ohnehin durch Unruhen auf dem Festlande gestört war, völlig brach zu legen drohten. Die Aktiengesellschaft „Sulymah and Sherboro Trading Co. Limited" beherrschte bereits völlig den Handel an den Flüssen Sulymah und Mannah. An dieser Küste bot sich das seltsame Schauspiel eines Widerstreits der Handelsinteressen britischer Unterthanen mit jenen einer britischen Kolonie, wobei die Regierung Großbritanniens ihre direkten Unterthanen gegen die Kolonisten in Schutz nahm. Die vielen Klagen über die finanzielle Schädigung der Kolonie durch die auf unabhängigem Gebiet befindlichen Faktoreien, namentlich

[116]) Missionsbilder. Calw, Vereinsbuchhandlung, 1870, Seite 41.

aber durch den von dort aus schwunghaft betriebenen Schmuggelhandel bewogen aber schließlich doch die britische Regierung, wiederholt die Einverleibung einzelner Gebiete in die Kolonie zu gestatten. Schon 1875 hatte man Gewaltthätigkeiten, welche eingeborene Häuptlinge gegen britische Unterthanen sich zu schulden kommen ließen, benutzt, die ganze Küste von Sierra Leone abwärts bis zum Cockboro zu annektieren und so eine Verbindung zwischen Sierra Leone und Sherboro herzustellen. Ende 1881 wurde die Turner-Halbinsel, welche der Fluß Bum-Kittam bildet, auf Grund eines aus dem Jahre 1825 datierenden Vertrages einverleibt. Im Jahre 1882 folgten dann die Verträge mit den Häuptlingen des Gallinas- und Gbemmah-Landes und im folgenden Jahre mit den Häuptlingen von Unter-Krim, durch welche die Kolonie so ziemlich das ganze Gebiet, an dessen Erwerbung ihr gelegen war, sich einverleibte.

„Zivilisierte" Neger.

Den Handelsverbindungen, welche das englische Haus Harris und dessen Nachfolger, die Sulimah and Sherboro Trading Co. Limited in dem von den Flüssen Gallinas, Sulimah und Mammah durchströmten Gebiet anknüpften, verdanken wir eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis desselben und der verschiedenen Flußläufe. Die Flüsse an der Sherboro gegenüberliegenden Küste, der Bagru und Jong, sind bisher nur auf einer kleinen Strecke bekannt. Der untere Lauf des Jong ist erst 1882 durch eine zur Züchtigung der Eingeborenen ausgesandte Expedition aufgenommen worden, welche bis Mattru gelangte. Im Jahre 1885 fuhr eine englische Expedition, nachdem schon früher der Bum-Kittam bis Barmany und der Kleine Bumfluß bis Taliah von einheimischen Räuberhorden gesäubert worden, auf dem Großen Bumfluß bis Commendi, wobei alle befestigten Plätze des feindlichen Häuptlings Gpows zerstört wurden. Es wurde festgestellt, daß der Große

Bum, auf welchem ein lebhafter Handelsverkehr herrscht, bis Motappan schiffbar ist. Längs des Großen Bum reicht überhaupt unsere Kenntnis des Landes am weitesten in das Innere, da dort schon im Jahre 1863 der Missionar A. Menzie in das Land Mendi vordrang.[117])

Im Osten der Halbinsel Sierra Leone liegt das Timmene-Land, welches der Rokelle durchströmt, eine der wichtigsten Wasserstraßen West-Afrikas, da sich auf ihm der Handelsverkehr mit dem Bergland Kuranko und weiterhin nach dem Sudan bewegt. Seit 1874 war der Verkehr auf dem Flusse gestört, da die Häuptlinge des Timmene-Landes miteinander im Kriege lagen, und erst 1882 konnte man daran denken, den Verkehr mit

dem Innern wieder anzuknüpfen. Die Compagnie du Sénégal et de la Côte occidentale d'Afrique (die ehemalige Marseiller Firma C. A. Verminck) rüstete eine Expedition aus, welche längs des Rokelleflusses nach Osten vordringen sollte.[118]) Die Expedition verließ Freetown am 15. November und erreichte am 14. Forodougo, wo der Landmarsch beginnen sollte, da die Fehden der Häuptlinge ein Vordringen auf dem Flusse nicht ratsam erscheinen ließen und zu einem weiten Umweg zwangen. Durch von Europäern noch nie besuchtes Land drang die

[117]) Petermanns Mitteilungen, 1883, Seite 41.
[118]) E. Vohsen, Eine Reise durch das Timméné Land. Petermanns Mitteilungen, 1883, Seite 375.

Expedition nun gegen Mavoſſo vor, in das ſie am 24. „unter klingendem Spiel der Hofmuſikanten des Königs Bey Joſſo“ ihren feſtlichen Einzug hielt. Mavoſſo liegt am Bampamah, einem Nebenfluß des in den Sherboro mündenden Jong, der hier etwa 200 Fuß breit und 9 bis 12 Fuß tief iſt. Während der Regenzeit ſteigt der Fluß bis 25 Fuß und iſt dann ſehr reißend, während die Stromſchnelligkeit gewöhnlich 100 Yards in 65 Sekunden beträgt. Die vielen Stromſchnellen, die ſich im untern Lauf des Bampamah befinden, machen ihn dort unſchiffbar. Die Expedition mußte mehrere Tage in der durch die letzten Kriege hart mitgenommenen Stadt bleiben, welche auf 152 Häuſer zuſammengeſchmolzen war. Erſt am 20. November fanden ſich die zu einem Palaver einberufenen Chefs ein und erklärten ſich bereit, ein größeres Palaver zu beſuchen, welches in Matoggo ſtattfinden ſollte. Dieſes wurde am 8. Dezember in Makaber, einem unweit von Matoggo gelegenen Dorfe am Ufer des hier etwa 50 Meter breiten und noch ſchiffbaren Rokelle abgehalten, und alle anweſenden Häuptlinge erklärten ſich bereit, ihren Einfluß aufzubieten, um zwiſchen den kriegführenden Parteien den Frieden herzuſtellen. Nach langen Unterhandlungen mit den einzelnen Häuptlingen gelang dies auch, und am 17. Dezember erklärte ſich der letzte derſelben in dem ſtark befeſtigten Mayola bereit, Frieden zu ſchließen. Die Expedition hatte ihre Aufgabe glücklich gelöſt und kehrte nun auf dem Fluſſe nach Freetown zurück. Sie war etwa 150 Kilometer landeinwärts vorgedrungen, hatte den Rokelle bis faſt an die Grenze von Kuranko, in deren Nähe er noch 50 Meter breit und für kleine Boote fahrbar iſt, kennen gelernt, und die von ihr angeknüpften Unterhandlungen führten mehrere Monate ſpäter zu einem Vertrage zwiſchen der engliſchen Regierung und den Häuptlingen des Timmenelandes, durch welchen der Rokelle dem Verkehr wieder eröffnet wurde.

Überall in den Hinterländern Sierra Leones beſteht auch heute noch die Sklaverei fort, nur in den unter unmittelbarer engliſcher Oberhoheit ſtehenden Gebieten iſt ſie unterdrückt. Sklaverei und Menſchenhandel ſind eben, wie Karl Andree ſagt, mit den Begriffen der Urafrikaner völlig verwachſen; ihre ganze Geſellſchaft, und wenn bei ihnen von einem Staatsweſen die Rede ſein kann, auch dieſes, fußt durchaus auf Sklaverei. In den von England in jüngſter Zeit annektierten Gebieten hat namentlich der Fluß Gallinas zur Zeit, als der überſeeiſche Sklavenhandel noch in Blüte ſtand, eine traurige Rolle geſpielt. Einer der berüchtigteſten Sklavenhändler, Don Pedro Blanco aus Malaga, hatte dort ſeine Sklavendepots, Baracones deren jedes 500 Neger faſſen konnte, und ein kleines Heer bewaffneter Aufſeher wachte darüber, daß keines der armen Opfer, welche der Einſchiffung harrten, entſchlüpfte. Don Pedro wurde durch ſein abſcheuliches Geſchäft ein reicher Mann, denn ſein Jahresumſatz betrug durchſchnittlich 10000 Sklaven, und im Jahre 1839 ſetzte er ſich zur Ruhe. Bald darauf wurden durch die Engländer die letzten Spuren ſeiner Thätigkeit vertilgt und die am Ufer errichteten Sklavenkerker niedergebrannt. Gleichſam als eine Erinnerung an den Sklavenhandel, der einſt hier ſo ſchwunghaft betrieben wurde, beſteht aber trotz aller philantropiſchen Beſtrebungen der Engländer und Amerikaner die Sklaverei heute noch faktiſch in einem Staat an dieſer Küſte, in welchem ſie am allerwenigſten beſtehen ſollte: in Liberia, der als Aſyl für die freigewordenen Neger Amerikas gegründeten Republik.

Die an der Südgrenze Sierra Leones gelegene Negerrepublik Liberia gehört zwar nicht in den Rahmen dieſes Werkes, welches ſich nur mit Kolonien europäiſcher Völker beſchäftigt, da aber in Liberia auch der deutſche Handel vertreten iſt, wollen wir an demſelben nicht vorübergehen, ohne wenigſtens einen flüchtigen Blick auf die dortigen Verhältniſſe geworfen zu haben. Auch dieſer Negerſtaat verdankt ſeine Entſtehung philantropiſchen Beſtrebungen, welche durch den Sklavenhandel hervorgerufen wurden. Unter dem Namen „Nordamerikaniſche Koloniſationsgeſellſchaft“ bildete ſich Ende 1816 in den Vereinigten Staaten von Amerika ein Verein, welcher den in den traurigſten Verhältniſſen lebenden freien Negern, deren Zahl auf mehr als 200000 geſchätzt wurde, die Anſiedelung in Weſt Afrika ermöglichen wollte. Im Jahre 1818 wurde die erſte Anſiedelung auf der Inſel Campelar bei Sherboro gegründet, von wo die Koloniſten aber bald nach Sherboro überſiedelten, da in wenigen Monaten der vierte Teil derſelben durch Fieber war dahingerafft worden. Auch

die neue Niederlassung war in sehr ungesunder Gegend angelegt, weshalb 1822 eine nochmalige Verlegung stattfand, und diesmal fand man einen geeigneten Platz auf der breiten Landzunge, welche in das Kap Mesurado ausläuft. Die neue Kolonie erhielt den Namen „Liberia" (Freiland) und die auf der Landzunge entstehende Stadt ward Monrovia genannt, zu Ehren des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Mr. Monroe. Erst nach langen Unterhandlungen gelang es, den eingeborenen Häuptlingen das nötige Land abzukaufen, da sie ein festgewurzelter Aberglaube von einem Verkauf abschreckte. Die Republik umfaßte ein Gebiet von etwa 8 □ Meilen und stand unter der Leitung des Dr. Ayres und des Predigers Jehudi Ashmun, eines energischen Mannes, der mit eiserner Hand in dem Chaos, das er vorfand, Ordnung schuf und die Stadt mit Erfolg gegen die bald feindlich auftretenden Negerstämme des Binnenlandes verteidigte. Die Bevölkerung vermehrte sich rasch durch neuen Zuzug aus den Vereinigten Staaten, und die Zahl der Plantagen belief sich bald auf mehrere hundert. Jetzt umfaßt die Negerrepublik ein Gebiet von etwa 24800 □ Kilometer mit einer Bevölkerung von 718000 (?) Seelen.

Seit der Mitte der zwanziger Jahre entwickelte sich der Freistaat rasch, seine Grenzen wurden nach Norden bis zum St. Paulsfluß vorgeschoben und auch landeinwärts große Strecken annektiert, aber mit der Vergrößerung Liberias und dem Wachstum seiner Bevölkerung hielten die Fortschritte in seiner innern Entwickelung nicht gleichen Schritt. Obwohl einzelne Männer, wie der Präsident Stephen Allen Benson [119]) durch Tüchtigkeit und strenge Rechtlichkeit sich auszeichneten, so nahm doch die Korruption immer mehr überhand und führte zu den unerquicklichsten Situationen, da sie nicht auf die unteren Beamtenkreise beschränkt blieb, sondern schließlich sogar der Präsident Mr. Roy ihr Opfer wurde. Dieser wackere Mann hatte, unterstützt von englischen Negerfreunden, in England eine Anleihe zustande gebracht, deren Betrag zur Beseitigung von allerlei Übelständen in Liberia verwendet werden sollte. Der Herr Präsident fand es aber vorteilhafter, die Übelstände fortbestehen zu lassen und einen großen Teil der Anleihe — etwa 40000 Pfund Sterling — in seine Tasche zu stecken. Die Unterschlagung wurde entdeckt, der Präsident von dem vollziehenden Ausschuß für abgesetzt erklärt und ins Gefängnis gebracht. Es gelang ihm aber zu entfliehen, er erreichte den Hafen und sprang in das Meer, um sich auf ein im Hafen ankerndes europäisches Schiff zu retten, aber seine Kräfte verließen ihn und er ertrank.

Diesem skandalösen Vorfall verdankte es die Negerrepublik, daß sich eine Zeitlang alle Welt mit ihr beschäftigte, aber die verrotteten Zustände wurden deshalb doch nicht besser. Wie in Sierra Leone tritt auch hier der Neger dem Weißen ungemein protzig entgegen, und die Streitigkeiten zwischen Weißen und Schwarzen nehmen gar kein Ende. Die ersteren sind hier wenn möglich noch recht- und schutzloser wie in Sierra Leone. Trotz der schön gefärbten Berichte der philanthropischen Vereine ist es um das Schulwesen schlecht bestellt, und das Christentum hat auch hier noch so wenig tiefe Wurzeln geschlagen, daß Rückfall in die heidnischen Gewohnheiten gar nicht selten ist.

Die Lage dieses Negerfreistaates ist heute nichts weniger als glänzend, und die amerikanische Kolonisationsgesellschaft mußte selbst schon in ihren Berichten eingestehen, daß die amerikanischen Neger durchaus nicht jenen Einfluß auf ihre afrikanischen Brüder ausüben, den man erwartet hatte, und daß die erzielten zivilisatorischen Erfolge das aufgewendete Geld nicht wert seien. „Besser wäre es jedenfalls, wenn die Kolonisationsgesellschaft sich der Neger in Amerika annehmen und für deren Zivilisation sorgen wollte. Von ungebildeten Leuten kann man nicht verlangen, daß sie einen zivilisierenden Einfluß ausüben, namentlich in einem Lande, in welchem Kirchen und Schulen noch so dünn gesäet sind wie in Liberia." Anstatt die heidnischen Neger zu sich emporzuziehen, sinken die aus Amerika Ankommenden meist sofort auf die niedrige Kulturstufe der

[119]) Benson bereiste 1862 Europa und kam auch nach Berlin, wo er von unserem Reichskanzler — damals noch Herr von Bismarck — zur Tafel gezogen wurde. Er saß bei Tische zur Rechten der Frau des Hauses und erregte mit dem linken Tischnachbar derselben, dem Gesandten Japans, das Interesse der Gäste in hohem Grade. Allgemein staunte man den Neger an, der sich wie ein geborener Gentleman zu bewegen wußte.

Afrikaner herab, werfen die europäischen Kleider weg und begeben sich ins Innere zu den wilden Stämmen, deren Sitten sie rasch annehmen.

Welcher Art die sozialen Zustände in der Republik sind, zeigt ein von O. Lenz mitgeteilter,[120] von einem Neger geschriebener Artikel der „African Times", den wir hier einschalten: „Das hauptsächlichste Geschäft

Kap Mount.

unserer Legislatur während der Sitzung vom Dezember 1870 1871 bestand in Ehescheidungen. Fünfzig Frauen wurden von ihren Männern rechtskräftig geschieden, von besonderem Interesse waren nur zwei Fälle. Eine der Frauen war von ihrem Manne nach Amerika gesandt worden; dieser verlangte dann geschieden zu werden, und die Legislatur willigte ein, ohne die Frau gehört zu haben. In einem andern Falle ließ sich der Mann

Für einen Sixpence Früchte in Sierra Leone.

scheiden, weil die Frau vor 12 Jahren Ehebruch begangen hatte; er lebte trotzdem mit ihr zusammen, war aber jetzt in bessere Umstände gelangt und setzte nun die Scheidung durch, weil er die Frau los sein wollte. Einige der Gesetzgeber waren bestochen; Bestechung ist hier allgemein, ob aber die Legislatoren in diesen

[120]) Dr. Oskar Lenz, Skizzen aus West-Afrika. Selbsterlebnisse. Berlin, A. Hofmann & Ko., 1877. Seite 227.

Fällen bestochen waren oder nicht — genug, sie haben das Land um 50 Prostituierte reicher gemacht. Wir haben aber schon genug Prostituierte in unserem Lande; Silbergeld und bunter Kattun sind allzugroße Versuchungen für unsere Frauen, und es giebt unter diesen nur sehr wenige, verheiratete und unverheiratete, welche für diese Artikel sich nicht dem ersten besten Mann hingeben. Es giebt Fälle genug, daß Leute, die in einer Woche getraut wurden, in der nächsten sich bereits trennten, während andere sich von ihren Frauen scheiden

Krieger aus dem Hinterlande von Sierra Leone.

ließen, eine andere nahmen und sich nach ein paar Wochen die erste wieder antrauen ließen. Aber was sollen die armen Frauen anfangen — sie haben keine Arbeit und die Regierung hat kein Geld, um es in Umlauf zu setzen. Die Hungersnot wird schwer im Lande empfunden und das Volk geht in Lumpen und Fetzen einher. Die Regierung legt dem Volk schwere Steuern auf, welches dieselben nicht zahlen kann; sie schraubt die Abgaben ungeheuer in die Höhe, um die Fremden abzuhalten, in das Land zu kommen. Ich

habe täglich die Leute aus bloßem Hunger in den Straßen taumeln gesehen. Die Regierung und die vom Volk frei gewählte Legislatur hat alle diese Übel und Not über uns gebracht. Sie hat Gesetze erlassen, um den Fortschritt des Landes und des Volkes aufzuhalten, und man konnte hier einige sehen, die noch stolz darauf sind, daß sie 50 Ehescheidungen jetzt durchgesetzt haben, ohne zu bedenken, daß sie dadurch in dieser kleinen Stadt 50 Weiber der Prostitution in die Arme geworfen haben. Wenn hier jemand die Legislatur bestimmen will, etwas für ihn zu thun, so giebt er ein Gastmahl bei welchem er den Gesetzgebern irgend etwas vorsetzt, was sie in ihren Häusern nicht haben; dann legt er seine Wünsche vor ihnen auf den Tisch und auf der Stelle entscheiden sie zu seinen Gunsten. Die wenigen Kaufleute die eigentlichen Herren des Landes und die sogenannten Wohlthäter desselben schwatzen dem Volke vor, es solle ja die Konstitution nicht ändern; geschähe dieses, so würden die weißen Leute Bürger und schließlich das Land an sich reißen. Dabei malen sie dem gemeinen Volk die Grausamkeit aus, die sie einst unter ihren weißen Herren in Amerika erlitten, und daß die Weißen sie wieder zu Sklaven machen würden, wenn die Konstitution geändert würde. Und die Masse des Volkes in Liberia ist so unwissend daß sie ihrem eigenen Interesse gegenüber blind bleibt. Das ist der gegenwärtige Zustand Liberias, und er wird von Tag zu Tag schlimmer." So urteilen vernünftige schwarze Liberianer über ihren Freistaat. Im Laufe der Zeit wird sich wohl auch die Unmöglichkeit der Fortdauer dieser Zustände herausstellen und die so streng verpönte Teilnahme der Weißen an den Regierungsgeschäften sich doch nötig erweisen. Eine Anlehnung und Oberhoheit Englands dürfte bessere Zustände herbeiführen. Die finanziellen Verhältnisse des Landes sind schlecht und im Jahre 1871 betrugen nach dem in Monrovia erscheinenden „Republican" die Jahreseinnahmen nicht mehr als 50000 Dollars; und damit soll ein Land regiert werden, das über 400 Quadratmeilen groß ist. Der Berichterstatter in der „African Times" erzählt dann weiter: „Hier sitzen wir mit gefalteten Händen umgeben von Urwald, der bis an unsere Thüren reicht, in dem Leoparden, Hirsche, Schlangen und alle Arten wilder Bestien hausen; unsere Straßen sind nur ein elender Fußpfad, so daß, wenn unsere „ladies" nach dem Regen ausgehen, sie im Schmutze versinken. Wir müssen uns vor uns selber schämen, denn wir haben es nicht verstanden, unsere Privilegien und die günstigen Gelegenheiten auszunutzen; wir haben nichts für unser Land nichts für unsere heidnischen Brüder gethan, ausgenommen, daß wir sie zu Holzhauern und Wasserträgern machten; nichts ist geschehen, um den Handel zu ermutigen; nichts um die Hilfsquellen des Landes zu entwickeln, nichts für die Erziehung der Kinder. Haben wir eine Hütte gebaut und einen kleinen Fleck urbar gemacht, um darauf einige Kartoffeln und Cassaven zu pflanzen, dann glauben wir ein großes Ding vollbracht zu haben. Dann gehen wir faulenzend umher sind stolz auf unsere Freiheit und denken, was wir doch für ein herrliches Land haben!"

Die Regierung der Republik befindet sich in den Händen eines Präsidenten, dem eine durch Wahlen hervorgegangene Kammer zur Seite steht. Bei den Wahlen ruht die Entscheidung ausschließlich bei den reichen Kaufleuten und Plantagenbesitzern, und dies ist eine der Hauptursachen, warum die vielen Übelstände, welche nur der Geldaristokratie zu gute kommen, nicht beseitigt werden.[121] Die Politik, welche diese Koterie verfolgte, gipfelte gleich von Anfang an darin, daß man den Handel der Weißen möglichst einzuschränken suchte, indem man ihnen nur in 5 Hafenplätzen den Verkehr gestattete und die Erwerbung von Grund und Boden völlig untersagte. Unter Mißachtung aller Reklamationen wurde ferner die Konsolidierung der Staatsschuld durchgeführt, und die in Liberia ansässigen europäischen und amerikanischen Firmen, welche dem Staat Geld geliehen hatten, mußten sich der sie schwer schädigenden Maßregel fügen. Trotzdem sank das Papiergeld, von dem das Land überschwemmt wurde, bald bis auf 50 Prozent des Nominalwertes, der Staat sah sich gezwungen, die Hilfe der geringgeschätzten Weißen in Anspruch zu nehmen, um der Kalamität ein Ende

[121]) S. The statute laws of the Republic of Liberia, carefully compiled from the laws of the commonwealth and the laws of the Republic; with the declaration of the independence and the constitution of the Republic of Liberia with its amendements etc Monrovia, G. Killian, 1856. Seite 231.

zu machen, und es kam 1871 in England eine Anleihe von 1 Million Pfund zustande. Diese Anleihe sollte mit 7 Prozent verzinst werden, aber die Gläubiger der Republik warten heute noch auf Zahlung der Zinsen, welche gleich im ersten Jahre unterblieb, und die Zurückzahlung der Anleihe, welche 1886 erfolgen soll, wird wohl in gleicher Weise unterbleiben.[122] Bei nur einigermaßen geordneter Wirtschaft brauchte Liberia nicht nur keine Schulden zu haben, sondern könnte ein wohlhabendes Land werden, denn der Boden ist auch hier sehr ertragfähig, und der Zwischenhandel mit den Eingeborenen, den Mandingas, kann eine Quelle des Reichtums für die Kaufleute Liberias werden.

Der Hauptausfuhrartikel ist augenblicklich Kaffee, von dem eine vorzügliche Sorte auf den Markt gebracht wird. In Liberia selbst kostet das Pfund 18 bis 22 Cents, und die Ausfuhr übersteigt bereits eine Viertel-Million Kilo.[123] Kolanüsse wachsen am Cap Mount und am St. Pauls-Fluß wild und bilden einen bei den Negerstämmen sehr beliebten Handelsartikel. Das Zuckerrohr gedeiht ebenfalls gut, wird aber nur wenig gepflanzt, ebenso wie die an wertvollen Holzarten (Federn- und Ebenholz, Mahagoni, Rosenholz, schwarzer Gummi) reichen Wälder auch nur in geringem Maße ausgebeutet werden. Die freien Bürger von Liberia sind keine Freunde schwerer Arbeit, wie ihre Stammverwandten, die „zivilisierten" Neger von Sierra Leone, und nur wenige beschäftigen sich selbst mit der Kultur ihrer Plantagen, während die Mehrzahl dieselbe bezahlten Arbeitern aus dem Hinterlande überläßt. Unter solchen Umständen darf es nicht überraschen, daß die weitaus größere Menge der Landeserzeugnisse, welche im Export Liberias eine Rolle spielen, aus den Dörfern der Mandingas im Binnenlande kommt. Palmöl und Palmkerne sind darunter mit den größten Zahlen vertreten,[124] ferner Ingwer, Zucker, Kautschuk, Arrowroot, Gummi, Elfenbein und Gold.[125] Auch die Seife, in deren Fabrikation die Mandingas große Fertigkeit erlangt haben, bildet einen in Liberia und den Nachbargebieten sehr gesuchten Handelsartikel.

Eingeführt werden Baumwollwaren, Tabak, Salz, Spirituosen, Kleider, landwirtschaftliche Geräte, Pulver, Kauris u. s. w., im allgemeinen dieselben Artikel, welche längs der ganzen westafrikanischen Küste importiert werden.

Im Handel Liberias nimmt die deutsche Kaufmannswelt eine hervorragende Stellung ein. Die Konkurrenz, welche sie zu überwinden hat, ist sehr groß, denn es sind außer den deutschen noch amerikanische, englische und holländische Häuser an der Küste vertreten. Nach amerikanischen Angaben soll der Import hauptsächlich in den Händen amerikanischer Häuser sich befinden, insofern als amerikanische Waren entweder direkt von dort oder auf dem Wege über Europa durch deutsche oder englische Firmen eingeführt werden. In Rum und Tabak beherrscht Amerika zweifellos den liberischen Markt, während inbezug auf andere Artikel Deutschland die erste Stelle einnimmt. Nach den deutschen Konsulatsberichten soll der größere Teil des liberischen Handels sich in deutschen Händen befinden.

Es kommen in Liberia nur 5 Firmen in Betracht: eine deutsche, C. Wörmann in Hamburg, eine holländische, Hendrik Muller & Co. in Rotterdam, und eine amerikanische, Yates & Porterfield in New-York. Die deutsche und holländische Firma besitzen Faktoreien in allen 5 Hafenplätzen Liberias, und sie sowohl als auch die amerikanische Firma senden ihre eigenen Dampf- und Segelschiffe an die Küste. Außer denselben

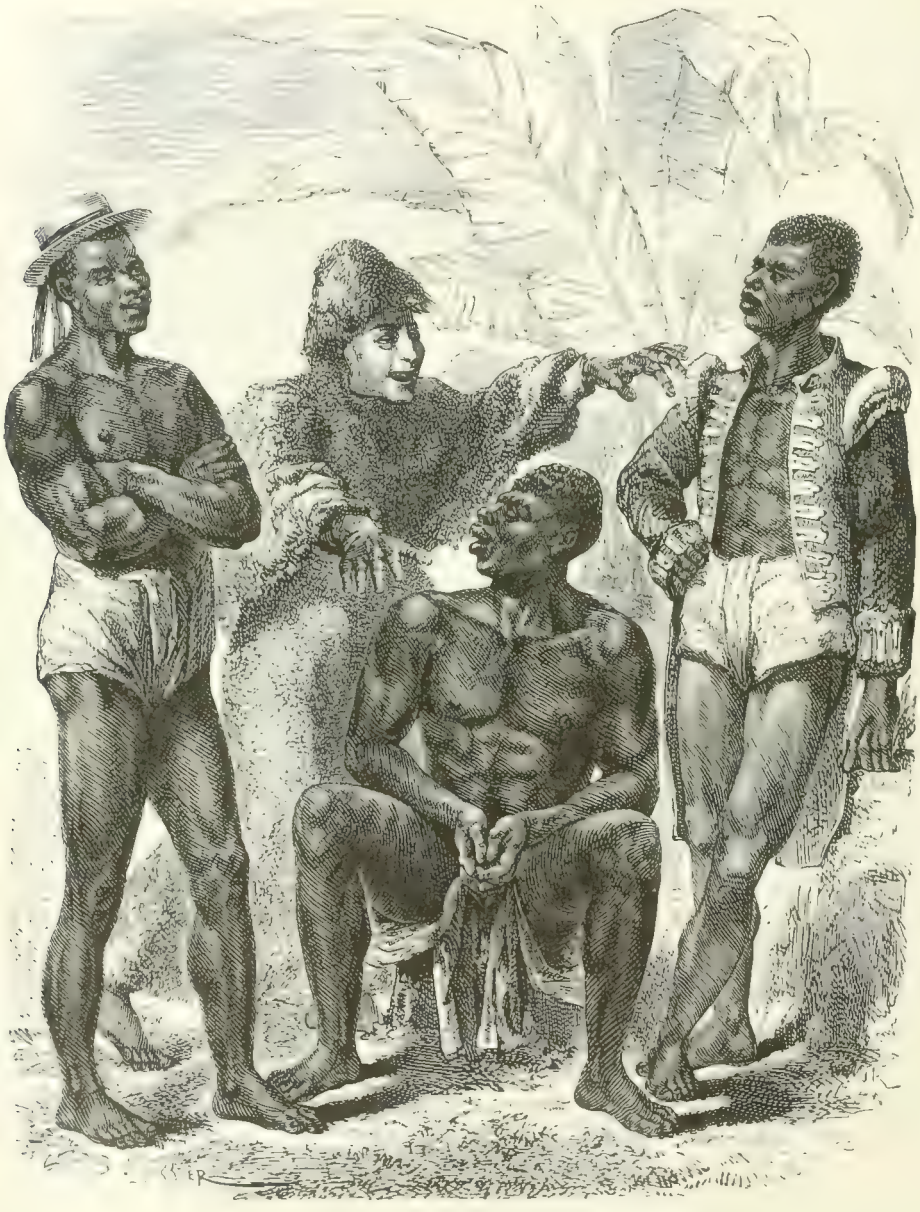
[122] Herr Büttikofer, Assistent am Museum zu Leyden, hat die Geschichte dieser Anleihe in einem Vortrag beleuchtet, den er am 28. Oktober 1882 in der geographisch kommerziellen Gesellschaft zu St. Gallen hielt.

[123] Gleichzeitig hat die Ausfuhr von Kaffeebäumen so zugenommen, daß man an ein Verbot der Ausfuhr zu denken begann.

[124] Die Eingeborenen verlangen für das Palmöl stets denselben Preis. Um bei den Preisschwankungen auf dem europäischen Markt nicht zu Schaden zu kommen, muß der Kaufmann die Differenz durch den Preis der Waren, welche er den Eingeborenen liefert, auszugleichen suchen. Dadurch, daß er in Waren zahlt, reduziert sich der Preis des Palmöls um etwa 50 Prozent.

[125] Eine Ein- und Ausfuhr-Statistik gehört in Liberia noch zu den unbekannten Einrichtungen. Man ist völlig auf die Berichte der fremden Konsuln angewiesen, welche den Umfang des Handels nur annähernd abzuschätzen vermögen.

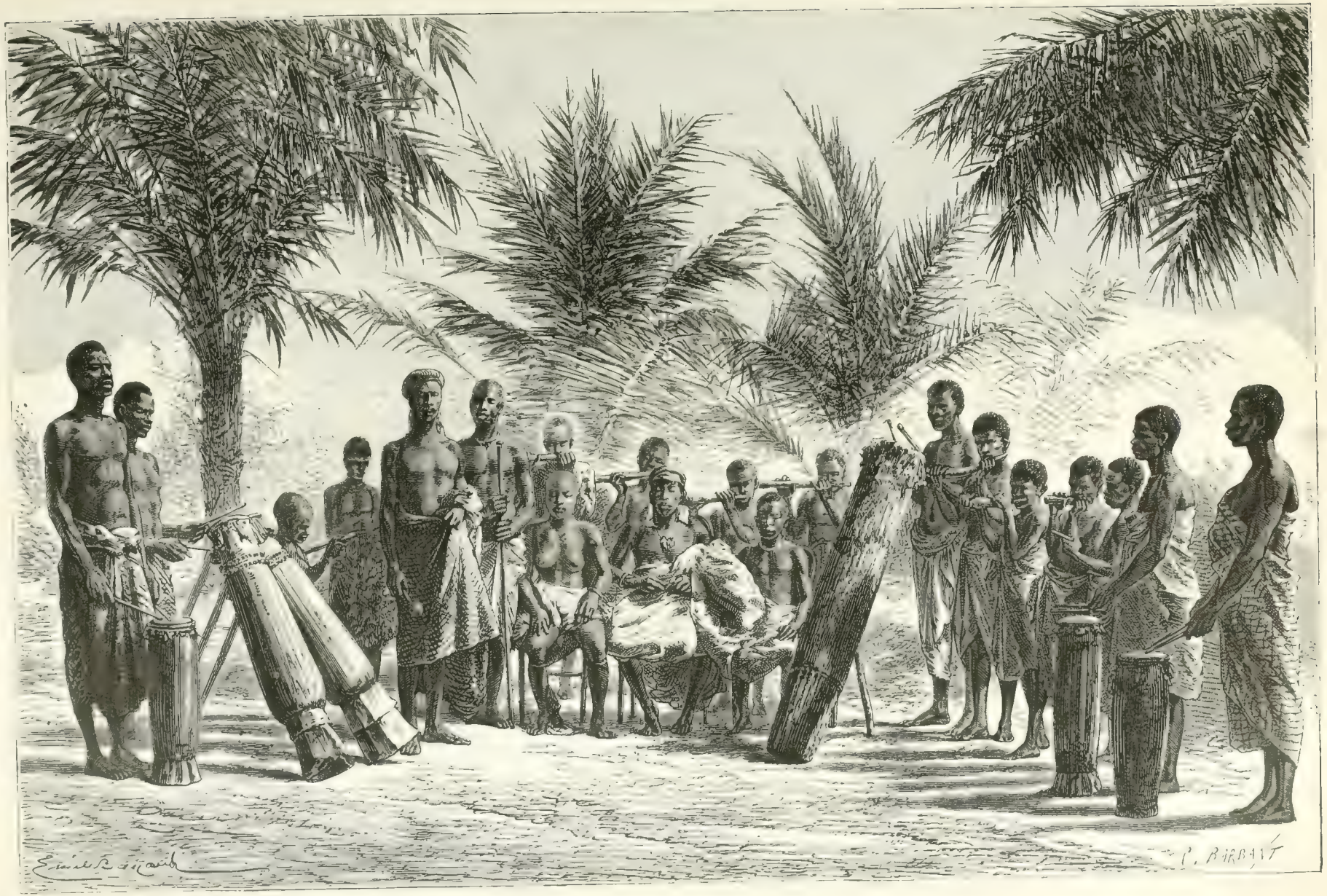
besuchen Liberia regelmäßig große Postdampfer zweier englischer Gesellschaften der African Steamship Company und der West African Navigation Company, deren sich die wenigen liberianischen Firmen zur Versendung ihrer Exportartikel bedienen, und welche auch den überseeischen Postverkehr der Republik vermitteln. Die englischen Dampfer werden gegenüber den deutschen begünstigt, insofern sie das Tonnengeld im Betrage von $^1/_2$ Dollar per Tonne, welches von allen deutschen Schiffen erhoben wird, nicht zu entrichten haben, weil



Krumeger.

sie Frachten liberianischer Kaufleute führen.[126] Früher legten diese Dampfer regelmäßig in Kap Palmas, Sinoe, Grand Bassa und Monrovia an, seit kurzem wird aber Monrovia nur dann angelaufen, wenn man sicher ist, dort genügende Fracht zu finden. Der bedeutendste Exporthafen Liberias ist Grand Bassa; Mon

[126] Export, 1882, Seite 150.



Der König von Groß-Bassam und sein Gefolge.

rovia, die Hauptstadt, war nie ein lebhafter Handelsplatz. Der Handel ist auch hier trotz der vielen europäischen Einrichtungen überwiegend noch ein Tauschhandel, da die Faktoreien es vermeiden, von liberianischem Papiergeld mehr anzunehmen als sie zur Deckung ihrer Abgaben brauchen. Bares Geld ist überhaupt, außer Monrovia, im Lande sehr selten.[127] Allgemein wird von den ausländischen Kaufleuten über die unbefriedigenden Gerichtsverhältnisse und über verschiedene gesetzliche Bestimmungen geklagt, durch welche die betrügerische Krida erleichtert und eine Festigung des Vertrauens im Handelsverkehr sehr erschwert wird. Kann doch ein Kaufmann, mag er noch so verschuldet sein, jederzeit sein ganzes Vermögen seiner Frau oder seinen Kindern abtreten, und die Gläubiger haben das Nachsehen.[128]

England betrachtet die herabgekommene, ihrem Bankerott entgegengehende Republik schon längst mit begehrenden Blicken, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß man die im Jahre 1880 fällig werdende Anlehensforderung zu benutzen gedenkt, um den englischen Einfluß in Liberia fest zu begründen. Insgeheim ist schon so manche Intrigue gesponnen worden, durch welche Konflikte zwischen England und der Republik heraufbeschworen werden sollten. Ein gewisser Harris, der mit den angesehensten Häuptlingen des Hinterlandes verschwägert ist, hat sich dabei besonders hervorgethan. Vor 12 Jahren hetzte er die Bays und Karfuros gegen Liberia auf, deren Angriff jedoch von den Liberianern abgeschlagen wurde. Harris stand sich dabei nie schlecht, denn mochte seine Partei siegen oder unterliegen, er kam stets mit Entschädigungsansprüchen, und da die englische Regierung seine Forderungen kräftig unterstützte, mußte Liberia sich schließlich bequemen, ihm 50000 Dollars Schadenersatz zu zahlen. Geld ist jedoch in der Staatskasse der Republik nie in Überfluß vorhanden, und so wurde denn auch in diesem Falle der Kläger nicht mit Geld entschädigt, sondern die Republik trat ihm (beziehungsweise England) ein Gebiet von 150 englischen Meilen Küstenlänge ab.[129]

An der heute zum großen Teil von Liberia eingenommenen Pfefferküste (so genannt nach dem hier häufigen Paradies-Ingwer, Amomum granum Paradisi), begegnen wir auch bereits den Vertretern jenes Volkes, nach welchem diese Küste auch Kruküste benannt worden ist, den Krunegern oder Krumännern.

Ohne die Kruneger wäre auf einem großen Teil der Westküste den Europäern aller Handelsverkehr unmöglich. Kein Schiff, schreibt Winwood Reade, kann dort lange in einem Hafen liegen, ohne daß ein großer Teil der Mannschaft durch Krankheiten arbeitsunfähig wird, und namentlich in den Ölflüssen wird die Mannschaft der vor Anker gehenden Schiffe oft so dezimiert, daß die Schiffe ihre Fahrt nicht fortsetzen könnten, wenn

[127]) J. Büttikofer, Mededeelingen over Liberia. Amsterdam, 1884.

[128]) Eine hübsche Skizze liberianischen Lebens giebt Dr. L. Weineck, der Monrovia mit der „Gazelle" besuchte: „Im Konsulate finden wir die schwarze Dienerschaft in festlicher Aufregung, um alles für das nachmittägige Diner, zu welchem die Minister der Republik, die Offiziere der „Gazelle" und wir eingeladen sind, würdig vorzubereiten . . . Während wir auf die Würdenträger der Republik warten, fesseln uns zwei Szenerieen, die sich vor dem Hause abspielen. Wir sehen einen Affen, welcher, an ein schweres Stück Holz gekettet, von einem Negerjungen zu den tollsten Sprüngen veranlaßt wird; dabei bemüht sich der Junge, Bewegung und Geberde des Tieres nachzuahmen, was ihm so vorzüglich gelingt, daß man oft beide verwechselt. Das andere Bild ist ernsterer Art. Man sieht Negersträflinge, die mit Ketten aneinander geschmiedet sind und Holz auf dem Kopfe, wie das hier üblich, tragen. — Bald erscheinen auch die schwarzen Minister in Balltoilette, weißer Weste und weißen Handschuhen. Ihre von Vollbärten eingerahmten Gesichter sehen ernst und intelligent aus; nur der Konsul der Republik Haiti, mit braunem verschrumpftem Mulattengesicht, falschem Gebiß und einem stets verbindlichen Lächeln erregt Heiterkeit, da er die deutsche, goldbetreßte Konsuluniform trägt, welche er von dem Vorgänger des Herrn Brohm erworben haben soll. Der Unterrichtsminister ist Methodist, breitet zu Beginn der Mahlzeit die Hand zum Segen aus und spricht ein Gebet; dann folgt ein solennes Diner mit Schildkrötensuppe, Ziegen-, Puter- und Hühnerbraten, afrikanischen Kartoffeln, tropischen Früchten, guten Rheinweinen und Champagner. Die Bedienung besorgen 8 flinke Negerknaben, welche von einem alten, befrackten Neger mit Feldherrnblick dirigiert werden. Die Konversation geht englisch. Als die Toaste an die Reihe kommen, entwickeln die Schwarzen eine wundersame Beredsamkeit und gedenken mit diplomatischem Geschick der ruhmreichen Erfolge Deutschlands im Kriege 1870/71. Während dieser Reden ereignete es sich, daß einige der vom Mechaniker in einer Papiertüte verwahrten Krabben frei wurden und unter dem Tische nach allen Seiten auseinanderstoben. Als hierauf plötzlich sämtliche Negerjungen hinter diesen Ausreißern herjagten, ließ unser Ministerdiner an Komik nichts zu wünschen übrig." Dr. L. Weineck, Ein Besuch der Negerrepublik Liberia an der Westküste Afrikas. Daheim, XVIII. Band, Seite 318.

[129]) Im „Ausland" lenkte D. Gronen die Aufmerksamkeit deutscher Kreise auf Liberia: „Wenn Deutschland mit einigen Millionen Mark der sterbenden Republik unter die Arme griffe, wäre wohl etwas zu erzielen." D. Gronen, Eine Negerrepublik in Afrika. Das Ausland, 1880, Seite 134.

sich keine Gelegenheit böte, die entstandenen Lücken wieder zu füllen. An einer solchen Gelegenheit fehlt es aber nie, denn die Krumeger sind stets bereit, sich als Matrosen anwerben zu lassen, und ihr herkulischer Körperbau läßt sie dazu vortrefflich geeignet erscheinen. Sie erhalten monatlich 3 bis 5 Dollars Lohn, wovon ein Monatslohn vorausgezahlt wird, und der Kapitän oder Kaufmann, der sie in seinen Dienst nimmt, muß sich kontraktlich verpflichten, sie nach Ablauf der vereinbarten Dienstzeit kostenfrei in ihre Heimat zurückzubefördern. Ihre Verpflegung besteht in 1½ Liter Reis per Tag, und an Sonntagen erhalten sie Fleisch oder Fische, zuweilen auch eine kleine Ration Rum. Die Krumeger sind sehr fleißige Arbeiter, dabei mäßig und sparsam, und all ihr Streben ist darauf gerichtet, eines Tages mit einem möglichst großen Verdienst nach Hause zurückzukehren. Müdigkeit scheinen die Krumeger überhaupt nicht zu kennen. Wenn ihre anstrengende Tagesarbeit vollbracht ist, denken sie nicht an Ruhe, sondern versammeln sich sofort nach ihrem bescheidenen Mahl im Zwischendeck, um dort bei den Klängen einer Harmonika im Mondschein oft noch bis Mitternacht zu tanzen. Die ausgelassenste Fröhlichkeit herrscht aber unter ihnen, wenn ihr Kontrakt abgelaufen ist und sie sich zur Heimreise rüsten. Man gebe einem Krumeger alle Schätze der Erde, er wird sich doch unglücklich fühlen, wenn er nicht in seine Heimat zurückkehren kann. Die Liebe zur Heimat und zur Freiheit sind die Grundzüge seines Charakters, und die Sklavenhändler sollen, wie Winwood Reade erzählt, Krumeger nie ausgeführt haben, weil dieselben sämtlich unterwegs vor Heimweh starben. Wenn ein Trupp Krumeger heimkommt, gerät aber auch das ganze Dorf in Aufregung. Verwandte und Freunde finden sich zur Begrüßung des Ankömmlings ein, hauptsächlich jedoch, um ihren Anteil an den Geschenken in Empfang zu nehmen, welche der Wiedergekehrte verteilen wird. Der größere Teil des oft mehrjährigen Verdienstes geht auf diese Weise in fremde Hände über, aber kein Krumeger wird sich dagegen sträuben, denn lieber würde er all sein Hab und Gut hingeben, als für geizig gelten.

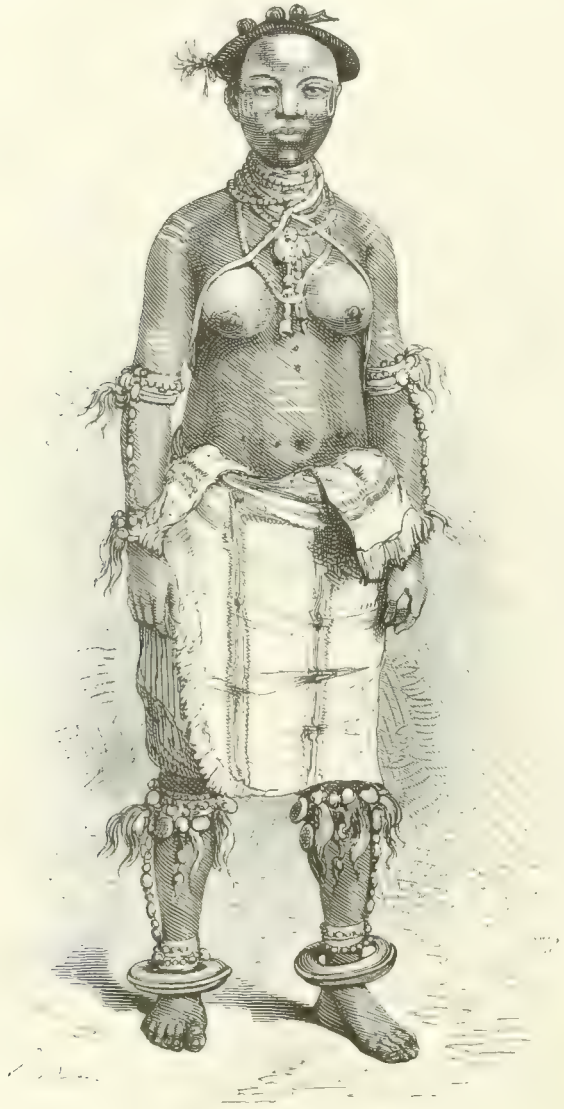
Alle Krumeger [130]) sind freie Leute. Häufig werden Kruboys oder Kroomen mit den Krumanos (ein portugiesisches Wort) verwechselt. Die Krumanos sind Sklaven, die Kruboys oder Kroomen dagegen sind freie Angehörige eines Volkes, welches sich selbst Grebo nennt und früher Klaho hieß. Sie sollen am Anfang des 17. Jahrhunderts, von Poulhs und Mandingas aus ihrer Heimat vertrieben, in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert sein. [131])

Winwood Reade schildert recht lebhaft die Szenen, welche sich an Bord eines Schiffes abspielen, wenn Krumeger gemietet werden sollen. Die Leute werden untersucht, wie ein Roßkamm ein Pferd oder ein Pflanzer auf der Auktion einen Sklaven untersucht. Sobald die Tauglichen aus der Masse ausgeschieden sind, wird ein Kontrakt unterzeichnet und die Krus erhalten einen Vorschuß, welchen der König sofort in Beschlag nimmt. Reade erinnerten die Unterhandlungen an die Geschichte von dem Schauspieler, der, nachdem er all sein Hab und Gut verpfändet hatte, zuletzt sich selbst verpfändete und seinem Direktor den Pfandschein sandte. Die Krus hatten Geld von ihrem König geliehen und sich dagegen verpfändet. Reade war der Direktor, welcher durch Bezahlung ihrer Schulden dem Pfandverhältnis ein Ende machte, um ihre Dienste sich zu sichern.

Nachdem wir fast zwei Tage gewartet hatten, schreibt O. Lenz, kam endlich der Häuptling, von dem wir die Kru-Arbeiter engagieren wollten, an; er führt den stolzen Titel König Grando. Es war eine nicht große, aber sehr kräftige Gestalt mit sehr energischen Gesichtszügen und von echtem Negertypus. Er trug ein Stück rotes Baumwollzeug um den Leib, darüber ein weißes Hemd, worüber noch ein mit roten, weißen und blauen Streifen verzierter, sehr weiter, aber kurzer Mantel ohne Ärmel geworfen war, ein Kleidungsstück, wie es bei den Arabern am Senegal allgemein verbreitet ist; bis zu Hosen aber hatte er sich nicht aufschwingen können. Als Kopfbedeckung diente ein neuer schwarzer Filzhut; am Gürtel trug er einige prachtvolle Eckzähne von Leoparden, eine Art Fetischzeichen, nach dem die croo-boys ungemein begierig sind. Man kann den

[130]) Der Name Kru (Kroo) soll aus dem englischen Worte crew (Schiffsmannschaft) entstanden sein.
[131]) Thompson, A narrative of the expedition to the river Niger in 1841. London 1848.

letzteren in den Faktoreien keine größere Freude bereiten und sie nicht besser zur Arbeit anspornen, als durch Versprechen von Tigerzähnen. An der ganzen Westküste wird der Leopard fälschlich als Tiger bezeichnet; letzterer kommt daselbst natürlich nicht vor. König Grando spricht leidlich Englisch, d. h. jenes Negerenglisch, das auch Engländer erst lernen müssen, wenn sie an die Westküste kommen, und weiß sich auch sonst recht gut zu benehmen, besonders bei Tisch aß er mit allem Anstand und wußte sehr wohl zur großen Genugthuung der



Fetischfrau.

anwesenden Engländer die Gabel mit der linken Hand und das Messer mit der rechten zu handhaben! Jede Speise teilte er mit seinem Bruder, einem baumlangen, starken Burschen, der ihm nicht von der Seite wich, sich aber nicht mit zu Tisch setzte, sondern an der Erde aß. Grando trank gern Bier; Rum war natürlich auch seine schwache Seite und beim Anblick des großen Fasses Branntwein, das ihm als Geschenk verehrt wurde, konnte er seine Freude kaum verbergen, obgleich das nil admirari bei den Negerfürsten außerordentlich im Gebrauch ist. Ehe er übrigens das Faß Rum annahm, mußte es geöffnet werden und sowohl einige

Polizeimeiſter aus Aſſini. Dolmetſch.

Kru-Leute als auch die Matrosen unseres Schiffes mußten vor seinen Augen den Rum kosten, da er fürchtete, vergiftet zu werden! Wie berechtigt diese Vorsicht bei den Negerhäuptlingen ist, geht unter anderem daraus hervor, daß König Grando von Grand Ceß wirklich wenige Monate später an Gift gestorben ist, das ihm ein Rivale beigebracht hatte! Nach langem Hin- und Herreden hatten wir endlich vierzig croo-boys als Arbeiter engagiert; dieselben verdingen sich gewöhnlich auf zwei bis drei Jahre für einen Monatsgehalt von 4 bis 6 Dollars, welche Summe aber nicht in Geld, sondern in europäischen Waren ausgezahlt wird, deren Wertbestimmung allerdings meistens in den Händen des Europäers liegt. Indes haben sich doch schon an vielen Orten, besonders da, wo verhältnismäßig geordnete Zustände herrschen, im Laufe der Zeit für europäische Güter (Zeuge, Gewehre, Pulver, Rum, Salz u. s. w. bestimmte und von beiden Parteien anerkannte Werte bei Bezahlung für geleistete Dienste oder beim Einkauf von Naturprodukten entwickelt.

Man lernt die Krumeger erst recht schätzen, wenn man jene Gegenden der Westküste erreicht, in welchen ihre Stelle als eingeborene Matrosen der Stamm der Kabinda einnimmt, der weder so fleißig und willig, noch so ehrlich ist wie die Krumeger. Die letzteren sind das einzige Gute, was die an Schattenseiten so reiche Pfefferküste aufzuweisen hat.

Beim Kap Palmas beginnt die ziemlich dicht bevölkerte Elfenbein- oder Zahnküste. Auf alten Karten ist dieselbe in die Küste der bösen und der guten Leute geteilt. Heute nimmt die westliche Hälfte das Gebiet der im Jahre 1855 von Nordamerikanern gegründeten Neger-Republik Maryland ein, welches später mit Liberia vereinigt wurde, während die östliche Hälfte in eine Unmasse kleiner Staaten unter eingeborenen Königen oder Häuptlingen zerfällt.

Der östliche Teil der Elfenbeinküste, wo sich große Lagunen tief ins Land hinein erstrecken, hat von den Europäern den Namen Quaquaküste erhalten, weil die Eingeborenen das Wort Quaqua, welches in ihrer Sprache „ja“ bedeutet, auffallend oft gebrauchen. Die Lagunen und die in dieselben mündenden Flüsse, der Bassam, Komoeh, Assini u. s. w. sind in neuerer Zeit von französischen Ingenieuren aufgenommen worden. Sobald man die vor dem Komoeh lagernde Barre passiert hat, breitet sich der Fluß seeartig aus, aber Ansiedelungen sind nirgends sichtbar, da sie hinter den dichten Mangrovenwäldern an den Ufern verborgen sind. Hinter der Grenze des Brakwassers ändert sich die Landschaft: die Mangroven verschwinden, Pandanus und Hibiscusarten treten an ihre Stelle, und weiter landeinwärts erheben sich riesige Ölbäume, die über 60 Fuß Länge erreichen und das Material zu den großen Pirogen der Eingeborenen liefern. Allmählich steigt das Ufer und erreicht eine Höhe von 120 bis 150 Fuß. Hoch oben sieht man auf dem Uferrand befestigte Dörfer liegen, und zuweilen erstrecken sich starke Pfahlzäune bis zum Fluß hinab. Solche Befestigungen sind nötig, denn die Bevölkerung der Quaquaküste ist in eine Unzahl kleiner Gemeinwesen zerplittert, welche sich unablässig befehden. Man schätzt sie auf etwa 200000 Seelen, doch gehören diese so vielen, auch sprachlich von einander verschiedenen Stämmen an, daß man mehrere Dolmetscher braucht, um sich nur mit der Bevölkerung eines kleinen Gebietes zu verständigen. Die Franzosen mußten, als sie an der Quaquaküste sich festsetzen wollten, mit mehr als 40 Häuptlingen unterhandeln, was keine leichte Aufgabe war, da die Eingeborenen sehr zurückhaltend und Fremden gegenüber stolz und hochmütig sind. Die Quaquas, die Ndius und die weiter landeinwärts wohnenden Burburys betrachten Menschenfleisch noch immer als einen großen Leckerbissen und sollen alle Kriegsgefangenen verzehren. Mehrere Dörfer der Burburys wurden einst bombadiert und zerstört, weil ihre Bewohner 8 senegambische Chasseurs gefangen und aufgefressen hatten, und Vize-Admiral Fleuriot de Langle lernte bei einem Palaver in Ndiu einen einäugigen Mann kennen, der ihm als der Koch vorgestellt wurde, dem die Zubereitung des Menschenfleisches oblag. Auch Menschenopfer sind noch üblich, doch muß der zu Opfernde sein Leben freiwillig anbieten, da das Opfer sonst wirkungslos bleibt. Ein französischer Offizier berichtet als Augenzeuge, daß der Mann, der sich als Opfer angeboten hatte, an einen Baum gebunden wurde und der Häuptling ihm mit einem einzigen Schlag den Kopf zerschmetterte, worauf alle Anwesenden über die Leiche herfielen, sie in Stücke rissen und diese sofort verzehrten. Ein anderer, nicht minder blutiger

Gebrauch ist die Hinrichtung lebensüberdrüssiger Sklaven. Wenn ein Sklave in Groß-Buba seinem Herrn anzeigt, daß er zu sterben wünsche, führt ihn dieser zunächst zum Häuptling, der sich bemüht, den Lebensmüden von seinem Vorsatz abzubringen. Gelingt dies nicht, was in der Regel der Fall sein soll, so wird die Bevölkerung des Dorfes versammelt, der Sklave an einen Baum gebunden und so gefesselt von den Anwesenden buchstäblich in Stücke zerrissen. Dem Herrn des Sklaven pflegt jeder bei dieser Belustigung Beteiligte ein kleines Geschenk als Entschädigung für den verlorenen Sklaven zu überreichen. Anderswo wird die Tötung einfacher vollzogen. Der Herr giebt dem Sklaven eine Rumflasche, und sobald er sie geleert hat und betrunken ist, tötet ihn ein hierzu berufener Henker mit einem Keulenschlag in den Nacken und schleppt dann seine Leiche aufs Feld hinaus, wo sie den wilden Tieren und den Vögeln zum Fraße überlassen wird.

An einzelnen Orten der Küste, wie in Assini, sind die Franzosen schon unter Ludwig XIV. erschienen, aber erst 1840 ging man ernstlich daran, dort Niederlassungen zu gründen, da das in Menge in den Handel kommende Gold die Aufmerksamkeit auf das bisher wenig beachtete Land lenkte. Die Eingeborenen kamen den Franzosen freundlich entgegen, da diese es an Geschenken für die Häuptlinge nicht fehlen ließen, aber das gute Einvernehmen fand bald ein Ende. Als die Franzosen große Magazine anzulegen und ihre Waren zu verkaufen begannen, ohne sich um die Mäkler zu kümmern, welche aus dem Zwischenhandel Nutzen zogen, suchten diese dem Handel der fremden Kaufleute auf alle Weise Schwierigkeiten zu bereiten und hetzten schließlich das Volk zu Gewaltthätigkeiten auf. Ein französischer Aviso wurde in der Lagune von Groß-Bassam von 60 Piroguen überfallen, sandte aber die Angreifer mit blutigen Köpfen heim. Die Eingeborenen glaubten trotzdem noch immer nicht an die Überlegenheit der Franzosen, und 1849 wollte einer ihrer Häuptlinge ihnen den Handel auf dem Fluß Komoeh nicht mehr gestatten, was zur Folge hatte, daß der an der Mündung des Flusses gelegene Ort Yahou von Admiral Bouet-Willaumez bombardiert wurde. Als vier Jahre später die Bevölkerung von Ebrieh sich feindlich benahm, kam es wieder zu Blutvergießen, und obwohl die Franzosen das Fort Dabu erbauten, um die Neger im Zaume zu halten, waren sie noch anfangs der sechziger Jahre außerhalb des Forts vor Feindseligkeiten derselben nicht sicher. Auch der Vize-Admiral Fleuriot de Langle fand Veranlassung zum bewaffneten Einschreiten. Solche Verhältnisse und die geringe Rentabilität der Faktoreien bewogen Frankreich nach dem deutsch-französischen Kriege die Besatzung aus dem Fort zurückzuziehen und alle Faktoreien zwischen der Grenze Liberias und dem Fluß Assini unter Wahrung seiner Hoheitsrechte einer englischen Firma mietweise zu überlassen. Seitdem hat der Handel an der Quaquaküste einen großen Aufschwung genommen, und das englische Haus machte vortreffliche Geschäfte in Palmöl.

Der Hauptsitz für den Ölhandel ist das in der Nähe von Dabu an einer Bucht gelegene Tupa, welches von großen Ölpalmen-Pflanzungen umgeben ist. Hier kann man sowohl die Gewinnung des Palmöls als auch den Ölhandel beobachten. Mit einer scharfen Hippe ausgerüstet klettern die Neger auf die Bäume hinauf und hauen die Früchte tragenden Zweige ab. In einem großen Mörser werden die an Größe einem Taubenei, zuweilen auch einem Gänseei gleichen Nüsse zerstampft, die losgelöste Frucht, in deren Zellengewebe das Öl enthalten ist, in einem Kessel gekocht, dann zerstampft, das obenauf schwimmende Öl abgeschöpft und durch sehr dichte Säcke gepreßt, in welchen alle holzigen Bestandteile und die Kerne zurückbleiben, während das Öl durchdringt und in große irdene Gefäße gefüllt wird. Beim Verkauf des Palmöls dient als Maß das Kru, welches gleich 8 Gallonen ist, da aber die Gallonen von verschiedener Größe sind, entsteht häufig zwischen Käufer und Verkäufer Streit wegen vermeintlich unrichtiger Lieferung. In Groß Bassam kostet die (1000 Kilogramm fassende) Tonne Palmöl 200 bis 300 Franks, während sie in London und Marseille mit 1000 bis 1200 Franks bezahlt wird. Der Handel ist demnach sehr einträglich, trotzdem die Ware noch durch die Aufkäufer und Zwischenhändler verteuert wird. Bei dem Zwischenhandel spielen die an der Küste ansässigen Jacks-Jacks als Mäkler eine wichtige Rolle. Von den 7 Dörfern, welche sie bewohnen, und die alle vollkommen autonom sind, ist Alindscha (gewöhnlich Groß-Jack genannt) mit etwa 1500 Einwohnern das größte. Die Jacks-Jacks durchwandern die Öldistrikte und kaufen überall das Öl auf, welches sie zum größern

Teil nach den nahen englischen Besitzungen bringen. Die Rivalität zwischen Engländern und Franzosen ist hier sehr groß, und die letzteren haben, obwohl von ihrer Regierung seit 1871 sich selbst überlassen, an Herrn A. Verdier, dem Inhaber der gleichnamigen Firma, einen schneidigen Vertreter ihrer Interessen gefunden. Der französische Handel in Groß Bassam und Assini befindet sich vollständig in den Händen dieses Hauses, dessen Jahresumsatz auf 800000 bis 1000000 Franks veranschlagt wird, während jener der englischen Konkurrenzfirma Swanzy etwa 500000 Franks beträgt.[132]) Von den Eingeborenen werden Palmöl, Gold in Körnern oder Klumpen, außerdem Elfenbein, Gummi und Kautschuk auf den Markt gebracht. Importiert werden hauptsächlich Branntwein, Liqueure und Textilerzeugnisse, daneben in geringerer Menge Waffen, Pulver, Glaswaren u. s. w.

Herr A. Verdier, der durch den langjährigen Verkehr seines Hauses mit der Quaquaküste den Wert derselben genau kennt, ist unablässig bemüht, den Fehler, den seine Regierung durch das Zurückziehen der Besatzung begangen hat, wieder gut zu machen. Ein erbitterter Feind der Engländer, sucht er einerseits den Eingeborenen gegenüber das französische Ansehen zu wahren, andererseits Frankreich zu veranlassen, hier wieder mit vollen Kräften als Englands Konkurrent aufzutreten. Das Erstere ist ihm gelungen. Der in Krijambo (eine Tagereise von Assini entfernt) residierende König Amatifu ist ein Freund der Franzosen, von denen er eine Jahresrente von 6000 Franks bezieht. Er hat Herrn Verdier Land zur Anlage großer Kaffeeplantagen überlassen und ihm außer anderen Privilegien das ausschließliche Recht zur Ausbeutung der in seinem Gebiete befindlichen Goldminen eingeräumt. Minder erfolgreich waren bisher die Bemühungen des Hauses Verdier, die französische Regierung zur Ernennung eines Residenten am Hofe des Aschanti Königs zu bewegen, um, den Haß desselben gegen die Engländer benutzend, in seinem Land, welches an das Quaquagebiet grenzt, dem französischen Handel das Monopol zu sichern, wodurch der englische Handel an der Goldküste allerdings schwer getroffen werden könnte.

Englands Besitz an der Goldküste ist die größte englische Kolonie in West-Afrika und legt sich wie ein breites Band um die Südgrenze des Landes der Aschanti, diesen den Zugang zum Meere versperrend. Alle Besitzungen, welche andere europäische Völker einst an dieser Küste besaßen, sind allmählich in englische Hände übergegangen. Dänen, Schweden, Portugiesen und Holländer wetteiferten dort zum Teil bis in die jüngste Zeit mit den Engländern, und vor 200 Jahren waren auch Deutsche dort ans Land gestiegen, um eine Kolonie zu gründen. Das brandenburgische Banner, welches einst im Fort Groß-Friedrichsburg geweht, ist 1720 dem holländischen gewichen und wir werden, wenn wir später die ehemalige deutsche Kolonie besuchen, nur noch Ruinen an ihrer Stelle finden, aber auch die holländische Herrschaft, die sich am längsten neben der englischen zu behaupten vermochte, nahm ein Ende. Im Februar 1871 trat Holland seinen ganzen Kolonialbesitz an der Goldküste an England ab, welches jetzt über ein Gebiet von etwa 43000 □ Kilometer verfügt, dessen Bevölkerung auf 500000 Seelen geschätzt wird. England war also von der lästigen Konkurrenz der Holländer an der Goldküste zu derselben Zeit befreit worden, als Frankreich seine Faktoreien an der benachbarten Quaquaküste sich selbst überließ, und sein Einfluß erstarkte dadurch mit einemmal ganz bedeutend.

Als die Holländer noch an der Goldküste Besitzungen hatten, kosteten sie diese jährlich 100000 Gulden. Auch England sieht in der Goldküste nur eine Last, da sie von allen seinen afrikanischen Kolonien die am wenigsten einträgliche ist. Und doch steht das Hinterland der Goldküste an Reichtum keinem andern afrikanischen Gebiete nach, und die Küste selbst ist reich an guten Landungsplätzen. Keine andere Küstenstrecke West-Afrikas besitzt bessere Landungsplätze als Accondah, Arim, Chama, Elmina, Saccondé. Daran, daß die Reichtümer der Goldküste nicht besser ausgebeutet werden, ist der üble Ruf schuld, in welchen sie durch die große Sterblichkeit geriet, welche namentlich in den fünfziger und sechziger Jahren schreckenerregende Dimensionen annahm. Die Gesundheitsverhältnisse an der Goldküste sind jedoch thatsächlich weit

[132]) Frankreich und seine außereuropäischen Besitzungen. Von Jean van Leyk. Export, 1884, N. 27, Seite 425.

beſſer als ihr Ruf. Wohl bleibt kein Europäer, welcher längere Zeit an der Küſte verweilt, von dem Akklimatationsfieber verſchont, und faſt jeder hat an Milz- und Leberanſchwellungen zu leiden, aber es iſt ja auch nicht nötig, daß Europäer an der vom Fieber heimgeſuchten Küſte bleiben, wenn das Hinterland ſo geſund iſt

Kopfputz der Frauen von Elmina.

wie hier und die günſtigen klimatiſchen Verhältniſſe desſelben zu einer Anſiedelung landeinwärts geradezu herausfordern. Die völlig fieberfreien Ufer des Boſſum-Prah ſind wie geſchaffen für europäiſche Koloniſation, und noch mehr eignet ſich für dieſelbe durch ihre höhere und kühlere Lage die Landſchaft Akim. Dort iſt aber

Aſſini von der Ebene aus geſehen.

von den Holländern nur das kleine Fort St. Anthony errichtet worden, und auch die Engländer haben die Vorteile, welche das Hinterland dem Anſiedler bietet, noch nicht ausgebeutet, während an der ungeſundern Küſte eine Niederlaſſung dicht hinter der andern liegt.

Die Regenzeit ist für den Europäer der gefährlichste Teil des Jahres.[133] Sie währt von Mitte Mai bis Ende Juni, und ihr folgt von Ende September bis Ende Oktober noch die „kleine Regenzeit". Es regnet jedoch hier nicht ununterbrochen, sondern die Regenzeit ist hier nichts anderes als bei uns ein regnerischer Sommer. Von Oktober bis Mai, in der trockenen Jahreszeit, regnet es niemals, dagegen fällt stets starker Tau. Die Temperatur ist hier viel milder als in Sierra Leone, ja sogar milder als in dem 7 Grad nördlicher gelegenen Gambia. In der Regenzeit steigt das Thermometer auf 74° bis 76° F., in der trockenen auf 81° bis 90°, während am Gambia 94° und in Sierra Leone 98° F. häufig vorkommen. Die Hitze wird überdies an der Goldküste durch den angenehmen Landwind sehr gemildert, der von 10 Uhr morgens bis zum Abend weht. Der im Dezember, Januar und Februar wehende Harmattan,[134] ein kalter, trockener Luftstrom, welcher einen rötlichen, nebelartigen Staub mit sich führt, ist namentlich für neue Ansiedler sehr angenehm und gesund, während die an die Hitze bereits gewöhnten akklimatisierten Europäer ihn zu kalt finden. Gefährlich werden nur Landwinde, welche über Sumpfboden wehen, im allgemeinen wird aber die Luft durch dieselben so gereinigt, daß eine Menge Krankheiten, an denen Europäer weiter nördlich und südlich von der Goldküste zu leiden haben, hier ganz unbekannt sind. So ist z. B. das gelbe Fieber, welches noch in Freetown viele Opfer fordert, an der Goldküste noch nie aufgetreten. Mehr als die Europäer werden die Eingeborenen von Krankheiten heimgesucht. Fieber, Pocken, Dysenterie grassieren unter ihnen, besonders aber entsetzliche Hautkrankheiten, wie die Lepra, infolge welcher Füße und Hände des Kranken allmählig abfallen, ferner die Krakra, eine ansteckende Räude, Skropheln, Syphilis, Aussatz, Elefantiasis u. s. w. Auch der Guineawurm (Filaria)[135] tritt sehr häufig auf. Viele Eingeborene sind augenkrank und auch Taubheit unter ihnen nicht selten. Durch Krankheiten sowohl als auch durch die vielen Kriege ist die Bevölkerung der Goldküste sehr zusammengeschmolzen, und die Trunksucht im Verein mit der unzweckmäßigen Behandlung der Kinder lichtet ihre Reihen immer noch mehr, so daß sie heute kaum mehr als 400000 Köpfe zählt.

Während demnach das Klima kein unüberwindliches Hindernis der Kolonisation bildet, ist das Land so reich an Bodenprodukten aller Art, daß es füglich eine der einträglichsten englischen Kolonien sein müßte. Da gedeiht die Baumwollstaude, das Zuckerrohr, die Ölpalme, Rizinus, Ingwer, Aloe, Pisang, Bananen, Yams, Cassave, Zitronen, Guaven, Indigo, Rhabarber, mehrere Arten Erdnüsse, und auch der Tabak findet günstigen Boden.[136] In großen Mengen wird türkischer Weizen gebaut, welcher das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen ist. In der Landschaft Akim, in welcher mehr Regen fällt als an anderen Stellen der Küste, ist der Boden für jeden Anbau geeignet. An den Ufern der Flüsse, namentlich des Bossum-Prah, breiten sich dichte Waldungen aus, welche viel Holz, sowohl vorzügliches Schiffbauholz als feine Fourniere liefern können. Die Flüsse, welche aus dem Innern kommen, sind zwar fast alle versandet, wie der Volta, der

[133] Von 1851 bis 1860 starben allein von 17 Offizieren der Garnison nicht weniger als 12.

[134] Burton bezeichnet die Monate Dezember, Januar und Februar als die Zeit, während welcher der Harmattan weht, während O. Finsch nur von 2 Wochen im Januar spricht. Auch Burton betont aber die günstige Einwirkung des Harmattan auf das Klima.

[135] Der Guineawurm (auch Medinawurm genannt, Filaria medinensis) ist ein 3 bis 4 Meter langer fadenförmiger Wurm, der in einem großen Teil Afrikas eine der gefährlichsten Landplagen der Eingeborenen bildet. Auf dem Arm entsteht plötzlich eine Geschwulst, die rasch wächst, und schließlich wird in derselben unter der Haut ein schwarzer Punkt sichtbar: der Kopf des Guineawurms. Die Neger befolgen, um sich von ihm zu befreien ein seltsames Verfahren. Sie verfertigen eine kleine Spindel, welche sie am Oberarm befestigen, während sie die Hand in eine auf der Achsel festgeschlungene Binde legen, so daß der Arm sich in völliger Ruhelage befindet. Nun wird vorsichtig die Haut an der Stelle, an welcher der Kopf des Wurmes sichtbar ist, mit einer Nadel aufgestochen, der Wurm hervorgezogen und um die Spindel gewickelt. Wochen vergehen, bevor der Wurm ganz herausgeholt ist, denn man muß beim Abwickeln mit der größten Vorsicht verfahren, weil er spröde wie Glas ist und leicht abbricht. In letzterem Falle verbreitet sich aber die Unmasse mikroskopischer Tierchen, mit denen er angefüllt ist, in der Wunde, und verursacht eine Entzündung, deren Folge zuweilen Brand und Tod ist. — Vergl. Richard Oberländer, Westafrika vom Senegal bis Benguela. Leipzig, Otto Spamer, 1878, Seite 264, wo auch die oben geschilderte Prozedur bildlich dargestellt ist.

[136] O. Finsch, die Goldküste und ihre Bewohner in ihrem heutigen Zustande. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, 1864, Novemberheft, Seite 337.

Benjan bei Elmina und der Rio Boutry, welche beiden letzteren an der Mündung durch Sandbarren versperrt sind, oder es hindern im Flußbette liegende Felsmassen, wie beim Schlangenfluß und beim Bossum-Prah oder heiligen Fluß (welcher auch einen Wasserfall bildet) die Schiffahrt, die Holzflößerei dürfte jedoch in den meisten auf keine zu großen Schwierigkeiten stoßen. Der Schlangenfluß, dessen Ufer dicht bevölkert sind, ist auch noch für kleine Boote fahrbar. Rechnet man zu alledem noch die vielen goldhaltigen Quarzlager, die nur wenig durchforscht sind, so erhält man eine Fülle von Landeserzeugnissen, welche diese Küste der höchsten Beachtung wert erscheinen lassen.

Die Eingeborenen nützen ihren fruchtbaren Boden nur wenig aus. Die Negerfaulheit macht sich auch an der Goldküste geltend. Außer türkischem Weizen bauen die Fantis Yamswurzel, Pisang, Bananen, Cassave, etwas Tabak und Indigo. Meistens bauen sie nicht mehr als sie unumgänglich brauchen. Gilt es, neue Plantagen anzulegen, so vereinigt sich das ganze Dorf (Krom) zu der nötigen Arbeit. Man brennt ein Stück Urwald nieder und sät zwischen die verkohlten Baumstrümpfe, ohne vorher zu pflügen. Der Nutzen, welchen der Ölhandel bringt, hat die Eingeborenen noch nicht veranlaßt, Ölbaumpflanzungen anzulegen; die Ölpalme wächst überall nur wild. Dagegen verdankt dem Ölhandel das einzige Gewerbe, welches bei den Eingeborenen zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt ist, seine Entstehung: die Böttcherei. Alle anderen Gewerbe, welche von den Fantis, den Eingeborenen der Goldküste, noch ausgeübt werden, die Schmiede- und Zimmermannsarbeiten, die Erzeugnisse der Schuster und Schneider sind ungeschickte Nachahmungen europäischer Vorbilder und keiner Beachtung wert. Viele Fantis beschäftigen sich mit der Gewinnung von Salz aus Meerwasser und verkaufen es nachher nach dem Innern, wo Salz sehr gesucht ist. Auch eine schlechte Sorte Seife wird von den Eingeborenen erzeugt. Die große Masse des Volkes betreibt mit Vorliebe den Fischfang, wozu sie die Netze selbst verfertigen. Das Goldwaschen bleibt den Frauen überlassen. Dieselben gewinnen den Goldstaub aus dem während der Regenzeit angeschwemmten Sand, verfahren dabei jedoch so oberflächlich, daß ein großer Teil des Goldes verloren geht. Die Viehzucht beschränkt sich auf Schafe und Ziegen und ist unbedeutend. Rindvieh und Pferde vertragen das Klima nicht,[137]) und die Schafe bekommen ein so langes krauses Haar, daß ihre Wolle unbrauchbar wird.

Die Fantis, welche sich mit Handel beschäftigen, sind nicht nur wohlhabender, sondern auch intelligenter als ihre Stammesgenossen. Sie besitzen meist recht nette kleine Häuschen von europäischer Bauart, deren innere Einrichtung allerdings von einem sonderbaren Geschmack ihrer Besitzer Zeugnis ablegt. Herr Finsch schildert die Wohnstube eines Ortsoberhauptes folgendermaßen: „An der Wand hängt ein großer, schöner, leider gesprungener Spiegel, die schönen Lehnstühle von Pariser Fabrikat haben den kostbaren sammetnen Überzug nur noch als Rudiment übrig; ein Ähnliches ist es mit dem übrigen Ameublement. Eine schöne silberne Theekanne steht nur auf zwei Füßen, die geschliffene Karaffe ist ohne Stöpsel, und auf einer Etagère steht ein ganzes Assortiment von Thee- und Kaffeetassen von der verschiedensten Form und Verzierung neben einer alten Moderateurlampe, einem Haufen Kauris und einem Packet Briefe, auf welchem als Briefbeschwerer eine Probeflasche Palmöl ruht. Eine hübsche Lithographie, den „Winter" darstellend, hängt neben dem „verlorenen Sohn", während der „Sommer" die Königin Viktoria als Pendant zur Seite hat und ein schöner alter Stich einer Landschaft neben der Erstürmung des Malakoff paradiert." Solche Wohnungen trifft man jedoch nur an der Küste und bei durch Handel wohlhabend gewordenen Leuten. Gewöhnlich bestehen die Wohnhäuser der Fantis nur aus 4 Lehmwänden, welche mit einem Strohdach überdeckt sind, und in denen kleine Lucken sowohl die Fenster als auch den Rauchfang ersetzen. Die Einrichtung besteht nur aus einer Matte, welche als Lager dient, und einigen wackeligen Stühlen. Fast in jedem Hause ist ein Stück Spiegel vorhanden. Erwähnen wir nun noch einige Töpfe und zerbrochene Gläser, sowie ein in der Ecke stehendes

[137]) Man hat allerdings noch nicht versucht, die schöne Rindviehrasse von Sierra Leone einzuführen, welche vielleicht auch hier fortkommen würde. O. Finsch, l. c.

altes Gewehr, so haben wir alles aufgezählt, was man an Einrichtungsgegenständen und Hausgerät in einer Fantiwohnung finden kann. Wie es in derselben um die Reinlichkeit bestellt ist, braucht wohl kaum geschildert zu werden, wenn man hört, daß derselbe Raum, in welchem die Familie schläft, auch den Schafen, Ziegen und

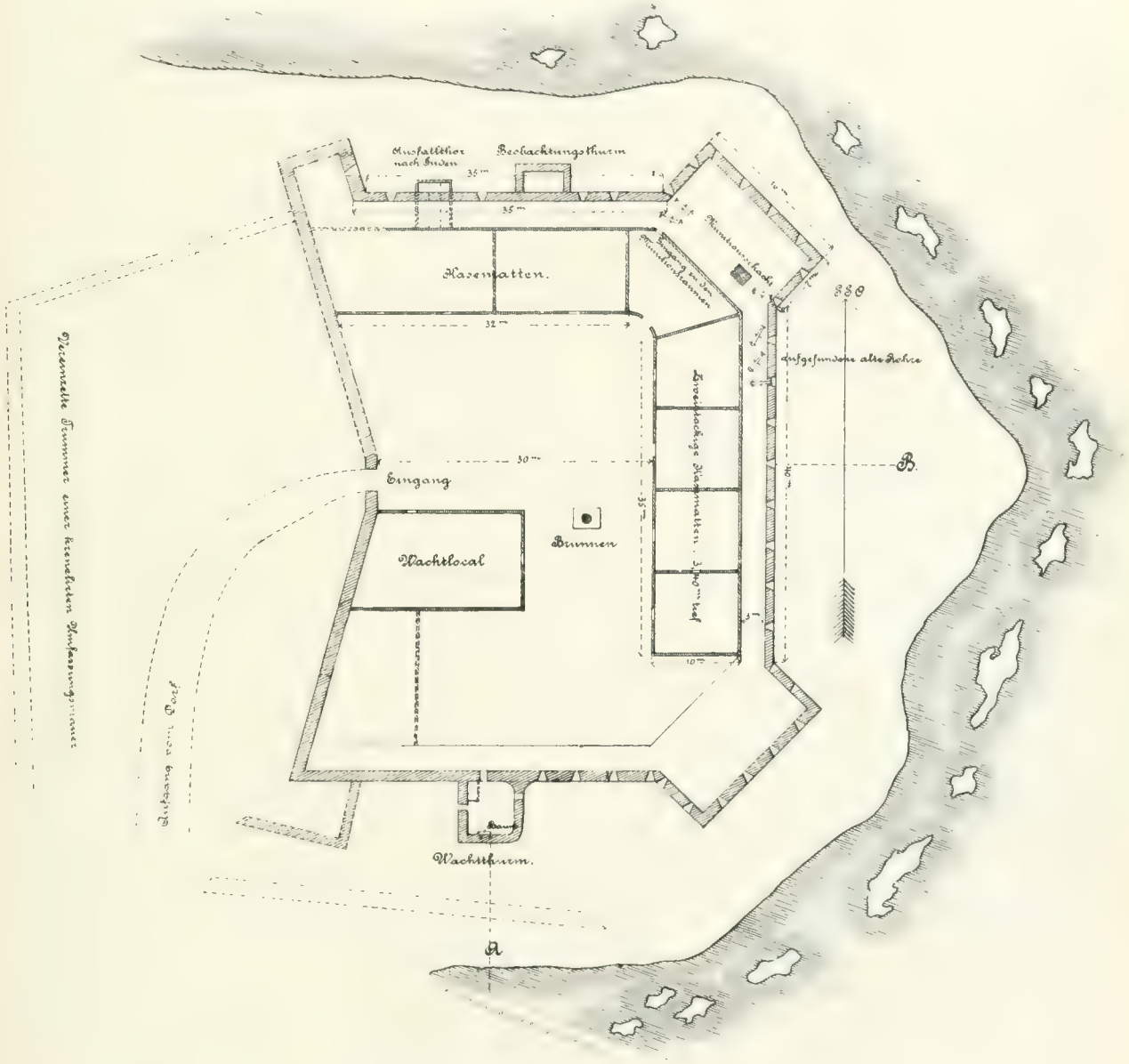
Ruinen von Groß-Friedrichsburg.

Schweinen als Aufenthaltsort dient. Dagegen muß aber auch hervorgehoben werden, daß kein Fanti es unterläßt, täglich zu baden. Reiche Negerinnen pflegen streng darauf zu sehen, daß ihre Sklavinnen stets sauber gehen, und es soll eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen sein, dieselben recht schön aufzuputzen.

Negerdorf an der Küste West Afrikas
Facsimile eines Holzschnittes in Grobens Guineyscher Reise.

Die Fantis prunken gern mit der Zahl ihrer Sklaven und Sklavinnen, und vornehme Leute halten so viele Sklaven, daß sie für dieselben gar keine Beschäftigung haben und die Mehrzahl aus Müßiggängern besteht. „In der That," sagt Finsch, „führen die Sklaven ein Leben, wie es sich ein esthländischer Bauer nur

im Paradies vorstellen würde.“ Wenn ein vornehmer Fanti sein Haus verläßt, begleitet ihn seine ganze Sklavenschar. Einer trägt den Sonnenschirm, ein anderer den Fliegenwedel, einige blasen auf ausgehöhlten Elefantenzähnen und die übrigen laufen nebenher. Besonders groß ist das Gefolge des Königs, der sehr angesehen ist. Der heillose Lärm, den seine Sklaven auf ausgehöhlten Elefantenzähnen erzeugen, verkündet



Plan der Ruinen von Groß-Friedrichsburg.

Aus: „Das brandenburgische Fort Groß-Friedrichsburg“, Berlin, E. S. Mittler & Sohn. (Verkleinerung.)

schon von weitem das Nahen des königlichen Zuges. Der König ist stets von den Cabocéers, dem Adel der Fantis, und von den Bei-Sanfus (Ratsherren) umgeben, und Sklaven eröffnen und beschließen den Zug.

Bei den Fantis besteht eine Abart der Sklaverei, welche sehr demoralisierend wirkt, die sogenannte Impiaschaft, eine Pfandsklaverei. Die Fantis verpfänden oft Frauen und Kinder, schließlich sich selbst einem Gläubiger für so lange bis sie ihre Schuld abgetragen haben, und nicht selten kommt es vor, daß eine ganze

Familie in Pfandsklaverei gerät, nur damit der Familienvater sein Verlangen nach Branntwein befriedigen kann. Die Unsittlichkeit wird durch die Impiaschaft mächtig gefördert, da der Pfandgläubiger während der Dauer derselben die Frau des Schuldners als seine eigene betrachten kann, aber solange der Rum seine magnetische Wirkung auf die Eingeborenen ausüben wird, ist an eine Abschaffung dieses Gebrauches gar nicht zu denken. Heute ist bei ihnen mit Rum noch alles zu erreichen, und auf ihrer ganzen Lebensbahn von der Wiege bis zum Grabe spielt er die Hauptrolle. Ohne Rum kömmt kein Kauf, kein Handelsvertrag zu stande; will der Fanti heiraten, so darf in dem Brautschatz, den er den Eltern der Braut zu liefern hat, dem sogenannten „Costume", neben Goldstaub und Linnenzeug der Rum nicht fehlen; eine ganz besonders wichtige Rolle spielt aber der Rum bei den Palabers (Rechtsverhandlungen) der Eingeborenen. Sowohl Kläger als Beklagter müssen vor Gericht mit der Rumflasche erscheinen, welche von den Insassen der Rechtsbank erst geleert wird, bevor die Verhandlung beginnt, und nach gefälltem Urteil macht die Rumflasche abermals die Runde.

Ein ebenso wenig anziehendes Bild entwirft Richard Burton von den Rechtsverhältnissen, welche er in dem Hauptort der englischen Besitzungen an der Goldküste, in Cape Coast Castle vorfand. Einem Artikel der „West African Mail", welche von einem Neger redigiert wurde, entnimmt er eine Schilderung der dortigen Geschworenengerichte, nach welcher Cape Coast Castle sich Sierra Leone und Liberia als Dritter im Bunde würdig anreihte. In dem Artikel wird darauf hingewiesen, daß anständige Leute der Verpflichtung, als Geschworene zu fungieren, sich möglichst zu entziehen suchen und daher auf der Geschworenenbank häufig Gesindel Platz nehme, welches für Bier und Tabak zu allem zu haben sei. Es sei auch vorgekommen, daß der Beklagte die ganze (aus sechs Männern bestehende) Jury ernannt habe, ohne daß der Richter dagegen Einspruch erhob.

Cape Coast Castle hat trotzdem ein viel europäischeres Aussehen als die meisten Plätze der Küste Ober-Guineas. Das Fort (siehe Seite 129) steht unmittelbar am Strande auf einem vorspringenden Felsen. Es ist nach der Seeseite stark befestigt, mit zahlreichen Türmen und Bastionen versehen, und der große Raum, welchen seine Mauern umschließen, enthält außer den Kasernen und Magazinen das Haus des Gouverneurs, Wohnungen der Offiziere und Beamten, eine Schule, ein Hospital, eine Kapelle und die Gerichtssäle. „Das Ufer, auf welchem der Riesenbau ruht, steigt steil aus dem Meere, sodaß die Südostseite des Forts am Fundamente von der hoch hinaufschnellenden Brandung umschäumt wird. An der Südseite bricht sich das Meer an der Tabara-Rock genannten, isoliert vor dem Fort aus der Flut ragenden Felsenpartie. Nördlich der Festung dehnt sich die europäische Stadt mit ihren freundlichen weißen Häusern, und die Eingeborenenstadt Jguah mit den unscheinbaren bräunlichen Lehm- oder Steinhäuschen aus . . . Im Hintergrunde, tiefer im Lande, erheben sich im Westnordwesten das Fort Viktoria, im Nordwesten Fort William, im Nordnordosten das Fort M'Carthy, welches seinen Namen zu Ehren des im Kampfe gegen die Aschantis (1824) gefallenen Sir Charles M'Carthy trägt. Alle drei, auf dominierenden Höhen erbaut, beherrschen die Stadt und ihre Umgegend. Die beiden ersteren sind von kubischer Form und in der gleichen Höhe von einem viereckigen Turme gekrönt; derjenige des Forts William trägt ein festes weißes Leuchtfeuer, das an 63 Meter über dem Niveau des Meeres brennt und auf 12 englische Meilen in See sichtbar ist. Zu Füßen und in den Zwischenthälern der die Forts tragenden Berge steht hauptsächlich die europäische Stadt und auch die Häuser der wohlhabenden schwarzen Kaufleute, während Jguah sich mehr nach Osten schiebt. Die Bergzüge, welche das Städtebild umsäumen, sind nicht sehr hoch, teils locker bewaldet, teils kahl, und senden Querausläufer zu den westlich und östlich der Stadt gelegenen Küstenvorbergen." [138])

Am Hafen herrscht stets lebhafter Verkehr, an dem die eingeborene Bevölkerung sich in hervorragender Weise beteiligt. Während wir die Neger bisher an der ganzen Westküste nur als Mäkler auftreten sahen,

[138]) Aus West-Afrika. 1873–1876. Erlebnisse und Beobachtungen von Hermann Soyaux. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879, Seite 53.

treffen wir hier unter ihnen viele Grossisten, welche in direkter Verbindung mit Europa stehen. Diese sogenannten „schwarzen Firmen" verfrachten ihre Waren auf den Dampfern zweier Gesellschaften, welche speziell für ihren Verkehr ins Leben gerufen wurden, der African Steamship Company und der British and African Navigation Company, während die großen „weißen" Firmen, welche an der Goldküste ansässig sind, eigene Dampfer oder Segelschiffe besitzen. Der Handel befindet sich, von den „schwarzen" Firmen abgesehen, fast ausschließlich in den Händen der Engländer, und das übrige Europa nebst Amerika sind fast nur am Import von Tabak und Spirituosen beteiligt. Beim Export kommen eigentlich nur Palmöl und Gold in Betracht, da die in der Kolonie vorhandenen Baumwolle-, Kaffee- und Indigo-Pflanzungen sehr unbedeutend sind und der Mangel an Arbeitskräften eine Steigerung der Produktion verhindert. Der Goldausbeutung dagegen hat sich neben dem primitiven Goldwaschen der Eingeborenen bereits das englische Großkapital bemächtigt, und etwa 2 Dutzend Gesellschaften mit einem Gesamtkapital von weit über 1 Million Pfund Sterling betreiben an der Goldküste den Bergbau. Die größte ist die Akankoo Mining Cy. limited mit einem Kapital von 150000 Pfund; ihr reihen sich die Guinea Coast Gold Mining Cy. limited und die Edgwina Mines Cy. limited mit 125000, beziehungsweise 120000 Pfund an, und die Cankim Bamoo Gold Mines Cy. lim., West African Goldfields Cy. lim., Wassou Mining Cy. lim. mit je 100000 Pfund. Dann folgen Gesellschaften mit einem Kapital von 85000 Pfund abwärts bis zu 2000 Pfund. Der große Aufschwung des Bergbaues datiert erst seit dem Jahre 1880, da bis dahin die Regierung denselben seltsamer Weise zu hindern suchte, indem sie bald nach der in den siebziger Jahren erfolgten Entdeckung der Goldminen durch allerlei Verordnungen die Ausbeutung derselben erschwerte.

Der Goldreichtum dieser Küste war die Veranlassung, daß dort vor 200 Jahren auch eine brandenburgische Kolonie gegründet wurde, die erste Niederlassung Deutscher in West-Afrika. Als der Große Kurfürst nach dem glorreichen Siege bei Fehrbellin 1675 energisch die Offensive gegen Schweden ergriff, wollte er die schwedische Übermacht zur See ebenso brechen, wie sie bereits zu Lande gebrochen war, und nahm daher das Anerbieten eines Holländers, Kaper gegen die Schweden auszurüsten, mit Freuden an. Der Ratsherr der Stadt Middelburg und Mitregent von Seeland, Benjamin Raule oder Raulé, durch den des Kurfürsten längst im stillen genährte maritime Pläne verwirklicht werden sollten, war „ein Kaufmann großen Stiles, dabei als echter Holländer von kühnem Mut, besaß außerdem weltmännische Gewandheit, um den Großen der Erde, schneidige Schärfe, um den Massen zu imponieren." Auf seinen Rat sandte der Kurfürst zunächst gemietete Schiffe unter brandenburgischer Flagge auf Kaperei aus, und binnen kurzem waren durch dieselben 19 schwedische Schiffe aufgebracht, deren Ladung einen Wert von 1300000 Gulden repräsentierte. Der glückliche Verlauf des Krieges brachte den Kurfürsten in den Besitz eines großen Teiles der Ostseeküste, und er schloß nun mit Raule einen neuen Vertrag, durch welchen dieser sich verpflichtete, für eine monatliche Subsidie von 5000 Thalern in den kurfürstlichen Häfen 4 Schiffe, darunter 2 Fregatten von 16 bis 20 Kanonen zur Verfügung bereit zu halten. Das war der Anfang der brandenburgischen Flotte, welche sich bald durch kühne Unternehmungen — die Einnahme von Stettin, Stralsund und Greifswald und die Besetzung von Rügen — hervorthat und im Jahre 1677 bereits 15 Schiffe (darunter 4 Fregatten) zählte, wovon 8 auf Rechnung Raules ausgerüstet, die übrigen jedoch volles Eigentum des Kurfürsten waren. Nach dem Kriege bot Raule seine Schiffe dem Kurfürsten zum Kauf an, und als dieses Anerbieten wegen Mangel an Geld abgelehnt wurde, trat er mit dem Plan hervor,[139]) unter dem Protektorat des Kurfürsten eine Brandenburgisch-afrika

[139]) Samuelis de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi magni electoris Brandenburgensis commentariorum libri novemdecim. Lips. et Berol. 1733. (Erste Ausgabe in Berlin 1694) XVIII, §. 57. — Hertzberg, Dissertations contenant des anecdotes du Regne de Fréderic Guillaume le Grand Electeur de Brandenbourg et surtout de ses exploits maritimes. 24. Janv. 1781. — Pufendorf erzählt auch (was Hertzberg nicht erwähnt), daß der Kurfürst Spanien das Anerbieten gemacht habe, ihm für die schuldigen Subsidiengelder die Insel Trinidad abzutreten. Erst nach dem Mißlingen dieses Planes wurde die Guinea-Expedition abgesandt.

nische Gesellschaft zu gründen, welche nach dem Muster der holländischen Kompagnie mit Guinea Handel treiben sollte.

Im Jahre 1680 wurden 2 Schiffe, „das Wappen Brandenburgs“ und „der Moriahn“, unter Kommando des Kapitäns Blonk nach Guinea gesandt, wo man zwischen Arim und dem Vorgebirge der 3 Spitzen landete und mit den Negerfürsten Pregatte, Sofphonie und Apanny einen Vertrag schloß. Die Negerfürsten verpflichteten sich, den Brandenburgern Land zum Bau eines Forts zu überlassen, mit keinem andern Volk Handel zu treiben und den Kurfürsten als ihren Schutzherrn anzuerkennen.[140] Nach der Rückkehr der Expedition legte Raule dem Kurfürsten am Neujahrstage 1682 einen sorgfältig ausgearbeiteten Handelsplan vor, auf Grund dessen am 17. März endlich die Brandenburgisch-afrikanische Kompagnie ins Leben trat, eine Aktiengesellschaft, bei welcher jeder Teilhaber mindestens 200 Thaler einzuzahlen hatte und dann im Verhältnis seiner Einzahlung an Gewinn und Verlust teilnahm. Der Kurfürst verlieh der Kompagnie ein „Oktroi“, einen Schutzbrief, in welchem es hieß:

„Nachdem einige Liebhaber der Commercien, sowohl von unsern Unterthanen als fremden, uns unterthänigst zu erkennen gegeben, welchergestalt auch sie nach dem Exempel anderer Nationes eine Afrikanische Compagnie anzufangen geneigt wären, mit gehorsamer Bitte, wir wollten ihnen dazu, und damit sie solch wichtiges und kostbares Werk sicher anfangen und fortsetzen könnten, unsern mächtigen Schutz, Protektion und Oktroi verleihen, und wir denn dabei erwogen, daß nicht allein unsere Lande und Ortschaften, sondern auch die umliegenden und ein groß Theil von Deutschland durch Stiftung dieses Handels und Anrichtung einer solchen Compagnie merklich würde benefeciret werden, daß wir aus solchen und anderen bewegenden Ursachen diesem ihrem gethanen unterthänigen Ansuchen in Gnaden zustimmen, thun auch solches hiermit und kraft dieses Briefes und Oktroi, welches wir ihnen ertheilen ꝛc.“

Es folgt hierauf zunächst die Aufzählung der Befugnisse der Gesellschaft. Dieselbe soll an der afrikanischen Küste mit Pfeffer, Elefantenzähnen, Gold, Sklaven „oder was sonst daselbst zu negotiiren und zu handeln vorfallen möchte“, Handel treiben dürfen, aber mit den andern daselbst etablierten Nationen freundschaftlich verkehren und ihre Rechte achten. Der Kurfürst verspricht, daß er am Capo tres Poncos auf seine Kosten ein Fort werde erbauen lassen und daß er den dort bestellten Gouverneur nebst der Garnison 4 Jahre lang selbst besolden werde. Der Gouverneur solle sich nicht in den Handel mischen, umgekehrt aber auch nicht die Kompagnie sich um militärische Angelegenheiten kümmern. Ein reformierter Prediger wird nach Afrika gesandt und für seinen Unterhalt gesorgt werden. Der Kurfürst verspricht ferner, die Interessen der Kompagnie bei fremden Höfen zu vertreten und sie zu schützen, wenn sie angegriffen würde, aber die Kompagnie darf auch ohne kurfürstliche Erlaubnis in Afrika weder Krieg beginnen, noch Frieden schließen. Das Oktroi bleibt 30 Jahre in Kraft. Während der ersten 5 Jahre sind die Schiffe der Kompagnie von allen Zöllen befreit. Nach Ablauf der 5 Jahre, während welcher die Kompagnie von allen Zöllen befreit sein sollte, wurden ihr neue Exemptionen in Aussicht gestellt, dagegen sollte sie nach 4 Jahren verpflichtet sein, die Garnison in dem Fort auf eigene Kosten zu erhalten. Die Kompagnie sollte ferner die Beamten anstellen, die Gerichtsbarkeit aber im Namen des Kurfürsten ausgeübt werden.

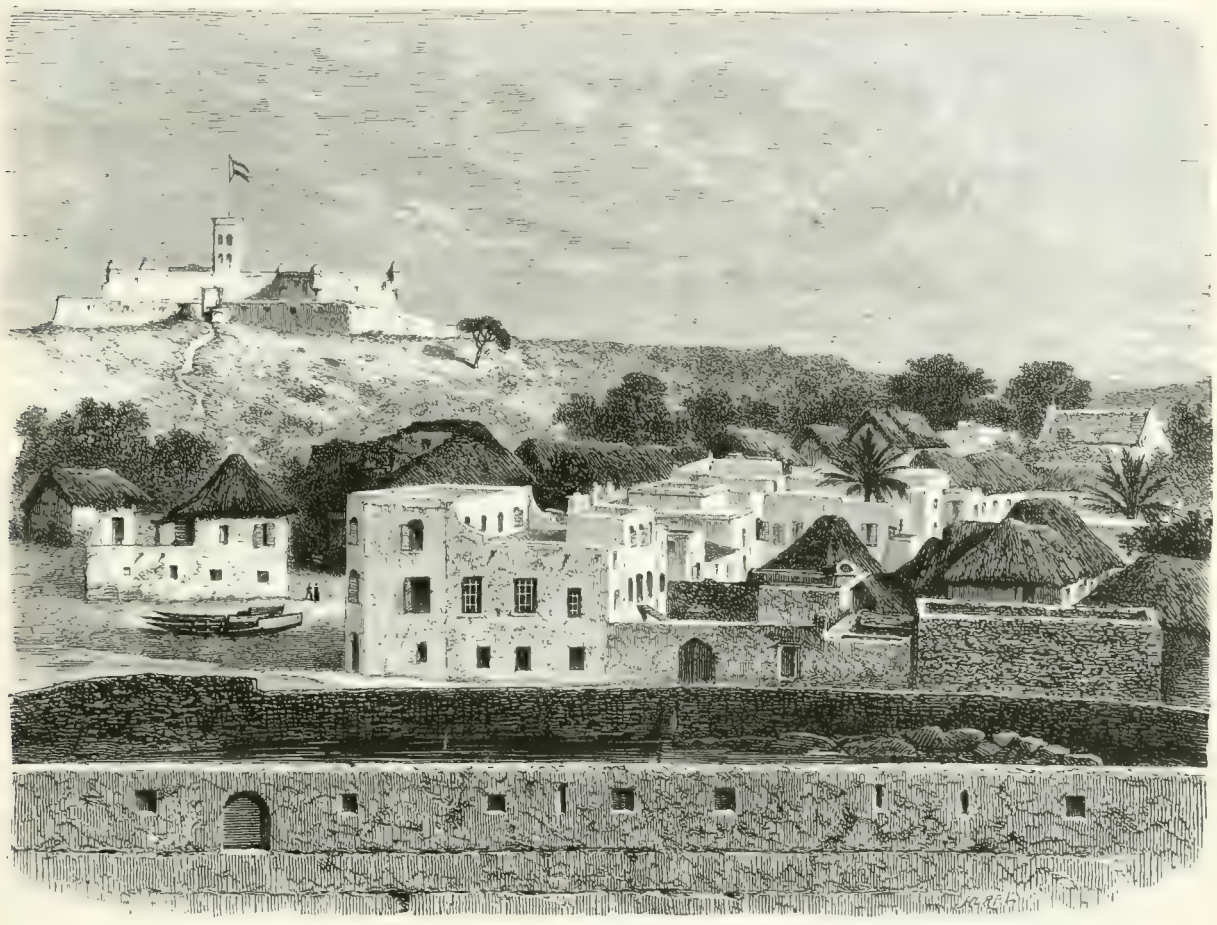
Als die Kompagnie diesen Schutzbrief erhielt, verfügte sie mit Raule und mit dem Kurfürsten bereits über eine stattliche Anzahl Schiffe. Die brandenburgische Flagge wehte auf 30 Schiffen, welche 350 Kanonen führten, teils Kriegsschiffe, teils Kauffahrer für den Handel über den Ozean. So ausgerüstet, zögerte

---

[140]) Kapitän Leutnant von Holleben, Deutsches Flottenbuch. Leipzig, Otto Spamer 1878. — L. von Orlich, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Nach bisher noch ungekannten Original-Handschriften. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1836. Richard Lesser, die Kolonialpolitik des Großen Kurfürsten. Deutsche Kolonial-Zeitung 1884, 10. Heft, Seite 196. — Max Beheim-Schwarzbach, die maritime und koloniale Thätigkeit Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten. Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Kultur, Litteratur- und Kunstgeschichte 1885, Märzheft Seite 196.

die Kompagnie nicht mit der Ausnutzung ihrer Privilegien, und traf alsbald Anstalten, sich an der Küste West-Afrikas festzusetzen.

Am 12. Juli 1682 verließen die Fregatten „Kurprinz" (Kapitän Voß) und „Moriahn" (Kapitän Blonk) mit dem Kammerjunker Otto Friedrich von Gröben als kurfürstlichem Kommissar an Bord die deutsche Küste und segelten nach dem fernen Lande, um dort die erste Niederlassung zu gründen.[111]) Die Goldküste wurde glücklich erreicht, aber dort stieß man bald auf Schwierigkeiten. Den Holländern war deutsche Nachbarschaft durchaus nicht erwünscht, und während die Brandenburger noch wegen Abtretung eines für die Anlage



Elmina.

eines Forts geeigneten Platzes in der Nähe des Vorgebirges der 3 Spitzen, beim Dorfe Akkoda, mit den Eingeborenen unterhandelten, erschienen dort Holländer, welche unter Aufpflanzung ihrer Flagge den Deutschen die Niederlassung untersagten. Die Expedition mußte sich nach einem andern Platz umsehen und fand einen solchen endlich nach langem Suchen bei dem Dorfe Pokesou auf dem Berge Mamfro. Mit den Eingeborenen einigte man sich rasch, und dieselben halfen selbst beim Transport der Geschütze auf die Anhöhe, welche von Gröben zu Ehren seines Landesherrn Groß-Friedrichsberg genannt wurde. Am 1. Januar 1683 stieg zum erstenmal an der westafrikanischen Küste die brandenburgische Flagge am Flaggenmast empor, jubelnd begrüßt

[111]) Der Kammerjunker Gröben hat selbst seine Reise beschrieben. Sein Buch erschien unter dem Titel Guinesische Reise, Marienwerder, 1694.

von allen Teilnehmern der Expedition, welche nun den schwersten Teil ihrer Aufgabe vollbracht zu haben glaubten. In der That konnte der Ort, den man zur Niederlassung ausersehen hatte, zu den besten Hoffnungen berechtigen. „Die Lage des Forts," schreibt ein Besucher desselben,[142] „ist für die Verteidigung an Land sowohl wie nach See zu eine sehr günstige. Die vorspringende Halbinsel gestattet von den Flanken aus eine sichere ausreichende Bestreichung des Strandes. Die erhöhte Lage macht den Angriff von Land aus schwierig. Einer Beschießung von See aus würde es aber, und besonders heutigen Waffen gegenüber, wohl kaum längere Zeit haben widerstehen können, da die Geschützaufstellung eine ziemlich ungedeckte war und die Wohnräume u. s. w. nicht bombensicher eingedeckt gewesen zu sein scheinen. Auch inbezug auf den Küstenstrich scheint mir die Wahl eine glückliche gewesen zu sein. Die Gegend ist reich bewaldet, etwas hügelig, und macht einen fruchtbaren Eindruck. Die Halbinsel springt gegen den sich zu beiden Seiten in fast geraden Linien hinziehenden Strand etwa 700 Meter vor. Die Brandung ist nicht so bedeutend, wie an den westlich und östlich gelegenen Küstengebieten, sodaß ein Landen mit Schiffsbooten jederzeit möglich sein wird, während die vor der Halbinsel liegenden Steine und Riffe eine nächtliche Landung erschweren würden. Außerdem bietet die Rhede für Kriegsschiffe einen guten Ankerplatz in nicht zu weiter Entfernung vom Strande." Alle diese Vorzüge der neuen Niederlassung mögen auch den Holländern nicht verborgen geblieben sein, denn sie setzten alle Hebel in Bewegung, um die Deutschen, welche aller Aufforderungen ungeachtet gutwillig nicht weichen wollten, durch Gewalt zu vertreiben. Es gelang ihnen, die umwohnenden Neger gegen die neuen Ankömmlinge aufzuhetzen, und dieselben wurden überfallen, noch bevor der Bau des Forts vollendet war. Der Angriff mißlang, denn vor dem Geschützfeuer der Deutschen hielten die Schwarzen nicht stand. Der Bau des Forts wurde nun vollendet, und als Gröben nach Europa zurückkehrte war auch schon wieder ein freundschaftliches Verhältnis zu den benachbarten Negerstämmen angebahnt.

Bald entwickelte sich zwischen dem Fort und den einzelnen Dörfern ein reger Verkehr, der nicht ohne Einfluß auf die ganze Lebensweise der Eingeborenen blieb. Von den brandenburgischen Soldaten, welche das Schwert mit der Pflugschar vertauscht hatten, um Pflanzungen anzulegen, lernten die Eingeborenen eine bessere Art des Feldbaues und allerlei Handfertigkeiten, und sie gewöhnten sich an die strenge Zucht und Ordnung, welche sie bei ihren Nachbaren sahen. Aus den faulen Negern wurden fleißige Ackerbauer, deren Wohlhabenheit den Neid der anderen Stämme erregen mußte. Wie schnell die Brandenburger die Zuneigung der Neger sich gewannen, erhellt daraus, daß bald eine Gesandtschaft aller befreundeten Stämme nach Europa reiste, um dem Kurfürsten, von dem sie mit großer Feierlichkeit in Berlin empfangen wurde, eine Unterwerfungsurkunde zu überreichen. Auch mit den drei Negerhäuptlingen zwischen Axim und dem Vorgebirge der drei Spitzen, mit denen schon die erste Expedition im Jahre 1681 in Verbindung getreten war, wurden Unterhandlungen gepflogen, welche zum Abschluß eines Bündnisses führten. So gedieh die kleine Kolonie vortrefflich, und der erfreuliche Anfang ließ das Beste für die Zukunft hoffen. Leider war es vom Schicksal anders bestimmt. Je mehr die Kolonie erstarkte, desto größer wurde der Neid, mit dem die Holländer ihre Fortschritte beobachteten, und als die holländisch-afrikanische Handelsgesellschaft sah, daß es unmöglich war, durch Intriguen und durch heimliche Hetzereien unter den Eingeborenen die lästige Nachbarschaft los zu werden, scheute sie vor offener Gewaltthat nicht zurück, in der Hoffnung, daß ihre militärische Übermacht ihr zum Ziele verhelfen werde. Die Brandenburger hatten den Negern von Akkoda noch Land abgekauft, auf welchem etwa 1½ Meilen von Groß-Friedrichsburg entfernt der Kriegsbaumeister Schnittler die „Dorotheenschanze" anlegte, und zwischen dieser und dem Fort war noch bei Taimara ein Blockhaus errichtet worden. Den Holländern gelang es nun, durch Überrumpelung sich der Dorotheenschanze und des Blockhauses zu bemächtigen und auch die brandenburgische Fregatte „Berlin" trotz tapfern Widerstandes zu nehmen, aber ihr Angriff auf Groß Friedrichsburg

[142] Das Kurbrandenburgische Fort Groß Friedrichsburg in Guinea. Bericht über den Besuch desselben durch die Offiziere S. M. Schiff „Sophie", erstattet an den Chef der Kaiserlichen Admiralität. Besonderer Abdruck aus N. 51 des Beiheftes zum Marineverordnungsblatt. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1884. Seite 6.

mißlang. Die Besatzung des Forts verteidigte sich mit Erfolg gegen die Übermacht der Belagerer, welche endlich unverrichteter Sache abziehen mußten. Der Kurfürst reklamierte wegen dieses Friedensbruches energisch im Haag, indem er darauf hinwies, daß die Generalstaaten die brandenburgischen Erwerbungen an der afrikanischen Küste anerkannt hatten, und die holländische Gesellschaft wurde angehalten, Genugthuung und Entschädigung zu leisten. Unter allerlei Vorwänden wurde diese jedoch so lange hinausgeschoben, bis der Große Kurfürst starb, und nach seinem Tode war von Ansprüchen an die holländische Kompagnie nicht mehr die Rede, da sein Nachfolger Friedrich III. allen Kolonialprojekten abgeneigt war.

Die afrikanische Handelsgesellschaft hatte nicht so gute Geschäfte gemacht, als ihre Gründer erwartet, und die großen Kosten, welche die Erhaltung der Befestigungen verursachte, schreckten viele Aktionäre von fernerer Beteiligung ab. Da die Gesellschaft nahe daran war, sich aufzulösen, hatte der Große Kurfürst 1680 Raules dringenden Bitten nachgebend selbst die Führung übernommen, worauf eine kurze Zeitlang die Geschäfte besser gingen und die Gesellschaft sogar einen Überschuß von 37000 Thalern erzielte. Nach seinem Tode erhielt die Gesellschaft zwar noch zweimal Zuschüsse von Friedrich III., aber bald trat bei Hofe ein Umschwung ein, der alle dem Unternehmen freundlichen Persönlichkeiten aus der Umgebung des Kurfürsten entfernte. Der Sturz des Ministers Dankelmann, mit welchem auch Raule in Ungnade fiel, kann als der faktische Abschluß der brandenburgischen Kolonialpolitik betrachtet werden. Der Unterstützung von obenher beraubt, vermochte das Unternehmen nicht mehr zu gedeihen. Vergebens verzichteten die Teilhaber der Gesellschaft auf die Hälfte ihrer Anteile, um durch neue Aktionäre neues Kapital zu erlangen — die Hofpartei, in deren Händen sich nun die oberste Leitung befand, hinderte jeden Aufschwung, da sie stets eifrig für Leerung der Kassen sorgte, und allerlei Unglücksfälle, welche die Gesellschaft trafen, namentlich Verluste von Schiffen, welche teils zu grunde gingen, teils gekapert wurden, diskreditierten das Unternehmen so, daß auch Raule ihm nicht mehr aufzuhelfen vermochte, als er schließlich nochmals mit der Leitung betraut wurde.

Raule, der mehrmals angeklagt worden und Jahre im Gefängnis zugebracht hatte, starb als ein 75jähriger, gebrochener Greis, und nun war der Untergang des schönen Unternehmens, welches der Große Kurfürst mit seiner Hilfe geschaffen, nicht länger aufzuhalten. Im Jahre 1711 wurden die brandenburgischen Niederlassungen zunächst interimistisch einer holländischen Gesellschaft abgetreten, welche dem König 6000 Dukaten zahlte und ihm 12 Neger (davon 6 mit goldenen Halsketten geschmückt) lieferte. Diesem Interimsvertrag folgte am 15. August 1721 die völlige Abtretung an die holländisch-westindische Kompagnie, welche für 100000 Thaler Herrin aller unter preußischem Schutze stehenden Plätze wurde, von denen allerdings Akkoda und Tairama nur noch Trümmerhaufen waren.

Die Holländer beeilten sich, von ihrem neuen Eigentum Besitz zu ergreifen, aber nun zeigte es sich, daß man bei den Verhandlungen einen der wichtigsten Faktoren vergessen hatte: die Neger, deren Land man verkaufte. Der Negerfürst Jean Cunny hielt die Mitteilung, daß der Kurfürst die Kolonie verkauft habe, für eine holländische List und wollte sie nicht glauben. Als drei holländische Kriegsschiffe vor Groß-Friedrichsburg erschienen, welches Jean Cunny nach dem Abzug der preußischen Truppen besetzt hatte, verweigerte dieser die Übergabe der Festung und erklärte, dem König von Preußen treu bleiben zu wollen. Vergebens legten ihm die Holländer die Abtretungsurkunde vor, vergebens einen Befehl des Königs, Groß-Friedrichsburg den Holländern zu übergeben. Da Jean Cunny bei seiner ersten Erklärung beharrte, daß er die Festung nur preußischen Truppen übergeben könne, wurde der Hauptmann Hoeven mit etwa 50 Mann abgesandt, um die

[133]) Zeitweilig war die finanzielle Lage der Kompagnie keine schlechte. Im Jahre 1692 betrugen die Aktiva 416000 Thaler, die Passiva 152000, die Einlagen des Kurfürsten 170000 Thaler. Auch im Jahre 1695 wurde noch ein Überschuß von 137154 Thalern konstatiert, und der Kompagnie fiel es damals nicht schwer, dem Kurfürsten die verlangte Abschlagszahlung von 70000 Thalern zu leisten. „Es war aber nicht sowohl das Geld, was der Gesellschaft mangelte, als vielmehr Haupt und Seele" (Beheim-Schwarzbach, l. c.). Mit der alten Leitung verlor die Kompagnie auch das Vertrauen des Publikums und ging unaufhaltsam dem Bankerott entgegen.

Räumung der Festung zu erzwingen. Ihre Landung wurde nicht gehindert, und ohne auf Widerstand zu stoßen gelangten sie bis in die Nähe der Wälle, wo ihnen zu spät klar wurde, daß der Feind nicht, wie sie glaubten, entflohen war. Gegen 2000 Neger empfingen sie plötzlich aus einem Hinterhalt mit einem so verheerenden Gewehrfeuer, daß es nur sehr wenigen der gelandeten Soldaten gelang, mit ihrem verwundeten Hauptmann die Küste zu erreichen und sich durch Schwimmen zu retten. Die afrikanische Treue hatte einen glänzenden Sieg errungen, und die Holländer wagten augenblicklich keinen neuen Angriff, sondern segelten ab, um Verstärkungen zu holen. Doch auch Jean Cunny rüstete sich zu hartnäckigem Widerstande, es gelang

Fetischbaum.

ihm ein Aufgebot von etwa 20000 Mann zusammenzubringen, und erst nach blutigen siebenjährigen Kämpfen konnten die Holländer sich als die Herren der teuer erkauften Küste betrachten.

Das echt nationale Werk, welches der Große Kurfürst mit weitsehendem Blick begonnen, war zu Grabe getragen. Die Feinde der deutschen Kolonialpolitik, die Holländer und Engländer triumphierten, und der Krämergeist machte sich nun wieder an der Küste breit, an welcher deutsche Arbeit und Ausdauer, namentlich aber die straffe preußische Zucht sich in einer Weise bethätigt hatten, daß ihre Spuren noch lange nach der Abtretung bemerkbar waren. Mehr als anderthalb Jahrhunderte sollten vergehen, bevor in einem geeinten Deutschland der Mann erstand, der mit der Macht, die Pläne des Gründers preußischer Größe wieder aufzunehmen auch das Verständnis für die höheren politischen Ziele desselben vereinte. Heute weht die deutsche

Frauen von Elmina.

Flagge auf großen Strecken der westafrikanischen Küste, mitten zwischen den Niederlassungen anderer Nationen, und wenn es auch, wie uns die letzten Monate gezeigt haben, auch heute noch an Anfeindungen nicht fehlt, durch welche die Eifersucht unserer Nachbaren das Gedeihen der neuen Kolonien gefährdet, so sind doch jetzt die Verhältnisse andere als in den Tagen des Großen Kurfürsten: nicht die Flagge eines kleinen Kurfürstentums, sondern jene des angesehensten europäischen Staates weht schützend über unseren Kolonien. Ungemein lehrreich ist aber heute noch für uns die Geschichte unserer ersten Kolonisierungsversuche — lehrreich besonders darum, weil sie uns zeigt, mit welcher Mißgunst der neue Rival im Welthandel von den anderen Nationen empfangen wurde und wie die besten Freunde sich in Feinde verwandelten, wo sie ihre Handelsinteressen durch brandenburgische Schiffe bedroht glaubten.[114])

Die Holländer, welche nicht schnell genug alle Spuren der deutschen Besitzergreifung verwischen konnten und triumphierend den Namen des Forts Groß-Friedrichsburg alsbald in Fort Hollandia umänderten, haben sich aber auch ihres Besitzes nicht lange erfreut. Das Fort hat ihre Herrschaft überdauert. Die holländische Flagge ist längst von der Goldküste verschwunden und der englischen gewichen, aber aus der üppigen afrikanischen Vegetation ragen noch die mächtigen Trümmer der starken Feste hervor,[115]) welche der Grundstein der hohenzollernschen Kolonialmacht werden sollte, und bei den Negern der Umgegend hat sich noch die Kunde von den weißen Männern erhalten, welche das Fort erbauten, und unter deren Schutz ihre Vorfahren glücklich und zufrieden gelebt.

Ein so gutes Einvernehmen wie zwischen den Brandenburgern und den Eingeborenen haben seitdem an der Goldküste weder die Holländer, noch die Engländer zu erzielen vermocht, und trotz der vielen Burgen, mit denen die Küste besetzt wurde, wollte es nicht gelingen, die Ruhe an derselben herzustellen. Die Ruinen gar manchen Forts könnten von den Überfällen der Eingeborenen erzählen, und in dem langwierigen Kriege, welchen England mit den Aschantis führte, zeigte es sich, wie wenig Sympathien es sich unter der Fanti-Bevölkerung, über welche sich sein Protektorat erstreckte, erworben hatte. Englands Macht reichte oft nicht weiter als die Geschütze in seinen Forts, und erst nach der Bezwingung der Aschantis durch Sir Garnet

[114]) „In Westindien blickten die Engländer mißgünstig auf die brandenburgischen Erfolge und suchten die Dänen und Deutschen zu entzweien und selbst hierbei zu profitieren. In Guinea wühlten nach wie vor die Holländer, die mit großer Fähigkeit bemüht waren, den fremden Eindringling zu entfernen. In Senegambien (wo die Brandenburger am Kap Blanc das Fort Arguin angelegt hatten) waren besonders die Franzosen den Brandenburgern feindlich." Max Beheim-Schwarzbach, l. c. Seite 215.

[115]) „Sofort nach dem Verlassen des Dorfes führte der Weg den Hügel der Halbinsel hinauf. Zwischen Bananengebüsch, Maisstauden und Palmen hindurch ging es an Steintrümmern vorbei, bis wir nach etwa zehn Minuten vor einer Öffnung der verfallenen Mauern des Forts ankamen. Die Mauerreste zu beiden Seiten, sowie eine Art Thorweg ließen hier den Eingang vermuten. Gleich rechts von demselben scheint das Wachtlokal gewesen zu sein; die Wände desselben ließen sich noch deutlich verfolgen. Die Neger führten uns zuerst auf die Umfassungsmauer, rechts vom Eingange, dann auf derselben längs über Steingeröll durch dichte Schlingpflanzen hindurch bis zu einem erhöhten Punkte der Mauer, wo der König mich auf eine viereckige, 1,2 Meter in letztere hinreichende Vertiefung aufmerksam machte und behauptete, hier sei die Flaggenstation gewesen. Dicht daneben wuchs ein großer Baum aus der Mauer. Bei näherer Untersuchung fand ich diese Angabe bestätigt. Wir standen auf der Spitze des Wachtturmes, von wo aus man einen prachtvollen Blick über das zu unseren Füßen zwischen dem Meere und einer schmalen Lagune liegende Dorf und das sich dahinter erstreckende flache, hübsch bewaldete Land hatte. Die Übersicht über die Halbinsel, auf der das Fort lag, wurde durch den Urwald, der dasselbe überwucherte, verhindert. Der Turm lag über 11 Meter über dem erhöhten Terrain der Halbinsel, nach der andern Seite zu führten die Trümmer einer Steintreppe in das Turmzimmer. Dasselbe war recht gut, ich möchte behaupten, noch am besten von sämtlichen Baulichkeiten erhalten. Ein kleiner Verschlag scheint die Schlafkammer von dem Turmzimmer abgetrennt zu haben; zwei Schießscharten gaben zugleich die Fenster ab. Durch eine niedrige Tür begaben wir uns in das Innere des Forts zurück, um zunächst den Wallgang zu ersteigen. Die Neger gingen voran, bogen uns die Zweige bei Seite und hieben uns einen Weg durch das mitunter nur auf Händen und Füßen zu durchkriechende Gestrüpp. — Soweit es nun unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war, gelang es zu konstatieren, daß der Grundriß des Forts ein quadratischer, mit eingezogener Kehle und rechtwinkeligen Eckbastionen war. Die Länge der Front beträgt 40, die der beiden Flanken je 35 m, die der Bastion 16 m bei einer Tiefe von 7 m. Die äußere Mauer ist 0,9 m stark, aus großen Granitadern aufgeführt. Sie erhebt sich 5,2 m über den Erdboden, liegt dabei etwa 15 m über dem Meeresspiegel. Nach innen ist das Fort 3,4 m tief. Der zur Aufstellung der Geschütze dienende Wallgang ist 3 m breit, die Brustwehr 1 m hoch; die Scharten liegen 3 m auseinander und erstrecken sich über die Front und beide Flanken, von dem Wachtturm bis zum Beobachtungsturm." — Das Kurbrandenburgische Fort Groß-Friedrichsburg ꝛc. Seite 4.

Wolseley ist zwischen den englischen Niederlassungen an der Küste und den kriegerischen Stämmen des Innern ein Wall aufgerichtet worden, unter dessen Schutz der Handel sich ruhig entfalten und von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnen konnte.

Von den vielen Forts, welche an der Küste Portugiesen, Schweden, Dänen, Brandenburger, Holländer und Engländer vom 16. bis zum 18. Jahrhundert errichteten,[146]) liegen jetzt die meisten in Trümmern. In Stand gehalten werden nur noch Elmina, Cape Coast Castle, Akra und Christiansborg.

Schon aus weiter Ferne erblickt man vom Meere aus die Mauern des Forts St. Georg, welches die Holländer auf einem die Stadt Elmina beherrschenden Berge erbaut haben. Das Fort war einst der stärkste Punkt der Goldküste und wird auch heute noch nur von Cape Coast Castle übertroffen. Die Holländer hatten ferner schon im Jahre 1637 auf dem Berge Sankt Jago eine Festung erbaut, die sogenannte Konradsburg, die jedoch noch unter holländischer Herrschaft in Verfall geriet. Die „Java-Redoute" wurde als Quartier für invalide Negersoldaten benützt, welche aus Ostindien hierherkamen.

Ein in den Felsen gehauener Weg führt zum Fort Sankt Georg hinauf, und von der holländischen Zähigkeit und Ausdauer legen noch zwei Kanäle Zeugnis ab, welche durch den Felsen geführt wurden. Im Fort wohnen jetzt die europäischen Beamten und die Offiziere, und dort befinden sich auch die Kasernen der Garnison. Von der Höhe des Festungsberges genießt man eine herrliche Aussicht auf das Meer, dessen Wogen tief unten brandend ans Ufer schlagen, und auf die fruchtbare Landschaft, welche der bei der Stadt Elmina ins Meer mündende Fluß durchzieht. Die Stadt ist nicht so alt wie das Fort, welches schon im Jahre 1683 zum Schutze der Kaufleute erbaut wurde, welche hierher kamen, um von den Eingeborenen Goldstaub einzutauschen, nach welchem der Ort den portugiesischen Namen el Mina erhielt. Sie zählt heute gegen 20 000 Einwohner. Die hier ansässigen Weißen bewohnen den kleinen europäischen Stadtteil am linken Ufer des Flusses, der freundlicher aussieht als die Stadt der Eingeborenen. Die letztere besteht aus einem Chaos krummer, überaus unsauberer Gäßchen mit unscheinbaren, nicht sehr einladend aussehenden Häusern.

Elmina besitzt vor anderen Plätzen der Goldküste den großen Vorzug, daß die Landung hier nicht so erschwert und so gefährlich ist. Die Stadt hat ferner gutes Trinkwasser, das auch nicht in allen anderen Küstenplätzen vorhanden ist, aber für Europäer ist trotzdem auch sie des ungesunden Klimas wegen kein empfehlenswerter Aufenthaltsort, obwohl auch hier die sanitären Verhältnisse, wie schon oben bemerkt, von manchen Reisenden mit zu schwarzen Farben geschildert worden sind. Behauptet doch der dänische Reisende Monrad, daß er an der Goldküste keinen Europäer getroffen habe, der das fünfzigste Jahr überlebt hatte!

Der im Osten Elminas sich in das Meer ergießende Fluß, der Sweetwater, bildete einst die Grenze zwischen dem holländischen und dem englischen Gebiet. Damals machte ein Teil dem andern lebhafte Konkurrenz, und dabei gediehen beide Kolonien nicht. Die holländische litt namentlich an vielen Übelständen. Die holländische Gesellschaft hatte zwar schon 1791 ihren Besitz der Regierung abgetreten, aber dadurch war keine Verbesserung in den inneren Verhältnissen der Kolonie bewirkt worden. Noch bis zum Jahre 1850 war der Gouverneur in Elmina der erste Handelsmann der Kolonie, die Beamten seine Gehilfen beim Exportgeschäft und seine Geschäftsfreunde. Der Handel war durch die Beamtenschaft förmlich monopolisiert, und erst im Jahre 1856 wurde allen Beamten die Beteiligung an Handelsgeschäften untersagt. Erst von diesem Augenblick ab hob sich der Handelsverkehr und es knüpften nun mehrere holländische Firmen Verbindungen mit der Goldküste an, während bisher nur ein Rotterdamer Haus, welches jährlich 10 bis 12 Schiffe befrachtete, dort vertreten gewesen war.

[146]) Es wurden dort nicht weniger als 25 Forts angelegt, die meisten von den Holländern und Engländern. Von den jetzt noch erhaltenen hat Cape Coast Castle die schwersten Stürme überstanden. Von Melville 1632 für die schwedisch-afrikanische Kompagnie erbaut, wurde es 1658 von den Dänen erobert, kam im folgenden Jahre durch Verrat in die Hände der Holländer, wurde dann von den Eingeborenen besetzt, von diesen 1660 den Schweden überlassen, ihnen aber bald wieder abgenommen und an die Holländer abgetreten, mit deren übrigem Kolonialbesitz an der Goldküste es 1872 in die Hände der Engländer überging.

Die Holländer traten 1872 alle ihre Besitzungen an England ab. Sie verfügten über die Eingeborenen, als ob diese ihr volles Eigentum wären, genau so, wie hundert Jahre früher ihnen die Neger von Akkoda verkauft worden waren, aber die unter holländischem Schutze stehenden Fantis waren durchaus nicht geneigt, sich den Engländern, die ihnen nicht sympathisch waren, abtreten zu lassen. Ihre Abneigung gegen dieselben kam zum offenen Ausbruch, als im Jahre 1873 die Aschantis in die englischen Besitzungen einfielen und bis Elmina vordrangen. Überall erwiesen sich die Fantis als Feinde der Engländer, welche sich sogar genötigt sahen, die Fantistadt Tscham völlig zu zerstören, und nur die Bevölkerung von Apollonia blieb ihnen treu. Die feindliche Stimmung der Fantistämme hat aber nicht wenig dazu beigetragen, daß der Aschantikrieg sich so sehr in die Länge zog und so große Opfer erforderte.

Brücke über den Prah.

Der beschränkte Raum dieses Werkes gestattet uns nicht, den blutigen Krieg, welchen England mit den Aschantis führte, ausführlich zu schildern, aber bei den Aschantis selbst müssen wir doch einen Augenblick verweilen, da sie, obwohl außerhalb der Grenzen der Kolonie wohnend und dem englischen Einfluß nicht unterworfen, für die Kolonie, deren ganzes Hinterland sie einnehmen, doch von großer Wichtigkeit sind.

Die Aschanti unterscheiden sich sehr vorteilhaft von den an der Küste wohnenden Negerstämmen. Sie sind meist kräftige, hochgewachsene Leute (durchschnittlich 1,70 bis 1,80 Zentimeter hoch), stolz und selbstbewußt, tapfere Krieger, die sich lieber selbst töten als sich gefangen nehmen lassen, und sie verstehen mit den Feuerwaffen viel besser umzugehen, als alle anderen Neger. Während diese meist feuern ohne zu zielen, und in ihren Kämpfen das Gewehrgeknatter in keinem Verhältnis zu dem Blutvergießen steht, bewahren die Aschantis im Kampfe die größte Ruhe und erweisen sich als vortreffliche, scharf zielende Schützen. Der Krieg gilt bei ihnen

für die ehrendste Beschäftigung eines Mannes, aber sie ziehen in denselben auch nicht ohne sorgfältige Vorbereitung. In ihren Heeren herrscht auf Kriegszügen musterhafte Disziplin; in geschlossenen Reihen, nicht in wirren Haufen, wie es andere Neger thun, wird der Feind angegriffen, und Hornsignale rufen sie zum Angriff oder zum Rückzug. Flucht gilt als schimpflich, und Feigheit wird mit dem Tode bestraft. Solche Fälle kommen jedoch selten vor, während es sich in den Kriegen der Engländer mit den Aschantis häufig ereignete, daß kleine Abteilungen des Aschanti-Heeres sich bis auf den letzten Mann verteidigten.

Auch in der Gesichtsbildung unterscheiden sich die Aschantis von allen ihren Nachbaren: die platten Nasen und wulstigen Lippen sind bei ihnen selten, dagegen trifft man häufig regelmäßige, an griechische Formen mahnende Gesichtszüge, und namentlich unter den Frauen zeichnen sich viele durch eine Schönheit aus,

Amoaful.

welche auch vor dem strengen Richterstuhl europäischer Verehrer der Frauenschönheit bestehen würde. Dabei verletzt hier das Auge des Europäers auch nicht die Nacktheit, denn die Aschantis pflegen — je nach ihrer Wohlhabenheit — Kleider aus Baumwolle oder Seide zu tragen, die Frauen einen langen, über den Hüften befestigten Schurz, die Männer eine Art kurzer Badehose und über dieser ein langes, ärmelloses Obergewand. Die Stoffe, in welche sie sich kleiden, verfertigen sie selbst auf Webstühlen, welche den unsrigen ähnlich sind und auch zur Verfertigung der Teppiche dienen, in welcher die Aschantis Vorzügliches leisten. Ihr Land liefert den Webern gute Baumwolle, und auch Seide wird in demselben erzeugt, welche mit der importierten konkurrieren kann. Nicht minder gesucht als die Gewebe der Aschantis sind ihre Goldarbeiten, und die von ihnen verfertigten goldenen Ketten gelangen sogar auf europäische Märkte. Sehr geschickt in allen mechanischen Arbeiten, haben die Aschantis außerdem in vielen Gewerben größere oder geringere Vollkommenheit erzielt. Ihre Schmiede,

welche das im Lande selbst gewonnene Eisen verarbeiten, liefern sehr geschätzte Arbeiten, ihre Töpfer verstehen nicht nur gut gebrannte und glasierte Thongefäße zu liefern, sondern verfertigen auch hübsche Figuren aus Thon (sowohl einzelne als Gruppen), und Handwerker, die imstande sind, Gewehre, Thür- und Kofferschlösser, ja sogar Uhren auszubessern, sind unter ihnen durchaus nicht selten. In den Wohnungen der vornehmen Aschantis trifft man daher auch einen gewissen Luxus, der von der höhern Kulturstufe, welche das Volk erstiegen hat, Zeugnis ablegt. In Kumassie, der Landeshauptstadt, und auch in anderen größeren Städten trifft man breite, saubere Straßen, in welchen Bananen Schatten spenden, die Häuser sind geräumig und aus Ziegeln erbaut, ihre Mauern weiß getüncht. In den Häusern der reicheren Leute führt der Haupteingang in ein an der Vorderseite des Hauses befindliches Empfangszimmer, in den Gemächern ist der Boden erhöht und sorgfältig geebnet, die Wände schmücken häufig Bilder. Der gemeine Mann wohnt in bienenkorbähnlichen Hütten, die aus Steinen oder Lehm oder auch aus Holzstäben hergestellt werden, deren Zwischenräume man mit Lehm ausfüllt, und die ein spitzes, aus Stroh oder Blättern bestehendes Dach tragen. In der Wohnung des Königs aber fanden englische Reisende schon in den fünfziger Jahren eine überraschende Prachtentfaltung. Da war der Boden mit kostbaren Teppichen bedeckt, man ließ sich auf weichen Divans nieder, und auf der mit feinem Linnen gedeckten Tafel wurden die gut zubereiteten Speisen in goldenen Gefäßen aufgetragen. Ohne die Menschen, von denen man sich umgeben sah, hätte man sich Gott weiß sonstwo, nur nicht am Hofe eines Negerkönigs zu befinden geglaubt.

Mit solchen Anzeichen einer verhältnismäßig hohen Kultur harmonieren schlecht allerlei geradezu barbarische Sitten und Gebräuche, die sich bei den Aschantis noch erhalten haben. Im Kriege werden den erschlagenen Feinden die Köpfe abgeschnitten und als kostbare Siegestrophäe heimgebracht. Im Palast des Königs befindet sich eine wie ein wertvoller Schatz gehütete Sammlung von Schädeln feindlicher Heerführer, und auch die große Trommel, welche bei festlichen Aufzügen vor dem König hergetragen wird, ist mit solchen Schädeln geschmückt. An ihr hing lange Zeit neben den Schädeln erschlagener Negerkönige auch jener des unglücklichen englischen Gouverneurs Sir Charles M'Carthy, des Führers der Engländer im Aschantifeldzug des Jahres 1824, dessen Leiche in der Schlacht am Prah in die Hände der Sieger geriet. Auch Menschenopfer kamen früher bei den Aschantis sehr häufig vor. Sie beruhten auf der Vorstellung vom Jenseits, wo nach dem Glauben der Aschantis dieselben Standesunterschiede herrschen, wie auf Erden, weshalb man am Grabe die Sklaven des Verstorbenen zu opfern pflegt, damit dieser drüben mit demselben Pomp auftreten könne, den er im Leben entfalten konnte. Beim Tode reicher Leute wurden oft 30 bis 40 Sklaven geopfert, und ein Aschantikönig ließ einst bei der Leiche seiner Mutter 3000 Menschen schlachten, zu welcher Zahl alle Vornehmen und alle Ortschaften des Landes einen bestimmten Beitrag geliefert hatten. In neuerer Zeit nimmt aber diese Unsitte immer mehr ab und wird wohl bald völlig verschwinden. Die Hauptstadt Kumassie ist allerdings auch heute noch fast täglich der Schauplatz blutiger Szenen, doch hat dies darin seinen Grund, daß alle Todesurteile, welche im ganzen Lande gefällt werden, in der Hauptstadt vollstreckt werden müssen. Die Todesstrafe steht auf Mord, Diebstahl und Zauberei, dem Verurteilten ist aber die Möglichkeit geboten, sich loszukaufen.

Dem König steht das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen zu, aber er ist doch kein unumschränkter Herrscher, sondern sowohl im Frieden als im Krieg an die Beschlüsse der Versammlung der Großen seines Reiches gebunden, welche auch alle Verträge mit unterzeichnen. Die vier angesehensten Mitglieder dieser Versammlung stehen sogar in gewisser Beziehung über dem König, insofern als sie einen solchen, der die Verfassung des Landes anzutasten wagt, absetzen können. Trotz dieser Beschränkung seiner Gewalt steht der König in hohem Ansehen, und seine bedeutenden Einkünfte[147] ermöglichen ihm, sich mit einem glänzenden

[147]) Als die Holländer noch in Elmina saßen zahlten sie dem Aschantikönig, der sich als Ober Herrn des Königreichs Elmina betrachtete, Tribut. Die Engländer verweigerten die Tributzahlung, weshalb der König seine Rechte mit Gewalt geltend zu machen beschloß. Während er aber eifrig zum Kriege rüstete, zog England, um Geld zu sparen, einen großen Teil

Hofstaat zu umgeben. Er ist Besitzer großer Goldgruben, erhält außer den vielen Geschenken, welche seine Unterthanen ihm darzubringen pflegen, allen Goldstaub, welcher auf dem Markte von Kumassie auf den Boden fällt, und wenn einer seiner Unterthanen stirbt, erbt er alles Vermögen desselben, übt jedoch dieses Recht nie in vollem Umfange aus, sondern begnügt sich mit dem vorhandenen Golde.[148]) An Goldschmuck und goldenen Gefäßen ist daher im königlichen Palast kein Mangel. Wenn er vor seinem Volke erscheint, trägt der König einen goldenen Stab als Zeichen der Würde, und stets wird ihm der gleichfalls aus Gold verfertigte Thron nachgetragen. Ein Heer von Sklaven steht zu seinen Diensten,[149]) und er besitzt einen Harem, wie ihn kein Herrscher im Orient je besaß. Einem alten Herkommen gemäß muß der König 3333 Frauen haben, und weil das Wohl des Staates davon abhängen soll, daß diese Zahl stets vorhanden ist, wird eine gestorbene Gattin sofort durch eine neue ersetzt. Als Königin gilt jedoch nur eine der Frauen, und nur sehr wenige sind vollberechtigte Gattinnen des Königs.

Von Süden dringt nun das Christentum, von Norden der Islam in das Aschantireich ein,[150]) aber die weitaus überwiegende Mehrzahl des Volkes und mit ihr der König sind noch Heiden. Sie glauben an ein höchstes Wesen, welches die Erde und den Menschen erschaffen, welches allmächtig und allwissend ist, und in dessen Hause die Seelen der Verstorbenen Aufnahme finden. Dabei denken sie sich aber Luft, Erde und Wasser, Gebirge, Wälder und Felder belebt von einem Heer von Geistern, welche einen beliebigen Gegenstand — einen Baum, ein Tier, am liebsten Vögel — zu ihrem Wohnort wählen können. Es giebt gute und böse Geister, und wenn der Aschanti den ersteren opfert, um ihnen seine Dankbarkeit zu bezeugen, so opfert er den letzteren, namentlich dem höchsten der Luftgeister, dem Feinde des Menschengeschlechtes, um sich ihre Gunst zu

---

der Garnison von der Goldküste zurück und ließ in allen dortigen Forts zusammen nur 160. Diese geringe Macht war selbstverständlich nicht imstande, die Aschantis aufzuhalten, als sie von den mit der Abtretung an England nicht einverstandenen Fantis zur Hilfe herbeigerufen gegen die Küste vordrangen. Die Verminderung der Garnisonen war ein um so unvorsichtigerer Schritt, als die Engländer schon vor 50 Jahren Gelegenheit gehabt hatten, die Widerstandskraft der Aschantis kennen zu lernen. Damals in den Jahren 1822 bis 1824 waren sie wiederholt, am entscheidendsten bei Essamakoh von den Aschantis geschlagen worden. Der Gouverneur M'Carthy, der mit ungenügenden Streitkräften dem Feinde schließlich selbst entgegenzog, fiel in der Schlacht und sein Kopf wurde als Siegestrophäe nach Kumassie geschickt (siehe Seite 170). Erst als die Engländer 1826 die Congreve-Raketen gegen den Feind zur Verwendung brachten, wandte sich das Kriegsglück, und der neue Gouverneur Campbell schloß 1831 einen für die Engländer nicht ungünstigen Frieden. Der Übermut der Aschantis war aber nicht gebrochen worden, sie hielten es für unmöglich, daß die Engländer in das Innere ihres Landes eindringen könnten, und als ein 1863 ausgebrochener zweiter Krieg für die Engländer erfolglos blieb, befestigte sich bei den Aschantis immer mehr die Überzeugung, daß die Engländer sich vor einem Buschkriege scheuten. Voll Siegeszuversicht drangen daher nun die Aschantis im Februar 1873 in 3 Heerhaufen über den Prah, überall von den Fantis als Befreier begrüßt. Der König von Elmina schloß sich ihnen an, ein kleines Heer von Eingeborenen, welches die Engländer ihnen entgegensandten, wurde aufgerieben, und die Aschantis erschienen vor Kommenda. Sir Garnet Wolseley, Englands bewährter Heerführer, sollte der Retter in der höchsten Not werden, aber man sandte ihn ohne Soldaten an die Goldküste, und sein Versuch, eine Armee aus Eingeborenen zu bilden, mißlang. Erst im Dezember sandte man ihm einige europäische Truppen, wodurch es ihm möglich wurde, zur Offensive überzugehen. Trotz ihrer großen Übermacht wurden die Aschantis bei Essaman, bei Abrakrampa, Amoaful (siehe Seite 169), Becqua, Ordahse geschlagen, und Sir Garnet Wolseley zog als Sieger in ihre Hauptstadt ein. Die von allen Einwohnern verlassene Stadt wurde in der Nacht nach dem Einzug der Engländer völlig eingeäschert, aber dem Aschantikönig war die Lust zur Fortsetzung des Krieges vergangen. Er erkaufte den Frieden unter harten Bedingungen: er mußte auf die Oberhoheit über die Königreiche Akim, Assin, Denkera, Elmina u. s. w., kurz über alle früher unter holländischem Protektorat gestandenen Stämme verzichten und überdies 50 000 Unzen Gold (etwa 4 Millionen Mark) zahlen.

[148]) Von allem Gold, das im Lande gefunden wird, ist eine Steuer im Betrage von 50 Prozent des Goldwertes zu entrichten. Captain Brandon Kirby, A journey into the interior of Aschanti. Proceedings of the Royal geographical society. London, 1884, VI. Band, Augustheft, Seite 449.

[149]) Bis zum Jahre 1872 bildete der Verkauf von Sklaven an die Holländer eine der Haupteinnahmen des Königs. Er verkaufte ihnen alle Kriegsgefangenen, die sie unter ihre Negerregimenter steckten und nach ihren Kolonien im ostindischen Archipel sandten. Die Mynheers trieben demnach bis in die jüngste Zeit ganz im stillen Sklavenhandel, und würden ihn wahrscheinlich noch heute treiben, wenn die Kolonie in ihren Händen geblieben wäre.

[150]) Zwei Söhne des Königs, welche 1831 als Geiseln nach Cape Coast Castle kamen, wurden dort von einem Methodistenprediger bekehrt. Im Jahre 1839 drang der erste Missionar, der Farbige Freeman, in Aschanti ein und kam bis Kumassie, wo er vom König die Erlaubnis zu einer Mission im Lande erhielt. Missionsbilder aus Afrika. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung, Seite 45.

sichern und ihren Zorn von sich abzuwenden. Der in Kumassie wohnende Oberpriester ist der erste Vermittler zwischen den Göttern und den Menschen und das Haupt eines zahlreichen Priesterstandes, welcher den Aberglauben des Volkes gut auszunützen versteht und durch Orakelsprüche, durch Verkauf von Zaubermitteln und Amuletten und Erteilung von Rat an fromme Gläubige sich ein reichliches Einkommen verschafft.

Der Fetischglaube, in dessen Banden sich auch die Aschanti befinden, zieht sich wie ein roter Faden durch alle von Negern bewohnten Gebiete, und auf ihm beruhen überall, wo noch nicht der Islam oder das Christentum Fuß gefaßt haben, alle religiösen Anschauungen der Neger. Nach ihrem Glauben hat die Thätigkeit des höchsten Wesens mit der Erschaffung der Welt ein Ende gefunden und es verharrt nun, in unnahbarer Majestät im Himmel thronend, in völliger Ruhe. Die Vermittelung seines Verkehrs mit den Menschen bleibt seinen Kindern, den Fetischen überlassen, welche teils gute, teils böse Geister sind und auf Erden wohnen, wo sie in den verschiedenartigsten Gegenständen ihren Wohnsitz nehmen. Ein Berg, ein Baum, ein Fluß, ein

Die ersten deutschen Erwerbungen in Ober Guinea.

Termitenhaufen, aber auch ein Krug oder Topf kann der Wohnsitz eines Fetisches sein und wird dadurch, daß dieser sich in ihm niederläßt, zu einem beseelten Wesen. Die Fetischmänner, die Priester, welche mit dieser Geisterwelt verkehren, vermögen einen Fetisch zu veranlassen, in einem beliebigen Gegenstand seinen Wohnsitz zu nehmen, wodurch derselbe zu einem wirkungsvollen Amulett wird. Da Krankheiten und überhaupt alles Übel, von dem der Mensch heimgesucht wird, Folgen des Zornes eines Fetisches sind, besitzen die Fetischpriester, welche den erzürnten Geist zu versöhnen vermögen, überall großen Einfluß. Der Fetisch teilt durch den Mund des Priesters mit, wie groß die Buße — in Geld oder Naturalien — sein soll, durch welche man seinen Zorn abwenden könne, und der Priester nimmt dieselbe in Empfang. Jedem Fetisch ist ein bestimmtes Tier geheiligt, das in seinem Dienste steht und ihm als Bote dient. Damit hängt es auch zusammen, daß bei den Guinea-Negern jeder zu Ehren seines Fetisches sich irgend einer Speise oder eines Getränkes enthält. „Daher ißt der eine kein Rindfleisch, der andere kein Ziegenfleisch und Hühnervieh, der Dritte enthält sich vom Palmwein oder Branntwein."

Kumaſſie.

Königspalaſt in Kumaſſie.

Die Fetischpriester bilden eine eigene Kaste, in welcher das Priestertum sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzt. Sie lassen das Haupthar so lang als möglich wachsen und kleiden sich in weiße Gewänder. In dem Tempel, dem „Himma", den jeder Priester besitzt, dürfen die heiligen Steine nicht fehlen, Meteore oder Stücke Magneteisenstein, welche von den Fetischpriestern stets während eines Gewitters auf dem Boden gesucht und aufgelesen werden. Bevor er einen solchen Stein gefunden hat, kann ein Priestersohn nicht Priester werden. Es giebt auch wandernde Fetischmänner, doch diese sind nicht im Besitze eines heiligen Steines, sondern tragen nur an einem Lederriemen allerlei Amulette, aus denen sie wahrsagen. Das einträgliche Gewerbe wird auch von Frauen ausgeübt, und die Fetischweiber (siehe Seite 148) erfreuen sich nicht geringern Ansehens als die Fetischmänner. Viel Aberglauben haftet ferner an den dem Golde gleichgeschätzten Agriessteinen, die bald einfarbig (blau, gelb, grün, rot), bald mosaikartig gemustert sind, teils gebrannter Ton oder langsam verwitternde Glasflüsse, teils Achate, Jaspise, Karneole u. s. w. Diejenigen, welche ich selbst vor Augen gehabt, sagt Robert Hartmann, erinnerten mich lebhaft an das unter anderem von Kubary so genau beschriebene Geld der Palauinseln im Pacific, ferner an gewisse ähnliche ägyptische, indische und selbst alteuropäische, Schmuckperlen darstellende Gräberfunde. Zu alledem gesellen sich noch die von Mohammedanern herrührenden Amulette, auf ein Blatt geschriebene Verse aus dem Koran, für welche zuweilen sehr hohe Preise gezahlt werden.

In gewisser Beziehung bezeichnet das Fetischwesen jede kulturelle Handlung, „durch welche man für sich mit der unsichtbaren Welt ein befriedigendes Abkommen herzustellen sucht, im Tanzen des Fetisches, in Fetischbesessenheit oder in Begeisterung, in Opfern, Gebeten u. s. w." Wenn die Neger ihrem Gott opfern oder zu ihm beten wollen, sagen sie: Wir wollen Fetisch machen. „Ebenso machen sie Fetisch, um sich zu rächen, wenn sie von jemand beleidigt wurden, und zwar tragen sie dann Fleisch, ein Getränk oder sonst etwas zu ihrem Fetisch oder Priester, damit dieser es verzaubert. Dann bringen sie es an einen Ort, von dem sie wissen, daß ihr Gegner ihn zu betreten pflegt, und glauben fest, daß er in kurzer Zeit sterben muß, wenn er etwas von den verzauberten Dingen berührt." Derjenige, auf den es abgesehen ist, sucht sich, sobald er die Gefahr bemerkt, dadurch gegen die Folgen des Zaubers zu schützen, daß er sich von dem gefahrvollen Orte forttragen läßt, in welchem Falle weder ihm, noch den Trägern etwas zustößt, da das Zaubermittel nur dann wirkt, wenn jener, für den es bereitet worden ist, es berührt.[151])

Zu einer richtigen Beurteilung des Fetischismus wird das Aschantiland, wenn es erst genauer bekannt geworden ist,[152]) wichtiges Material liefern können, da sich dort noch mancher Aberglaube und mancher Gebrauch unberührt von den fremden Einflüssen erhalten hat, denen die Küstenstämme ausgesetzt waren. Ein wichtiger Beobachtungsposten ist auch das an der Sklavenküste gelegene Reich Dahome, wo der Tempel der Fetischschlangen mit seinen Hunderten geheiligter Schlangen weit und breit berühmt geworden ist.

[151]) Wir werden im Folgenden noch wiederholt auf den Fetischdienst zurückkommen. Jedenfalls verdient der Fetischismus nicht jene Geringschätzung, mit der er bisher nach den oberflächlichen Beobachtungen von Reisenden behandelt wurde. „Der Fetischismus der Neger," sagt Bastian, „gilt als die roheste Auffassung der Religion, aber roher noch dürfte fast die europäische Auffassung solch afrikanischer Auffassung erscheinen, besonders wenn im eigenen Haus gekehrt werden sollte." — Eine Zusammenstellung der vielen und mannigfaltigen, auf ihn bezüglichen Mitteilungen siehe in: Adolf Bastian, Der Fetisch an der Küste Guineas auf den deutscher Forschung nähergerückten Stationen der Beobachtung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1884, Seite 25.

[152]) So mangelhaft unsere Kenntnis des Landes noch ist, so sind uns doch seine Nordgrenze und seine Nachbargebiete nicht mehr völlig fremd. Nach dem Feldzug Lord Wolseleys bereiste das Aschantiland 1876 Dr. Gouldsbury und kam bis Salagha, und seit 1881 hat die Regierung der Kolonie ihr Augenmerk namentlich auf die Eröffnung von Verkehrsstraßen nach den hinter Aschanti gelegenen Ländern gerichtet. Kapitän Landsdale drang 1881 und 1882 nordöstlich bis Yendi und nordwestlich bis Buntaku vor, und Kirby gelangte bis zur Nordgrenze Aschantis im Koranzagebiet, von wo Karawanen nach Timbuktu und nach Sokoto gehen. — Siehe über das Land und seine Bewohner: Bowdich, Mission der englisch-afrikanischen Kompagnie nach Ashantee. Weimar, 1820. — J. D. Hay, Ashanti and the gold coast. London, Cloth, 1874. — A. Brun, Mon voyage à Coumassie. Bulletin de la Société de géographie. Paris 1882, Seite 280. — J. Gros, Voyages, aventures et captivité de J. Bonnat chez les Achanti. Paris, Plon 1884.

An Schlangen und giftigen Reptilien ist die Goldküste sehr reich, und dieselben vermehren sich trotz aller Verfolgung, da ihnen Wälder und Kaktusgebüsche vortreffliche Schlupfwinkel bieten. An Tieren, welche dem Menschen gefährlich werden können, ist überhaupt kein Mangel. Auf den Sandbänken in den Flüssen kann man Alligatoren und Krokodille scharenweise sich sonnen sehen, der Leopard haust in den Wäldern, nachts hört man das klagende Geheul der Schakale, und Hyänen streichen Beute suchend um die Menschenwohnungen herum. Außer durch diese Raubtiere ist die Tierwelt durch ihre riesigsten Geschöpfe vertreten: Elefanten, die allerdings immer seltener werden, durchziehen die Urwälder, große Büffelherden weiden in den sumpfigen Niederungen, und der Volta ist von zahlreichen Flußpferden belebt. An den Ufern der Flüsse wimmelt es von Tieren. Da stehen hochbeinige Flamingos und Reiher am Wasser, wilde Enten schwimmen auf der Flut, und auf den Zweigen der Bäume wiegt sich ein Heer bunt gefiederter Vögel, unter denen sich grüne und aschgraue Papageien durch ihr kreischendes Geschrei bemerkbar machen. Besonders mannigfaltig und zahlreich ist die Tierwelt in den östlichen Teilen der Goldküste, in jenen Gebieten, welche der Volta durchströmt.

Den östlichen Teil der Goldküste, welcher im Norden vom Akuapimgebirge, im Osten vom Sakumo und im Westen vom Volta begrenzt wird, ein etwa 60 □ Meilen großes Gebiet bewohnen die Akra-Neger und die ihnen stammverwandten Adangmeer. „Der eigentliche Küstenrand zieht sich als magerer Sandstrich und weiter landeinwärts als Savanne am Meere hin. Aus dieser tauchen vereinzelte Cassave- und Erdbohnenpflanzungen zwischen dem wogenden Gras, den spärlichen Gebüschen und zahllosen Euphorbien und Fächerpalmen auf. Hier und da streift das Auge auch einen einsamen Weiler, den einige Laubbäume und Palmen beschatten, und zu dem ein schmaler Pfad über den eisenhaltigen Kies führt. Um so zahlreicher sind die hohen Termitenpiks,[153]) welche die geschäftigen Ameisen aus roter Erde aufgeführt und wie Wahrzeichen auf der wellenförmigen Fläche aufgepflanzt haben.“[154]) Ein freundlicheres Bild bietet der hinter diesem sich hinziehende Küstenstrich, der sich bis zum Fuße des bewaldeten Gebirges erstreckt, welches etwa 10 Stunden vom Meere entfernt ist. Inmitten grünender Mais- und Yampflanzungen liegen dort Plantagendörfer und Farmen, beschattet von Pisang und Bananen, und bei keiner Ansiedelung fehlen Ölpalmen, Orangen-, Limonen- und Mangobäume. Alles gedeiht vortrefflich in dem fruchtbaren Boden, der durch die hier häufigeren Regen genügende Feuchtigkeit erhält. So anziehend aber das Land auf den ersten Anblick erscheint, so hat das schöne Bild doch sehr große Schattenseiten. Die Sümpfe und die vielen stehenden Gewässer, die sich hier befinden, sind der Herd gefährlicher Fieber, von denen kein Europäer, der sich an der Küste niederläßt, auf die Dauer verschont bleibt. „Üppig wuchert vermöge der tropischen Triebkraft Gras, Schilf und Wald empor, und der vermodernde Abfall, von Feuchtigkeit durchzogen und von der tropischen Sonne bebrütet, wird zur verderblichen Pestilenz für die Bewohner. Erst durch eine energische Kulturarbeit und mit Aufhören der Kulturlosigkeit im tropischen Afrika werden sich auch die sanitären Verhältnisse dieser sonst so sehr gesegneten Erdstriche bessern.“

Die eingeborene Bevölkerung dieses Landstriches zählt etwa 140 000 bis 150 000 Seelen. Sie unterscheidet sich von den einem Sprachstamm angehörenden Stämmen im westlichen Teil der Goldküste, welche man gewöhnlich als Tschistämme bezeichnet (von den Fantis, Akimern, Akuapimern u. s. w.) sowohl durch die Sprache als durch Hautfarbe und Körperbau. Sie ist viel muskulöser als die Tschistämme, ihre Hautfarbe heller.

---

[153]) Termiten sind an der Küste West-Afrikas durch eine Menge von Arten vertreten, welche Bauten von beträchtlicher Höhe aufführen. Die Formen der Termitenhügel sind sehr verschieden: man trifft solche von Kegelform, andere kleben an Baumstämmen in gewissen Zwischenräumen übereinander und gleichen Pilzsegmenten, und in Mulamba sah Pogge Termitenbauten in Obeliskenform, welche 3 bis 5 Meter hoch waren und am Boden einen Umfang von 4 bis 5 Meter hatten. Am Cunene sind solche Obelisken gesehen worden, welche 15 bis 20 Fuß hoch waren. — Siehe: Die Loango Expedition. Zweite Abteilung. Leipzig, Paul Frohberg, 1879, Seite 80; ferner dieses Werk, Seite 185.

[154]) Paul Steiner, Land und Leute von Akra. Deutsche Kolonialzeitung 1885, Seite 10.

An der Akra Küste liegen die befestigten Plätze Akra und Christiansborg. Vom Meere aus gesehen, schreibt Soyaux, „präsentiert sich Akra mit dem Hintergrunde fernbläulicher Bergzüge einladend. Vor uns dehnt sich im Schutze des St. James-Forts die europäische Stadt mit schmucken Häusern aus . . . Stattliche weißmaurige oder ehrwürdig verwittert erscheinende Gouvernementsbauten und Forts mit niedrigen Platt Türmen, teils näher am Strande, teils weiter in der Stadt, überragen die einfacheren Häuser der europäischen Kaufleute und der Eingeborenen, welche letzteren die Einrichtungen in den Häusern der Weißen in oft komischer Weise nachzuahmen suchen. Die Kolonie erhebt sich auf zirka 10 bis 12 Meter hohem Uferrande aus eisenschüssigem, baumrotem Lehm; westlich der Stadt wird das Ufer flacher, und dort kann der Blick über eine wellige Ebene auf die Berge des Innern schweifen." Man vermißt hier, wie an einem großen Teil der Küste, den Mangel der Vegetation. Nur vereinzelt erblickt man Kokospalmen und niedrige Gebüsche.

Von Akra aus führt eine mit Bäumen eingefaßte Kunststraße, welche den besten europäischen Landstraßen gleichkommt, nach der alten dänischen Niederlassung Christiansborg, dessen weiße Mauern man in einer Entfernung von etwa ½ Meile am andern Ende der kleinen, von vielen Fischerbooten belebten Bucht, welche es von Akra trennt, am Ufer schimmern sieht. Im Äußern unterscheidet es sich fast gar nicht von seiner Nachbarstadt: da sind dieselben alten Festungsmauern und die Häuser auf hohem Uferrande, dieselbe kahle Umgebung, „das Fort jedoch macht einen imposanten, großartigern Eindruck." Die bedeutendsten Gebäude der Stadt sind jene der Basler Mission, welche schon im Jahre 1828 an der Küste sich niederließ, aber, durch das Klima gehindert, erst am Beginn der vierziger Jahre eine nachhaltigere Thätigkeit zu entfalten begann. Mit Unterstützung der dänischen Regierung gründete sie damals eine Kolonie in Akropong, wo Neger aus Westindien angesiedelt wurden. Heute zählt die Mission Stationen im Akra-, Adangme-, Akuapim- und Akem-Gebiet, wo eine Menge Schulen errichtet worden sind (die wichtigsten in Akropong und Christiansborg), in denen über 1000 Kinder und junge Leute Unterricht erhalten. In Akropong ist ein Seminar für Eingeborene errichtet worden, in welchem diese eine gründliche Bildung (Unterricht im Griechischen, Hebräischen und Theologie) erhalten, welche sie befähigt, als Missionäre zu wirken. In den höheren Schulen in Akropong und Christiansborg erhalten die Schüler Unterricht „in der biblischen Geschichte, in Weltgeschichte, Religionslehre, Kirchengeschichte, Geographie, Rechnen, Geometrie, Naturgeschichte, Naturlehre, Griechisch, Englisch, der Tschi und Gä-Sprache, Zeichnen und Musik." Außerdem werden die Neger von den Missionären in verschiedenen Handwerken unterrichtet, und man trifft ihre Zöglinge an der ganzen Küste als Zimmerleute, Böttcher, Tischler, Maurer und Schmiede thätig, und namentlich die von ihnen verfertigten Boote werden von den Eingeborenen sehr geschätzt. Die Baseler Mission ist eine sogenannte Handels-Missionsgesellschaft. Sie hat neben den Missionshäusern, welche sich der Bekehrung und dem Unterricht der Eingeborenen widmen, noch Handelshäuser gegründet, welche von den Missionären beaufsichtigt werden und einen Teil ihres Gewinnes an die Mission zur Bestreitung der Kosten derselben abliefern müssen. Neben der Baseler Mission wirkt jenseits des Voltaflusses, also bereits auf dem Gebiete der Sklavenküste, die Bremer Mission seit dem Jahre 1847. Sie hat viel unter den Fehden der einzelnen Stämme und mehr noch durch die Raubzüge der Aschantis zu leiden gehabt, von welchen letzteren im Jahre 1868 Tausende vor den Augen der Missionäre hingeschlachtet und die Missionäre Ramseyer und Kühne nach Aschanti in die Gefangenschaft geschleppt wurden. Seitdem sind auch für die Bremer Mission bessere Tage gekommen, sie ist von der Küste immer weiter ins Innere vorgedrungen und hat dort im Ewe-Gebiet Stationen in Waya, Wegbe, Pekvi errichtet, welche gut gedeihen.

Die Küste, die wir hier betreten, bietet vom Meere aus gesehen einen unfreundlichen Anblick. Eine öde Sandfläche sehen wir vor uns, und nur die hier und da vorhandenen Kokosnußbaumwälder, bei denen die Dörfer der Eingeborenen liegen, bringen einige Abwechselung in die einförmige Landschaft. Die Küste ist durchschnittlich nur eine halbe Stunde breit und wird landeinwärts von Lagunen bespült, welche eine Breite von 3 bis 4 Stunden erreichen. Diese Lagunen, welche sich fast längs der ganzen Sklavenküste hinziehen, sind eine Quelle des Segens, aber zugleich auch des Verderbens für die Bewohner der Küste. Obwohl das

Waſſer nur 3 bis 4 Fuß tief iſt, ſo genügt doch eine ſolche Tiefe für die Kähne der Eingeborenen, deren Handelsverkehr mit dem Hinterlande durch dieſe Waſſerſtraße bedeutend erleichtert wird. Die Lagunen ſind reich an Fiſchen, welche die Hauptnahrung der Anwohner bilden, und wenn ſie in der regenloſen Zeit austrocknen, iſt der Boden weit und breit mit einer ſchneeweißen Salzkruſte bedeckt, welche von den Eingeborenen aufgeleſen, gereinigt und getrocknet wird, um ſpäter weithinein ins Binnenland, wo an Kochſalz Mangel iſt, als geſuchter Handelsartikel geführt zu werden. Dieſen Vorteilen, welche die Lagunen der Uferbevölkerung bieten, ſtehen aber nicht minder große Nachteile gegenüber: wenn die Sonnenſtrahlen den ausgetrockneten Lagunenboden erhitzen, bilden ſich gefährliche Miasmen, welche eine Fieberluft erzeugen, deren Einwirkungen kein Europäer auf die Dauer zu widerſtehen vermag.

Sklavin von der Goldküſte.

Die öde, ſtarre Küſtenlandſchaft bildet jedoch auch hier, wie ſo häufig an der afrikaniſchen Küſte, nur die Scheidewand, hinter welcher ſich die üppigſte Vegetation verbirgt. Wenn man 2 oder 3 Stunden durch die ſandige Ebene, in welcher man nur ſtellenweiſe niederes Gras oder vereinzelte Gebüſche antrifft, landeinwärts gewandert iſt, gelangt man in den afrikaniſchen „Buſch“.

In nebeliger Ferne ſieht man vom Ufer aus den Atakla, einen ſchroff und ſteil aus der Ebene emporſteigenden Berg, eine natürliche Feſtung, welcher, um uneinnehmbar zu ſein, nichts fehlt, als das Trinkwaſſer, welches in der trockenen Jahreszeit die auf dem Berge wohnenden Neger mühſam zu ihren Hütten hinauftragen müſſen. Der Atakla iſt der äußerſte Vorpoſten des tiefer im Innern aufſteigenden Gebirges. Hinter ihm breitet ſich Hügelland aus, welches allmählich in das über 500 Meter hohe Gebirge übergeht, auf welchem die eigentliche üppige Tropenvegetation, der Urwald mit ſeinen gewaltigen Baumrieſen beginnt.

Das Volk, welches jenseits des Volta, an der Ostgrenze des Aschantireiches und des Adangmeergebietes wohnt, sind die Ewe oder Eweer, die sich selbst Eweao nennen, ein in viele kleine Stämme geteiltes Volk, welches von Osten her in seine jetzigen Wohnsitze eingewandert sein soll. Da sie keine Schriftsprache besitzen, ist ihre frühere Geschichte in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

In mündlicher Überlieferung hat sich bei den Ewe die Erinnerung an viele Begebenheiten in ihrer Vorzeit, allerdings meist nur in Sagenform, erhalten. Als ihre Urheimat betrachten sie Nodsie, eine noch jetzt bestehende Stadt im Osten. Von dort sind sie mit Aschantis und den Aquambus ausgewandert, weil sie die Tyrannei ihres Königs, welcher sie in seiner Grausamkeit zwang, mit Nägeln und Kaktusdornen untermischten Thon zu treten, nicht länger ertragen konnten. Die Stadt Nodsie gilt dem Eweer nicht nur als Wiege seines Geschlechtes, sondern des Menschengeschlechtes überhaupt. An der Stelle, welche die Stadt jetzt einnimmt, bildete Gott die ersten zwei Menschenpaare, nachdem er Himmel und Erde geschaffen hatte. Zuerst schuf er zwei weiße Menschen, dann zwei schwarze, und ließ nachher zwei zugedeckte Körbe, einen großen und einen kleinen, vom Himmel auf die Erde nieder, die beiden Menschenpaare auffordernd, sich friedlich in den Inhalt der beiden Körbe zu teilen. Das schwarze Menschenpaar bemächtigte sich sofort des größern Korbes. Es fand in demselben eine Hacke zum Plantagenbau, Baumwolle zu Fischernetzen, einen Bogen mit Pfeilen zur Jagd und Goldstaub zum Handel. In dem kleinen Korb, welcher dem weißen Paar zufiel, befand sich nichts als ein Buch, aber die weißen Menschen lasen fleißig darin und wurden viel klüger als die schwarzen, und infolge dessen auch viel reicher. Die schwarzen sahen voll Neid den wachsenden Reichtum ihrer weißen Nebenmenschen und begannen ihnen nachzustellen, aber Gott nahm sich der Verfolgten an, ließ ein Seil vom Himmel herab und leitete sie über das große Wasser hinüber.[155])

Wie der Eweer in der Stadt Nodsie die Wiege des Menschengeschlechts sieht, von wo auch jetzt noch bei der Geburt eines Menschen dessen Seele kommt, so glaubt er auch, daß die Seelen der Verstorbenen dorthin zurückkehren. Dort soll sich ein dichter Buschwald befinden, Mawuwe (Gottesstätte) genannt, der als großes Heiligtum gilt und den außer dem Priester niemand betreten darf.

Der Eweer glaubt an ein höchstes Wesen, Mawu der Unübertreffliche genannt, welches die anderen Götter, die Welt und die Menschen geschaffen hat. Nachdem Mawu die Schöpfungsarbeit vollendet, kümmert er sich aber nicht mehr viel um seine Schöpfungen. Die Untergötter hat er ja nur geschaffen, damit sie ihm die Last der Weltregierung erleichtern, und er hat daher auch jedem Volke bestimmte Götter zugewiesen. Dem Neger hat er nun einmal nach seiner unbeschränkten Wahl diejenigen gegeben, welche er als seine Götter, Schutzgeister und Vermittelungswesen zu kennen meint, und zu diesen hat er sich in ein entsprechendes Verhältnis zu setzen. Daher kommt es, daß der Missionär so oft die Antwort erhält: „Ja, euch Weißen hat

[155]) Außer solchen Sagen besitzen die Ewe noch einen reichen Schatz von Sprichwörtern, von denen wir einige mit teilen: Do kple dzo me k'adimo, Wasser und Feuer sind nicht beisammen (d. h. wenn das Verhältnis zweier Charaktere dem von Feuer und Wasser gleicht, so vertragen sie sich nicht). — Asi me bl'a ame wo, die Hand täuscht niemand (d. h. das Wahrnehmen mit eigenen Sinnen beugt leichter der Täuschung vor). — Asi gbolo meyi'asime wo, leere Hand geht nicht zu Markt (dieses Sprichwort wird angewendet, wenn jemand auf Borg etwas kaufen will. Der Sinn ist: Zum Kaufen braucht man Geld). — Zo med'a dome wo, der große Wassertopf geht nicht zum Brunnen (das vom Flusse oder einer Quelle geholte Wasser wird in einen großen, halb in den Boden eingegrabenen Topf geschüttet, welcher als Wasserbehälter dient. Man wendet das vorstehende Sprichwort an, wenn die Frauen welchen das Füllen der Wasserbehälter obliegt, zu faul sind, zweimal zur Quelle zu gehen und lieber eine große Last auf einmal schleppen; außerdem wird es angewendet, wenn eine Arbeit zu vollbringen ist, welche nach der Volkssitte nur den Jungen und Sklaven geziemt. — Dekadeka ago dzo na, je eine Fächerpalme fällt (d. h. jeder muß sterben, aber einer stirbt nach dem andern). — Atidzedze ge d'ati te die Baumfrucht fällt unter den Baum (d. h. der Apfel fällt nicht weit vom Stamm). — Lori mekua do ku wo, Krokodillkind ertrinkt nicht (d. h. Unkraut verdirbt nicht). — Amegbeto menyi'a kugbe wo, Menschenkind weiß nicht seinen Todestag. — Ame deka mesubo ame (e) ve wo, ein Mensch dient nicht zwei Menschen (d. h. niemand kann zwei Herren dienen). — Awo enye ame, Kleid ist Mensch (d. h. Kleider machen Leute). — Hotsui nye ame, Gelo ist Mensch. — Dekadeka kplea dekuwo kpata, eine Palmnuß verdirbt alle Palmnüsse (wenn sich unter den Nüssen der Ölpalme, welche eingestampft und gekocht werden, verdorbene Nüsse befinden, verdirbt alles Palmöl. Der Sinn des Sprichwortes ist also: ein räudiges Schaf steckt den ganzen Stall an). — Vergleiche: Miss G. Fündel, Land und Volk der Eweer; Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band 12, Seite 586, u. f.

Mawu nun eben einmal einen andern und allerdings — wir geben das zu — einen höhern Gott gegeben, als die unseren sind, aber wir können uns nicht so ohne weiteres unseren Göttern entziehen.“ [156])

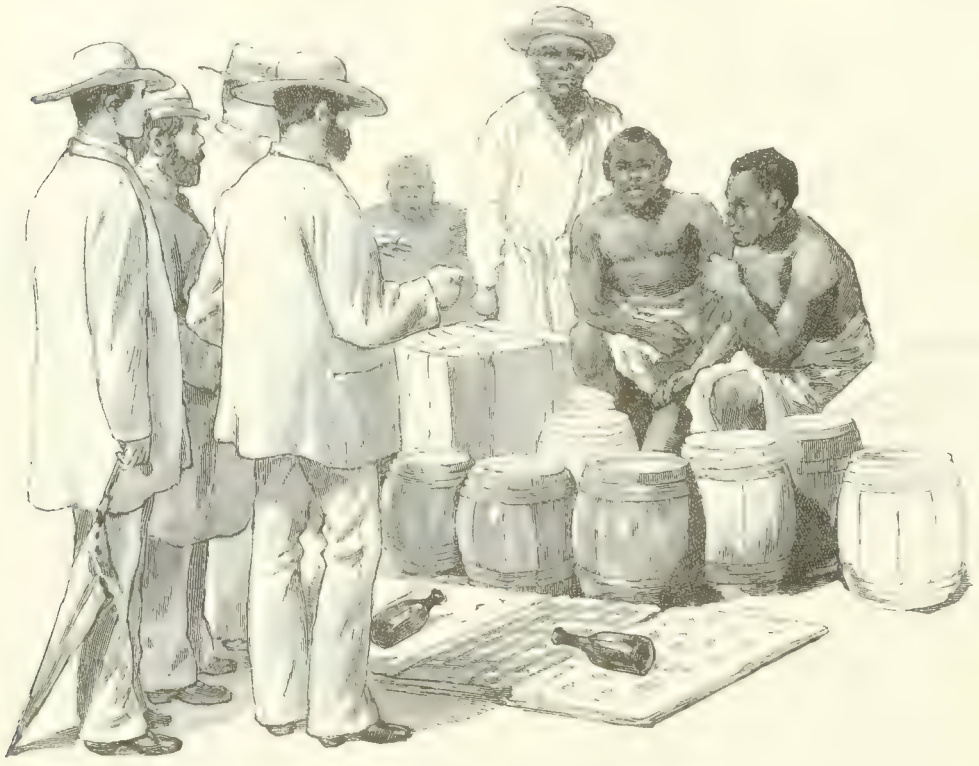
Unter den Göttern zweiten Grades, den Drowo (Vermittelungswesen), wie sie der Eweer nennt, stehen mehrere Naturerscheinungen in erster Reihe. In der Sternschnuppe verehrt der Eweer einen seiner mächtigsten Götter, den Kriegsgott Nyikiplã, welcher dem in den Kampf ziehenden Heere voraneilt und unsichtbar am Kampfe teilnimmt und den Sieg entscheidet. Seltsamerweise denkt man sich diesen Kriegsgott in europäischer Kleidung. Wenn eine Sternschnuppe durch den Himmelsraum dahinschießt, kommt Nyikiplã hoch zu Roß herangesprengt. Er ist der Beherrscher des Himmels und verfügt daher auch über den vom Himmel kommenden Regen, mit welchem er in manchen Redensarten sogar identifiziert wird. Der Mittelpunkt seines Kultus befindet sich in der Hauptstadt Angla, und dort wohnt auch der oberste seiner Priester. Die Priester Nyikiplãs tragen als Abzeichen eine spitz zulaufende, aus Fasern von Palmblättern geflochtene Mütze und einen mit roter Erde überstrichenen Stock. In Angla wird dem Gotte alljährlich ein Ochse als Sühnopfer dargebracht, welchen die Priester schlachten und verzehren. An das Opfer reiht sich eine Prozession: Die Teilnehmer bestreichen ihren Körper mit einem gewissen Blumenstaub und ziehen dann unter Gesängen und Trommelschlag durch die Städte und Dörfer. Wenn es lange nicht geregnet hat, müssen die Priester den Gott um Regen bitten, was stets bei Nacht und unter fürchterlichem Geschrei geschieht. Da der Gott europäische Kleidung trägt, ist das Tragen derselben seinen Verehrern streng untersagt, und ebenso streng ist es untersagt, in seiner Lieblingsstadt Angla gleich ihm zu reiten, ein Verbot, von welchem auch Europäern gegenüber keine Ausnahme gemacht wird. Nicht allgemein verbreitet, aber sehr ausgebildet ist der Kultus des Donnergottes, welcher als Vollstrecker der göttlichen Zorngerichte angesehen wird. Seinem Dienst widmet sich hauptsächlich das weibliche Geschlecht in dem Orden der sogenannten Agbui-Leute, dessen Leiter Priester sind, welche junge Mädchen für den Dienst des Gottes ausbilden und in die Mysterien einweihen. Häufig werden Mädchen schon bei der Geburt dem Gotte geweiht, es kommt aber auch vor, daß die Priester, welche die Mitgliederzahl ihres Ordens möglichst zu vermehren suchen, junge Mädchen bei Nacht heimlich entführen und dann ihren Eltern erklären, der Gott habe sie entführt. Sobald ein Agbui-Mädchen das 12. Lebensjahr erreicht hat, wird es in einer Art Kloster untergebracht, wo ihm ein Priester durch 3 bis 4 Jahre in den Zeremonieen und in der Ordenssprache Unterricht erteilt. Während dieser Zeit muß die Novize allen Verkehr mit der Außenwelt meiden, doch wird ihr erlaubt, zeitweilig das Kloster zu verlassen, um milde Gaben zu ihrem Lebensunterhalt einzusammeln. Sobald der Unterricht beendet ist, kehrt das Mädchen zu seiner Familie zurück, es bleibt aber ihr Lebenlang eine „Himmelsbraut“ und darf nicht heiraten. Alle Angehörigen des Ordens tragen am linken Arm eine aus Eisen verfertigte Nachbildung eines Blitzes, so daß sie leicht kenntlich sind. Durch die Menge seiner Mitglieder und geschickte Ausnutzung des Aberglaubens hat der Orden große Macht erlangt, und da er keine Beleidigung eines seiner Mitglieder ungestraft läßt, ist er sehr gefürchtet. Seine Thätigkeit beginnt, sobald ein Gewitter im Anzug ist. Die Mädchen begeben sich dann mit den Priestern ins freie Feld hinaus und suchen durch Geschrei den Zorn der Gottheit, den diese durch den Donner zu erkennen giebt, zu besänftigen. Wenn der Blitz in ein Haus schlägt, hat der Besitzer desselben durch irgend eine Handlung den göttlichen Zorn erregt und seine Schuld muß gesühnt werden. Alsbald erscheint ein Agbui-Priester mit einer Schar Mädchen, welche das Haus niederreißen und aus den Trümmern den vom Gott geschleuderten Feuerstein hervorholen. Die Stelle, auf welcher das Haus stand, wird dann mit geweihtem Wasser besprengt, und in solchem Wasser müssen sich alle Hausbewohner waschen, worauf sie als entsühnt gelten. Die Kosten einer solchen Entsühnung, welche der obdachlos gewordene Hausbesitzer zu tragen hat, sind aber nicht unbedeutend.

Minder verbreitet ist die Verehrung des Regenbogens. Dieselbe gilt eigentlich nicht diesem, sondern einer Riesenschlange, deren Hautfarben sich im Regenbogen abspiegeln, wenn sie aus ihrer Höhle hervorkommt,

[156]) Miss. G. Zündel, Land und Volk der Eweer; Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band 12.

um sich zu sonnen. Die bei dem weiblichen Geschlecht sehr beliebten Glasperlen sollen von einheimischen Kaufleuten, welche sie zum Verkaufe brachten, für abgeschuppte Teile der Haut einer Riesenschlange ausgegeben worden sein, was die Veranlassung zur Verehrung derselben wurde, wodurch man sie zu bewegen sucht, recht viel Perlen zu spenden. Die Schlange gilt als eine Personifikation desjenigen Gottes, dem von Mawu alle Schätze zur Verteilung an die Menschen anvertraut sind, und so wurde denn auch der mit der Schlange in Verbindung gebrachte Regenbogen göttlicher Verehrung teilhaftig.

Die Ewe glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an die Seelenwanderung. Während der Leib zu Staub zerfällt, leben nach dem Tode die Seelen im Totenreich fort, wo die guten von den bösen geschieden sind. Die Strafe der letzteren besteht darin, daß sie erst einen langen Reinigungsprozeß auf der Wanderung durch verschiedene Tierkörper bestehen müssen, bevor sie wieder in einen menschlichen Körper gelangen, während



Kaufleute unterhandeln mit Eingeborenen.

die Seelen der guten schon nach kurzer Zeit wieder Menschen werden. Die Leichen derjenigen, welche eines natürlichen Todes sterben, werden in der Hütte begraben, in der sie gewohnt. Verbrecher, welche hingerichtet wurden, haben den Anspruch auf ein Begräbnis verwirkt, ihre Leiche wird auf das freie Feld hinausgeschleppt und dort den wilden Tieren und den Raubvögeln zum Fraße überlassen.

Die Beschneidung ist allgemein üblich, doch wird sie erst im Alter von 12 bis 15 Jahren vollzogen. Während der ersten 7 Tage nach der Geburt erhält jedes Kind 2 Namen, deren einen der Vater bestimmt, während der andere von dem Tage abhängig ist, an dem das Kind geboren wurde.

Die Ewe pflegen ihre Kinder schon in frühem Alter zu verloben, lange bevor das Mädchen heiratsfähig ist, ja zuweilen bezieht sich das Eheverlöbnis auf ein Mädchen, dessen Geburt man erst entgegensieht. Der Freier pflegt den Eltern des Mädchens, das sein Wohlgefallen erregt hat, ein Stück Tuch zum Geschenk anzubieten, und wenn dieses angenommen wird, gilt die Verlobung als geschlossen. Das noch nicht heirats

fähige Mädchen bleibt im Elternhause bis zum Eintritt der Mannbarkeit, worauf sie unter vielen Zeremonieen ihren Einzug in das Haus des Bräutigams hält. Im festlichen Brautschmuck zieht sie von ihren bisherigen Gespielinnen umgeben durch die Straßen. Unterwegs werden Lieder gesungen, in welchen ihre Jungfräulichkeit gepriesen wird, und wenn man beim Hause des Bräutigams angekommen ist, wird diesem der Beweis geliefert, daß man ihm eine reine Jungfrau zuführe, worauf er ihr – als Symbol ihrer Reinheit – Kopf,

Krieger in Dahome.

Hals und Brust mit einer weißen Farbe bestreicht. Nach einem nochmaligen Zuge durch das Dorf, während dessen die Freunde des Bräutigams Freudenschüsse abfeuern, legt eine alte Frau die Hände des verlobten Paares ineinander, fleht den Segen Mawus auf sie herab, und — die Beiden sind nun Mann und Frau.

Der Mann hat die Frau gekauft — die Morgengabe, welche er ihren Eltern gegeben hat, betrug etwa 120 Mark nach unserem Gelde — und er betrachtet sie daher auch als sein volles Eigentum. Alle Arbeit

bleibt der Frau überlassen, der Mann arbeitet gar nicht, und da die Polygamie gestattet ist, nimmt jeder so viele Frauen als er erkaufen kann, da ja ihre Arbeit für ihn zu einer Quelle des Reichtums wird. Die Frauen nehmen infolgedessen eine sehr tiefe Stellung in der Ewe-Gesellschaft ein und sind fast den Tieren gleichgestellt. Da sie viel außerhalb des Hauses auf den Feldern beschäftigt sind und außerdem noch für ihre kleinen Kinder sorgen sollen, pflegen sie dieselben, so lange sie noch nicht laufen können, auf ihrem Rücken festzubinden und sie überall mitzuschleppen. Die Töchter helfen ihnen später bei der Arbeit, die Knaben bleiben ihnen aber nur bis zum 10. Lebensjahre überlassen, worauf der Vater, der sich fast gar nicht um sie gekümmert hat, sie als Gehilfen beim Handel verwendet oder sie auf den Fischfang mitnimmt oder, falls er ein Gewerbe betreibt, sie in demselben zu unterrichten beginnt.

Von Gewerben trifft man bei den Ewe dieselben, welche wir schon bei anderen vorgeschrittenen Negervölkern getroffen haben; sie sind Weber, Färber, Gerber, Sattler, Töpfer, Schmiede u. s. w. Viel Gefallen findet kein Ewe am Betrieb eines Gewerbes, er widmet sich wie alle Neger am liebsten dem Handel, der keine große körperliche Anstrengung erfordert. Wie die Gewerbe ist infolgedessen auch der Ackerbau noch auf einer sehr niedrigen Stufe geblieben. Ein Pflügen mit Zugtieren kennt man nicht. Man brennt das Gras und Gestrüpp nieder, dessen Asche als Dünger verwendet wird, und bearbeitet dann den Boden mit der Hacke. Und doch würde derselbe bei nur einigem Fleiß und besserer Bewirtschaftung die Arbeit des Ackerbaues reichlich lohnen! Man säet und erntet zweimal jährlich. Die Aussaat findet im April und im September statt, die Ernte im Juli und November. Der Ewe hat aber kein Interesse an dem Gedeihen seiner Grundstücke, die ja nicht einmal sein Eigentum sind, da alles Land, welches ein Dorf umgiebt, Gemeingut der Gemeinde, und derjenige, der es bebaut, nur der zeitweilige Besitzer desselben ist.

Völlig verschieden von der Bevölkerung des Binnenlandes ist jene der Küste und der derselben benachbarten Gebiete, wo die Mehrzahl der Eingeborenen entweder überwiegend oder ausschließlich sich mit Handel beschäftigt und viele Eingeborene sogar Chefs von Handelshäusern sind, welche mit Europa in Verbindung stehen. Wir wenden uns dort zunächst jenem Gebiet zu, welches unser Interesse augenblicklich am meisten in Anspruch nimmt, weil dasselbe vor kurzem durch Aufhissen unserer Flagge unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt wurde. Es ist sozusagen das Herz der Sklavenküste, in der Mitte derselben und mitten zwischen den englischen Besitzungen gelegen, und wie geschaffen zu einem Zentralpunkt des Handels mit den volkreichen Hinterländern, zu dessen Vermittelung in den letzten 3 Jahrzehnten eine Menge deutscher, englischer, französischer und eingeborener Faktoreien an der Küste entstanden ist.

Die Portugiesen waren die ersten Europäer, welche an der Küste Faktoreien errichteten und mit den Eingeborenen Handel zu treiben begannen. Sie standen mit diesen auf dem besten Fuße, nahmen farbige Frauen und vermischten sich mit den Negern so sehr, daß sie allmählich nicht nur ihre weiße Hautfarbe verloren, sondern geradezu aufhörten, Europäer zu sein. Im Jahre 1845 ließ sich das französische Haus Regis aîné & Co. an der Küste nieder und machte, fast gar nicht durch Konkurrenz belästigt, vortreffliche Geschäfte, durch welche es eine der reichsten Firmen der Sklavenküste wurde. Durch einen Teilhaber dieser Firma, der aus derselben ausgeschieden war, wurde das Haus Cyprı, Fabre & Co. gegründet, dessen Geschäftsumsatz gegenwärtig jenem von Regis aîné & Co. gleichkommt. Bald nach den Franzosen ließen sich auch die Engländer an der Küste nieder, deren Handel jedoch jetzt sehr zurückgegangen ist. Die Deutschen sind in neuerer Zeit an die Stelle der Engländer getreten. Im Jahre 1856 errichteten Friedrich M. Viktor Söhne die ersten Faktoreien, 1880 ließen sich Wölber & Brohm an der Küste nieder, und gegenwärtig sind außer diesen auf der zwischen dem Voltafluß und Porto Novo gelegenen Strecke der Sklavenküste, welche zum Teil unter deutschem Schutz steht, zum Teil noch unabhängig ist, noch die Hamburger Firmen C. Gödelt (in Kita, Lome, Weida) und Max Grumbach (in Klein- und Groß-Popo) ansässig.

Der überseeische Sklavenhandel, welchem die Küste ihren Namen verdankt, hat hier sehr spät aufgehört. Er fand erst im Jahre 1863 ein Ende, weil es für die schwarze Ware kein Absatzgebiet mehr gab.

Sowohl in Dahome als auch an der Sklavenküste kann man heute noch Sklaven in Menge kaufen (zum Preise von 320 Mark für den kräftigen Mann), aber der Handel bleibt auf die Küste beschränkt, ausgeführt werden Sklaven nicht mehr. Zöller erzählt nach den Mitteilungen eines portugiesischen Marquis, eines ehemaligen Sklavenhändlers, wie einträglich der Handel noch am Anfang der sechziger Jahre war.[157]) „Im Jahre 1862," berichtet der Marquis, „kam ich mit einigem Vermögen von Portugal zur Sklavenküste, kaufte eine hübsche Anzahl Sklaven, befrachtete damit ein Segelschiff und fand, heimlich in der Nähe von Neu-Orleans landend, guten Absatz. Das zweite Mal machte ich eine ebenso erfolgreiche Fahrt nach Brasilien. Ich war auf dem besten Wege ein reicher Mann zu werden, und beschloß nun einen Hauptschlag zu führen, nach dessen Gelingen ich mich von dem riskanten Geschäfte zurückgezogen haben würde. Ich kaufte gegen hohe Preise nicht weniger als 1400 kräftige Leute, charterte diesmal einen Dampfer und richtete den Kurs nach Kuba. Alles ging gut, wir landeten ohne bemerkt zu werden und traten den Marsch ins Innere an. So ging das einen Tag, einen zweiten Tag, einen dritten; mißgünstige Leute müssen aber wohl Anzeige bei der Behörde gemacht haben, denn an jenem vierten Tage, als wir das mündlich vereinbarte Ziel erreichen sollten, nahte es sich — trapp, trapp, klirr, klirr. Berittene spanische Carabineros waren auf den Fersen, an Entrinnen war nicht zu denken, und um Leben und Freiheit zu retten, gab ich alle die Hunderte von Schwarzen, zu deren Ankauf ich mein ganzes Vermögen verwandt hatte, für freie Passagiere aus. Ich war ein Bettler, und ähnlich wie mir ist es vielen anderen ergangen. Es ruht kein Segen auf diesem Geschäft, es war zu viel mündliche Abmachung und zu wenig Schriftliches dabei. Ich habe seit meinem Mißgeschick durch langsame, ruhige Arbeit einige tausend Pfund Sterling erspart, und diese machen mir mehr Freude, als jenes fürstliche Vermögen, das ich damals schon in der Tasche zu haben glaubte."

Die Sklaven, welche heute noch an diesem Teil der Küste gehalten werden, sind ausnahmslos Haussklaven, und allen wird eine gute Behandlung zu teil. Beim Verkauf dürfen die Eltern von den Kindern nicht getrennt werden, und die Kinder selbst werden, wenn sie herangewachsen sind, nicht mehr Sklaven, sondern bleiben nur noch als eine Art Leibeigene mit dem Herrn in Verbindung. Auch von den hier ansässigen Europäern halten noch immer einige Sklaven, ohne sich um die Verachtung der anderen Weißen zu kümmern, doch befindet sich unter diesen Sklavenhältern erfreulicherweise kein Deutscher. Die Missionäre kaufen zuweilen Negerkinder, um sie zu erziehen und ihnen dann selbstverständlich die Freiheit zu schenken. Die Sklaverei bei den Eingeborenen plötzlich zu unterdrücken, dürfte weder leicht durchführbar, noch ratsam sein. Hier ist die Sklaverei geradezu ein Bedürfnis, und solange der europäische Einfluß sich noch nicht weiter in das Innere erstreckt als jetzt, muß man sogar vom Standpunkt der Humanität die Fortdauer der jetzigen Sklaverei befürworten. Schon die Verminderung der Nachfrage nach Sklaven, welche eine Folge der Sperre der Ausfuhr nach Amerika, Kuba, Brasilien u. s. w. war, hat bewirkt, daß in Dahome alljährlich eine große Anzahl Kriegsgefangener hingerichtet wird, weil keine Aussicht vorhanden ist, sie als Sklaven zu verkaufen. Eine Aufhebung der Sklaverei an der Küste, welche nicht Hand in Hand mit der Einführung anderer Zustände in Dahome ginge, würde das Los der ihrer Freiheit verlustig gewordenen Schwarzen nur verschlimmern, anstatt es zu verbessern. Die Missionäre selbst befürworten eine plötzliche Abschaffung der Sklaverei nicht, da sie der Ansicht sind, daß dann das Los der befreiten Sklaven ein bemitleidenswertes wäre, während es heute zum mindesten erträglich ist.

Die Sklaverei wurzelt ebenso tief wie die Vielweiberei. Die Eingeborenen pflegen alles, was sie ersparen, zum Ankauf von Sklaven oder Frauen zu verwenden, und man trifft wohl heute im ganzen Orient die Vielweiberei nicht mehr so entwickelt wie hier an der afrikanischen Sklavenküste. Ein halbes Dutzend Frauen zu besitzen, ist gar nicht auffallend, Wohlhabende besitzen aber Dutzende, und der schwarze Agent eines

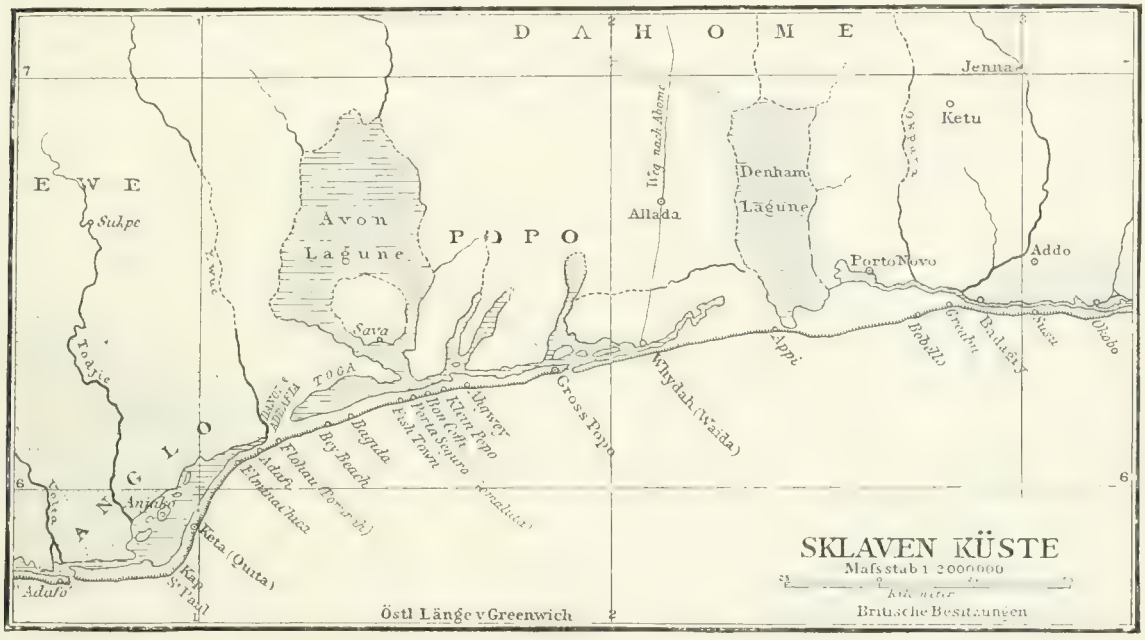
[157]) Siehe H. Zöllers Bericht aus Bagida: „Der Handel der Sklavenküste", Kölnische Zeitung, 15. Januar 1885, Nr. 15, 3. Blatt.

französischen Hauses in Klein Popo ist sogar glücklicher Gatte von 80 Frauen. Da die Frau von den Eingeborenen ebenso zur Arbeit angehalten wird wie der Sklave, so ist der Besitz vieler Frauen eine sehr gute Kapitalsanlage, umsomehr da die Frauen auch im Handel mit den Europäern eine wichtige Rolle spielen und ein gut Teil desselben in ihren Händen ruht. So gehören z. B. die von den Frauen Agbegbe und Mensavi in Klein-Popo geleiteten Handlungen zu den bedeutendsten, welche Eingeborene an der Küste besitzen. Ein Besucher der Sklavenküste äußert sich hierüber und über den Handel an der Sklavenküste überhaupt folgendermaßen:

„Das Land hat überall seinen Eigentümer; liegt es auch brach, so würde sich schnell jemand dazu finden, wollte ein anderer dasselbe zu irgend einem Zwecke benutzen. Durch Heirat, Erbschaft und Kauf hat der Besitz viel gewechselt, und es giebt Leute in Little Popo, die auch in Agway, Gum Coffee, Porto Seguro Eigentum haben. Die Arbeit wird natürlich von den Sklaven verrichtet, die sich auch meistens auf den Plantagen im Busch aufhalten. Gepflanzt werden: Yams, Cassave, Mais, Erdnüsse, dagegen kein Reis. In dem fruchtbaren Boden giebt alles eine reichliche Ernte, ohne sonderlich harte Mühen. Die Ölpalmen, die den größten Wert haben, wachsen ohne Pflege wild. Viehzucht wird nicht betrieben, und auch die einheimische Industrie ist unbedeutend. Allerdings können die Eingeborenen weben, färben, verfertigen Leder und Eisenwaren, treiben auch Töpferei, aber von allem nicht viel. Dagegen sind sie alle gewandte und schlaue Händler, doch liegt das Haupt-Geschäft in den Händen der Frauen. Die Leute aus dem Busch kommen nur selten an die beach, um selber einzukaufen. Es finden vielmehr an bestimmten Orten zweimal wöchentlich Märkte statt, in einer Entfernung von 4 bis 8 Stunden von der See. Hier herrscht natürlich dann das regste, bunteste Leben. Lebensmittel und Waren aller Art, wie sie nur ein Negerherz sich wünschen kann, werden zum Verkauf feilgeboten. Den Lärm und das bunte Treiben kann man getrost mit einem Jahrmarktstrubel vergleichen. Es ist charakteristisch für die Neger, daß je größer der Lärm, je wohler sie sich fühlen, und so schreit denn die ganze Gesellschaft in den lautesten Tönen, alle zu gleicher Zeit. (Massa we talk all one time, white man talk one, one.) Die hier herrschende Münze für den Detail-Handel sind noch Kauris, von denen je 40 Stück auf einen String gezogen sind. 50 Strings = 2000 Stück = 1 Sh.; also 20000 sind 10 Sh. und wiegen etwa 60 Pfd. An der Küste bedient man sich hauptsächlich der 2 Sh.-Stücke und nimmt der Gebrauch des Geldes als Handelsmittel von Jahr zu Jahr zu. Die Hauptexportartikel sind gegenwärtig Palmöl und Palmkerne. Das Palmöl wird gewonnen während des ganzen Jahres, doch ist die Haupternte von Anfang April bis August, während der Regenzeit. Die Frucht sitzt wie eine große Traube hoch oben unter dem Gipfel der Palme. Die einzelnen Beeren in der Größe von Pflaumen sind hellgelb bis braun und haben ein sehr faseriges Fleisch. Nach Abnahme werden dieselben in großen Behältern mit Wasser geknetet und dieser Teig dann gekocht und das obenaufschwimmende Öl von dem Satz sorgsam abgeschöpft. Die Palmnüsse, der innere Stein dieser Ölpflaume, haben eine sehr starke, harte Schale und werden, vorzüglich nach der Ölzeit, von Frauen, Kindern und Sklaven jede einzeln aufgeschlagen. Diese Nuß hat etwa die Größe einer sizilianischen Haselnuß und enthält den in den Handel kommenden Palmkern. Da die Nüsse lange Jahre hindurch einem Verderb nicht ausgesetzt sind, werden sie zu jeder Zeit in den Faktoreien zum Kauf angeboten. Da es schwer ist, dem Neger neues zu lehren, so wird es noch gute Weile haben, ehe er sich dazu bringen läßt, auch andere Sachen zum Kauf anzubieten. Händler, welche mit 20—50 Trägern weitere Reisen in das Innere machen, sind sehr vereinzelt. Das jetzige Geschäft ist nur an der Küste und bei Aufschluß des innern Landes wohl eines fernern Aufschwungs fähig. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß von all den schwarzen Kaufleuten niemals einer wirklich Vermögen hinterlassen hat, trotzdem sie gelegentlich ganz gute Geschäfte gemacht haben."

[108]) Walter Brohm, Land und Leute der Sklavenküste. (Vortrag, gehalten in der geographischen Gesellschaft zu Hamburg, 2. Oktober 1884.) Deutsche Kolonialzeitung, 1884, 21. Heft, Seite 422.

Einer der größten Übelstände, an denen der Handel an der Sklavenküste leidet, ist das Kreditgeben in Form von Vorschüssen an die Händler, welche den Verkehr mit dem Innern vermitteln. Der Vorschuß wird zwar meist nur von einem Markttage zum andern gewährt, aber Verluste sind trotzdem unvermeidlich. Eine Abhilfe wäre nur dadurch möglich, daß alle Firmen sich einigten, keine Vorschüsse mehr zu geben. Solange auch nur eine einzige Firma an dem Gebrauch festhält, bleibt den anderen keine Wahl, sie müssen ebenfalls Vorschüsse geben, da sonst alle Händler der Faktorei ihres coulantern Konkurrenten zuströmen würden. Geht aber ein Händler mit dem erhaltenen Vorschuß durch, so hat der Weiße absolut kein Mittel, ihn zur Zahlung zu zwingen, wenn er gegen gütliche Mahnungen sich unempfänglich zeigt. In einzelnen Fällen gelingt es dem Weißen, durch entschiedenes Auftreten zu seinem Gelde zu gelangen, in der Regel aber hat er sein Geld verloren, sobald der Schwarze entschlossen ist, nicht zu zahlen. Die Neger helfen sich, wenn sie Ansprüche gegen Angehörige eines andern Dorfes erfolglos geltend gemacht haben, gewöhnlich dadurch, daß sie den Schuldner oder einen Verwandten desselben abfangen und ihn nicht eher freigeben, als bis sie befriedigt worden sind,



aber zu diesem äußersten Mittel kann der europäische Kaufmann nicht greifen. Er würde zwar seine Befriedigung in dem speziellen Falle vielleicht erlangen, aber gleichzeitig sich unmöglich gemacht und seinen ganzen Handel ruiniert haben, da gewiß alle Händler fortan seine Faktorei meiden würden.

Die Eingeborenen spielen hier nicht nur als Zwischenhändler, sondern auch als Beamte in den Faktoreien eine wichtige Rolle, da das niedere Personal der Faktoreien ausschließlich aus Eingeborenen, aus Mulatten besteht. Die Leitung der Faktoreien ruht meist in den Händen von Europäern. Kräftige Männer im Alter von 20 bis 25 Jahren werden von den Hamburger und Bremer Häusern auf den Zeitraum von 3 Jahren engagiert und, wenn sie sich als tüchtig bewährt haben, später oft mit der selbständigen Leitung einer Faktorei betraut. Ihnen stehen eingeborene Kommis zur Seite, welche man als „Native Clerks" oder auch kurzweg als „Clerks" bezeichnet. Dieselben wissen mit der Feder ziemlich gut umzugehen, sind auch leidliche Rechner, genießen aber keine große Achtung, da die Ehrlichkeit in der Regel ihre schwächste Seite ist. Sie werden deshalb scharf beaufsichtigt, und man pflegt die Waren im Laden, deren Verkauf ihnen anvertraut wird, genau zu verzeichnen und sie für etwaigen Abgang verantwortlich zu machen. Gewöhnlich

sind in einer Faktorei 4 Clerks beschäftigt; einer fungiert als Verkäufer im Laden, dem zweiten sind die im Hofraum lagernden Waren anvertraut, und die beiden anderen besorgen das Messen der von den Händlern gebrachten Palmkerne und des Öls.[179]

Die Faktoreien werden um 6 Uhr morgens geöffnet. Alsbald finden sich Frauen mit Waren ein, und die Unterhandlungen, bei denen der Genever nicht fehlen darf, beginnen. Gegen ein Glas Genever und ein freundliches Entgegenkommen sind die schwarzen Händlerinnen nicht unempfindlich, und von einem Verkäufer wird daher in erster Reihe verlangt, daß er es verstehe, ihre Gunst zu erwerben. „Es heißt, daß die Franzosen stets etwas billiger als alle übrigen einkauften, weil sie sich auf diese Kunst am besten verständen.“ Die Sprache, in welcher man sich zu verständigen sucht, ist die englische in Lome, Bagida und Klein-Popo, die portugiesische in Agua, Porto Seguro und Weida. Bei Porto-Novo wird ein wenig französisch gesprochen, doch darf man nicht erwarten, bei den Eingeborenen eine genaue Kenntnis irgend einer europäischen Sprache zu finden. Die deutsche Sprache hat sich trotz der vielen deutschen Firmen noch nirgends Boden erobert, was dem Umstand zuzuschreiben ist, daß die Kaufleute selbst nicht wünschen, daß ein Eingeborener ihre Sprache lerne, damit das Personal, welches sie tagsüber umgiebt, ihre Unterredungen nicht belauschen könne. Andererseits trifft man auch unter den Europäern — abgesehen von den Missionären — nur höchst selten einen, der sich in der Sprache der Eingeborenen geläufig auszudrücken versteht, obwohl jeder mit der Zeit einige Brocken sich aneignet und namentlich die Zahlen bald kennen lernt.

Die Faktoreien sind von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends geöffnet und nur zu Mittag zwei Stunden (von 12 bis 2 Uhr) geschlossen, doch ist die Arbeit eine sehr ungleichmäßige, je nachdem sich mehr oder weniger Handelsweiber einfinden. Zuweilen kommen sie scharenweise herangezogen, und dann vergehen vielleicht Wochen, bevor sich wieder eine einfindet. Da die Konkurrenz eine sehr rege ist, muß der Leiter einer Faktorei alles Mögliche aufbieten, um die Eingeborenen an sich zu ziehen. So schickt man zum Beispiel den aus dem Innern kommenden Handelsweibern Clerks entgegen, welche in dem Orte, in dem jene ihr letztes Nachtquartier nehmen, sie aufsuchen und sich bemühen, sie zum Besuche ihrer Faktorei zu veranlassen. Im allgemeinen gleicht im Leben auf der Faktorei ein Tag dem andern. Der stets gleichen Tagesarbeit, welche im Verkauf der im Laden aufgehäuften Waren und im Messen des Öls und der Palmkerne besteht, folgt nach Geschäftsschluß tagtäglich dieselbe Erholung: nach der Hauptmahlzeit, welche um $6\frac{1}{2}$ Uhr eingenommen wird, wandert man nach einer der benachbarten Faktoreien, um dort in der Gesellschaft von Berufsgenossen die Abendstunden zu verplaudern. Kömmt man dann im Abenddunkel nach Hause, so hat sich das Aussehen der Faktorei und ihrer Umgebung wesentlich verändert. Der tagsüber so belebte Hofraum ist nun öd und leer, von einer großen Lampe, welche in der Mitte desselben angebracht ist, beleuchtet, und durch die tiefe Stille, welche ringsum herrscht, dringt nur das monotone Geräusch, welches der die Runde machende Wächter durch Schläge auf eine leere Blechkiste hervorbringt, wodurch seine getreue Pflichterfüllung kontrolliert wird.[180]

Eine Abwechselung kommt in das einförmige Leben auf der Faktorei nur bei Ankunft eines Schiffes, welches neue Waren bringt und die angesammelten Vorräte abholen soll. Sobald am fernen Horizont ein

[179] Junge Kaufleute, welche ohne Kenntnis der afrikanischen Verhältnisse im Togoland ihr Glück versuchen wollen, können jedoch nicht genug vor übereilten Schritten gewarnt werden. Ganz abgesehen davon daß die Stellung eines Beamten auf einer Faktorei durchaus keine leichte ist und das Klima auf jeden neuen Ankömmling nachteiligen Einfluß ausübt, ist es im Togoland nicht leicht, eine Stellung zu finden, da das Angebot die Nachfrage stets bedeutend übersteigt. Ein junger Mann, der ohne genügende Mittel in der Hoffnung, rasch Beschäftigung zu finden, die Reise nach der fernen Küste unternähme, würde sehr traurige Erfahrungen machen. „Glücklicherweise,“ schreibt Zöller, „haben bisher die mangelhaften Verkehrsverhältnisse und der Umstand, daß alle Neuangestellten bereits von Hamburg oder Bremen aus engagiert werden, einen Zustrom von beschäftigungslosen Leuten verhindert, und es ist sehr zu wünschen, daß namentlich durch die Presse solche Leute, welche die Absicht haben sollten, ohne Stellung nach Afrika herauszukommen, eindringlich gewarnt würden. Wenn sie nicht mit sehr reichlichen Geldmitteln versehen sind, wird völliger Untergang ihr sicheres Los sein.“

[180] Vergleiche H. Zöllers Bericht aus Bagida: „Das Leben auf einer westafrikanischen Faktorei.“ Kölnische Zeitung 1884 Nr. 51, drittes Blatt; Nr. 52, drittes Blatt.

Rauchwölkchen sichtbar wird, bemächtigt sich aller in der Faktorei Angestellten eine fieberhafte Erregung. Alles stürzt nach dem Strande und sucht durch die Fernrohre zu entdecken, was für ein Schiff sich naht. Endlich werden die Umrisse des Schiffes deutlicher sichtbar und man unterscheidet schließlich, welcher Firma der Dampfer gehört. Nun beginnt man sich schleunigst zum Empfang zu rüsten. Während in allen Faktoreien die Flaggen der betreffenden Nationen gehißt werden, ruft in jener, für welche der Dampfer bestimmt ist, die Arbeitsglocke alle in der Faktorei beschäftigten Krumeger ans Ufer. Die Boote werden in Bereitschaft gesetzt, und wie auf dem Dampfer die Ankerketten rasselnd niedergehen, ist derselbe auch schon von den Booten umgeben, und im nächsten Augenblicke befinden sich die Clerks der Faktorei an Bord. Die nächsten Tage bringen viel und schwere Arbeit. Die Ladung des Dampfers muß gelöscht werden, und die Krus müssen sich fleißig regen, denn der Dampfer liegt mindestens eine halbe Seemeile vom Lande entfernt, und die Waren können nur in kleinen Booten ans Land gebracht werden. Große Schwierigkeiten bereitet die Brandung, und trotz der Geschicklichkeit, mit welcher die Krus ihre Boote zu steuern verstehen, ist es doch keineswegs selten, daß eines derselben umschlägt. Die Fahrt der Boote durch die Brandung ist stets ein fesselndes, hochinteressantes Schauspiel. Da stehen die muskulösen, glänzend dunkelbraunen Gestalten der Krus neben den Booten am Strande und erwarten gespannt das Kommando ihres Führers, welcher die Blicke forschend über die heranrollenden Wogen schweifen läßt, um den zum Abstoßen günstigen Moment zu erspähen. Jetzt giebt er das erwartete Zeichen, die Krus schieben das Boot ins Wasser, schwingen sich, sobald es flott ist, hinein, und nun beginnt der schwierigste Teil der Aufgabe des Führers, denn es gilt nun, das Boot so zu lenken, daß es die brechenden Wogen vermeidet. Der Führer ist aber mit dem Meer und seinen Tücken vertraut und weiß genau, welche der nahenden Wogen und an welcher Stelle sie sich brechen wird. Auf einen Wink ruhen die Ruder, einen Augenblick liegt das Boot unbeweglich, um aber gleich darauf, von kräftigen Ruderschlägen vorwärts getrieben, pfeilschnell über das Wasser hinzuschießen und die gefährliche Stelle zu passieren. Schwerbeladene Boote sind allerdings schwieriger zu lenken als solche, in denen sich nur die Ruderer befinden. Trotz aller Geschicklichkeit kann es der Führer zuweilen nicht erzielen, daß sein Boot eine sich brechende Welle vermeidet. Es gerät vielleicht unter dieselbe und wird von dem niederstürzenden Wasser gefüllt, oder es wird von der Welle erfaßt und hoch emporgehoben, um im nächsten Augenblick umzuschlagen. In solchen gefahrvollen Augenblicken bewährt sich aber stets die Kaltblütigkeit der Krus. Die Gefahr mit raschem Blick erkennend, springen sie sofort ins Wasser, um nicht von dem umschlagenden Boot verletzt zu werden, und suchen dasselbe schwimmend zu erreichen und wenn möglich wieder flott zu machen. Solche Unfälle sind noch die geringsten, welche beim Löschen der Ladung eines Dampfers vorkommen. Mancher Krumeger hat schon, obwohl sie alle vortreffliche Schwimmer sind, beim Umschlagen eines Bootes den Tod gefunden, oder einen Arm oder ein Bein eingebüßt, die ihm von dem Boote zerschmettert wurden.

Wenn das Boot der Krus allen Gefahren der Brandung glücklich entronnen und bei dem Schiffe, dessen Ladung gelöscht werden soll, angelangt ist, beginnt erst die eigentliche Arbeit. Es ist keine leichte Aufgabe, die schweren Fässer, Ballen und Säcke in den schwankenden Booten unterzubringen, namentlich bei unruhiger See. Viel vermag ein Kruboot auf einmal nicht zu transportieren, zwei Fässer sind die gewöhnliche Ladung, und so geht es denn nach kurzem Aufenthalt rasch wieder dem Lande zu. Die Rückfahrt ist leichter als die Fahrt vom Lande ins Meer hinaus, da das Boot auf einer nach dem Ufer rollenden Welle wie ein Pfeil dahinschießt und erst in der Nähe des Ufers, wo wieder Wellenbrecher Gefahr drohen, Vorsicht nötig wird. Kaum ist das Boot ans Ufer aufgefahren, so springen die Krus heraus und suchen jene Waren, welche nicht durchnäßt werden dürfen, so schnell als möglich landeinwärts in Sicherheit zu bringen, da schon nach wenigen Sekunden die nächste Welle das Boot treffen und über dasselbe hinspritzen wird. Vollständig trocken kommt ohnehin kein Warenstück ans Land, und man sucht sie daher durch sorgfältigste Verpackung gegen Beschädigung zu schützen. Ein Sack Salz oder ein Faß Tabak, das ins Wasser fällt, ist allerdings verloren, aber bei anderen Waren nimmt man bei der Verpackung darauf Bedacht, daß sie, wenn das

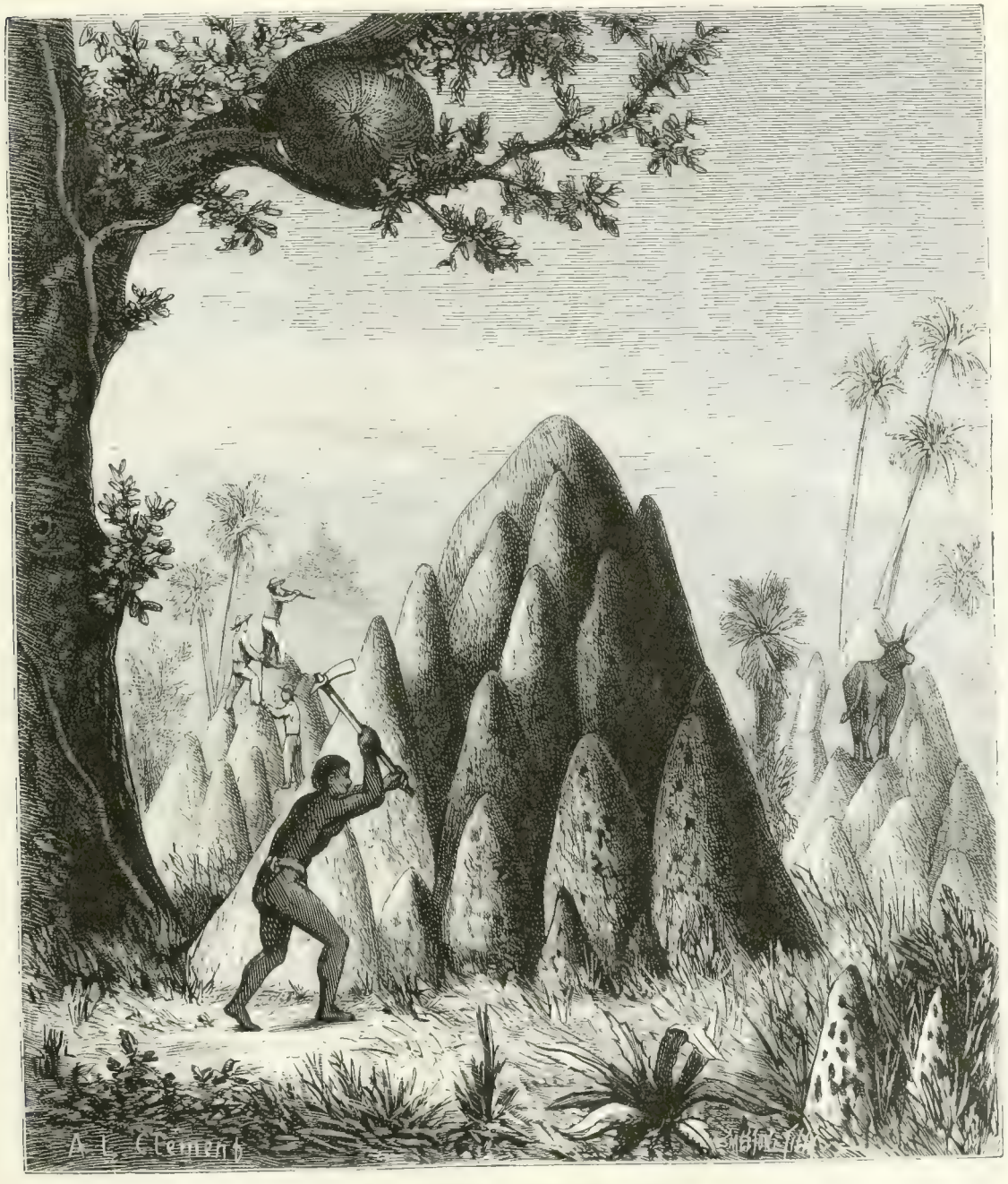
Boot umschlägt, nicht untersinken, sondern schwimmen und so doch noch ans Ufer gebracht und gerettet werden können.

Es ist fast unglaublich, was ein Kru leisten kann. Der ganze Handel an der Sklavenküste wäre aber auch in Frage gestellt, wenn es dort keine Krus gäbe, denn zu der schweren Arbeit, welche sie verrichten, sind die Eingeborenen nicht zu brauchen. Die Krus, welche zu allem zu verwenden sind, über welche der Europäer unumschränkte Gewalt besitzt, und die ihm, mag er sie noch so streng behandeln, doch jederzeit mehr zugethan sind als den Eingeborenen, sichern dem Europäer sein Übergewicht über die letzteren. Im großen

Zweig und Frucht des Butterbaumes (Karite).

und ganzen kommen die Eingeborenen, wenigstens dort wo sich noch kein englischer Einfluß unter ihnen geltend macht, dem Europäer in einer Weise entgegen, daß das Verhältnis beider jenem zwischen Vater und Sohn ähnlich ist. Der Neger erkennt rückhaltslos die moralische Überlegenheit des Europäers an, er weiß, daß er bei einem Zusammenstoß mit demselben den Kürzern ziehen muß, und so sehr er ihm in der Regel an Körperkraft überlegen ist, so pflegt er doch von derselben nur höchst selten Gebrauch zu machen. „Als sich einmal," erzählt Zöller, „zwei Schwarze eine grobe Fahrlässigkeit hatten zu schulden kommen lassen, schritt der mich begleitende Kaufmann energisch auf sie zu und teilte, trotzdem jeder der beiden Sünder ein Schwert in der

Hand trug, ein paar schallende Ohrfeigen aus. Um etwaiges Unglück zu vermeiden, griff ich zum Revolver, aber mein Begleiter lachte über diese unnötige Vorsicht, deren es bei ungebrochenem moralischem Übergewicht des Weißen nicht bedurft habe." Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist in dem ausgebildeten Gerech



Termitenhügel. (Siehe Note 153.)

tigkeitsgefühl des Negers zu suchen, der weiß, wie leicht er sich durch sein hitziges Temperament fortreißen läßt, und der die Notwendigkeit der Strafe einsieht. Er wird jede Züchtigung, die ihm durch einen Weißen zuteil wird, ohne einen Gedanken an Rache hinnehmen, wenn er annehmen muß, daß die Strafe eine gerechte war,

aber ungerechte Bestrafung verbittert ihn und kann, wenn sie andauert, das ganze freundschaftliche Verhältnis zu dem Europäer untergraben.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Eingeborenen und den europäischen Kaufleuten wird aber sofort gestört, wenn die ersteren mit der von den englischen Missionären vertretenen eigenartigen Humanität Bekanntschaft gemacht haben. Der Neger in den unter englischem Einfluß stehenden Teilen der Sklavenküste ist ein unleidlicher Gesell, mit dem viel schwerer auszukommen ist als mit den Bewohnern des vor kurzem noch unabhängigen, jetzt unter deutschem Schutze stehenden Gebietes. Wie sehr auch die letzteren unter Umständen durch Agitatoren umgewandelt werden können, das haben die jüngsten Vorgänge an der Sklavenküste gezeigt, welche zum Schutz deutschen Eigentums gegen englische Umtriebe die Entfaltung unserer Flagge nötig machten.

Ein Blick auf die Zustände, welche S. M. Kanonenboot „Möve" an der Küste vorfand, wird dies deutlich zeigen.

Es ist ein alter Gebrauch, daß nach dem Tode eines Königs ein Interregnum eintritt, welches ein Jahr dauert und während dessen der Stabträger des Verstorbenen in dessen Namen alle Funktionen eines Königs ausübt. Vor zwei Jahren war nun der König von Gredji gestorben, sein Stabträger Folli Ajoada hatte bis zum Juli 1884 die Regierung geführt, und bei der dann stattgehabten Königswahl war er zum König erkoren worden. Dieses Ereignis würde wahrscheinlich keine größere Bedeutung erlangt haben als alle früheren Königswahlen, wenn England nicht danach zu streben begann, sein Zollgebiet hierher auszudehnen. Von den benachbarten englischen Besitzungen aus wurden plötzlich alle Hebel in Bewegung gesetzt, um auch in dem noch unabhängigen Gebiet den englischen Einfluß zum herrschenden zu machen, trotzdem dort nicht ein einziges englisches Haus ansässig war. Ein geeignetes Werkzeug für die englischen Intriguen fand sich in dem Ingenieur W. Lawson, welcher einer in Sierra Leone ansässigen Familie angehörte, die vor mehreren Jahrzehnten aus Klein-Povo dorthin ausgewandert war und nachher ihren Namen D'Almeida in Lawson[161]) umgewandelt hatte. Die D'Almeida-Familie, in welcher die Cabusiers- oder Oberhäuptlingswürde seit undenklicher Zeit sich fortgeerbt hat, ist eine der zahlreichsten und mächtigsten Familien an der Küste. Ihre Angehörigen haben eine für die afrikanischen Verhältnisse sehr gute Erziehung genossen und verdanken ihrer Bildung einen großen Einfluß auf ihre schwarzen Stammesgenossen. Diesen ausnutzend, suchte nun Lawson, ein schlauer und dabei redegewandter Mann, dem es an Geldmitteln nicht fehlte, Propaganda für einen seiner Vettern, einen ziemlich unbedeutenden Menschen zu machen, und brachte es auch wirklich dahin, daß derselbe in dem Dorfe Badji zum Könige ausgerufen wurde. Das in Gredji herrschende Interregnum kam diesen Umtrieben zugute, indem von dort nichts geschah, um den Usurpator in die gebührenden Schranken zurückzuweisen, und wahrscheinlich würde W. Lawson heute der alleinige Herrscher in Klein Povo sein, wenn er sich nicht zu jenen unklugen Feindseligkeiten gegen die deutschen Kaufleute hinreißen ließ, welche das Einschreiten der „Möve" veranlaßten.

Gegenwärtig hat das Land anstatt eines Königs deren thatsächlich vier: im Innern residiert in Gredji der im Juli 1884 erwählte König Folli Ajoada, dessen Macht sich außer über den Landstrich im Norden noch indirekt über einen Teil von Povo erstreckt, wo die der D'Almeida-Familie angehörenden Häuptlinge Pedro Quadjo und Quadjovi zwar so gut wie unabhängig sind, aber doch auf Seiten des Königs von Gredji stehen, und in einem kleinen Teil von Povo, sowie in einem Teil von Badji herrscht König Lawson,

[161]) Die portugiesischen Namen, welche viele Neger sich beilegen, deuten nicht immer auf Abstammung von Europäern hin. Zum Teil sind wohl die Träger solcher Namen Mulatten, die sich wieder mit Negern vermischt haben, in den meisten Fällen aber kann man annehmen, daß in ihren Adern kein Tropfen europäischen Blutes vorhanden ist und sie nur Abkömmlinge von Bediensteten oder gar Sklaven eines früher hier ansässigen Portugiesen sind, dessen Namen sich ihre Voreltern nach der Abreise des Herrn beigelegt haben. — Siehe: „Vier Könige an einem Tage besucht." Kölnische Zeitung, 1885, Nr. 59, zweites Blatt.

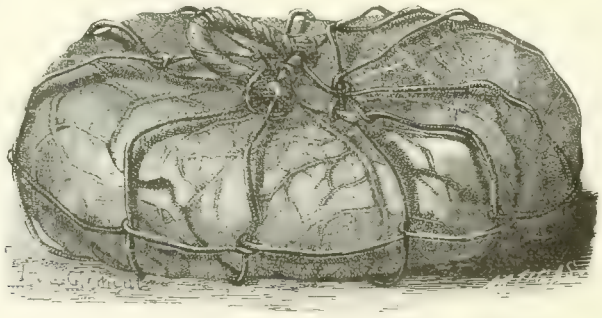
dessen Streben noch immer darauf gerichtet ist, sich zum König des ganzen Landes zu machen. Die eingeborene Bevölkerung ist daher in mehrere feindliche Lager geteilt und das Land befindet sich stetig im Kriegszustande, aber der Ruhe droht deshalb noch lange keine Gefahr. Wenn nicht fremde Einflüsse und Hetzereien mitwirken, geht es bei solchen Parteiungen unter den Schwarzen recht gemütlich und harmlos zu. Zu Thätlichkeiten und zu Blutvergießen kommt es nicht, die feindlichen Parteien beschränken sich auf das mündliche Verfechten ihrer Ansprüche und auf lärmende Aufzüge, in denen sie vor den Gegnern ihre Macht zu entfalten suchen, um dieselben einzuschüchtern, wobei gewöhnlich viel Pulver verschossen und noch mehr — in der Regel auf Kosten der Faktoreien — Bier und Branntwein vertilgt wird. Der König von Gredji und die beiden alten Häuptlinge Pedro Quadjo und Quadjovi halten zu den Deutschen und vertrauen auf ihren Schutz, während Lawsons Ansehen bei seiner Partei auf seinen wirklichen oder angeblichen Beziehungen zu England beruht. Die deutschen Kaufleute verkehren jedoch mit den Leuten von Badji, wo sich das Hauptquartier der Lawson-Partei befindet, ebenso freundschaftlich wie mit den D'Almeida-Leuten. Die Kaufleute berührt überhaupt der Thronfolgestreit nur insofern, als es sich um die Entscheidung der Frage handelt, an welchen von den Häuptlingen die Zölle zu entrichten sind. Diese Frage ist für den König selbstverständlich eine sehr wichtige, denn die Eingeborenen zahlen keine Abgaben, sondern geben dem König nur bei gewissen Gelegenheiten nach der Ernte, bei einer Heirat u. s. w. Geschenke, und die Einkünfte desselben sind daher auf die Zölle beschränkt, welche er von den Europäern erhebt. Die Zölle dürfen jetzt laut dem mit dem Kommandanten der „Sophie" vereinbarten Abkommen 1 Mark von jedem Faß Palmöl und jeder Tonne Palmkerne nicht überschreiten, aber seither sind trotzdem schon Versuche gemacht worden, durch Errichtung neuer Zollzäune (die faktisch niemals vorhanden, sondern nur fingiert sind) noch mehr Nutzen aus dem Handel zu ziehen. Solche erpreßte neue Zölle beschränkten sich teils auf eine Flasche Genever für jedes passierende Boot, teils waren sie aber auch so hoch, daß sie geradezu als Prohibitivzölle wirkten und den Handel zeitweilig völlig zum Stocken brachten. König Ajamle von Groß-Popo war übermütig geworden, weil sich lange Zeit kein deutsches Kriegsschiff an der Küste blicken ließ; er glaubte, obwohl er denselben Vertrag unterzeichnet hatte wie die anderen Häuptlinge, diesen ungescheut brechen zu können, und beanspruchte von jedem Kanoe, welches den von ihm geschaffenen neuen Zollzaun passierte, einen Zoll von 6 Mark! Eine ernste Mahnung genügte, den Zollzaun verschwinden zu machen. Während nun jeder der vier Häuptlinge alle Zölle für sich allein in Anspruch nimmt, ist augenblicklich die Zollfrage so geregelt, daß ein Teil der deutschen Faktoreien dem König von Gredji, ein anderer dem Häuptling Quadjovi den Zoll entrichtet, während die Sierra-Leone-Firmen Lawson und die französischen Firmen Pedro Quadjo Zoll zahlen. Auch heute noch hissen, wenn ein Dampfer ankommt, Lawson die englische, Pedro Quadjo die französische Flagge, doch ist dies, wenigstens bei dem letztern, ein Gebrauch, dem man keine ernstere Bedeutung zuschreiben darf, trotzdem Quadjo vor mehreren Jahren sich mit Quadjovi um französischen Schutz beworben haben soll.

Nächst dem Zoll kommt bei den Streitigkeiten um die Königswürde noch der Grundpachtzins in Betracht, den die fremden Kaufleute zahlen, und den die vier Könige sich nun ebenfalls streitig machen. Der Grund und Boden, auf welchem die Faktoreien errichtet sind, ist nämlich nicht Eigentum der Kaufleute, sondern ihnen von den Eigentümern desselben nur gegen einen Jahreszins in Erbpacht überlassen. Während der schwarze Grundeigentümer das Pachtverhältnis nie lösen kann, steht es dem Faktoreibesitzer frei, seine Faktorei mit allen auf ihr haftenden Rechten und Pflichten einem andern zu überlassen oder auch sie völlig aufzugeben, aber er darf in letzterem Falle nur sein bewegliches Gut mitnehmen und muß die auf dem gepachteten Boden errichteten Gebäude stehen lassen. Der Pachtzins, den die Faktoreien zahlen, beträgt durchschnittlich etwa 100 Dollars jährlich, aber bei den unklaren Besitzverhältnissen ist es oft zweifelhaft, ob jener, welcher den Pachtzins beansprucht, auch wirklich der zur Erhebung desselben Berechtigte ist. Kein Neger würde sich aber bereit finden lassen, einem Europäer Grund und Boden zu vollem Eigentum zu überlassen. Das ist durch ein altes Landesgesetz verboten, und da der Neger an derartigem Herkommen zäh festhält, ist dies schon

ein genügend großes Hindernis, welches sich der Kolonisation im Togogebiet entgegenstellt. Die Gründung von Ackerbaukolonien ist hier, ganz abgesehen von den klimatischen Verhältnissen, unmöglich, und wenn nicht durch Erwerbungen in dem heute noch wenig bekannten Hinterland neue Verhältnisse geschaffen werden, wird die Wichtigkeit unseres Besitzes an der Sklavenküste stets nur in dem Handelsverkehr der Faktoreien an der Küste liegen.

Alt Kalabar.

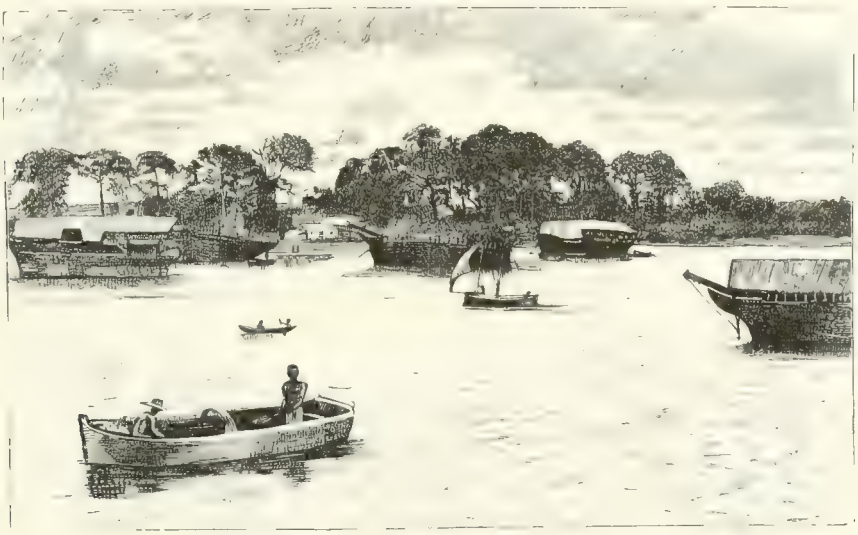
Die klimatischen Verhältnisse dieses Landes sind bedeutend günstiger als in den westlicher gelegenen Küstenstrichen, in Liberia, Sierra Leone und Senegambien. Vom Wechselfieber bleibt allerdings auch hier kein Europäer verschont, der längere Zeit an der Küste verweilt (auch die Neger leiden an Wechselfieber), aber Epidemien, welche sowohl westlich als östlich vom Togoland schon sehr häufig große Verheerungen angerichtet haben, sind hier niemals aufgetreten, ausgenommen die Pocken, welche einmal unter den Schwarzen



Frucht des Butterbaumes, zur Versendung bereit.

wüteten, jedoch auf dieselben beschränkt blieben, da eine Übertragung des Krankheitsstoffes von Schwarzen auf Weiße nicht stattfindet. Unter den Eingeborenen sind viele Hautkrankheiten verbreitet, deren ansteckendste die Krakra ist, und auch der Guineawurm kommt häufig vor. Die für Europäer ungesundeste Jahreszeit sind die Monate, während welcher die Tornados über das Land dahinbrausen, welche besonders heftig gegen Ende der Regenzeit wehen; die gesundesten Monate sind September und Oktober. Man unterscheidet eine

große und eine kleine Regenzeit. Die erstere dauert von Anfang Mai bis August, worauf der Himmel sich klärt und dem oft drückend heißen Tag eine ziemlich kühle Nacht folgt. Ende Oktober beginnt dann die kleine Regenzeit, welche nur einige Wochen dauert. Auch hier regnet es jedoch während der Regenzeit nicht ununterbrochen. Die große Regenzeit gleicht auch hier einem regnerischen Sommer in Europa, und in der



Bonny.

kleinen kommen Regengüsse nur vereinzelt im Laufe mehrerer Wochen vor. Dabei ereignet es sich häufig, daß der Regen völlig ausbleibt, dagegen besonders heftige Tornados wehen, welche stets Fieberanfälle erzeugen. Sie kommen von Südost oder Ost und brechen so plötzlich herein, daß oft nur wenige Minuten zwischen ihrem

Eingeborener zu Markt fahrend.

Losbruch und der Wahrnehmung des ersten Erkennungszeichens ihres Nahens vergehen. Der schon früher erwähnte, von Norden kommende Landwind, der Harmattan, beginnt auch hier im Dezember zu wehen und wirkt durch die großen Temperaturwechsel, welche er hervorbringt, nachteilig auf die Gesundheit ein. Während der 6 Wochen seiner Dauer ist die Luft trocken und mit Staub erfüllt, die Nächte sind empfindlich kühl.

Ebenso lästig sind die Nebel, welche Ende November vor Sonnenaufgang über der Gegend liegen und den zum Aufenthalt im Freien Gezwungenen durchnässen. Von Ende Januar bis Ende November wehen erfrischende Winde von der See und vom Lande her, und die Hitze erreicht dann auch zu Mittag höchstens 27 bis 32° Celsius.[1*]

Das Klima im Hinterlande, namentlich an der etwa 5 bis 10 Tagereisen von der Küste entfernten Bergkette, welche sich von der Goldküste her nach Osten zieht, dürfte ein viel gesünderes sein als jenes an der Küste. Auf den bisher vorliegenden Karten findet man hinter Lome und Bagida eine weit in das Land hinein sich erstreckende Lagune verzeichnet, deren sumpfige Umgebung bisher als eine der Hauptursachen der an der Küste herrschenden Fieber angesehen wurde. Föller, der vor wenigen Monaten bis zum dritten deutschen Grenzpfahl im Norden des Gebietes vorgedrungen ist, hat diesen Irrtum berichtigt.[2*]) Nach seinen Mitteilungen ist die Lagune bei weitem nicht so groß wie man bisher annahm. „Sie stellt," schreibt er, „von einigen wenig ausgedehnten Sumpf- und Schilfdickichten abgesehen, eine angenehme, von Höhenzügen eingerahmte Wasserstraße dar. Die gleich hinter der Lagune beginnenden Bodenwellen werden je weiter man vordringt immer höher und erreichen am nördlichen Punkte, bis zu welchem ich gelangt bin, eine Höhe über die Sohle der Thäler von 300 bis 400, auch bis 500 Fuß über dem Meeresspiegel. Man sieht nur langgestreckte, vielfach sich durcheinander krümmende Wellen, aber nirgends Berge oder Hügel. Die niedrig gelegene nächste Umgebung der Lagune hat hellgrauen Boden, im übrigen findet sich überall derselbe dunkelrote und sehr fruchtbare Thonboden. Steine finden sich bloß als Knollen-Eisenstein bei Togo, anstehender Fels findet sich bloß bei Porto Seguro im Meer und bei Klein-Popo (Sandstein) in der Lagune. Bloß am Haho-Fluß traf ich regelrechten Urwald, sonst überall von Baobabs, Yucca- und Affenbrotbäumen überragtes Buschwerk, sowie an den niedrigeren Stellen sehr verschiedene Grasarten." Im November, zur Zeit als Föller die Lagune besuchte, war sie ein mit etwa 10 Fuß hohem Schilf bestandener Morast, durch welchen sich ein etwa 4 bis 5 Fuß breiter Wasserstreifen hindurchschlängelte. Von Klein Lebbe am nördlichen Ufer der Lagune setzte Föller seine Wanderung in dem Bette eines ausgetrockneten Baches fort und erreichte nach einer Viertelstunde Bergsteigens Groß-Lebbe. Nach einstündigem Marsch „teils an Ackerfeldern und mit peinlichem Ordnungssinn symmetrisch abgezirkelten Maisschobern vorbei, teils auf geschlängelten Pfaden durch Buschdickicht, das von Yucca-, Baobab- und Affenbrotbäumen überragt war", traf er in Ahobbo ein, welches, wie ihm Eingeborene mitteilten, vor ihm noch kein Weißer betreten hatte, etwa 37 Kilometer von der Küste.

Der Lagune, welche sich parallel mit der Küste hinzieht, haben Föller und einige andere Deutsche den Namen Togosee gegeben, da sich die Lagune etwa in ihrer Mitte zu einem nach Norden hin sich ausbreitenden See erweitert. An der Westseite dieses Sees liegt die etwa 2500 bis 3000 Einwohner zählende Hauptstadt Togo, nördlich von derselben Seva und weiterhin das von herrlichen Orangenpflanzungen umgebene Oba. Auf der Ostseite des Sees liegen die Dörfer Ohobo, Lebbe, Ghome Markt, Aguewe, Ghome, Tahasi und Agome. Europäer kommen selten in diese Orte im Innern. Sie bleiben auf die Faktoreien an der Küste beschränkt, auf die drei Handelsorte Lome, Bagida, Porto Seguro und Gum-Koffi.

Im Osten grenzt an das Togogebiet Klein-Popo. Der Name Klein Popo, englisch Little Popo, der dieser Landschaft in den ersten Berichten beigelegt wurde, ist eine Verunstaltung des portugiesischen Wortes Pövo, welches sowohl „Volk" als „Stadt" bedeutet, und Klein Pövo die einzig richtige Bezeichnung. Die Eingeborenen nennen den Ort Anehe. Klein Popo bildet einen Teil eines Königreiches, dessen Hauptstadt das auf dem Festland gelegene Gredji ist, aber die Macht des in Gredji residierenden Königs ist ein so geringe, daß die einzelnen Oberhäuptlinge oder Cabusiers eine von dem portugiesischen Cabocero abgeleitete Benennung

[1*]) Siehe H. Föllers Bericht aus Bagida: „Das Klima an der Sklavenküste." Kölnische Zeitung 1885, Nr. 18, zweites Blatt.

[2*]) Da richtige Karten, auf welchen Föllers Entdeckungen verwertet sind, noch nicht vorliegen, müssen auch wir uns mit einer der älteren begnügen, welche die Lagune unrichtig wiedergiebt.

in den größeren Ortschaften des Povo-Landes so gut wie unabhängig sind. Das auf einem etwa 100 Meter breiten Landstreifen, welcher die Lagune vom Meere trennt, gelegene Klein-Povo ist der bedeutendste Handelsplatz zwischen Keta und Weida, und bietet von der See gesehen mit den vielen stattlichen Faktoreien einen hübschen Anblick. Die eigentliche Negerstadt, welche sich westlich von den Faktoreien ausbreitet, besteht aus ziemlich unsauberen Straßen mit ärmlichen Hütten. Die angrenzenden Vororte Badji und Degbenu hinzugerechnet, dürfte Klein-Povo etwa 4000 Einwohner zählen, zum Teil von Akra hierher eingewanderte Neger, welche ein von der Ewesprache verschiedenes Idiom sprechen, in welchem sich einzelne Worte der Ga-Sprache vorfinden.

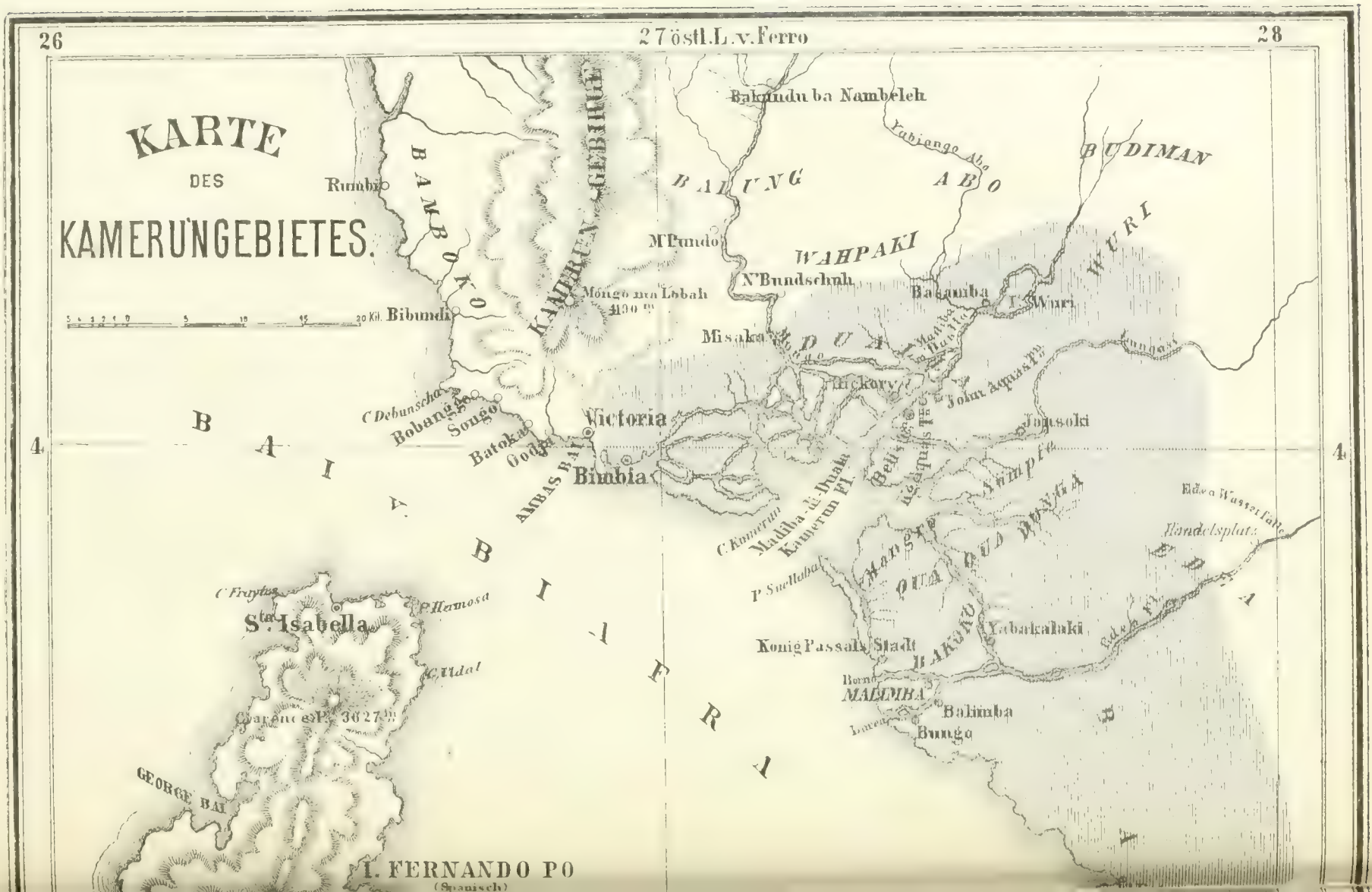
Von deutschen Firmen finden wir in Klein-Povo Friedrich M. Victor Söhne, Wölber & Brohm und Max Grumbach (Hansa-Faktorei). Friedrich M. Victor Söhne besitzen Zweigfaktoreien in Badgi und Degbenu. In Groß-Povo sind Wölber & Brohm und Max Grumbach ansässig, welche Zweigfaktoreien in Abanage und „im Busch" besitzen. Neben den deutschen Firmen sind in Klein-Povo noch Cypr. Fabre & Co., welche eine Zweigfaktorei in Porto Seguro besitzen, und Regis aîné & Co., ferner von Sierra-Leone-Leuten S. B. Cole, Gladstone Cole und D. W. Munday, in Groß-Povo Cypr. Fabre & Co. und Regis aîné mit Zweigfaktoreien in Abanage und „im Busch" vertreten. Sierra-Leone-Leute, ein Mulatte und ein Portugiese haben ferner Faktoreien in Ague. Dort sind bedeutende Faktoreien im Besitz von S. B. Cole, einem Sierra-Leone-Neger, von Olympio, einem brasilianischen Mulatten und von Garcia, einem Portugiesen. Deutsche, französische und englische Firmen sind in Ague nicht vertreten. Von eingeborenen Händlern sind die bedeutendsten Creppy und Gomez, Albert Wilson, Manuel D'Almeida, Francesco D'Almeida, Joacquim D'Almeida und die Frauen Mensavi und Agbegbe in Klein-Povo, John Ahy in Ague.[163]) Die Vertretung der europäischen Firmen befindet sich zum Teil in den Händen von Eingeborenen. So ist der Vertreter von Regis aîné & Co. in Klein-Povo eines der angesehensten Mitglieder der D'Almeida-Familie, ein gewisser Aite. Die Zahl der Weißen ist auf keiner Faktorei groß. Friedrich M. Victor Söhne sind durch 2, Wölber & Brohm in Klein-Povo durch 3, in Groß-Povo durch 2, Max Grumbach in Klein- und Groß-Povo durch je 2 Weiße vertreten; die Franzosen haben in Klein-Povo 3, in Groß-Povo 3 weiße Beamte.

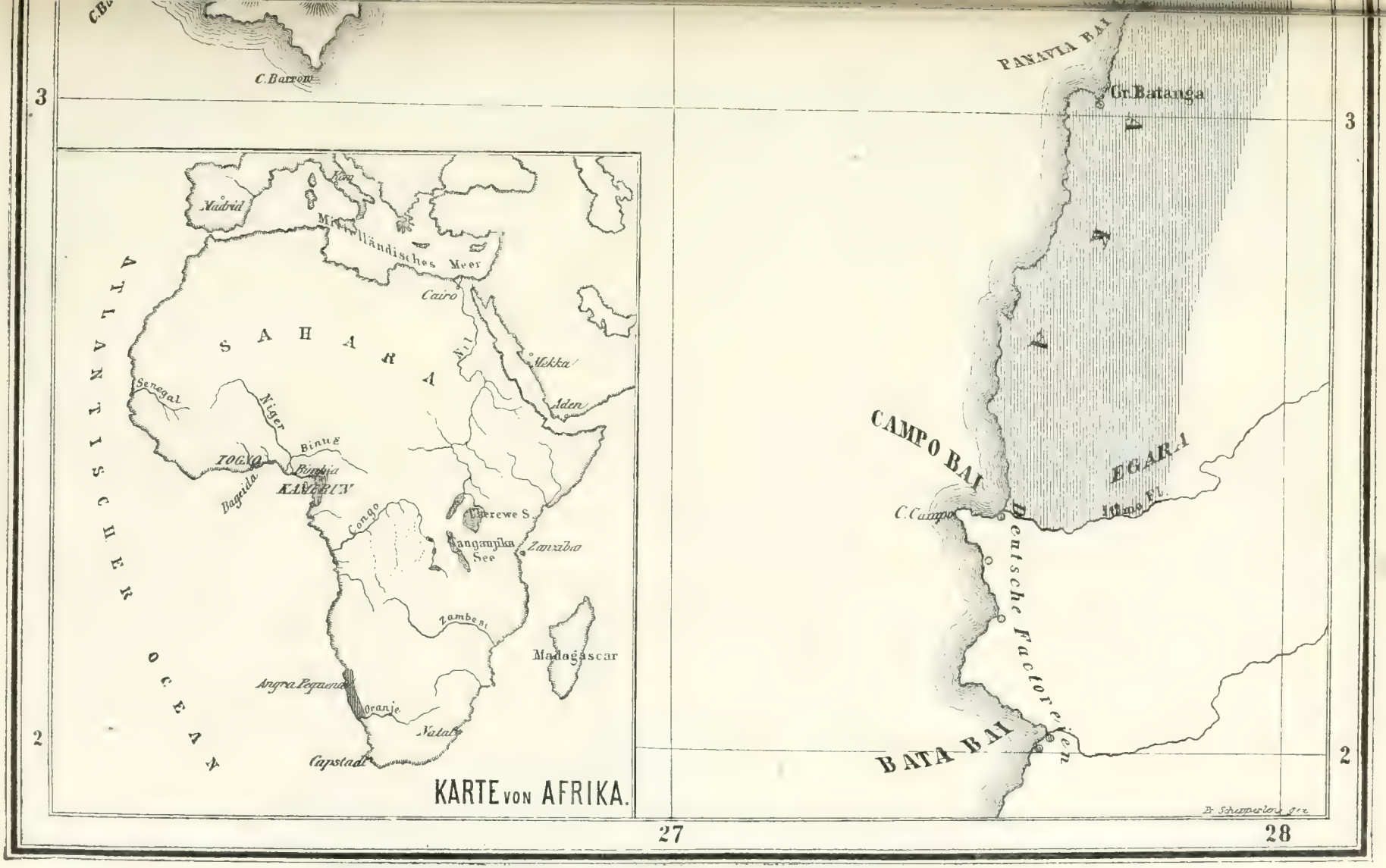
Nichts beweist so klar und deutlich das gewaltige Übergewicht des Weißen über den Neger als die geringe Anzahl der Europäer, welche sich auf einer Faktorei aufhalten. Im Innern lebt oft ein einzelner Weißer inmitten einer nach Tausenden zählenden schwarzen Bevölkerung, aber kein Haar wird ihm gekrümmt, trotzdem es nie an kleinen Fehden zwischen den einzelnen Negerdörfern fehlt. Der Neger weiß, daß er den Europäer nicht entbehren kann. Durch ihn erhält er alles, was ihm begehrenswert erscheint, durch ihn wird der Zwischenhandel erhalten, von dem der Neger lebt, und die Zölle und der Bodenpachtzins, den der Weiße zahlt, bilden eine nicht zu verschmähende Einnahmequelle. Der Neger hütet sich daher, dem Manne, der für ihn eine so große Bedeutung besitzt, zu nahe zu treten. Dazu kommt aber auch noch das Bewußtsein der großen geistigen Überlegenheit des Weißen, von dem beide Teile durchdrungen sind, und wodurch der Weiße eine Sicherheit im Auftreten erlangt, die bei einem gleichen numerischen Mißverhältnis inmitten anderer Völker geradezu als Tollkühnheit angesehen werden müßte. Dem Deutschen kommt noch zugute, daß der Neger seine Sprache nicht versteht, welchem Umstand er ein viel größeres Ansehen verdankt als die Engländer genießen, von deren Sprache ein großer Teil der Neger einige Brocken sich angeeignet hat und nun in seinem Dünkel sich diesen nahezu als gleichgestellt betrachtet.

Jene Treue, welche an den amerikanischen Negern soviel gerühmt wurde, ist zwar hier nicht zu finden, und die Moral des Negers ist auch ziemlich lax, wo es sich um seine Beziehungen zu dem Weißen handelt, welchen zu bestehlen und zu betrügen als kein Verbrechen gilt, aber Achtung bringt er ihm doch entgegen, und

---

[163]) Siehe H. Föllers Bericht aus Bagida: „Der Handel der Sklavenküste", Kölnische Zeitung, 1885, Nr. 15, drittes Blatt.


KARTE
DES
KAMERUNGEBIETES.
26
27 östl. L. v. Ferro
28
4
Rumbi
BAMBOKO
KAMERUN-GEBIRGE
Bibundi
Mongo ma Lobah
4190 m
Bakundu ba Nambeleh
BALUNG
ABO
BUDIMAN
WURI
WAHPAKI
M'Pundo
N'Bundschuh
Basamba
I. Wuri
Misaka
DUALA
Hickory
John Aquas Pt.
Jansoki
Victoria
Bimbia
C. Debunscha
Bobanga
Songo
Batoka
Godja
AMBAS BAY
BAIV BIAFRA
C. Kamerun
Madiba-di-Duala
Kamerun Fl.
Belisle
Kgaquas Pt.
Sumpfe
Mangro
QUA
QUA DUNGA
BAKOKO
Yabakalaki
Edea Wasserfälle
Handelsplatz
Edea Fl.
P. Suellaba
Konig Passals Stadt
Borno
MALIMBA
Balimba
Bungo
C. Fraytes
Sta. Isabella
P. Hermosa
C. Udal
Clarence Pt. 3627 m
GEORGE BAY
I. FERNANDO PO
(Spanisch)
20 Kil.


C. Barrow
PANAVIA BAI
Cr. Batanga
3
3
Madrid
Mittelländisches Meer
Cairo
SAHARA
Nil
Mekka
Aden
Senegal
Niger
Binue
TOGO
Bagirmi
KAMERUN
Congo
Tanganyika See
Zanzibar
Zambesi
Madagascar
Angra Pequena
Oranje
Natal
Capstadt
ATLANTISCHER OCEAN
2
2
CAMPO BAI
C. Campo
EGARA
Deutsche Factoreien
BATA BAI
KARTE VON AFRIKA.
27
28

das ist ja hier die Hauptsache. Er sieht eben in dem Weißen ein höheres Wesen, und willig unterwerfen sich die Neger auf einer Faktorei stets dem Richterspruch des Herrn, überzeugt, daß derselbe gerecht sein werde. Namentlich die deutschen Kaufleute erfreuen sich hoher Achtung bei den Eingeborenen, und wenn nicht englische Hetzereien im Spiele waren, würde es nie dazu gekommen sein, daß man sie mit Niederreißung ihrer Gebäude bedrohte, wie es im vorigen Jahre infolge der Intriguen Lawsons und Firmingers in Bagida geschah.

Damals erschien S. M. Korvette „Sophie", Kapitän Stubenrauch, gerade zur rechten Zeit, um Unheil zu verhüten und die ausgebrochenen Streitigkeiten beizulegen. Der schon oben erwähnte William Lawson hatte sein Intriguenspiel begonnen, durch welches ihm als dem unbeschränkten Minister des von ihm eingesetzten Schattenkönigs G. A. Lawson die Macht in die Hände gespielt, der deutsche Handel vernichtet und Englands Einfluß über die ganze Küste ausgedehnt werden sollte. Kapitän Stubenrauch gelang es leicht, auf einem Palaver eine Einigung mit allen Häuptlingen, Lawson ausgenommen, zustande zu bringen, und er verließ Klein-Popo mit der festen Überzeugung, daß die Ruhe wieder hergestellt sei.[161]) Schon wenige Stunden später sollte er eines andern belehrt werden. Kaum in Groß Popo angekommen, wurde er durch einen zu Pferde von Klein-Popo angekommenen Vertreter der Firma Wölber & Brohm benachrichtigt, daß die Lawsonleute bewaffnet vor den Faktoreien erschienen seien, das Löschen der Ladung eines angekommenen Dampfers verhindert hätten, und daß man das Schlimmste befürchten müsse, wenn nicht schleunigst Hilfe komme. Die „Sophie" dampfte sofort nach Klein-Popo zurück, 100 Mann wurden gelandet, die Häuptlinge Pedro Quadjo, Quadjovi und G. A. Lawson mit ihren Ratgebern gefangen genommen und an Bord gebracht, wo sofort eine Untersuchung der jüngsten tumultuarischen Vorgänge eingeleitet wurde. Dieselbe ergab, daß die Lawson-Leute die Unruhestifter gewesen, die Häuptlinge Pedro Quadjo und Quadjovi dagegen sich nach Kräften bemüht hatten, die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Dieselben wurden daher sofort in Freiheit gesetzt und nur die Hauptschuldigen, der Minister William Lawson, der Mulatte Gomez und ein gewisser Wilson an Bord behalten. Trotzdem sich der Häuptling G. A. Lawson nun bereit erklärte, dem mit den anderen Häuptlingen geschlossenen Vertrage beizutreten und sich zu verpflichten, die Deutschen fernerhin nicht mehr zu belästigen, wurden die drei verhafteten Unruhestifter nach Lagos mitgenommen, wohin die „Sophie" sich am 5. Februar begab. Da der Minister Lawson nachwies, daß er englischer Unterthan sei, mußte er zwar dort in Freiheit gesetzt werden, aber der englische Gouverneur in Lagos verpflichtete sich schriftlich, ihm die Rückkehr nach Klein-Popo nicht zu gestatten. Gomez und Wilson blieben als Geiseln an Bord der „Sophie", welche sie bekanntlich nach Deutschland mitnahm, von wo sie erst im Juli 1884 durch S. M. S. „Möve" in ihre Heimat zurückgebracht wurden.

[161]) „Als im Jahre 1883 der Häuptling Georg Lawson starb, versuchte ein in Sierra Leone geborener Verwandter desselben Namens William Lawson, sich zum Regenten aufzuwerfen. Er kam mit einem englischen Schiffe nach Little-Popo und wußte sich, gestützt auf englischen Einfluß, bedeutende Macht zu erwerben. Da seinem erwähnten Vorhaben indessen von den übrigen Häuptlingen und von der Bevölkerung Schwierigkeiten entgegengestellt wurden, bat er sich damit begnügt, einen Neffen des verstorbenen Häuptlings, namens G. A. Lawson, als König von Little Popo zu proklamieren und sich selbst zum ersten Minister desselben zu machen. Die Behauptung des genannten Ministers, G. A. Lawson sei thatsächlich König von Little Popo, ist nicht berechtigt, derselbe ist nur an die Stelle des verstorbenen Georg Lawson getreten und somit lediglich Häuptling oder Kabozeer geworden. Immerhin ist aber die Macht des G. A. Lawson durch die Bemühungen seines Ministers sehr gewachsen. Während bis zum Jahre 1883 Quadjovi der unbestrittene Machthaber in Little Popo war, wird jetzt Georg Lawson am meisten gefürchtet. Gleichwohl wurde es aber von den Deutschen bezweifelt, daß seine Streitkräfte denen der beiden anderen Häuptlinge überlegen seien und daß er allein die Sicherheit der Deutschen zu gewährleisten imstande sein würde. Am 31. Januar wurde, um eine Sicherstellung der deutschen Interessen zu erreichen, von dem Kommandanten S. M. S. „Sophie" ein Palaver abgehalten, zu welchem Vertreter des Königs von Grigi und des Häuptlings Pedro Quadjo, der Häuptling Quadjovi und der Minister William Lawson erschienen. Dasselbe blieb erfolglos. Dagegen gelang es am folgenden Tage, mit den Vertretern des Königs von Grigi und den Häuptlingen Quadjovi und Pedro Quadjo eine Vereinbarung zu schließen, in welcher dieselben den von den deutschen Firmen im Jahre 1882 mit Quadjovi abgeschlossenen Vertrag als zu Recht bestehend anerkannten und worin dieselben sich verpflichteten, für die Sicherheit der Deutschen und ihrer Faktoreien zu sorgen. Obgleich die Partei Lawson dem Vertrag nicht beigetreten war, glaubten die Vertreter der deutschen Firmen doch, daß ihnen durch dieses Abkommen genügender Schutz gewährt werde." Bericht des Kommandanten S. M. S. „Sophie" d. do. 22. Februar 1884.

Als die „Möve" am 2. Juli nachmittags auf der Rhede von Klein-Popo vor Anker ging, waren die politischen Verhältnisse des Ländchens noch ebenso zerrüttet wie ein halbes Jahr zuvor, da aber den deutschen Kaufleuten seit dem Besuch der „Sophie" keinerlei Unbill widerfahren, war Generalkonsul Dr. Nachtigal, der kaiserliche Kommissar, der mit der „Möve" angekommen, entschlossen, die Geiseln in Freiheit zu setzen. Die deutschen Kaufleute hatten gehofft, daß die nächste Folge des Erscheinens der „Möve" die Übernahme des Protektorats durch Deutschland sein werde, und sie waren auf höchste bestürzt, als Dr. Nachtigal sich auf seine Instruktionen berief, welche ihm eine Beeinflussung der politischen Verhältnisse in Klein-Popo unmöglich machten[165]) und ihn auf Gewährung von Schutz für etwa bedrohte deutsche Unterthanen beschränkten. Die Kaufleute waren überzeugt, daß dies als ein Zeichen von Schwäche aufgefaßt werden und die Lawsonpartei nur zu neuen Ausschreitungen reizen werde. Wie sehr sie recht hatten, solche zu fürchten, zeigt der Bericht des Generalkonsuls Dr. Nachtigal über ein am nächsten Tage in Klein-Popo abgehaltenes Palaver, bei welchem recht interessante Enthüllungen über englische Umtriebe zur Sprache kamen. Dr. Nachtigal berichtet darüber:[166])

„Ich begab mich in Begleitung des Dr. Buchner gegen Abend an Land, um folgenden Tags möglichst früh das Palaver abhalten zu können, behufs dessen Zusammenberufung ich unverzüglich Botschaften an den Vertreter des Königs von Grigi und die Häuptlinge von Little Popo ergehen ließ. Im Laufe des Abends hörten wir von den deutschen Herren, zu denen sich auch der Hauptagent von Victor Söhne (Bremer Faktorei), Herr Reimann, gesellte, noch manchen Beitrag zur Geschichte der Vergrößerung des dortigen englischen Kolonialbesitzes erzählen: wie Sir Samuel Rowe, der ehemalige Generalgouverneur der Goldküste-Kolonie — er ist seit kurzem abberufen und soll nicht wieder auf seinen Posten zurückkehren — nach Kapitän Stubenrauchs Einschreiten in Little Popo dorthin gekommen sei und einige Tage hindurch öffentlich angekündigte Geldspenden an Frauen und Mädchen verteilt habe; wie bezahlte schwarze Agenten, meist Sierra-Leone Neger, in die noch unabhängigen Negerländchen geschickt würden, um Zwistigkeiten, Unruhen, Schädigungen des europäischen Handels und dadurch Gelegenheiten zum gewaltsamen Einschreiten hervorzurufen; wie besonders gegenwärtig das zwischen Little Popo und der englischen Goldküste-Kolonie gelegene Togoland mit den Küstenortschaften Porto Seguro, Bagida und Lome (Bey-Beach) durch die Drohungen des englischen Distriktskommissars Firminger von Kitta (Quittah) in Aufregung versetzt worden sei. Dieser Herr sei kürzlich mit englischen Kolonialsoldaten (Haussa) in den drei genannten Küstendistrikten erschienen, um sich bei deren Häuptlingen über den Schmuggel, der mit dem daselbst frei eingegangenen Tabak, Pulver, Rum und Gin nach der englischen Besitzung getrieben werde, zu beklagen und denselben Geld für die Annahme des englischen Protektorats zu bieten. Als die Häuptlinge sich auf ihre Abhängigkeit von Togo beriefen und aus einer Unterredung in Porto Seguro mit Abgesandten des Königs von Togo — dieser selbst, welcher gleichzeitig ein großer Fetischpriester ist, darf seine Residenz nicht verlassen — kein günstigeres Resultat für seine Absichten erfolgt war, hätte Firminger den Leuten erklärt, er lasse ihnen 30 Tage Zeit, um entweder die fremden Kaufleute aus ihrem Lande zu entfernen oder das Protektorat anzunehmen, und werde, wenn sie weder das eine noch das andere freiwillig thun wollten, nach Ablauf der gestellten Frist das Land mit Gewalt nehmen und der Goldküste-Kolonie einverleiben. Dann begab er sich zu den in Bagida und in Lome (eine halbe Stunde von der englischen Grenze entfernt)

[165]) Die dem kaiserlichen Kommissar erteilte Instruktion lautete: „Um den Angehörigen des Reiches an der Westküste von Afrika gegen die Verdrängung aus den in einzelnen Gebieten errungenen Positionen durch etwaige Besitzergreifung von anderer Seite Sicherheit und hiermit die Möglichkeit weiterer Entwickelung zu gewähren, hat Seine Majestät beschlossen, den Schutz der Deutschen und ihres Verkehrs in einigen Küstenstrichen im Namen des Reiches unmittelbar zu übernehmen. Die Einrichtung eines Verwaltungsapparates, der die Entsendung einer größeren Anzahl deutscher Beamten bedingen würde, die Errichtung ständiger Garnisonen mit deutschen Truppen und die Übernahme einer Verpflichtung des Reiches, den in solchen Gebieten sich ansiedelnden Deutschen und ihren Faktoreien und Unternehmungen auch während etwaiger Kriege mit größeren Seemächten Schutz zu gewähren, wird dabei nicht beabsichtigt. Für unsern Zweck wird der Abschluß von Freundschafts-, Handels- und Protektoratsverträgen ausreichen, durch welche die zur Ausübung wirksamen Schutzes deutscher Unterthanen erforderlichen Rechte erworben werden."

[166]) Bericht an Se. Durchlaucht den Fürsten von Bismarck, d. do. Golf von Benin, 19. Juli 1884.

angesiedelten deutschen Agenten der Firmen Wölber & Brohm, Victor Söhne und C. Goedelt, um ihnen zu sagen, daß die Eingeborenen Böses gegen sie im Schilde führten, daß er aber in Kitta vorkommendenfalls stets zu ihrer Hilfe bereit sein werde. Sobald Firminger das Land verlassen hatte, waren die Leute von Lome und Bagida zu den Kaufleuten mit der Erklärung gekommen, daß sie sich bereit machen möchten, das Land zu räumen, da andernfalls die Engländer kommen zu wollen gedroht hätten."

In der Hansefaktorei wurde nun ein Palaver abgehalten, zu welchem auch Lawson sich einfand. Dr. Nachtigal teilte den kaiserlichen Befehl mit, die Geiseln in Freiheit zu setzen, wenn in der letzten Zeit das gute Einvernehmen zwischen den Kaufleuten und Eingeborenen nicht gestört worden sei, verlangte aber von Lawson die schriftliche Erklärung, daß er auch nach Freigabe der Geiseln sich durch den mit dem Kommandanten der „Sophie" vereinbarten Vertrag gebunden halte. Als Lawson unter allerlei nichtigen Vorwänden einer befriedigenden Erklärung auswich, wurden die Geiseln wieder an Bord gebracht, und am Nachmittag verließ die „Möve" die Rhede von Klein-Popo. In der Nacht waren nämlich beunruhigende Nachrichten

Ufer des Kamerun.

aus Lome und Bagida eingelaufen. Es wurde gemeldet, daß die dortigen deutschen Faktoreien in der höchsten Gefahr schwebten. Um den Engländern jeden Grund zum Einschreiten zu nehmen, hatte der König von Togo die Leute an der Küste aufgefordert, die Deutschen zu veranlassen, ihre Faktoreien freiwillig zu räumen, wenn sie aber dieser Aufforderung nicht folgten, sie mit Gewalt zu vertreiben. Die „Möve" fuhr zunächst nach dem nur 15 Seemeilen entfernten Bagida, wo das Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes rasch einen Umschwung herbeiführte. Die Häuptlinge erklärten, daß nur Furcht vor den Drohungen des englischen Kommandanten in Keta sie veranlaßt habe, die Deutschen zur Räumung der Faktoreien aufzufordern, und baten gleichzeitig um Schutz, indem sie ausdrücklich erklärten, eine englische Besitzergreifung ihres Landes verhüten zu wollen.

Auf Grund der dargelegten dringlichen Verhältnisse und einer formellen Bitte der autorisierten Personen um den Schutz des Deutschen Reiches, heißt es in dem Bericht Dr. Nachtigals, hielt ich es zur Sicherstellung des nicht unbeträchtlichen deutschen Handels in Lome und Bagida für geboten, mit den Vertretern des Königs von Togo und den Häuptlingen der beiden genannten Küstendistrikte einen Vertrag zu vereinbaren

der das Togogebiet unter das Protektorat Seiner Majestät des Kaisers von Deutschland stellt, obgleich Euere Durchlaucht in den mir unter dem 19. Mai d. J. erteilten Hohen Instruktionen eine derartige Sicherstellung vor fremder Besitznahme für irgend ein Gebiet dieses Teiles der afrikanischen Westküste nicht inbetracht gezogen hatten. Außer dem zwingenden Grunde der Beschützung und Erhaltung deutscher Reichsangehöriger und ihrer Faktoreien können noch zwei Rücksichten zum Beweise der Opportunität meines Vorgehens geltend gemacht werden. Erstens sind im Togogebiet nur unbedeutende Interessen nicht deutscher europäischer Kaufleute vertreten. In Bagida sind außer den Herren Wölber & Brohm und Victor Söhne nur noch zwei Sierra-Leone-Neger etabliert und in Lome finden sich außer den genannten deutschen Firmen, zu denen hier noch C. Goedelt kommt, gleichfalls nur Negerfirmen (vier Sierra-Leone-Leute), mit Ausnahme des englischen Hauses F. & A. Swanzy, welches hier aber gleichfalls nur einen farbigen Agenten hält. Zweitens darf das

Faktorei am Kamerun.

kleine Gebiet von Togo bezüglich der Handelswege in das fernere Innere ein vielversprechendes genannt werden. Von Lome führt ein Weg schon jetzt nach Salaga am obern Volta, dem unter dem Namen Gondscha bekannten Endpunkte zahlreicher Karawanen, wohin die Leute ebensowohl aus Timbuktu, als aus dem Haussastaate und selbst aus Bornu zum Kaufe der Kola- (Guro-) Nuß ziehen. Bei den exorbitanten Einfuhrzöllen, welche in der englischen Goldküste-Kolonie von nicht englischen Artikeln erhoben werden, und welche 100 Prozent (Tabak, Gin), 200 Prozent (Pulver) und 25 Prozent (Rum) vom Einkaufspreise betragen, würde überdies ein daneben gelegenes Freihandelsgebiet einer glänzenden Zukunft entgegengehen, da der englische Besitz an der Goldküste sich, soviel ich habe in Erfahrung bringen können, rechtlich nur über 10 Seemeilen ins Innere erstreckt und sich also die Hinterländer aus jenem Gebiete mit den genannten Waren versehen würden. Die Klagen der englischen Behörden über den aus dem Togolande nach der Goldküste-Kolonie betriebenen sogenannten Schmuggelhandel haben, auch meinen Erkundigungen zufolge, großenteils den

legitimen Handel aus Togo nach dem Hinterlande der Goldküste zum Gegenstande und sind nur zum kleinern Teil gerechtfertigt, indem die Waren direkt aus genanntem Gebiet über die Grenze der Kolonie ohne Zoll eingeführt werden.

Beim Abschluß des Vertrages wurde mit der größten Vorsicht vorgegangen. Da die Häuptlinge an der Küste eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatten, begnügte sich Nachtigal nicht mit der Unterschrift der Vertreter des Königs von Togo, sondern sorgte dafür, daß auch die Häuptlinge von Bagida und Lome den Vertrag unterzeichneten. Am folgenden Tage, dem 5. Juli, wurde vor den Faktoreien ein Flaggenstock errichtet und im Beisein einer Menge Eingeborener unter begeistertem Hochrufen auf Seine Majestät den Kaiser die deutsche Flagge gehißt, nachdem Dr. Nachtigal im Namen des Kaisers das Togoland für deutsches Schutzgebiet erklärt hatte. Den Schluß der Feierlichkeit bildeten 21 Salutschüsse.

Das am 5. Juli 1884 zwischen Danoe und Bon Koffi unter deutschen Schutz gestellte Küstengebiet (im September wurde durch S. M. S. „Leipzig" noch Porto-Seguro zu demselben hinzugefügt) ist zwar im Verhältnis zu dem französischen und englischen Besitz an der Westküste sehr klein, aber seine Ausdehnung sowohl landeinwärts als an der Küste ist nicht völlig ausgeschlossen. Ein Blick auf die Karte zeigt uns östlich von Ague das Königreich Groß-Popo, dessen König Ajamle zwar im Beisein des Kapitäns Stubenrauch die bestehenden Verträge mit den deutschen Kaufleuten bestätigt hat, aber die Kabusiers sind auch hier fast unabhängig, und der reiche Häuptling von Abanage macht Ajamle den Thron streitig, wodurch unablässig viel Zündstoff angehäuft und ein Aufblühen des Handels verhindert wird. Jenseits Groß-Popo aber beginnt das Gebiet von Dahome, welches berufen sein dürfte, in der fernern Entwickelung der Dinge an der Westküste noch eine sehr wichtige Rolle zu spielen.

Dahome ist durch dreierlei berühmt geworden, durch seine Amazonen, durch seine Menschenopfer und seinen Schlangendienst. Richard F. Burton hat das Frauenheer des Königs von Dahome ausführlich geschildert und manche Übertreibungen, die in bezug auf dasselbe in Umlauf gekommen waren, richtig gestellt. Während früher die Zahl der Kriegerinnen mit 20 000 angegeben wurde, schätzte Burton sie auf 1000 bis 1500. Es waren unter ihnen viel junge, hübsche Mädchen, doch fehlten auch bejahrte nicht, unter welchen einige wahre Wunder von Beleibtheit waren. Ihre Kleidung bestand aus einer ärmellosen, vorne zugeknöpften Jacke und einem blauen, roten oder gelben Lendentuch, welches bis zu den Knöcheln reichte und um die Hüften durch eine weiße Binde zusammengehalten wurde. Um das Haar war ein baumwollenes Band von blauer oder weißer Farbe geschlungen, und die schwarzlederne Patrontasche, der an einem Riemen über die rechte Schulter gehängte Kugelsack, ein Messer oder ein Krummsäbel und eine Flinte vervollständigten ihre Ausrüstung. Die Kriegerinnen waren alle unverheiratet; sie betrachteten sich als die Weiber des Königs, obwohl König Gelele seinen Harem von seiner Leibgarde streng gesondert hielt, und ein Verstoß gegen die Keuschheit wurde daher wie ein Ehebruch oder eine Majestätsbeleidigung bestraft. Trotzdem ereignete es sich während Burtons Reise durch das Land, daß nicht weniger als 150 Amazonen als schwanger gefunden wurden. Der König hielt strenges Gericht, mehrere Männer und Frauen wurden zum Tode verurteilt, andere verbannt. Die bevorzugte Stellung, welche die Frauen in Dahome einnehmen, beruht darauf, daß nach dem Staatsgesetz alle Männer Sklaven des Königs und die meisten Weiber seine Frauen sind. Nur die Angehörigen des königlichen Geschlechts, über 1000 Seelen, sind hiervon ausgenommen, und der König gilt nicht als Mann, sondern als Gott. Er ist ein Doppelwesen, Fürst und Priester zugleich, hat dem entsprechend auch einen doppelten Hofstaat, und die Zweiheit, welche er darstellt, kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß alle Ämter im Staate doppelt besetzt sind, sowohl durch einen Mann als durch eine Frau. Es giebt einen männlichen und einen weiblichen Oberpriester, einen männlichen und weiblichen Oberbefehlshaber und Minister. Eine seltsame Stellung nimmt die Mutter des Königs ein. Ein König von Dahome darf nicht ohne Mutter regieren, und wenn seine leibliche Mutter stirbt, adoptiert er eine andere. Zu den Vorrechten der weiblichen Krieger gehört es auch, daß sie,

wenn zum Tode verurteilt, nicht öffentlich hingerichtet werden dürfen. Die Hinrichtung wird stets von weiblichen Offizieren innerhalb der Palastes vollzogen, und kein Mann darf dabei zugegen sein.

Von den Hinrichtungen, oder richtiger gesagt Metzeleien, welche in Dahome stattfinden, haben alle Reisenden, welche das Land besuchten, grauenhafte Einzelheiten berichtet. In der Hauptstadt Abomeh befindet sich in der Mitte eines großen Platzes gegenüber dem königlichen Palaste und den Amazonenkasernen ein unscheinbares Häuschen mit gewölbtem, von Säulen getragenen Dach — das ist der für die Menschenopfer bestimmte Tempel, in welchem schon ungezählte Tausende von Verbrechern und Kriegsgefangenen umgebracht worden sind. Ein holländischer Kaufmann, der in Abomeh Zeuge der Kreuzigung eines schwarzen Missionärs war, schildert die Menschenopfer, die er gesehen, folgendermaßen: Nachdem der König auf einem großen Gerüst, das auf dem Marktplatze errichtet worden, unter seinem Sonnenschirm sich niedergelassen, wurden die Opfer herbeigebracht, welche geschlachtet werden sollten, weil der König in einem kurz vorher gefühlten Erdbeben eine Mahnung des Geistes seines Vaters erblickte, in der Darbringung der Menschenopfer nicht so lässig zu sein. Man hatte 24 Personen in Körben so festgebunden, daß nur die Köpfe hervorragten, und warf sie nun von dem Gerüst herab, unter das Volk, welches sich darum raufte, wer den armen Opfern die Köpfe abschneiden solle, da für jeden Kopf eine Belohnung in Kauris gezahlt wurde. Als der französische Schiffskapitän Vallon von Dialmath in Dahome als Gesandter weilte, wurde nach einem Manöver, welches die Amazonen vor den fremden Gästen aufgeführt hatten, etwa ein Dutzend Gefangene herbeigeschleppt, welche zu Ehren des Gesandten hingerichtet werden sollten. König Ghézo bat um Entschuldigung, daß er wegen der schlechten Zeiten nicht mehr bieten könne, und er hielt es für Bescheidenheit, als Vallon ihn bat, die Leute nicht hinrichten zu lassen. Nur durch die energische Drohung, daß er die Stadt sofort verlassen werde, wenn der König auf der Hinrichtung der Unglücklichen bestehe, erlangte der Gesandte, daß ihm der Anblick des blutigen Schauspiels, das man ihm bieten wollte, erspart blieb.

Die dritte Eigentümlichkeit Dahomes, der Schlangenkultus, beschränkt sich auf die Küste und ist nicht in das Innere des Landes eingedrungen. Seltsamerweise hat sich der Schlangenkultus gerade dort bis auf unsere Zeit erhalten, wo Dahome mit europäischer Zivilisation in Berührung trat: in Weida. Hunderte von Schlangen aller Größen werden dort im großen Tempel gefüttert, und es ist gar nicht selten, daß man in den Straßen Schlangen begegnet oder gar im Hause durch ihren Besuch überrascht wird.[167]) Solche Flüchtlinge aus dem Tempel werden dann stets durch einen der Priester zurückgeholt. Gefahr ist dabei nicht vorhanden, da unter den Schlangen keine giftigen sind — nur die nicht giftigen sind Fetisch — aber selbst eine Boa Constrictor würde hier, wenn sie nicht gereizt wird, niemandem gefährlich werden, da die Schlangen so gut gefüttert werden, daß ein Angriff auf Menschen nicht zu befürchten ist. Alles dies klingt um so befremdender, als man gewöhnt ist, Weida als englischen Besitz zu betrachten, weil die Stadt auf allen Karten als solcher verzeichnet ist, aber darin liegt eben der Irrtum: aus den Forts, welche Franzosen, Engländer und Portugiesen früher hier errichtet haben, längst sich nicht der Schluß ziehen, daß ihnen irgend welche Hoheitsrechte über die Küste zustanden. Der König von Dahome hätte die Errichtung von Forts an seiner Küste gewiß nicht gestattet, wenn er in derselben nicht eine Ehrenbezeigung gesehen hätte.[168]) Als für den Seeverkehr ruhigere Zeiten kamen, als die Gefahren, die ihn in den Tagen des Faustrechts bedroht hatten, verschwanden, und als schließlich auch der Sklavenhandel aufhörte, gaben England und Frankreich ihre Forts auf, und so gern das letztere in dem Lande festen Fuß fassen möchte, so hat es doch bisher jeden Versuch dazu sorgfältig vermieden. Das Königreich mit seinen seltsamen Einrichtungen und seiner unleugbar guten und strammen Verwaltung ist ein noli me tangere geblieben, und es sorgt selbst dafür, daß es ein solches auch fernerhin bleibt und seine natürliche Schutz-

[167]) Richard F. Burton, A mission to Gelele, king of Dahomey. — Forbes, Dahomey and the Dahomans. Being the journals of two missions to the king of Dahomey etc. Paris, Baudrys European Library, 1851. — Richard Oberländer. West-Afrika vom Senegal bis Benguela. Leipzig, Otto Spamer, 3. Auflage, Seite 222.

[168]) Siehe: Im Lande der Amazonen. Kölnische Zeitung, 1881, 22. März, N. 88, zweites Blatt.

wehr, die Sümpfe, welche es gegen die Meeresküste abschließen, auch fernerhin den Zugang in das Innere erschweren.

Die Stadt Weida liegt 5½ Kilometer von der Küste entfernt, jenseits der Lagune, welche wiederum ein Sandstreifen von 1 Kilometer Breite vom Meere trennt. Der Weg zur Stadt führt abwechselnd über festen Boden und durch Sumpf, und man muß scharf darauf achten, daß man nicht mit Alligatoren Bekanntschaft macht. Die Erbauung einer hölzernen Brücke, welche über den Sumpf hinweg führen würde, wird von Dahome hartnäckig verweigert, obwohl sie eine sehr gute Einnahmequelle bilden könnte. So bleibt Weida unnahbar wie bisher inmitten seiner Sümpfe, darin ebenso konservativ wie die Portugiesen im Behaupten des verfallenen Forts, in welchem sich 50 Mann Besatzung und einige Vorderladegeschütze befinden. Die Ruinen des französischen Forts wurden von Régis aîné & Comp., jene des englischen von F. & A. Swanzy in eine Faktorei umgewandelt, die letztere Firma trat jedoch bald ihre Gebäude dem Hamburger Hause C. Gödelt ab.

Landschaft am Kamerun-Fluß.

„Die Portugiesen," sagt Föller, „werden von den Negern als diejenige Nation angesehen, welche ihnen am meisten ähnlich ist," aber ihr Handel bleibt dennoch weit hinter jenem der Deutschen und Franzosen zurück. Einst war die portugiesische Faktorei Ajuda der erste Handelsplatz in Dahome, aber ihre Bedeutung sinkt von Jahr zur Jahr mehr. Ein freundlicheres Bild bietet das ostwärts an Dahome grenzende Porto-Novo, die Hauptstadt des gleichnamigen Königreiches, welche etwa 30000 Einwohner zählt. Porto-Novo wurde schon 1863 unter französisches Protektorat gestellt und dieses, nachdem es 1874 aufgehoben worden, 1882 aufs neue bestätigt.[169]) Heute ist Porto-Novo einer der bedeutendsten Handelsplätze an der Küste von Ober-Guinea, vielleicht bedeutender als Lagos, der größte englische Platz an der Gold- und Sklavenküste.

[169]) Ein genaues Bild der dortigen Handelsverhältnisse fehlt, da die französische Kolonialhandelsstatistik die Verkehrszahlen von Porto-Novo in der Generalübersicht des westafrikanischen Handels nicht spezifiziert.

Die Stadt Lagos liegt auf einer Insel zwischen dem Meere und einer Lagune, inmitten mehrerer kleinerer, mit üppiger Vegetation bedeckten Inseln, etwa 24 Kilometer vom Festlande entfernt. Obwohl man die Mangrovewälder, die Brutstätten des Sumpffiebers, weithin ausgerodet hat, sind die sanitären Verhältnisse der Stadt immer noch sehr unbefriedigend. Vom April bis September wehen beinahe täglich sehr heftige

Dualla.

William Wilson aus Hickorytown.

Dualla.

Alter Fetischero aus Aquatown.

Tornados, wogegen in den völlig regenlosen Monaten November bis Februar nur bei Tage ein leichter West oder Nordwest weht, bei Nacht aber völlige Windstille herrscht. Der gesundeste Monat ist der Januar, in welchem der Harmattan weht, der die durch die Waldbrände in Inner-Afrika entstandenen Rauchwolken mit sich bringt. Die mittlere Temperatur ist 20 bis 22° C.

Die Kolonialverwaltung hat keine Mühe gescheut, um den Europäern den Aufenthalt in der Stadt erträglicher zu machen, und es ist ihr in der That gelungen, Lagos einen europäischen Anstrich zu verschaffen, durch den es sich vorteilhaft von allen Küstenplätzen bis hinab nach Mossamedes unterscheidet. Die Stadt besitzt breite, gepflasterte Straßen und große Plätze, die bei Nacht beleuchtet sind, und das ehemalige verrufene Sklavenhändlernest ist durch englische Energie nicht nur ein lebhafter Handelsplatz geworden, sondern kann sich auch einer solchen Menge von Bildungsanstalten rühmen, wie man sie in Afrika nicht zu finden erwartet. Das Christentum hat zwar bisher unter den Ibo, einem Stamm der Joruba-Neger, welche die Mehrzahl der etwa 120000 Köpfe zählenden eingeborenen Bevölkerung bilden, erst sehr geringe Fortschritte gemacht, aber die Missionäre sind unermüdlich in Gründung von Schulen, und die verschiedensten Konfessionen wetteifern hier in dem Bestreben, dem Christentum und der Zivilisation neuen Boden zu gewinnen[170].

Lagos ist erst seit dem 6. August 1861 englische Kolonie, nachdem es vorher lange genug unter portugiesischem Schutz einer der Hauptexporthäfen für den Sklavenhandel gewesen war. Heute sind die bedeutendsten Ausfuhrartikel Palmöl und Palmkerne, Baumwolle jedoch eine schlechtere Sorte als jene von Angola, Sesamsamen, Ingwer, Indigo, Mais, Erdnüsse, Wachs und Elfenbein, die Haupteinfuhrartikel Genever, Rum, Gewehre, Pulver, Baumwollstoffe, Salz, Tabak und Zigarren, daneben auch noch die von Zanzibar kommenden Kaurimuscheln, welche auch hier die Münze der Eingeborenen bilden. Deutschland ist nächst England am Lagoshandel am meisten beteiligt und sein Anteil ziemlich so groß wie jener aller anderen Länder, England ausgenommen. Der deutsche Handel ist bedeutend gestiegen, seitdem die deutsche Firma C. Wörmann in Hamburg eine regelmäßige direkte Dampferverbindung zwischen Hamburg und der Westküste Afrikas geschaffen hat, wogegen der englische Handel dort seit einigen Jahren bedeutend zurückgegangen ist. Vor 8 Jahren bestanden in Lagos 15 Handelshäuser, welche 20 Dampfer unterhielten, und der Handel war überwiegend in englischen Händen. Jetzt giebt es in Lagos nur 5 englische Firmen, dagegen 5 deutsche, 5 französische, 4 portugiesische und 2 Faktoreien von Eingeborenen, welche in direktem Verkehr mit Europa stehen. Deutschland importiert hauptsächlich Rum, Genever (zusammen 700000 bis 800000 Gallonen) und Salz. An der Ausfuhr des Palmöls und der Palmkerne sind England und Frankreich nahezu gleichmäßig beteiligt, wogegen Deutschland dabei (mit etwa $\frac{1}{4}$ der englischen Ausfuhr erst in dritter Reihe kommt. Man hat versucht, in der Kolonie eine Palmkörnerfabrik zu errichten, aber dieselbe rentierte nicht und stellte ihre Thätigkeit bald ein. Auch andere Versuche, in Lagos eine Industrie ins Leben zu rufen, haben keine nennenswerte Resultate erzielt. Die Industrie von Lagos beschränkt sich heute auf die Erzeugung von Schmuckgegenständen aus Leder, Schnitzereien, Strohgeflechten, Thonwaren und eine nicht bedeutende Erzeugung von Farben aus Farbhölzern.[171]

Auf die Küste, welche von Lagos sich ostwärts zieht, über das Delta des Niger, dessen Oberlauf wir bereits kennen gelernt haben, bis zum Rio del Rey erhebt England Hoheitsansprüche, obwohl die mit den Häuptlingen abgeschlossenen Schutzverträge zum Teil ziemlich vager Natur sein sollen.

Der Niger ist nächst dem Kongo die wichtigste Wasserstraße West-Afrikas, da er die reichen Sudanländer dem europäischen Handel zugänglich macht. Schon zu den alten Griechen waren Nachrichten von ihm gedrungen, aber was Herodot[172] und später Ptolemäus[173] über ihn berichten, zeigt nur, daß sie eine sehr unklare Vorstellung von dem Flusse hatten. Die ältesten Geographen hielten den Niger für identisch mit dem Nil, und erst später kam für den großen Fluß im Innern Afrikas der Name Niger auf. Das Mittelalter

[170] Hermann Soyaux, Aus Lagos — „Aus allen Weltteilen", 1877, VIII. Band, Seite 354.

[171] Siehe R. Rabenhorst, „Lagos". „Weltpost", 1882.

[172] Herodot erzählt, daß 5 Häuptlinge der Nasamonen eines in der großen Syrte wohnenden Volkes, in das Innere Afrikas einzudringen versuchten und über mehrere Seen zu einer großen, von schwarzen Menschen bewohnten Stadt kamen, an welcher vorbei ein großer Strom, in dem sich viele Krokodile aufhielten, von Osten nach Westen floß.

[173] Ptolemäus kennt in Inner Afrika bereits 2 große Flüsse, Nigir und Gir deren ersterer vom Gebirge Thala nordwärts zum See Nigritis läuft. In neuerer Zeit hat Knötel nachzuweisen gesucht, daß unser Niger dem Ptolemäus gar nicht bekannt war und daß dessen Nigir in der Sahara gesucht werden müsse. Knötel, der Niger der Alten. Glogau, C. Flemming.

trug trotz der Handelsverbindungen der Araber mit Inner-Afrika so gut wie nichts zur Vermehrung der Kenntnisse vom Niger bei und hielt an dem schon im Altertum vorhandenen Glauben fest, daß der Niger seinen Ursprung aus einem See im Innern nehme. Noch Sebastian Münster läßt ihn aus einem bis zum Äquator reichenden Landsee entspringen, nach Norden fließen, dann unter der Erde verschwinden und erst 60 Meilen weiter wieder zum Vorschein kommen, worauf er den See von Leone und den großen See von Gubur durchfließt und in 3 Armen in den Atlantischen Ozean mündet.[174]) Noch auf Karten aus dem vorigen Jahrhundert finden wie einen großen Binnen-See verzeichnet, aus welchem der Nil fließt, der sich bald in den weißen und schwarzen Nil teilt, deren letzterer mit dem Niger der älteren Karten identisch ist und sich in den Atlantischen Ozean ergießt. Andere Karten verwechseln den Niger mit dem Senegal, und Johann Heinrich Zedler bestreitet in seinem 1740 in Leipzig erschienenen Universal-Lexikon auf Grund der Aussagen von Kaufleuten, „welche in diese Länder gereiset sind", ganz entschieden die Richtigkeit der Behauptung des Ptolemäus, daß der Niger einen Arm ostwärts sende.[175]) Einige Klarheit über den Nigerlauf erlangte man erst durch Mungo Parks Reise.[176]) Man wußte nun, daß er von Westen nach Osten strömte, aber über seinen fernern Lauf gingen die Ansichten noch sehr auseinander. Während die Einen ihn mit dem weißen Nil identifizierten, Andere ihn in einem großen Binnensee münden ließen, Mungo Park selbst ihn mit dem Zaire verwechselte, traf schon damals der deutsche Kartograph Ch. G. Reichard allein das Richtige, indem er annahm, daß der Niger ein Knie bilde und dann südwärts dem Golf von Guinea zufließe. Mungo Park fand auf seiner zweiten Nigerreise bei Bussa den Tod, aber die Bahn war nun gebrochen, und eine Entdeckungsreise folgte rasch der andern. Hornemann, Gudney, Clapperton, Denham, Laing, Caillé und die Gebrüder Lander befuhren den Fluß, und die letzteren kamen auf ihrer zweiten Reise 1840 bis in die Nähe von Bussa, wo Mungo Parks Boot gescheitert war. Der Glaube, daß der Niger in einem See im Innern verschwinde, war beseitigt, die Verbindung zwischen seiner Mündung und der Quelle, über welche Laing 1822 die erste sichere Nachricht gebracht hatte, hergestellt.[177]) Über den mittlern Lauf brachten Aufklärung die Reisen Barths, welcher 1851 auch die Mündung des Binue entdeckte. Schon Lander war 1831 an der Mündung des Binue vorübergefahren und durch ihn wurde der Name Tschadda für den untern Lauf des Binue bekannt, worauf 2 Jahre später Allan und Oldfield 1833 etwa 17 Meilen stromaufwärts fuhren. Nachdem Barth 1851 die Vereinigungsstelle des Binue und des Faro erreicht hatte, wurde 1854 durch das erfolgreiche Vordringen der „Plejade" auf dem Tschadda festgestellt, daß Tschadda und Binue Namen eines und desselben Flusses seien, und im Jahre 1867 ist Gerhard Rohlfs, der den Binue von Kuka aus erreichte, in 9 Tagen stromabwärts bis zum Einfluß in den Niger gefahren.

Die Bewohner der Ufergegenden, durch welche Barth kam, hatten keine Ahnung weder von der Quelle noch von der Mündung des Niger, und wurden erst durch Barth darüber unterrichtet. Ein Gesamtname für den Fluß, der diesem von den Eingeborenen beigelegt worden wäre, existiert daher nicht, und derselbe wechselt auf seinem langen Lauf mehrmals den Namen. Die meisten seiner Benennungen — Alibinda, Djoliba, Gurma, Gulbi, Isa, Mayo, Kwaro u. s. w. — bezeichnen überhaupt nur ein großes Gewässer, ebensowie Tschadda nichts anderes bedeutet und Binue in der Sprache der Eingeborenen „die Mutter der Gewässer" ist.

Die große Bedeutung, welche der Strom als Handelsstraße besitzt, verdankt er den reichen und gut bevölkerten Ländern, welche sowohl von ihm als von seinem bedeutendsten Nebenfluß, dem Binue, durchströmt werden. Von besonderem Interesse für uns sind die Haussastaaten am Binue, welche ein noch völlig

[174]) Eine Verbindung zwischen Nil und Niger kennt Sebastian Münster nicht, dagegen nimmt er eine solche zwischen Senegal und Niger an.

[175]) Auf den Ursprung zweier Flüsse aus einem See weist auch eine Stelle in Camoens Lusiaden hin: „Sieh den See, deß Wellen zum Nil und zum Coanza rauschend schwellen" X, 93.

[176]) Mungo Parks Reisen in Afrika. Neu bearbeitet von Fr. Steger. Leipzig, Karl B. Lorck, 1850, Seite 132.

[177]) Siehe Seite 86, Note 67.

unbekanntes Gebiet von unseren Besitzungen am Kamerun trennt. Diese durch deutsche Reisende uns schon längst bekannt gewordenen Länder sind das Ziel, nach welchem hin unser Kamerunbesitz in den folgenden Jahren voraussichtlich ausgedehnt werden wird, um auch dem deutschen Handel ein bequemes Eingangsthor zu dem von Franzosen und Engländern jetzt so viel umworbenen Sudan zu eröffnen. Dort liegt das zuerst von Barth besuchte Adamaua mit der Hauptstadt Yola, eine Provinz des mächtigen Haussa-Staates Sokoto, dessen muhammedanische Fulbe-Bevölkerung mit der Ausdehnung ihrer Herrschaft über die heidnischen Stämme auch dem Islam immer neues Gebiet erobert.

Robert Flegel, der Entdecker der Binue-Quellen, schildert die Binue-Länder als sehr fruchtbar und als reich an Produkten aller Art. Die Bevölkerung sei eine dichte, so daß der Kaufmann ein gutes Absatz-

Vegetation am Kamerun.

gebiet für europäische Waren finden werde. „Diese reichen Gebiete, namentlich diejenigen südlich vom Flusse auszubeuten, dem Vordringen der Fulbes ein Ziel zu setzen und die volkreichen Gegenden vor allmählicher Entvölkerung durch blutige Kriege zu bewahren, die Menschen hier zur Arbeit heranzuziehen, daß sie den Wert und Nutzen derselben für sich und die Welt kennen lernen, und dieses alles nicht allein aus philanthropischer Absicht, sondern zum eigenen Nutzen nicht minder, wie zu dem des Vaterlandes, das wäre eine Aufgabe, würdig der Männer unserer Tage, eine Arbeit, deren Ausführung wenigstens nicht dem kommenden Geschlecht im nächsten Jahrhundert überlassen zu werden brauchte. Ein solches Unternehmen könnte allerdings nur von einem Volk durchgeführt werden, welches feste Rückhalte in blühenden Kolonien an der Westküste

besäße. Als geeignetster Ort für diese und um Fuß zu fassen in West-Afrika, erscheint das Kamerungebirge.“[178]) Der Hauptweg nach den Binue-Ländern ist der Niger und Binue, aber außerdem führt zu denselben der Alt-Kalabar-Fluß und vielleicht auch der Kamerun. Unsere wichtigste Aufgabe an der Westküste Afrikas ist daher in der nächsten Zeit die Herstellung einer direkten Verbindung zwischen Kamerun und Adamaua. Robert Flegel hat festgestellt, daß das Gebirge, aus welchem die weithin schiffbaren südlichen Zuflüsse des Binue kommen, für Handelsniederlassungen vortrefflich geeignet ist. Vor allem gilt dies von dem mächtigen, mit dem Kamerun zusammenhängenden Scheidegebirge, von welchem alle Zuflüsse des Faro, des bedeutendsten Nebenflusses des Binue kommen. Das plateauartig langsam nach Süden sich senkende Gebirge ist nach Robert Flegels Meinung „für deutsche Unternehmungen von großer Bedeutung, da in der hochgelegenen

Der kleine Kamerun.

Gegend und dem gesunden Bergklima die Arbeit für Europäer leichter werden muß als in den Küstenniede rungen oder an den Flußufern selbst.“ Dort öffnet sich daher dem deutschen Handel ein weites Feld, und durch die Eröffnung einer Straße zwischen Binue und Kamerun erlangt das deutsche Gebiet an letzterem erst Wert und Bedeutung, da sich dann aus den jetzigen kleinen Ansätzen ein geschlossenes großes Kolonialgebiet entwickeln kann, welches reiche Ausbeute verspricht. Von solchen Gesichtspunkten betrachtet, erscheint aber auch die vom Fürsten Bismarck auf der Berliner Konferenz vorgeschlagene Handelsfreiheit auf dem Niger als hochwichtig für die Entwickelung des deutschen Handels in Afrika. Die Nigermündungen sind vollständig in den Händen der Engländer und ohne Handelsfreiheit auf dem Niger wäre den deutschen Niederlassungen, welche über kurz oder lang am Binue entstehen werden, die Lebensader unterbunden. Nun aber steht dem deutschen Handel eine bequeme Straße nach den Binue-Ländern zur Verfügung, von denen aus dann später das nicht minder wichtige Projekt des Vordringens von den Binue-Quellen gegen den Kongo zur Ausführung

[178]) Vortrag Robert Flegels im deutschen Kolonialverein in Frankfurt a/M. am 16. Oktober 1884.

gebracht werden kann, und in freiem Wettbewerb mit den anderen Völkern können wir teilnehmen an der Ausbeutung der Schätze des westlichen Sudan, für welche „von der großen Wüste bis fast zum Äquator hin der Niger-Binue der natürlichste Abfluß ist,“[174] und können bequem die Erzeugnisse unserer Industrie nach den Hauptmärkten des westlichen Sudan bringen. Möge daher recht bald zur Wirklichkeit werden, was Robert Flegel in seinem oben zitierten Vortrag im deutschen Kolonial-Verein als seine feste Überzeugung erklärte: daß die deutsche Flagge einst auch am Binue wehen werde, an dem einen der beiden Flüsse, die allein einen großen Verkehr mit Zentral-Afrika ermöglichen!

Der Niger bietet der Schiffahrt bei weitem keine solchen Hindernisse wie z. B. der Kongo, der Senegal und andere afrikanische Flüsse. Katarakte, welche die Schiffahrt hemmen, kommen auf seinem ganzen Lauf nicht vor, und man hat nur mit Sandbänken und Untiefen zu kämpfen, von denen überdies viele nur bei niedrigem Wasserstand in Betracht kommen. Größere Schwierigkeiten bereiten im Nigerdelta das ungesunde Klima und die Feindseligkeit der Eingeborenen. Deutsche Kaufleute — O'Swald in Hamburg — sind durch das Klima veranlaßt worden, eine Faktorei, die sie im Delta errichtet hatten, aufzugeben, weil die Verluste an Menschenleben zu groß wurden. Man darf übrigens, wie Robert Flegel behauptet, die große Sterblichkeit in diesen Gebieten nicht kurzweg dem Klima zuschieben, denn die Ursache derselben ist mehr „in unvernünftigen Ausschweifungen aller Art, Geschlechtskrankheiten und ewigen Kriegen zu suchen.“ Die feindselige Haltung der Eingeborenen hat lange Zeit die Anlage von Faktoreien im Niger Delta verhindert und es ist der „National Afrikan Company“ nicht leicht geworden, dort sich festzusetzen.

Das Delta, welches der Niger bildet, hat an Größe und Verzweigung der Arme nicht seines gleichen. Es ist, als könnte der Fluß den Moment nicht erwarten, in dem er das Meer erreichen wird. Noch Hunderte von Meilen von der Hauptmündung entfernt, gabelt er sich bereits, denn der Bonny und der Arm des Alt Kalabar, die noch nicht erforscht worden, sind Arme, welche sich vom Binue vor dessen Vereinigung mit dem Niger abzweigen. Der Niger selbst entsendet westwärts den Benin auch Wari oder Formosa und ostwärts den Neu-Kalabar, den San Barbaro, der sich in den San Bartolomeo und Sombreiro spaltet, und den San Nicolao, während die Hauptmasse des Stromes unter dem Namen Nun ihren Lauf weiter verfolgt, aber vor der Einmündung in das Meer noch einmal einen Arm westwärts — den Oguburi — und einen ostwärts sendet, den Braß, an welchem sich frühzeitig der Handel konzentrierte. Das Delta, welches durch die Schlammablagerungen immer weiter ins Meer vorrückt, ist ein mit dichtem Wald bedeckter Sumpf, der verderbliche Miasmen erzeugt, in welchem aber auch eine Vegetation vorhanden ist, wie sie gleich üppig nur an wenigen anderen Orten der Erde angetroffen werden dürfte. Der Wollbaum wird hier bis 100 Fuß hoch und Baobabstämme mit 50 Fuß Durchmesser sind keine Seltenheit. Auffallend ist es, daß gerade an dem ungesundesten Orte im Delta, in Akassa in der Nun-Mündung, stets eine verhältnismäßig große Zahl Europäer vorhanden ist.

Die Bevölkerung im Niger Delta spricht dieselbe Sprache mit geringen dialektischen Abweichungen und teilt sich in viele Stämme die Edjo zwischen Wari und Oguburi, Braß, Bonny, Abo u. s. w., sämtlich rohe Völker von häßlichem Aussehen, die überdies noch das Gesicht durch Hauteinschnitte entstellen. Die gefährlichsten waren zur Zeit, als England im Delta Fuß zu fassen begann, die Braßleute, welche großen Einfluß auf die Deltabevölkerung ausübten und auch heute noch unermüdlich gegen die Engländer intriguieren. Die „National Afrikan Company“ hat trotzdem schon an mehreren Orten des Deltas Faktoreien errichtet und dringt immer weiter nordwärts vor.

Hier begegnen wir auch bei Bonny, im Alt Kalabar u. s. w. einer Eigentümlichkeit der sogenannten Ölflüsse (so heißen die Flüsse, von denen aus vorzüglich Öl verschifft wird), den Hulks — alten, abgetakelten

[174] Brief Robert Flegels an Gottlob Adolf Krause d. do. Abutschi am Niger 25 August 1885. Siehe „Das Ausland“ 1885 Seite 955.

Schiffen, welche im Flußbett verankert werden, und auf denen die Europäer sich häuslich einrichten, um nicht an dem ungesunden sumpfigen Ufer wohnen zu müssen. Der untere Schiffsraum dient als Magazin, das Zwischendeck als Kaufplatz, die Kabinen sind in Wohnzimmer verwandelt, und das mit einem Dach von Eisenblech oder von Raphiapalmwedeln gedeckte Hinterdeck wird als Speisesaal benutzt. Durch dieses Dach erhalten die Hulks ein düsteres, sargähnliches Aussehen, welches hier vollkommen zu dem unheimlichen Lande paßt, in welchem die Menschenschlächterei noch ärger ist als in Dahome, und wo auch der Kannibalismus trotz aller Bemühungen der Missionäre immer noch seine Orgien feiert.

Wir wenden uns nun einem freundlichern Bilde zu, dem äußersten Osten Ober-Guineas, wo Deutschland im schönen Kamerun den Grund zu einem ebenso entwickelungsfähigen Kolonialbesitz gelegt hat, wie ihn Frankreich bereits im äußersten Westen Ober-Guineas besitzt.

Vielleicht noch nie ist ein fremder Name in Deutschland so rasch und so allgemein populär geworden, wie der Name unserer Kolonie Kamerun,[180]) des deutschen Kamerun, wie es mit einer gewissen Vorliebe genannt wird. Es ist aber auch ein bezaubernd schönes Stück Erde, dessen Anblick man vom Bord des Schiffes genießt, welches von Westen her in die Meerenge zwischen dem Festland und der Insel Fernando Po einfährt. Da steigt zur Rechten der Pik von Fernando Po 10700 Fuß hoch über den Meeresspiegel empor, und zur Linken erhebt sich, schroff und steil vom Meeresufer emporstrebend ein riesiger Bergkegel, von dem sich nordwärts eine Höhe kegelförmiger Höhen ins Land hineinzieht. Das ist der 13700 Fuß hohe Mungo ma Loba, der Berg des Donnerers, wie die umwohnenden Dualla ihn nennen — das ist unser Kamerun. Die beiden dicht bewaldeten Berge bilden ein Riesenportal, „eine gigantische Eingangspforte zum Herzen Afrikas", und „die Meerenge breitet in tiefem Blau ihren Spiegel zwischen den beiden westafrikanischen Bergkönigen aus, deren Thron, gleichsam auf Saphir ruhend und mit rötlichen Schluchten umkleidet, sich in das Azurblau des Himmels erhebt, während die Häupter im Gold der tropischen Sonne glänzen."[181])

Je näher man dem Lande kommt, desto schöner wird das Bild. Die gewaltige Masse des Kamerun gliedert sich vor unseren Blicken, Hügel und Berge treten vor, und dunkle Schluchten wechseln mit im frischesten Grün prangenden Abhängen. Bis zu 3000 Fuß erstrecken sich die Ölpalmenwälder. Dann schlingt sich um den Berg wie ein breites Band die Region der Riesen-Farnkräuter, hinter welcher das kahle vulkanische Gestein hervorragt, und hellblinkende Schneefelder bilden hoch droben den Abschluß. Nach Südosten breitet sich längs der Biafra-Bucht ein flaches Sumpfland aus, dicht bewaldet und von vielen großen Flüssen durchströmt, welche ein gemeinsames riesiges Delta bilden. Die Mündung des eigentlichen Kamerunflusses ist 52 Kilometer breit und das ganze, aus sumpfigem Schwemmland bestehende Delta bedeckt einen Flächenraum von etwa 40 □ Meilen. Mitten durch strömt der Kamerun, der Madimba ma Dualla der Eingeborenen, in seinem obern Lauf Wuri genannt, und von allen Seiten ergießen sich breite, wasserreiche Ströme in sein weites Ästuarium. Von Süden entsendet in dasselbe der Edeafluß einen Arm, den Quaqua, von Osten her kommen der Donga und Lungasi, von Norden der Mungo. Breite Seitenerme des Hauptstromes und eine Unzahl kleinerer Wasseradern, welche diesen mit den anderen Strömen verbinden, bilden ein labyrinthartiges Netz von Kanälen. Weit in die See hinaus macht die Strömung des Flußwassers durch die schmutziggelbe Farbe sich bemerkbar, welche die von den Flüssen mitgeführten Sand- und Schlammmassen dem Seewasser verleihen. In der Regenzeit, wenn alle Ströme mächtig angeschwollen sind, treibt die Strömung nicht nur riesige Bäume, sondern auch losgerissene kleine Inseln mit aller auf ihnen befindlichen Vegetation ins Meer hinaus. Endlich treten die Ufer näher heran, das Flußbett wird enger und das ganze Landschaftsbild verändert sich.

---

[180]) Der Name Kamerun (englisch Cameroons) stammt von dem portugiesischen Worte camarão, Krabbe. Krabben kommen am Kamerun in großer Menge vor, und es ist daher leicht möglich, daß die Seefahrer, welche die Küste zuerst besuchten, sie nach denselben benannten. Möglicherweise verdankt die Benennung ihre Entstehung nur einer hier vorkommenden Art Krustenkrebse, welche für Krabben gehalten wurden.

[181]) Richard Burton, Abbeokuta and the Camaroons mountains. London, Tinsleys Library, 1863.

Soweit man da längs der Ufer zu sehen vermag, erblickt man nichts als das einförmige matte Grün der Mangroven (Rhizophora mangle L.) und den schlammigen Boden unter ihren hoch hervorragenden Wurzeln. „Die wirkliche Erscheinung," sagt Buchholz, „übertrifft alle Vorstellungen, welche man sich davon gemacht hat. Da stehen, gleichsam auf hohe Stelzen gestellt, die zahllosen Stämme, oftmals 4 bis 5 Fuß hoch über dem Schlammboden erhaben, so daß man zwischen ihrem Wurzelwerk hindurchkriechen kann. Doch außer diesem

Eingeborene vom untern Kamerun.

den Stamm tragenden Säulenwerke erscheint das Ganze wie verwachsen durch die zahllose Menge der von allen Seiten aus den Stämmen und Ästen bis zu den kleinsten Verzweigungen herab hervorkommenden größeren und kleineren Wurzeln, die sich in unentwirrbarer Weise durchkreuzen, bald wie starke Säulen den Erdboden erreichen, bald wie gekrümmte Taue oder herabhängende Seile nach allen Richtungen ausgespannt sind, oft frei in der Luft endigen. Das Auge wendet sich verwirrt ab, in diesem vegetabilischen Labyrinth vergeblich nach einem Ruhepunkt suchend. Soweit es reicht, gewahrt es während der Ebbe zwischen diesem Wurzelwerke

nur öden, schwarzen Schlammboden, denn kein anderes Gewächs kann hier gedeihen, da während der Flut diese Sümpfe meist von Wasser bedeckt sind.“[182]) Nur vereinzelt ragen über die Mangroven an höher gelegenen Stellen Wein- oder Ölpalmen oder Gruppen von Pandanus hervor. Menschenwohnungen sind noch nirgends zu erblicken, aber an Leben fehlt es der Landschaft trotzdem nicht. Am Ufer stehen auf Beute lauernd grau oder weiß gefiederte Reiher, große Entenscharen schwimmen auf dem Wasser, auf den Sandbänken wimmelt es von Flamingos und Pelikanen, und auf den Ästen der Mangroven erblicken wir den Schattenvogel (Scopus umbretta) und blauschimmernde Eisvögel. Über dem Wasser schwebt der Geierseeadler (Gypohierax angolensis) und zuweilen ertönt der mächtige Flügelschlag des Schopfadlers, der plötzlich mit Blitzesschnelle herabschießt und sich des Opfers, das er sich ausersehen, bemächtigt.

Blick auf dem Kamerun vom Helenenberge.

Erst wenn man das Mündungsgebiet des Kamerun, welches mehr einem in viele kleine Buchten zerrissenen Meerbusen als einem Flusse gleicht, hinter sich hat und eine Strecke weit im eigentlichen Fluß, welcher immer noch eine halbe Meile breit und genügend tief ist, um große Seeschiffe zu tragen, hinaufgefahren ist, stößt man zunächst auf Spuren menschlicher Thätigkeit und dann auch auf Menschenwohnungen. Hier und da bemerkt man zunächst an einer höhern Uferstelle eine Hütte, welche Fischern auf ihren Fahrten nach dem Delta als Ruheplatz dient, und endlich tritt auf dem allmählig höher ansteigenden linken Ufer aus dem Grün der umgebenden Palmen und Bananen ein Negerdorf hervor, an das sich nun in rascher Folge andere Dörfer von gleichem Aussehen anreihen. Im Flusse selbst aber liegen, hart am Ufer verankert, abge-

[182]) Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von Carl Heinersdorff. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1880, Seite 89).

takelte Seeschiffe, die uns schon bekannten Hulks, und über dieselben hinweg schweift der Blick des Ankömmlings zu den stattlichen Gebäuden in europäischer Bauart hinüber, über welchen als freundlicher Willkommengruß die deutsche Flagge weht. Wir sind bei der ersten der unter deutschen Schutz gestellten Ansiedelungen angelangt und befinden uns, sobald wir das Land betreten, auf dem Grund und Boden des Königs Bell, eines der vielen Negerkönige Afrikas.

Die an der Biafra Bai wohnenden Neger gehören sämtlich zum Bantustamme, sprechen aber verschiedene Dialekte und unterscheiden sich wesentlich einer vom andern durch ihre Lebensweise, ihre Sitten und Gebräuche. Unmittelbar an den Ufern des Kamerun wohnen die Dualla, das Handelsvolk per excellence unter den Kamerunvölkern, welche den Vorteil wohl auszunutzen verstehen, den ihnen ihre Wohnsitze an der Flußmündung bieten. Sie haben den ganzen Handel monopolisiert, und die Kaufleute können augenblicklich noch bloß durch ihre Vermittelung mit den Stämmen im Innern verkehren, aus deren Gebiet das Elfenbein, Palmöl, die Palmkerne und Erdnüsse kommen, welche den Haupthandelsartikel am Kamerun bilden. Die Duallas wohnen in großen, freundlich aussehenden Dörfern, welche sich durch die Reinlichkeit, welche überall, sowohl in den Straßen als in den Häusern herrscht, auszeichnen. An die Stelle der Lehmhütten, welche anderen Negerstämmen zur Wohnung dienen, sind Hütten aus Flechtwerk getreten, deren Wände mit den Schalen der Bananenstämme überkleidet sind und das schräg aufsteigende Dach ist mit Palmenblättern bedeckt. Die Hütte ruht auf einem 2 bis 3 Fuß hohen Untergrund von festgestampftem Lehm. Der Eingang befindet sich in der Mitte der Frontseite und kann entweder durch Matten oder durch eine Bretterthür verschlossen werden, bleibt jedoch tagsüber stets offen, da Fenster nicht vorhanden sind, Licht also nur durch die Thür eindringen kann. Eine Familie bewohnt gewöhnlich mehrere Hütten, die aneinander gebaut sind. Eine bewohnt das Familienhaupt, andere sind seinen Weibern und Kindern eingeräumt oder werden als gemeinsamer Kochraum der Familie benutzt.[183]) „Ist dieses die Norm,[184]) so findet doch eine große Variation beim Hüttenbau statt. Einflußreichere Neger, so auch die Kings, haben sich von den durch die Europäer eingeführten Planken hölzerne Häuser mit großen Fenstern, einer Thür, welche sich in Angeln dreht, und Veranda gebaut, die auf mannshohen, über der Erde sich erhebenden Pfählen ruhen und mancherlei Komfort der Weißen, wie Sofa, Kommode, kleinere Schränke bergen. In diesem Fall bewohnt der Mann mit seiner von ihm bevorzugten Ehefrau dies Haus, während seine Familie (die Polygamie steht hier in der schönsten Blüte) ihren Aufenthalt in der vis-à-vis gelegenen, oft äußerst langen Hütte mit vielen Thüren und abgeteilten Räumen hat. In der nächsten Umgebung der Hütte finden wir Öl- und Kokospalmen (Elaeis guineensis & Cocos nucifera), Mangobäume (Mangifera ind.) und Plantains. Plantain oder Pisang (Musa sapientium) ist stets ein Kulturgewächs und wird nach zwei Ernten behufs Vermehrung durch versetzte Sprößlinge, die vom abgekappten Wurzelstock ausgehen, erzielt. Nur vor der Hütte und auf dem von einer zur andern Behausung führenden Weg sieht der nackte Boden durch, sonst ist derselbe durch Gräser und Strauchwerk verdeckt, in welchem kurzbeinige Ziegen, langhaarige Schafe, spitzrüsselige Schweine auf der Jagd nach Ratten und Schlangen nebst kleinen Hühnern und großen Enten ihr Wesen treiben. Dazu kommen noch an Haustieren furchtsame Katzen und scheue, meist häßlich aussehende Hunde." Die Sklaven, welche die reichen Neger halten, leben nicht mit denselben unter einem Dache, sondern bewohnen bedeutend kleinere Hütten, welche hinter den Uferdörfern liegen. Die Sklaven, Buschnigger oder auch kurzweg Nigger genannt, besorgen mit den Frauen alle Arbeiten auf den Feldern und in den Plantagen, während die freien Männer sich ausschließlich dem Handel widmen. Obwohl der Boden an der Flußmündung nicht sehr ertragfähig ist, so trifft man doch auch dort in der Umgegend der Dörfer mit Erdnüssen, Yams, Maniok u. s. w. bebaute Felder; etwa eine Tagereise land-

[183]) Die deutsche Kolonie Kamerun. Landesbeschaffenheit, Pflanzen und Tierleben, Jahreszeiten, Eigenschaften und Sitten der Eingeborenen und europäischer Handel in Kamerun. Nach eigener Anschauung geschildert von Dr. Ant. Reichenow. Berlin, Gustav Behrend, 1884, Seite 8.

[184]) Kamerun. Von Dr. Pauli. Petermanns Mitteilungen, 1885 1. Heft, Seite 15.

einwärts aber beginnt bereits das Gebiet, in welchem der Ackerbau lohnender ist, und große herrliche Plantagen dehnen sich dort längs der Ufer aus.

Von der Kamerunmündung aus sind bisher Europäer noch nicht tief in das Innere des Landes vorgedrungen. Die vielen Stromschnellen im obern Laufe aller durch das Kamerungebiet strömenden Flüsse bewirken, daß keiner weiter als 100 Kilometer landeinwärts schiffbar ist, und wo die Schiffbarkeit des Flusses aufhört, dort hört auch unsere Kenntnis des von ihm durchströmten Gebietes auf. Überdies haben bisher die Küstenbewohner sorgfältig darüber gewacht, daß kein Europäer in jene Gebiete gelangte, da sie fürchteten, dann ihr einträgliches Monopol des Zwischenhandels einzubüßen. Das letzte Stündchen desselben wird aber nun, da am Kamerun die deutsche Flagge weht, bald geschlagen haben, denn dem Interesse der Eingeborenen, das Binnenland den Europäern zu verschließen, steht ein ebenso großes Interesse der letzteren gegenüber, in das Innere vorzudringen. Der deutsche Besitz am Kamerun erlangt erst durch ein Hinterland Wert. „Die Europäer," äußerte sich Herr Thormälern in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg, „müssen selbst Zweigniederlassungen ins Innere vorschieben. Dann wird der Handel mit den Landesprodukten nicht nur

Der Kamerun, von der See aus gesehen.

eine ungeahnte Ausdehnung erlangen, sondern auch neue Absatzgebiete für europäische Waren werden geschaffen sein." Sogar unter den jetzigen hemmenden Verhältnissen steigt der Export und Import von Jahr zu Jahr, und in einem der Landesprodukte, in Palmkernen, hat sich der Export seit den siebziger Jahren sogar mehr als verdreißigfacht. Was ist da erst zu erwarten, wenn nach Aufhören der endlosen Fehden zwischen den einzelnen Negerstämmen der aus den Banden des Zwischenhandels befreite Verkehr auf gesicherten Straßen tief ins Innere hinein durch europäische Faktoreien vermittelt werden wird!

Der Handel an den Flußmündungen ist heute noch ausschließlich Tauschhandel, Ware wird gegen Ware gegeben, aber bei diesem Tauschhandel haben sich allerlei Usancen ausgebildet, welche von jenen im Tauschhandel mit anderen Negerstämmen abweichen. Für gewisse Waren sind die Tauschartikel ein für allemal bestimmt. So müssen z. B. die Schwarzen, welche Elfenbein zum Verkauf bringen, für dasselbe außer den Tauschartikeln, welche sie selbst auswählen können, stets ein Quantum Salz und Tabak annehmen, und anderer seits ist der Preis der Lebensmittel, welche der Europäer einkauft, in Ermangelung gemünzten Geldes in gewissen Tauschartikeln festgesetzt, so daß z. B. für Eier Tabak, für Hühner Seife, für Ziegen Salz in Tausch gegeben wird. Man rechnet allgemein nach Kru. Ein Kru entspricht an Wert einem ℓ oder auch 10 Gallonen

Palmöl und besteht aus 4 Kegg (kleine Tonnen), 1 Kegg aus 2 Piggen (Eimer) oder 5 Bar.[185] Als „Standard" des Handels gilt eine 8 Fuß lange, $1\frac{1}{2}$ Zoll breite und $\frac{1}{4}$ Zoll dicke Eisenstange, deren 20 einem Kru gleich sind.[186]

Die Eingeborenen bringen Palmkerne, Palmöl, Erdnüsse, Gummi und Elfenbein auf den Markt, wogegen die deutschen Kaufleute Baumwollstoffe, Waffen und Pulver, eiserne Töpfe, Beile, Glas- und Porzellanwaren, Mundharmonikas, Nadeln, Knöpfe und Perlen und andere Kleinigkeiten, sowie Tabak, Spirituosen und Salz liefern.[187] Der Handel war noch vor einem Vierteljahrhundert vollständig in den Händen englischer Kaufleute, und erst 1868 gründete die Firma C. Wörmann eine Faktorei am Kamerun, aber seitdem hat der deutsche Handel im Sturmesschritt sich das Terrain erobert, und heute sind C. Wörmann und Jantzen & Thormählen die dominierenden Firmen.

Da der Handel von den an der Kamerunmündung wohnenden Duallas monopolisiert ist, diese aber unter verschiedenen Häuptlingen oder Königen stehen, deren jeder sich einen möglichst großen Anteil am Handel

Reinhold Buchholz.

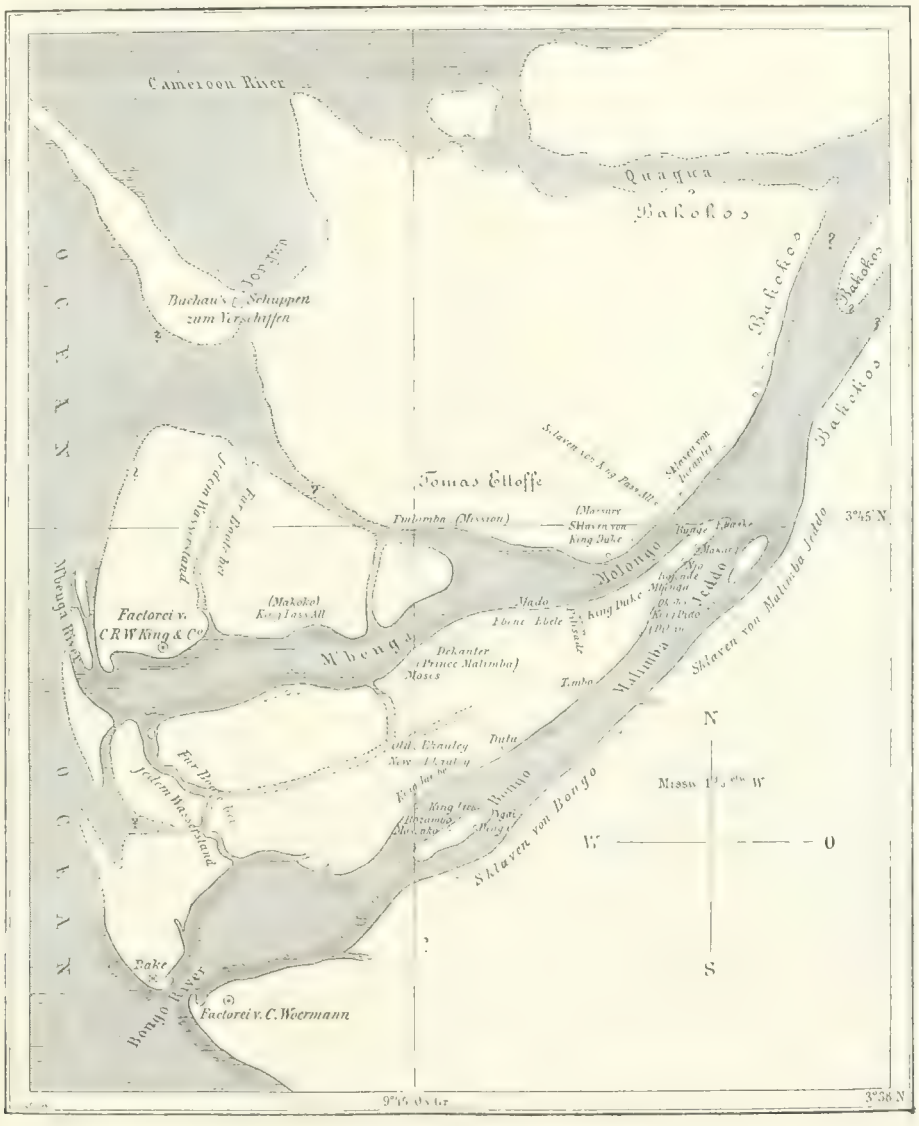
mit den Europäern zu sichern bemüht ist, so kam es zu langwierigen Fehden, namentlich zwischen den beiden mächtigsten Königen Bell und Aqua, während welcher der Handel vollständig stockte. Der englische Konsul hatte deshalb die Errichtung eines sogenannten Court of Equity durchgesetzt, durch welchen Streitigkeiten geschlichtet werden sollten, und sobald nicht Mißgunst gegen die deutschen Kaufleute mit ins Spiel kam, hat der Court of Equity meist erfolgreich gewirkt. Reibereien zwischen den einzelnen Dörfern ist schon dadurch möglichst vorgebeugt, daß das Gebiet im Innern, nach welchem die Unterthanen eines jeden einzelnen Königs Handel treiben dürfen, genau bestimmt ist. Das Gebiet, welches der Mungo und Abo durchströmen, ist die ausschließliche Domäne der „Bell Leute", wogegen die „Aqua Leute" den Handel mit den Stämmen am Wuri

[185]) Die Benennung Kru für dieses Maß dürfte von den Krunegern abzuleiten und zur Zeit des Sklavenhandels entstanden sein, als ein Kruneger mit etwa 1 L bezahlt wurde.

[186]) Dr. Pauli, l. c., Seite 20. — Eine kurze, übersichtliche Zusammenstellung der auf den Handel in Kamerun bezüglichen Einzelheiten, s. im Export, 1884, Nr. 50, Seite 562: Das Kamerungebiet, die neueste deutsche Kolonie.

und Lungasi monopolisiert haben. Weiter ins Innere dringen auch die Bell- und Aqua-Leute nicht ein. An den Monopolring, den ihre Niederlassungen um die Kamerunmündung bilden, schließt sich landeinwärts ein zweiter, weiterer, indem z. B. die Wuri wiederum die ausschließlichen Vermittler des Handels mit den hinter ihnen wohnenden Budimans sind, welche ihrerseits zu den noch tiefer im Innern wohnenden Eudokos als Händler kommen u. s. w.

Zu den pekuniären Interessen, welche Anlaß zu Streitigkeiten geben, gesellt sich noch eine andere Rivalität zwischen König Bell und Aqua, deren Veranlassung in die graue Vorzeit der Dualla zurückreicht.



Karte von Malimba.

Der Sage nach soll Bela, der Urahn der jetzigen Bell-Leute, von Südosten her in das Kamerungebiet eingewandert sein, wo die Ureinwohner ihm und seiner Familie einiges Land überließen.[187] In der Nähe eines Fischerdorfes, aus welchem mit der Zeit die jetzige König Aqua-Stadt emporwuchs, gründete er

[187]) Von ihm leitet auch König Bell seinen Namen ab und keineswegs von dem englischen Worte Bell, Glocke.

eine Niederlassung, aus welcher später die König Bell-Stadt entstand. Einer seiner Söhne nahm eine Eingeborene zum Weibe und wurde der Stammvater der Aqua-Leute, welche von den reinen Stämmen nicht als ebenbürtig angesehen werden, weil in ihren Adern auch Blut der Ureinwohner fließt. Die Einwanderer, die sich rasch vermehrten, hielten sich eben für ein edleres Geschlecht als die Ureinwohner, und heute noch gelten die Abkömmlinge aus Mischehen als nicht ganz frei und edel, ein Makel, der sich unvertilgbar von Generation zu Generation fortpflanzt. Von Bell-Stadt aus wurden nach und nach durch fortziehende Häuptlinge neue Niederlassungen in der Umgegend gegründet - von Prisso am gegenüberliegenden Ufer, von Charley Dido am linken Ufer oberhalb Aqua-Stadt -, aber Bell-Stadt behauptete stets als Mutterstadt eine gewisse Oberherrschaft über alle anderen, und jeder Versuch eines Stammes, sich von dem gemeinsamen Verbande loszulösen, würde, wie dies auch schon wiederholt geschah, alle anderen in dem Bestreben vereint finden, die Lostrennung zu verhindern.[188]) Die Feststellung dieses Verhältnisses ist von großer Wichtigkeit, weil von englischer Seite versucht wurde, den Nachweis zu führen, daß das rechte Kamerunufer durch die abgeschlossenen Verträge nicht unter deutschen Schutz gestellt sei, weil dieselben von dem dortigen Häuptling Prisso nicht unterschrieben wurden. Die Unterschrift Prissos war, sobald König Bell unterzeichnet hatte, nicht nötig, da ersterer nur ein von letzterem abhängiger Unterhäuptling ist. In dem am 15. Juli 1884 unter deutschen Schutz gestellten Gebiet kommen überhaupt als unumschränkte Herrscher nur König Bell und König Aqua in Betracht. Die Aqua-Leute gelten zwar, wie schon oben erwähnt, nicht als freie und den Bells, Prissos und Didos ebenbürtige Leute, aber sie leben doch in Aqua-Stadt völlig unabhängig unter ihrem eigenen König, und bei Verhandlungen, in denen es sich um Interessen des ganzen Kamerungebietes handelt, gilt ihre Stimme ebensoviel wie jene der anderen Stämme, ja sie ist sogar häufig die maßgebende, da sie numerisch der stärkste Stamm sind.[189]) Gegenwärtig ist König Bell der angesehenste König und, wie Rogozinski berichtet, noch tief im Innern des Landes gefürchtet, aber der Großvater des jetzigen Königs Aqua, ein Mann von herkulischer Gestalt, genoß noch größeres Ansehen[189]) und hatte sich durch seine Raubzüge, die er sogar ins offene Meer und bis nach Fernando Po ausdehnte, einen gefürchteten Namen gemacht. An Anlaß zu Rivalität zwischen den beiden Königen fehlt es daher nicht, und ohne das rechtzeitige Eingreifen der Möve wäre es den Engländern wohl nicht schwer geworden, einen der Könige gegen den andern auszuspielen und so eine Ausbreitung des deutschen Einflusses am Kamerun zu verhindern.

Dem Streben der Deutschen, das Kamerun-Gebiet unter den Schutz ihres Heimatlandes zu stellen, kam glücklicherweise eine gewisse Zwangslage zugute, in welche die Dualla am Kamerun allmählich geraten waren. Die königliche Autorität war langsam aber gründlich erschüttert worden, indem einerseits die Eingeborenen des Hinterlandes von dem Zwischenhandel sich zu emanzipieren und mit den Weißen in direkten Verkehr zu treten trachteten, andererseits durch die christlichen Missionäre, deren Wirken die jetzige humanere Behandlung der Sklaven zuzuschreiben ist, die Scheu der letzteren vor der herrschenden Klasse immer mehr vermindert wurde und das Mittel, durch welches die Freien bisher die ihnen an Zahl überlegenen Unfreien im Zaume gehalten, an Wirksamkeit zu verlieren begann.

[188]) Als im Jahre 1872 Streitigkeiten in Bell-Stadt ausbrachen, wanderten die Joß-Leute aus und suchten in Aqua-Stadt bei König Aqua Schutz. Die Folge war ein Krieg zwischen Aquas und Bells, wobei die Prissos und Didos den Bells beistanden, da sie eine solche Trennung für unzulässig hielten. Der Krieg währte 5 Monate und endete damit, daß die Joß-Leute in das frühere Verhältnis zu König Bell zurückkehrten. Ein ähnlicher Fall ereignete sich im Jahre 1880. Der Häuptling Charley Dido machte, durch das rasche Emporblühen seiner Stadt veranlaßt, den Versuch, sich eine gleiche Stellung zu erringen wie König Bell, wurde aber von letzterem, dem die Aquas, Prissos und Joß beistanden, geschlagen, seine Stadt zerstört und er selbst gefangen genommen. Er büßte unter Zustimmung aller Häuptlinge seine Empörung mit dem Leben.

[189]) Vortrag des Herrn Johannes Thormählen in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg am 2. Oktober 1884.

[190]) Er wird als ungemein blutdürstig geschildert. Die Hinrichtung der von den Raubzügen heimgebrachten Gefangenen diente zu seiner Belustigung. Einst hatte er den Fürsten der Budiman zu Gaste geladen und ließ ihn einzig und allein zur Befriedigung seines Blutdurstes mit seinem Gefolge beim Gastmahl niedermetzeln.

Es besteht heute noch in Kamerun ein Geheimbund unter dem Namen Egbo, welchem nur Freie angehören können und dessen Spitze sich gegen die Halbfreien und die Sklaven richtet. Da die Eingeborenen den Nimbus des Geheimnisvollen, welcher den Egbo umgiebt, sorgfältig wahren, ist über die Organisation des Bundes so gut wie gar nichts in die Öffentlichkeit gedrungen, aber er verdankt seine Entstehung und seine Fortdauer offenbar nur dem Bestreben der herrschenden, aber numerisch schwächern Bevölkerungsklasse, ihre Herrschaft über die Sklavenmassen durch die Schrecken einer mysteriösen Macht zu sichern und unantastbar zu machen. Die Egbo-Vereinigungen sind nicht auf das Kamerungebiet beschränkt, sondern erstrecken sich noch weit über dasselbe hinaus und sind z. B. auch am Alt-Kalabar zu finden. Ja sogar die nicht ganz freien Aqua-Leute in Aqua-Stadt, denen die Aufnahme in den eigentlichen Egbo verwehrt ist, hatten eine Zeitlang einen ähnlichen Bund unter dem Namen Mungo, der sich vollkommen bewährte. Die Urheimat des Egbo liegt zwischen dem Kalabar und Kamerun. Als auf den dortigen Messen „vielfache Unordnungen einrissen, der europäische Handel aber zur Aufrechthaltung des Kredits eine genaue Einhaltung der übernommenen Verpflichtungen forderte, bildete sich dieses Institut als eine Art Hansa unter den angesehensten Kaufleuten zur gegenseitigen Wahrung ihrer Interessen, und gewann später die politische Bedeutung einer Vehme, indem es die ganze Polizei des Kalabar und Kamerun in seinen Bereich zog.“ Der König ist in der Regel der Vorsitzende des Bundes. Will nun irgend jemand die Hilfe des Egbo gegen einen andern anrufen, so braucht er nur ein Mitglied des Bundes an der Brust zu berühren oder an die große Egbotrommel zu schlagen. Sobald der Egbo berufen ist, darf bei Todesstrafe kein dem Bunde nicht Angehöriger das Haus verlassen. Würde ein solcher von den Egbo-Genossen irgendwo erblickt, so würde er auch sofort von dem fanatisierten Haufen umringt und in den Wald geschleppt, wo er auf Nimmerwiedersehen verschwände. The Egbo chopped him, heißt es dann. Ein englischer Kapitän, der einst eine Egboversammlung belauschen wollte, konnte sich mit Mühe und Not vor den Mißhandlungen der Egbogenossen in sein Boot retten, und nur der Umstand, daß die Mitglieder des Egbo die Europäer als ihres gleichen ansahen, bewahrte ihn vor dem Tode. Sobald, wie man sich am Kamerun ausdrückt, der Egbo heraus ist, bekleiden sich alle Mitglieder mit getrockneten Palmblättern und eilen zu der Versammlung, welche stets bei Mondschein abgehalten wird. Den Egbo stellt ein Mann dar, welcher so verkleidet ist, daß ihn niemand zu erkennen vermag. Er ist mit Federn, Hörnern, Glocken und allerlei Flitter phantastisch herausgeputzt und kann durch eine an seinem Körper angebrachte Vorrichtung seine Gestalt um das Doppelte vergrößern, worauf er sich durch Kriechen wieder so klein als möglich macht. Alle Mitglieder sind durch „ein in einen künstlichen Knoten geschürztes Laubwerk vereinigt“, und unter furchtbarem Höllenlärm bewegt sich der Zug, in dessen Mitte der Egbo sich befindet, durch die Straßen zum Walde. Was dort vorgeht, hüllt sich in Dunkel, denn keiner der Eingeweihten, unter denen es mehrere Grade giebt, würde es verraten. Das gefällte Urteil wird sofort vollzogen. Der mit der Vollstreckung Beauftragte läuft mit einer schweren Peitsche in der Hand „und von einem lärmenden Gefolge von Egbobrüdern umgeben, direkt nach dem Haus des Verurteilten, aus dem sich niemand rühren darf bis die Strafe vollzogen und gewöhnlich das ganze Haus niedergerissen ist, so daß alle Einwohner mehr oder weniger Schaden nehmen.“[191]) Darauf verkünden Schläge auf die Egbotrommel, daß die Versammlung beendet ist, und nun erst dürfen die nicht Beteiligten wieder ihre Häuser verlassen.

Es ist die Befürchtung ausgesprochen worden, dieser Geheimbund sei eine ständige Gefahr für die Europäer und könne eines Tages zu einer Art sizilianischer Vesper am Kamerun führen, und man glaubte auch in den jüngsten Unruhen, welche blutig unterdrückt werden mußten, die Hand der Egbobrüder zu erkennen, welche durch deutschfeindliche Agitatoren gegen unsere Landsleute aufgehetzt worden.[192]) Was sich aus dem

[191]) Siehe Bastian, der Fetisch an der Küste Guineas an den deutscher Forschung näher gerückten Stationen der Beobachtung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1884, Seite 8. — J. Thormählen, Vortrag in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg.

[192]) Siehe Afrikanische Korrespondenz. Brüssel und Frankfurt, 21. März 1885.

Egbo entwickeln kann, läßt sich allerdings nicht vorhersagen, aber nach seiner heutigen Organisation ist er kaum eine Bedrohung der Fremden. Der Zweck seines Daseins ist, durch den Terrorismus des Aberglaubens die Sklaven und Frauen in Abhängigkeit von den Freien zu halten. Den fremden Kaufmann zu vertreiben, würde geradezu den Interessen der Eingeborenen widersprechen, und andererseits wird überdies durch den

Königspalast in Fernando Po.

Schutz des deutschen Reiches Ruhe und Ordnung und damit die Sicherheit der Freien vor einem Aufstand der Unfreien garantiert, also gerade das, was der Egbo bezweckt. Wie oben schon erwähnt, reifte ja gerade infolge des Druckes der Stämme im Innern und infolge des schwindenden Ansehens des Egbo bei den Eingeborenen der Wunsch, sich unter den Schutz einer europäischen Macht zu stellen.

Insel Don Henrique bei Fernando Po.

Schon vor Jahren hatten die Kamerunleute England das Protektorat angeboten, aber dieses begnügte sich damit, sie durch den Konsul Hewett, welcher 1882 an den Kamerun gesandt wurde, durch Versprechungen hinhalten zu lassen. Als nun in Deutschland die Wogen der Kolonialbewegung immer höher gingen und von mehreren Seiten das Kamerungebiet als besonders geeignet zur Besitzergreifung durch Deutschland empfohlen wurde, begannen die Vertreter von C. Wörmann und Jantzen & Thormählen mit den Eingeborenen wegen eines deutschen Protektorats zu unterhandeln. Die letzteren verhielten sich anfangs zurückhaltend, da sie noch immer auf die seit 15 Monaten vergebens erwartete Zustimmung Englands hofften. Den englischen Kaufleuten konnte nicht verborgen bleiben, was vorging, und sie bemühten sich, die Absicht der Deutschen zu durchkreuzen. Von Fernando Po wurde das Kriegsschiff „Goosehawk" herübergeholt, aber es brachte weder den Konsul mit, noch hatte der Kapitän Vollmacht zu der Erklärung, daß England das Protektorat annehme. Er bemühte sich, die Könige zu veranlassen, wenigstens noch 7 Tage zu warten, nach deren Ablauf ihr Wunsch gewiß erfüllt sein werde. In diesem kritischen Augenblick erschien gerade rechtzeitig die „Möve", und als Dr. Nachtigal von den deutschen Kaufleuten erfuhr, daß sie einen Vertrag mit den Eingeborenen geschlossen hätten, daß diesem aber durch die Engländer Gefahr drohe, begab er sich mit Dr. Buchner am 14. Juli 1884 um 9 Uhr morgens begleitet von einer Abteilung Marine-Soldaten ans Land, wo bei König Bell-Stadt ein Flaggenmast errichtet worden, und verlas dort eine Proklamation, durch welche das Land unter die Oberhoheit S. M. des Kaisers von Deutschland gestellt wurde. Während alle Anwesenden begeistert in das Hoch auf den Kaiser einstimmten, stieg die deutsche Flagge am Flaggenmast empor, von den Marine-Soldaten mit 5 Gewehrsalven begrüßt.[193] Als der englische Konsul Hewett am 19. Juli in Kamerun eintraf, sah er sich einer vollzogenen Thatsache gegenüber und machte König Bell vergebens Vorwürfe, daß er nicht noch kurze Zeit gewartet habe. Einige Tage später wurde in gleicher Weise die deutsche Flagge in Bimbia und Malimba gehißt.[194]

Eine neue Zeit hat nun für das Kamerungebiet begonnen. Die Zeit, in welcher der deutsche Kaufmann hier recht- und schutzlos der Willkür der Häuptlinge preisgegeben war, ist zu Ende, und heute ist nicht mehr zu befürchten, daß sich Ähnliches ereigne wie im Jahre 1871, in welchem die Wörmannsche Hulk, als sie behufs Ausbesserung ans Ufer gebracht worden, von den Eingeborenen überfallen und ausgeraubt wurde.

[193] „In den mit den Kamerunhäuptlingen abgeschlossenen Verträgen sind seitens der letzteren folgende Reserven ganz besonders stipuliert worden: 1. Rechte Dritter sind vorbehalten; 2. frühere Handels- und Freundschaftsverträge sollen Giltigkeit behalten; 3. der Grund und Boden der Städte und Ortschaften und ihrer Bewohner soll das Eigentum derselben bleiben; 4. die Häuptlinge sollen ihre Abgaben erheben dürfen; 5. in der ersten Zeit sollen die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen respektiert werden."

[194] Wie berechtigt Deutschland war, die Schutzherrschaft über dieses Gebiet in Anspruch zu nehmen, zeigt ein Blick auf die Daten, welche über den Export und Import von Kamerun vorliegen. Exportiert werden jährlich durch die deutschen Firmen allein von Bell Stadt, Aqua Stadt und Dido Stadt etwa 4500 Tonnen Palmöl, etwa 2400 Tonnen Palmkerne und etwa 50000 Pfund Elfenbein. Der Handel in Palmkernen und Elfenbein ist fast ausschließlich in deutschen Händen, während der Palmölexport der 6 englischen Firmen jenem der 2 deutschen Firmen nicht ganz gleichkommt. Die Firmen C. Wörmann und Jantzen & Thormählen besitzen aber außer in den obengenannten drei Städten noch Faktoreien in vielen anderen Orten, namentlich südlich vom Kamerunfluß, so daß die angegebenen Daten nur einen Bruchteil des Geschäftsumsatzes repräsentieren. Schon in den ersten 6 Jahren nach ihrer Etablierung in Kamerun exportierte die Firma C. Wörmann:

	1868	1869	1870	1871	1872	1873
Palmöl (Gallonen	57000	150000	187000	145000	191000	222000
Elfenbein (Pfund)		2500	4500	5000	3000	7600

Seit den siebziger Jahren hat der Export in Palmöl sich verdoppelt, in Palmkernen sich mindestens verdreißigfacht. Als sich im Jahre 1875 die Firma Jantzen & Thormählen am Kamerun niederließ, betrug der Anteil der Firma Wörmann am Export etwa ein Viertel des Gesamtexports; seitdem haben die beiden Firmen mehr als die Hälfte des Exports sich gesichert. Unter den englischen Firmen am Kamerun befindet sich nur eine bedeutende, R. & W. King aus Bristol, welche bei Bell- und Aqua-Stadt Hulks liegen hat und außerdem südlich vom Kamerun Zweigfaktoreien in Bimbia, Malimba, Groß- und Klein-Batanga besitzt. Lucas & Sons aus Bristol und J. Hamilton aus Liverpool besitzen je eine Faktorei am Lande, die anderen englischen Firmen (außer den bereits genannten noch Rider Son & Andrew aus Bristol, John Holt und A. Ashmall aus Liverpool) besitzen am Kamerun nur Hulks.

Das energiſche Einſchreiten des Admirals Knorr während der Unruhen im Dezember 1884 wird die Schwarzen überzeugt haben, daß ſolche Ausſchreitungen nicht mehr ungeſtraft bleiben, und Ruhe und Ordnung werden nun wohl bald am Kamerun an die Stelle der Kriege und Streitigkeiten treten, welche den Handel lang genug gehindert haben. Die Dualla ſind ja ohnehin trotz der vielen Kriege, welche ſogar die einzelnen Towns eines und desſelben Stammes gegen einander führten, kein kriegeriſches Volk. Ihre Kriege ſind zwar von langer Dauer, aber trotz des großen Pulververbrauchs während derſelben ſind die Verluſte an Menſchenleben meiſt ſehr unbedeutend, weil die Neger mit ihren Feuerſchloßgewehren (nur wenige beſitzen Hinterlader) nicht umzugehen wiſſen und ihre Feigheit ſie von einem Handgemenge zurückhält. Der Krieg iſt meiſt von beiden Seiten ein Defenſivkrieg. Wochenlang ſtehen ſich die Heere hinter Bäumen und Gebüſch oder hinter aufgeworfenen Verſchanzungen gegenüber, und nur die Mutigſten ſchleichen ſich dann und wann gegen die feindliche Stellung heran und feuern ihr Gewehr ab, worauf ſie aber ſofort eiligſt zurücklaufen. Da ſie aus Furcht vor dem Aufblitzen des Pulvers in der Pfanne beim Losdrücken das Geſicht wegwenden, kann von einem Zielen nicht die Rede ſein und höchſt ſelten wird jemand getroffen. König Bell war einſt in den Beſitz einiger kleiner Böller gelangt, und als er ſich wieder einmal mit Aqua im Kriege befand, wollte er mit ihnen deſſen Stadt in Grund und Boden ſchießen. Da die Böller keine Laffetten beſaßen, und ſich nach jedem Schuſſe überſchlugen, wagten die Neger nicht mehr, ſie abzubrennen, ſondern legten einen Pfropfen angefeuchteten Pulvers auf das Zündloch und warteten dann in ſicherer Deckung ab, bis der Schuß losging. Im allgemeinen beſchränkt ſich die Kriegführung darauf, daß man einzelne waffenloſe Leute aus dem feindlichen Ort abzufangen ſucht und dieſen die Köpfe abſchneidet. Jeder Häuptling, ſchreibt Buchholz, hat für ſolche Fälle ſeinen beſondern Kopfabſchneider. Die Köpfe werden im Triumphe im Dorf herumgetragen und zur Feier der Heldenthat Gelage und Tänze veranſtaltet. So geht es Wochen, ja Monate lang fort, bis entweder beide Teile ermüdet ſind oder die eine Partei, durch den Verluſt hervorragender Führer entmutigt, ſich nach Frieden ſehnt. Die Anbahnung von Friedensverhandlungen wird dadurch ſehr erleichtert, daß Perſonen, welche durch Heiraten beiden feindlichen Stämmen nahe verwandt ſind, ungehindert in beiden Lagern verkehren können, da ſie durch die Blutsverwandtſchaft gegen Angriffe geſchützt ſind. Solche Leute vermitteln dann in der Regel den Frieden, wobei es ſich hauptſächlich um Feſtſtellung des Wertes der im Kampfe gefallenen Freien handelt. Nachdem vereinbart worden, wie viele Frauen und Sklaven jener Stamm als Entſchädigung erhalten ſoll, auf deſſen Seite mehr Freie gefallen ſind, wird dieſe Kriegsentſchädigung (welche demnach nicht der Beſiegte, ſondern der Sieger zahlt) entrichtet, die Gefangenen, die noch am Leben ſind, werden ausgewechſelt, und die Könige beſiegeln den Freundſchaftsbund durch eine altherkömmliche Zeremonie, wobei einer das Blut des andern trinkt, welches aus dem Oberarm genommen und mit Waſſer vermiſcht wird.

Am ſchlechteſten kommen bei Kriegen ſtets die Sklaven weg, da ſie ebenfalls bewaffnet ins Feld ziehen müſſen und ihr Leben nicht ſo geſchont wird wie jenes der Freien. Jede der kriegführenden Parteien ſucht gleich zu Beginn der Feindſeligkeiten einige Leute aus dem feindlichen Dorfe abzufangen, die als Geiſeln betrachtet werden. Tötet der Feind ſeine Gefangenen, ſo werden auch ſeine in Gefangenſchaft geratenen Angehörigen getötet. Ebenſo muß für jeden Mann, der im Kampfe den Tod findet, einer der Gefangenen ſein Leben laſſen.[195]) Dadurch ſind die Freien gegen einen ſchlimmen Ausgang ihres Kriegszuges ziemlich aſſekuriert, da die vielen abgeſchoſſenen Kugeln ſelten ihr Ziel treffen und Gefangene möglichſt geſchont werden, ſolange der Feind auch welche beſitzt, die Sklaven aber werden von beiden Teilen als Kanonenfutter betrachtet. Ihr Los hat ſich zwar durch den Einfluß der Miſſionäre und den Umgang der Eingeborenen mit den Europäern ſchon weſentlich gebeſſert, aber trotzdem kommen Abſchlachtungen von Sklaven auch heute noch oft genug vor. Der alte König William von Bimbia, erzählt Buchholz, der beinahe 100 Jahre alt geworden ſein ſoll,

[195]) Dieſem Gebrauch iſt auch die Ermordung des Herrn Panthenius, des Wörmannſchen Agenten zuzuſchreiben. Die Aufſtändiſchen hatten ſich ſeiner als Geiſel bemächtigt, und ſobald einer der Ihrigen gefallen war, ermordeten ſie ihn.

war schließlich schon so schwach, daß er stündlich seinen Tod erwarten konnte. Man hatte daher schon längst für das Totenopfer nach seinem Tode gesorgt und von einem benachbarten Stamm einen Sklaven gekauft, der geopfert werden sollte. „Als der Häuptling gestorben war, beauftragte man den Sklaven, angeblich für den Häuptling, ein Grab zu graben. Als er es gegraben hatte, warf man ihn zu Boden und schüttete so viel Erde auf ihn, daß der Unglückliche lebendig begraben wurde.“[19a]) Auch Herr Johannes Thormählen berichtet, daß er von seiner Hulk aus oft Zeuge von Abschlachtungen Unschuldiger war. Man brachte dieselben zur Zeit der Ebbe auf eine Sandbank in der Nähe der Hulks und schnitt ihnen den Kopf ab. Herr Thormählen hat auch gesehen, daß die Leichen geschlachteter Kriegsgefangenen von den Siegern verspeist

Isabella-Bai auf Fernando Po.

wurden. Auch dem deutschfreundlichen König Bell werden schlimme Dinge nachgesagt, die sich mit seiner Tapferkeit und den anderen Charaktereigenschaften, die ihm nachgesagt werden, nicht gut vereinigen lassen. So soll er — was übrigens auch andere Häuptlinge thun — einigen seiner eigenen Sklaven die Köpfe abgeschlagen haben, um von einem erfolglosen Zuge gegen ein feindliches Dorf nicht ohne Trophäen heimzukehren.

Die Sklaven werden entweder auf Kriegszügen oder durch Kauf (durchschnittlich 1 Pfd. St.) erworben. In ihnen und den Frauen beruht der Reichtum der Familie. Da die Dualla ihre Frauen kaufen, besitzt ein

[19a]) Dr. Reinhold Buchholz, Land und Leute in West-Afrika. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. XI. Serie. 257. Heft. Seite 23.

mit Töchtern reich gesegneter Familienvater in diesen oft ein bedeutendes Kapital. Für eine Frau werden durchschnittlich 900—1200 Mark gezahlt, aber angesehene Männer erzielen in der Regel viel höhere Preise für ihre Töchter. Der Mann kann über die Frau nach Gutdünken verfügen, kann sie verschenken oder verkaufen, ja auch verleihen. „Es kommt vor," berichtet Buchholz, „daß die Häuptlinge es förmlich darauf absehen, durch ihre Frauen Europäer zu verleiten." Ehebruch wird nämlich sehr streng bestraft, und der ertappte Verführer wird entweder dem Gatten als Sklave ausgeliefert oder muß sich mit einer großen Summe loskaufen. Ein englischer Kaufmann verlor durch ein Liebesverhältnis mit der Gattin eines Häuptlings, welches entdeckt wurde, 1000 Thaler, welche der Häuptling ihm schuldete. Die Frau selbst trifft, wenn sie ohne Wissen des Mannes ein verbotenes Verhältnis anknüpft, schwere Strafe, und der Gatte kann sie sogar töten, was er jedoch nur selten thut, da er ja dadurch sein Vermögen verringern würde. Die Behandlung der Frauen ist bei Reichen und Armen eine schlechte, ihr Los von dem der Sklaven kaum verschieden. „Sie werden," schreibt Buchholz, „verkauft als Ware; bei den gewöhnlichen Negern werden sie als Lasttiere be

Der Clarence-Pic auf Fernando Po.

handelt und danach auch ihr Wert angesehen." Große Kosten verursacht dem Manne der Ehestand nicht, denn die Toilette einer Kamerunschönheit ist sehr einfach: ein Stück Lendentuch bildet die Kleidung, und die Ohrgehänge in den auf Daumesbreite durchbohrten Ohrläppchen ersetzt gewöhnlich — eine Rolle Schnupftabak, in ein Stück Papier oder ein trockenes Blatt gewickelt. Da Männer und Frauen leidenschaftlich schnupfen (einen sehr starken Tabak, den sie selbst bereiten), so dient die Tabaksrolle in den Ohrläppchen als angenehmes Reizmittel. Spirituosen ist auch das weibliche Geschlecht nicht abgeneigt, ganz besonders aber kultiviert es das Rauchen, während die Männer sich meist auf den Schnupftabak beschränken. Durch solche kleine Leidenschaften kann allerdings auch am Kamerun die Kasse eines Eheherrn mehr in Anspruch genommen werden als diesem lieb ist, namentlich wenn er, wie die Könige Bell und Aqua, eines Harems von etwa 60 Frauen (ihre genaue Zahl können beide selbst nicht angeben oder wollen es vielleicht auch nicht) sich rühmen kann. In Aquatown kam es vor einigen Jahren zu einem scharfen Konflikt zwischen den Frauen und ihren Männern, weil die letzteren sich etwas knauserig zeigten. Das schöne Geschlecht hatte entdeckt, daß

es zu wenig Zeug zum Lendentuch erhalte, und als alle Bitten um mehr Zeug nichts fruchteten, wanderten alle Frauen mit König Aquas Harem an der Spitze aus und suchten Zuflucht in einem benachbarten Orte. Dieser Strike verlief günstig für sie, denn ihre Männer gaben nach, worauf sie zu ihnen zurückkehrten.

Bei Festlichkeiten pflegen die Frauen in reichem Schmuck zu erscheinen, mit allen Hals- und Armbändern, welche sie besitzen, und mit schweren messingenen Ringen an den Füßen, die sie zuweilen über weiße Strümpfe anlegen, welche bis über das Knie reichen. Am prächtigsten geputzt erscheint die Dualla-Frau im Hochzeitszuge, wenn sie den Weg vom Vaterhaus zum Hause des Gatten antritt. Buchholz sah eine Braut „derartig mit Perlen bedeckt, daß sie sich kaum bewegen konnte“ und mit einem Perlenpanzer bekleidet zu sein schien.

An Belustigungen fehlt es den Kamerunschönen nicht. Musik und Tanz sind sehr beliebt, und kein Fest geht ohne dieselben vorüber. Allerdings muß man sich unter Musik und Tanz am Kamerun etwas anderes vorstellen als bei uns. Bei der Musik ist den Negern die Hauptsache der Lärm, und sie pflegen daher auf mit Ziegenfellen überspannten Holzpauken, welche sie mit hölzernen Schlägeln schlagen, und mit allerlei, sonst nicht zu einem Orchester gehörenden Instrumenten, mit Glocken, Schellen u. s. w. einen wahren Höllenlärm zu erzeugen. Am Tanz beteiligen sich gleichzeitig Männer, Frauen und Kinder, aber jeder tanzt für sich und nach seiner Weise, ohne auf die Mittänzer zu achten, in tänzelnden Schritten vorwärts rückend, unter keineswegs anmutigen Körperbewegungen. Man tanzt auch zur Zeit des Vollmondes um ein Feuer zu den Klängen von Instrumenten, welche unseren Harfen und Geigen ähnlich sind. Am meisten wird bei den Totenfeiern getanzt, welche in der Regel in wüste Zechgelage ausarten. Die Beerdigung wird sehr rasch vollzogen: sobald der Tod eingetreten ist, wird in der Hütte des Verstorbenen eine $1\frac{1}{2}$ Meter tiefe Grube gegraben und wenige Stunden später wird er unter dem Klagegeheul der Weiber in einer mit Matten und Zeug ausgelegten Kiste beerdigt. Nicht so schnell ist die Totenfeier erledigt. Sie beginnt am dritten Tag, und wenn der Verstorbene ein angesehener Mann war, strömt dazu das ganze Dorf zusammen und zuweilen kommen auch noch Gäste aus benachbarten Ortschaften. Männer und Frauen bilden einen Kreis, in dessen Mitte sich die Musikanten aufstellen, und der Tanz beginnt — das gewöhnliche tänzelnde Herumspringen, „bei dem gewiß von Kopf und Schulter bis zu den Zehen kein einziges Gelenk unbewegt bleibt“, während alle Tänzer in die Hände klatschen und ein Lied singen, dessen Melodie sich nur zwischen drei Tönen bewegt. Getränke — Palmwein, Rum und Branntwein — sind reichlich vorhanden, und es wird ihnen wacker zugesprochen, denn je mehr bei einem Totenfest getrunken wird, desto mehr wird der Verstorbene geehrt, weshalb die Verwandten bei dieser Gelegenheit eine unbeschränkte Freigebigkeit entwickeln. Immer lärmender wird die Versammlung, man johlt und brüllt und springt wie besessen herum, und erst spät in der Nacht findet das Fest, bei welchem die Gäste auch mit Hühner-, Schaf-, Ziegen- und Schweinefleisch reichlich bewirtet werden, sein Ende, doch nur, um 8 Tage später noch ein Nachspiel gleicher Art zu finden.

Zu den größten Festlichkeiten der Dualla gehören ihre Wettkämpfe. Wenn eine Ruder-Regatta stattfindet, gerät das ganze Kamerungebiet in Aufregung. Die Kämpfe finden nicht unter Angehörigen desselben Ortes statt, sondern ein Häuptling fordert den andern heraus und beide Teile stellen dann ihre besten Boote und Ruderer. Unter dem unvermeidlichen Höllenlärm, unter wildem Geschrei und einer ohrenbetäubenden Musik, Trommeln und Klingeln fliegen die Boote, die mit Phantasieflaggen geschmückt sind, dahin, und wenn der Kampf entschieden ist, vereinigen sich Sieger und Besiegte zu einem Zechgelage. Auch die Jugend hat ihre Wettkämpfe. Knaben und Jünglinge messen bei dem sogenannten Parra-parra-Fest (auch Padda-padda genannt) ihre Kräfte im Ringkampf, inmitten eines Kreises von Zuschauern, welcher lebhaft für und wider Partei nimmt, während ältere Männer, die Festordner, welche eine Reitpeitsche schwingen, dafür sorgen, daß der Ringkampf in der üblichen Weise verlaufe und keiner der Kämpfer gegen die feststehenden Regeln verstoße. Ein seltenes Fest ist der gemeinsame Auszug zum Krebsfang, da die hier vorkommenden Krebse sich angeblich nur alle 4 Jahre einfinden, dann aber allerdings in ungeheuren Scharen flußabwärts kommen.

Das letztemal verspäteten sich die Krebse und kamen statt im Sommer 1883 erst am 26. August 1884. Die Uferbevölkerung rüstete sich sofort zum Fang der seltenen Gäste. „Nachts zogen viele Männer mit ihren Kanoes aus und kehrten morgens mit reichen Schätzen zum Ufer zurück, längst erwartet von ihren Weibern, begierig, um die Vorräte in Körben zu ihren Hütten zu bringen. Dort werden sie zu Dutzenden auf Stöcke gespießt und bilden geräuchert längere Zeit ein beliebtes Gericht der Kamerun. Allerdings ist während dieser Zeit der Aufenthalt in den Towns infolge der überall herumliegenden und verwesenden Überreste der Krebse kein angenehmer. Wir selbst," schreibt Dr. Pauli, „konnten dem Gericht keinen Geschmack abgewinnen, zumal das Tier wenig Fleisch im Vergleich zu unserem Aestacus fluviatilis aufzuweisen hat."[197])

Die Kanoes, in welchen die Eingeborenen zum Fisch- und Krebsfang ausziehen, in denen sie aber auch ihre Kriegszüge unternehmen, sind eine Eigentümlichkeit der Kamerunneger, die es in ihrer Anfertigung zu ziemlicher Vollkommenheit gebracht haben. Der Stamm der Mungo, der an dem gleichnamigen Flusse wohnt, hat sich in der Verfertigung von Kanoes einen gewissen Ruf erworben. Die großen Kriegskanoes sind reich verziert und prächtig herausgeputzt, und bei festlichen Aufzügen wird auf denselben als besonderer Schmuck das Modell eines Kanoes mit vollständiger Bemannung angebracht. Die Kamerunneger sind sehr geschickt im Schnitzen solcher Schiffsmodelle, welche in verschiedenen Größen angefertigt werden. In der Holzschnitzerei haben sie sich überhaupt ziemliche Fertigkeit angeeignet. Außer Schüsseln aus dem Holze des Baumwollbaumes, Löffeln, Rudern, kleinen Schemeln, bei denen Tiergestalten und Köpfe die Stelle der Beine vertreten, verfertigen sie aus Baumstämmen von $1^1/_2$ bis 2 Meter Länge, welche sie aushöhlen, eigenartige Trommeln, welche am Kamerun eine wichtige Rolle spielen. Diese Holztrommeln werden mit Holzklöppeln geschlagen, wodurch „zwei runde und klangvolle Töne zum Vorschein kommen, welche ebenso häufig eine Terz oder ein anderes Tonintervall ausmachen. Durch Rhythmus und Verschmelzung beider Töne auf dieser Signaltrommel, auf der Elimbe, teilt man sich von Ort zu Ort alle möglichen Erlebnisse gleichsam telegraphisch mit, sei es nun, daß zum Wettkampf, zu einem Palaver oder zu einem Tanz aufgefordert wird."[198]) Dr. Pauli erzählt, daß auf seiner Bootfahrt durch das Land am Wuri durch die Signaltrommel von Dorf zu Dorf gemeldet worden sei: „Kommt, seht, zwei Weiße im Boot auf dem Wasser!" Ein Seitenstück zu der Trommelsprache ist eine andere Geheimsprache, durch welche sich Kamerun-Neger in unauffälliger Weise in Gegenwart eines Europäers verständigen können, ohne daß dieser etwas Auffälliges bemerkt. Wie sie die Töne der Trommel zu Worten kombinieren, so verständigen sie sich hier durch Pfeifen. Die Trommelsprache ist nicht leicht zu erlernen und es ist auch nicht jeder Kamerun-Neger im stande, sich in derselben gewandt auszudrücken und die gehörten Signale richtig zu deuten. Den Europäern ist sie völlig fremd, und nicht einem ist es bisher gelungen, sie zu erlernen. Besondere Wichtigkeit hat die Trommelsprache im Kriege. In Abo sah Dr. Pauli vor dem Hause eines Häuptlings zwei Kriegstrommeln liegen, welche $2^1/_2$ Meter lang waren und 2 Meter im Umfang hatten. Diese Trommeln werden nur im Kriegsfall gerührt, und als Dr. Pauli den Klang derselben versuchen wollte, verhinderte man ihn daran.

Hoffentlich hat die Kriegstrommel ihre Rolle im Kamerungebiet nun ausgespielt und die blutige Niederwerfung des Aufstandes, der dort kurz nach der Erklärung des deutschen Protektorats ausgebrochen war,[199])

[197]) Dr. Pauli, Kamerun. Petermanns Mitteilungen 1885, 1. Heft, Seite 18.

[198]) Dr. Pauli, l. c., Seite 19.

[199]) König Bell, der wie alle Könige und Häuptlinge am Kamerun auch Kaufmann ist, war auf einer Handelsreise den Mungo aufwärts abwesend, als seine Feinde das Gerücht verbreiteten, er habe von den Deutschen empfangenes Geld für sich behalten und es nicht, wie das gebräuchlich ist, mit seinen Unterthanen geteilt. Ein Teil der Bell-Leute unter dem Häuptling Elami-Joß verbündete sich mit Lock-Prisso, dem alten Feinde des Königs Bell, welcher seinen Sitz auf der andern Seite des Flusses in Hickory-Stadt hatte, und beide Teile rüsteten sich zum Kampfe. König Bell, der davon Kunde erhielt, kehrte nicht nach Bell-Stadt zurück, sondern blieb am Mungo stehen, zog dort den größten Teil seiner Angehörigen an sich und versorgte sich, als die Joß-Leute ihm die Zufuhr abzuschneiden suchten, von Bimbia und Viktoria her mit Munition und anderem Kriegsbedarf. Indessen spitzten sich die Verhältnisse an der Mündung immer mehr zu, da auch ein Bruder des Königs Aqua, Manga Aqua, sich

den Eingeborenen einfürallemal die Lust zur Störung der Ruhe benommen. Den Unruhestiftern ist es zwar gelungen, sich durch die Flucht der verdienten Strafe zu entziehen, aber an den beiden Königen Bell und Aqua, besonders an dem erstern, welcher deutschen Waffen die Erhaltung seiner Herrschaft verdankt, hat unsere junge Kolonie fürs Erste genügenden Rückhalt, bis es gelungen sein wird, unsere Machtsphäre durch Verträge mit anderen Stämmen weiter landeinwärts auszudehnen.

Die Unruhen waren auf das Dualla-Gebiet an der Mündung des Kamerun beschränkt geblieben und hatten sich nicht über die anderen unter deutschen Schutz gestellten Gebiete ausgedehnt. Bimbia, wo ebenfalls durch Dr. Nachtigal die deutsche Flagge gehißt wurde, blieb von ihnen unberührt. Diese auch King Williams Town genannte Niederlassung, in der sich Wörmanns Faktorei befindet, liegt an der Mündung des Bimbia, der am Fuße der Kamerunberge entlang sich nach dem Meere hinwindet. Seine Mündung, vor welcher wie beim Kamerun eine Barre lagert, ist 2 Kilometer breit, das Fahrwasser innerhalb der Barre 6 Meter tief. Der

den Aufständischen anschloß und diese, durch deutschfeindliche Hetzer aufgeregt, die deutschen Faktoreien zu bedrohen begannen. Das ganze Kamerungebiet war mit einemmal in ein deutschfeindliches und ein deutschfreundliches Lager gespalten, zu welchem letzterem außer König Bell auch König Aqua gezählt werden konnte, der dem Beispiel seines Bruders nicht folgte, sondern sich neutral verhielt. In der Wörmannschen Faktorei in Aqua Stadt erschienen 400 Bewaffnete, und nur durch Loskauf konnte die Plünderung der Faktorei verhindert werden. Am 15. Dezember brannten die Aufständischen Bell-Stadt nieder, wobei wieder die deutschen Faktoreien nur mit knapper Not der Zerstörung entgingen. Mit banger Besorgnis sahen die Deutschen der nächsten Zukunft entgegen. Da erschien, als die Not am höchsten war, am 18. Dezember das sehnsüchtig erwartete deutsche Geschwader, welches aus S. M. Schiffen „Bismarck" und „Olga" unter dem Befehl des Admirals Knorr bestand, in der Kamerunmündung, und nach einer Besprechung mit dem an Bord des „Bismarck" gekommenen Wörmannschen Hauptagenten Herrn Schmidt gab Admiral Knorr Befehl, 550 Mann mit 4 Geschützen zu landen. Wir können hier die aus den Zeitungen zur Genüge bekannten Operationen der Landungstruppen nicht ausführlich schildern und müssen uns auf eine gedrängte Skizze derselben beschränken. Die Landung wurde unbeanstandet vollzogen. Man beabsichtigte, zunächst die am rechten Ufer des Kamerun liegende Hickory-Stadt zu umstellen um sich des Häuptlings Lock-Prisso zu bemächtigen, indem die Mannschaften des „Bismarck" im Nordosten, jene der „Olga" im Süden der Landzunge welche Hickory-Stadt einnimmt, landeten. Dann sollten sich beide Abteilungen vereinigen, auf das linke Ufer hinüberfahren und die südwestlich von Bell-Stadt gelegene Stadt des Häuptlings Elami Joß angreifen. Unter heftigem Gewehrfeuer stürmte die Mannschaft der „Olga" eine südwestlich von Hickory Stadt gelegene Anhöhe hinan und drang in das Dorf, das sie von den Bewohnern verlassen fand. Ein mit Pulver und Waffen vollgepfropftes Haus wurde in die Luft gesprengt und das Wohnhaus des Häuptlings Lock Prisso angezündet. Inzwischen traf Herr Wölber von der Firma C. Wörmann ein, welcher meldete, daß die Aufständischen in die deutsche Faktorei bei Bell Stadt eingedrungen seien und von dort den Wörmannschen Agenten Herrn Pantänius fortgeschleppt hätten. Der Arme befand sich in der Gefangenschaft des Häuptlings Elami Joß, aus der er leider nicht mehr befreit werden konnte. Er wurde bekanntlich als einer der Häuptlinge der Aufständischen fiel, zum Strande geschleppt und dort als Sühnopfer für den Häuptling ermordet.

Die Mannschaft des „Bismarck" war indessen südlich von der englischen Mission gelandet, wo einige Salven rasch das feindliche Feuer zum Schweigen brachten, während von den Booten Granaten nach der Richtung geworfen wurden, in welcher man das Haus des Häuptlings vermutete. Als man zu der „alten Stadt des Königs Bell" (old King Bells Town) gelangte, wurde auf die Truppen geschossen der Feind jedoch rasch vertrieben und eine Anhöhe aufwärts ins Buschwerk gejagt. Die Stadt wurde auf dem Rückmarsch angezündet. Kurz darauf stieß man auf König Bell, der in der Kriegstracht seines Volkes an der Spitze seiner Leute daher kam, welche sich sofort in die brennende Stadt stürzten und zu plündern begannen. Sie sollen dort und auf den nahen Weiden, wo sie das Vieh niederschossen, mit wahrhaft indianischer Wildheit gehaust haben. Da die Nachricht eintraf, daß die Mannschaft der „Olga" auf heftigen Widerstand gestoßen sei und sich schon fast verschossen habe wurden die Mannschaften um 2 Uhr eingeschifft um den Olga-Leuten zu Hilfe zu eilen, vorher aber noch Anstalten getroffen, um das englische Missionshaus vor den Flammen zu schützen, was wenigstens insoweit gelang als der Brand auf das Dach beschränkt blieb. Die Mannschaft der „Olga", 60 Mann unter Kapitän Leutnant Riedel, hatte indessen im Angesicht der Joß Stadt einen schweren Stand gegenüber einem überlegenen Feind, der zurückwich, sobald die Truppen vorstürmten, aber sofort aus dem Buschwerk sie mit einem Kugelregen überschüttete, wenn sie halt machten. Die „Bismarck" Leute kamen zur rechten Zeit. Mit ihnen vereint ging es vorwärts, und die vom Feinde rasch geräumte Joß-Stadt wurde besetzt. Nachdem alle Häuser durchsucht, der gefangene Pantänius nirgends gefunden worden, erhielten die Pioniere Befehl, Feuer an die Häuser zu legen. Joß Stadt ging in Flammen auf und die Truppen traten, da die Nacht herannahte den Rückmarsch an. — Da man vermutete, daß die Bewohner der niedergebrannten Joß Stadt in dieselbe zurückkehren würden, wurde diese am 21. Dezember von der Land und Seeseite zugleich eingeschlossen aber außer plündernden Aqua Leuten kein Neger darin vorgefunden. Die Aufständischen hatten sich sämtlich nach dem Innern zurückgezogen. Dagegen wurde an diesem Tage Manga Aqua, einer der Führer derselben, gefangen eingeliefert und in Eisen an Bord gebracht. Die Häuptlinge Elami Joß, Green Joß, Lock Prisso und Old King Bell waren entkommen. Die Verluste der Neger an Toten und Verwundeten müssen sehr bedeutende gewesen sein, leider waren auch auf deutscher Seite Verluste zu beklagen: außer dem ermordeten Pantänius hatte noch ein Matrose von der „Olga" in den Kämpfen den Tod gefunden. — Vergl. die ausführlichen Berichte H. Zöllers in der Kölnischen Zeitung, 1884, Nr. 54—59.

Bimbia, der sich vom Mungo abzweigt, steht mit dem Ästuarium des Kamerun durch zwei Arme, den Matumal und Mordekai in Verbindung. Die Ufer sind auch hier mit Mangroven bedeckt und zahllose Vögel, Silberreiher, Eisvögel und Wasservögel aller Art beleben dieselben. Die Rhede von Bimbia ist sehr sicher, und von der Ortschaft aus genießt man eine entzückende Aussicht, einerseits auf die Kamerunberge, andererseits auf die gegenüberliegende Insel Fernando Po, dagegen soll der Aufenthalt in Bimbia wegen der großen Hitze nichts weniger als angenehm sein.

Östlich liegt Viktoria an der Man of war Bay, welche ihren Namen davon erhalten hat, daß dort die englischen Kriegsschiffe zu ankern pflegen. Buchholz war entzückt von dem herrlichen Anblick, der sich ihm bot, als er in die Bai einfuhr. „Es war," schrieb er, „ein wirklich großartig schöner Anblick, noch erhöht durch die prachtvolle Tropenvegetation, mit welcher die hohen Ufer dieser schönen Küste bekleidet sind, und welche mir in so grandioser Weise noch niemals entgegengetreten war. Auf der andern Seite liegt in herrlicher Fernsicht Fernando Po mit seinem wunderschön geformten Pic. Große Mengen von Affen, Pavianen und Chimpansen und selbst vereinzelte Gorillas sollen in diesen Wildnissen und dichten Uferwaldungen wohnen. Als wir das nördliche Kap der Bai hinter uns hatten, lagen die steilen Felsen der Ambas-Inseln vor uns, und wir befanden uns in der Ambas-Bai, deren tiefsten Zipfel die Viktoria-Bai selbst bildet."

In neuerer Zeit ist Viktoria oft genannt worden, weil auf der in der Ambas-Bai gelegenen Insel Mandoleh der Pole Rogozinski eine Station eingerichtet hat, von welcher aus seine deutschfeindliche Agitation ausging, welche in Viktoria keine unfreundliche Aufnahme fand. Derselbe hat das von ihm am Kamerun erworbene Land unter englischen Schutz gestellt und im Januar 1885 auch den Versuch gemacht, durch Abschluß von neuen Verträgen mit den Eingeborenen den Deutschen das für die Entwickelung der Kolonie unentbehrliche Kamerungebirge zu entziehen, was nur zum sehr geringen Teile gelang. Die Baptistenkolonie hat die Bergdörfer Bongala, Bonjongo, Mossumba, Evongo und Boana ihrem Gebiet einverleibt und auch von dem Gebiet von Sopo Besitz ergriffen, wogegen im Januar durch Herrn H. Zöller mit König Mosasso von Mapanja, König Muimba von Bwassa, ferner mit Bonjoko, Bullikova, Bonganga, Bonjemal, Bomote und dem größten Ort am Südabhang, Bongandjo, Protektoratsverträge abgeschlossen wurden. Gleichzeitig war auch mit Mbinga ein Schutzvertrag geschlossen worden. Während seiner Reise durch das Gebirge sah Herr Zöller wiederholt seine Bemühungen durch die Intriguen Rogozinskis und der Viktorianer gekreuzt. So wurde z. B. in Bwea der Abschluß eines Vertrages, der nach einem langen Palaver[200]) in Aussicht stand, durch die von den Viktorianern verbreitete Nachricht vereitelt, daß jeder tot niederfallen werde, sobald die deutsche Flagge gehißt werde, und in Lecumbi waren die Neger nicht zu bewegen, einen Protest gegen die von Rogozinski wider ihren Willen vorgenommene Flaggenhissung zu unterzeichnen, weil man ihnen erzählt hatte, daß jeder, der eine Feder in die Hand nehme, sterben müsse. Der für uns wichtigste Teil des Gebirges erscheint uns aber trotz all dieser Intriguen schon heute gesichert.

Während in den Flußniederungen das Fieber sehr stark herrscht und schon mancher Europäer ihm dort zum Opfer fiel (1874 starb daran der deutsche Forscher Dr. Lühders und auch Prof. Buchholz — s. Seite 216 — brachte von hier den Todeskeim nach Hause), weht im Gebirge eine reinere Luft. In dem 2500 Fuß hoch gelegenen Bakwiridorfe Mapama ist ein Sanitarium errichtet, in welchem Fieberkranke Stärkung und Erholung finden.

---

[200]) „Der ganze Ort einschließlich der Weiber ist auf dem Palaverplatze bei der Wohnung des Häuptlings versammelt, die Versammlung sitzt um einen großen, rechteckigen freien Platz herum, in welchen die Redner hervortreten. Nur freie und angesehene Männer dürfen natürlich das Wort ergreifen. Es werden lange und oft sehr animierte Reden gehalten, welche man mit musterhafter Ruhe anhört, worauf dann erst Beifallbezeugungen oder das Gegenteil laut werden. Hat eine Anzahl von Rednern gesprochen, so tritt endlich der Häuptling heran und hält meist eine sehr lange und bewegte Rede, die mit dem ausdrucksvollsten Pathos gesprochen wird. Eine bilderreiche, Vergleiche liebende Ausdrucksweise mit oft sehr treffenden Einfällen kommt hier zur Geltung und ließ mich oftmals bedauern, derartigen oratorischen Leistungen nicht folgen zu können." R. Buchholz, Land und Leute in West-Afrika. l. c. Seite 31.

Höher hinauf und durch den Urwaldgürtel, welcher den höchsten Gipfel des Gebirges, den Mongo ma Loba umgiebt, bis zur Schneeregion zu dringen, ist bisher nur wenigen gelungen. Die ersten, die den Berg, welcher nur wenige hundert Meter niedriger ist als der Montblanc, im Jahre 1862 erstiegen, waren der Engländer R. Burton, der deutsche Botaniker Mann, der englische Missionär Saker und der Spanier Calvo. Vergebens hatten vorher Merrick 1847 und Mann 1860 die Besteigung versucht, und der Missionär Comber behauptete, sie 1877 bewerkstelligt zu haben, doch wurde seine Behauptung vielfach angezweifelt, da er ohne Begleiter hinaufgelangte und Details über seine Bergbesteigung nie veröffentlichte.[201] Am 12. Dezember 1884 wurde der Berg von H. Föller und den beiden Polen Rogozinski und Jenikowski erstiegen.[202]

Der am Ostabhang des Kamerungebirges entlang nach Süden fließende Mungo dürfte die für das Vordringen nach dem Innern wichtigste Wasserstraße sein. Buchholz befuhr ihn bis zu dem Orte Mungo, Rogozinski aber gelangte noch über Eliki wo seine Schiffbarkeit ein Ende findet, hinaus zum Mungo-Fall bei Kumba. Am untern Lauf des Flusses wohnen Bakwiri, deren Wohnsitze sich vom rechten Kamerunufer bis Viktoria erstrecken; am mittleren Lauf sind die Balong ansässig, deren nördliche Nachbaren die Bakundu sind. Hinter dem großen Orte Bakundu ba Nambeleh beginnt dichter Urwald.

Das Bakundu Land ist durch die Expedition bekannter geworden, welche der Pole Rogozinski in dasselbe unternahm. Dort liegt im dichten Urwald der Elefanten-See, der Balombi ba Mbu, zu welchem schon vor mehreren Jahren Rev. Thompson vorzudringen suchte, sich aber zur Umkehr gezwungen sah, weil die ihn begleitenden Neger vor den großen Elefantenherden, denen sie begegneten, die Flucht ergriffen und nicht zu bewegen waren, weiter vorzudringen. Auch Rogozinski, der von der unterhalb des Mungofalles gelegenen Stadt Kumba etwa 2000 Einwohner gegen den See vordrang, sollte diesen nicht erreichen. „Nach kurzem Weg durch Kumbas zahlreiche Plantagen," erzählt er, „schritten wir durch dichten Wald; immer zahlreicher wurden die Elefantenspuren und Verheerungen; endlich gegen Mittag trafen wir Eingeborene, die in größter Aufregung uns mitteilten, der Weg und seine ganze Umgegend sei überschwemmt von Elefantenherden. Ich hielt es deshalb für zweckmäßig, einen dieser Waldbewohner als Führer zu nehmen, und wir verdanken vielleicht Muelle — so hieß derselbe — unsere Existenz. Durch die zahlreichen Herden, welche die von uns verfolgte Richtung unsicher machten, wurden wir von unserem Ziele abgedrängt. Wiederholt trafen wir im Laufe des Tages mit großen Massen dieser Waldriesen zusammen, welche wir trotz lebhaften Feuers aus unseren Windhesterbüchsen nicht in die Flucht jagen konnten; wir wurden vielmehr selbst gezwungen, ihnen aus dem Wege zu gehen." In Ekumbe ba Wandschi, wo Rogozinski nach langem Herumirren am Abend todmüde ankam, fand er Mbu Leute vom See, die ihm als Führer nach ihrer Stadt hätten dienen können, „doch sie selbst waren

[201] S. Reverend Combers Reise um das Kamerungebirge Globus, Band XXXV, Nr. 27.

[202] „Die Strapazen des letzten Marsches waren unerhört. Mein zweites Paar Stiefel (meine Reiterstiefel, die ich in der Schlacht von Tel-el Kebir getragen) gingen hierbei zugrunde. Etwa auf der Mitte des Weges verlor ich heiser und immer heiserer werdend die Sprache, die ich erst nach längerem Ausruhen auf dem Gipfel wieder erhielt. Um 3¾ Uhr standen wir auf der höchsten Bergeshöhe Westafrikas und so weit bisher unsere Kenntnis reicht, nächst dem Kilimandscharo (an der Ostküste) der höchsten von ganz Afrika. Von dieser stolzen, bloß einmal oder höchstens zweimal vorher erstiegenen Höhe hinunterblickend, sahen wir zu unseren Füßen eine ganze Welt von Bergen, Wolken und erloschenen Vulkanen. Nach Ansicht der Eingeborenen thront Gott selbst auf diesem Riesenkegel, den sie deshalb Mongo ma Loba (Götterberg) nennen, und keiner von ihnen würde durch irgendwelches Geldversprechen zur Besteigung veranlaßt werden können. Auf der noch stehenden Kante des ehemaligen Kraters (die andere Hälfte ist herabgestürzt) sitzend, verfaßten wir bei + 1° Celsius mit halberstarrten Händen in lateinischer Sprache eine Urkunde, welche in eine strohumflochtene Flasche gesteckt und mit dieser vergraben wurde. Darüber türmten wir Felsblöcke auf, umsaust von heulendem Sturme, der uns in diesem Augenblick in Wolken hüllte, um im nächsten wieder auf kurze Zeit einen freien Überblick zu gestatten. Die beabsichtigte neue Höhenbestimmung mißlang uns, da die mitgebrachten Barometer nicht ausreichten und die zur Bestimmung des Siedepunktes des Wassers angewandten Thermometer zersprangen. Irgendwelche Spuren neuester vulkanischer Thätigkeit haben wir im Kamerun Gebirge nicht wahrgenommen und auch die von Burton erwähnte Solfatara nicht auffinden können. Von jenen unzähligen, schwarzen Riesengletschern gleichenden Lavaströmen, die wir überschreiten mußten, schienen einige doch neueren Datums zu sein, wie denn auch 1868 Kapitän und Passagiere eines Dampfers große Flammen und Rauchsäulen vom Kamerun Berge haben aufsteigen sehen." — Hugo Föller, die Besteigung des großen Kamerun Berges. Kölnische Zeitung 1885, Nr. 54, zweites Blatt.

bereits einige Wochen in Ekumbe und wagten der Elefanten wegen nicht heim zu gehen, da in dieser Zeit (gegen Ausgang der Regenperiode) die Wälder um den See voll seien von diesen Tieren, die auf dem Durchzuge nach Osten begriffen sind." Glücklicher als Rogozinski war sein Gefährte Klemens Tomczek, der 4 Wochen später den Versuch machte, den See auf einem andern Wege zu erreichen. Er drang von Bakunde ba Nambeleh nordwestwärts zu den Städten Nake und Borri vor, wandte sich dann nach Südwest und erreichte einen etwa 150 Meter breiten Fluß, der an jener Stelle den Namen See Meme führt, von Nordost nach Südwest fließt und in den Kalabar münden soll. Tomczek war jedoch der Ansicht, daß dieser Fluß kein Nebenfluß des Kalabar, „sondern der obere Lauf eines der großen, noch völlig in Dunkel gehüllten Flüsse sei, die östlich vom Kalabar den gewaltigen Rio del Rey bilden." In der Nähe des Flusses liegt eine Stadt namens N'Gongo, welche nur 2 Tagereisen von Kalabar entfernt sein soll. Leute aus Kalabar, welche Tomczek dort antraf, erzählten ihm, daß man während des ersten Tagmarsches den Lobofluß (der 2. Arm des Rio del Rey?) erreiche, auf dem man nach Duketown fahren könne. Von N'Gongo kehrte Tomczek nach Nake zurück und trat nun die eigentliche Entdeckungsreise zum Elefanten-See an, den er ohne Unfall erreichte. „Der 4 miles lange, rundliche, von dicht bewaldeten Hügeln begrenzte See scheint seine Entstehung vulkanischen Kräften zu verdanken. Dieser Schluß ist gestattet aus den gegen 500 Fuß hohen, aus Grünstein bestehenden Felswänden, die auseinandergerissen eine tiefe Schlucht begrenzen, in welcher der den See an seinem südöstlichen Ende verlassende, übrigens nicht bedeutende Mukunda ma M'bu zwischen gigantischen Felsblöcken in südwestlicher Richtung dahinzieht. Der tiefe, fischreiche See erhält von Westen einen Zufluß, den 6 oder 7 Meter breiten Sobo, der in Katarakten zu ihm herabfällt." Am Nordende des Sees liegt die aus etwa 40 Hütten bestehende Stadt M'Bu, deren Bewohner noch nie einen Weißen gesehen hatten und bei Tomczeks Anblick erschreckt die Flucht ergriffen, sich aber zur Umkehr bewegen ließen und ihm dann freundlich entgegenkamen.

Das Gebiet, in welchem der See liegt, sowie alles Land westwärts von der Kolonie Viktoria bis zum Rio del Rey gehört nun definitiv zu dem deutschen Schutzgebiet.

Weniger bekannt als das vom Mungo durchströmte Gebiet sind die Ufer des zweiten westlichen Kamerunzuflusses, des Nabiang oder Abo, der durch das Land der Abo fließt, und ferner der aus dem Lande der Budiman kommende Wuri. Die Küstenstämme haben bisher jedes weitere Vordringen verhindert.

Von Süden her mündet in das Ästuarium des Kamerun der Quaqua, ein Arm des Malimba. Unterhalb dieses Armes teilt sich der Hauptstrom nochmals, in den Bongo und M'benga, welcher letztere sich ebenfalls in zwei Arme spaltet. Unsere Kenntnis des Flusses reicht noch nicht viel weiter als bis zur Quaquamündung, etwa 17 Kilometer aufwärts von der Bongo-Mündung, der ganze Flußlauf aber ist nach beiläufigen Schätzungen 28—30 Kilometer lang.[203]) Als der Hauptstrom ist der Bongo-Arm zu betrachten, welcher trotz einer die Einfahrt zum Teil sperrenden Barre auch in der trockenen Jahreszeit Schiffen von 7—8 Fuß Tiefgang zugänglich ist. Mit Booten kann man zu jeder Jahreszeit das an einem Wasserfall etwa 10 Kilometer oberhalb des Quaqua gelegene Odia oder Idia erreichen, den größten Handelsplatz am Flusse. An die Wohnsitze der Idialeute reihen sich flußabwärts jene der Bakokos, zunächst auf beiden, dann nur auf dem rechten Ufer, während auf dem linken Ufer auf einer kleinen Strecke Pongoes wohnen, worauf wieder Bakokos beide Flußufer einnehmen, bis zu dem Gebiet der Malimbas, welche am Bongo und M'benga Arm ihre Niederlassungen haben.

Die Malimbas schätzt man auf etwa 1000 bis 1500 Seelen, die Sklaven mit eingerechnet. Sie wohnen in den Ortschaften Bongo, Malimbojeddo, M'benga und Molongo, deren jede unter einem eigenen König steht, und Streitigkeiten zwischen den einzelnen Orten bilden die Regel. Die Weißen haben hier großen Einfluß und können sogar einen König, der ihnen nicht behagt, absetzen, was jedoch große Kosten verursacht. Die Malimbas leben vom Handel, von Fischfang und Jagd; Ackerbau wird wenig getrieben, und sie beziehen den

[203]) Kapitän R. Rabenhorst, Malimba unter 3° 56' n. Br., 9° 42' ö. L. „Das Ausland", 1885, Nr. 8 und 9.

größern Teil ihrer Nahrungsmittel von den Bakokos. In das Innere kommen auch die Malimbas nicht. Wie am Kamerun die Dualla, so haben hier die Idialeute den Handel mit dem Binnenlande monopolisiert.

Am Malimba dominiert die Firma C. Wörmann, obwohl auch C. R. W. King & Ko. aus Bristol am Mbenga eine Faktorei besitzen. Wörmannsche Faktoreien befinden sich auch noch weiter südlich, über Plantation und Criby, ja über das deutsche Schutzgebiet hinaus an der Küste nördlich von den spanischen Besitzungen an der Corisco Bai, wo unsere Ansprüche noch nicht endgiltig anerkannt sind. In Klein-Batanga, ferner an der Bata Bai, am Kampo-Fluß und in Benita ist in dem noch strittigen Gebiet auch die Firma Jantzen & Thormählen durch Faktoreien vertreten.

Wir sind hier an der Grenze Ober-Guineas angelangt, aber wir können dasselbe nicht verlassen, ohne noch einen Blick auf die herrliche Insel zu werfen, welche der Kamerunmündung gegenüber liegt: Fernando Po mit seinem hoch emporragenden Pic. „Über den Waldgürtel," schreibt Soyaux, „welcher den ganzen Rand der Insel umschließt, an den strahlenförmig zum Clarence-Pic gerichteten Berglehnen emporschauend, begegnete mein Blick einem Palmenreichtum, wie ich ihn in so großartiger Fülle später nur in einigen Gegenden der Kuansa Ufer wieder gesehen habe. Die dichten Ölpalmwälder machen die Insel zu einem der reichsten Plätze West-Afrikas; sie bedecken stellenweise den Riesenleib des Pic bis zu einem Drittel seiner Höhe, die dann weiter hinauf bis zum Gipfel mit dichtem Laubwald besetzt ist." Die Hauptstadt der Insel, St. Isabel, liegt in einer sehr tiefen Bucht, in welcher auch Schiffe von großem Tiefgang bis dicht ans Ufer fahren können.[204] Über die freundlich aussehenden Häuser der Stadt, die teils mit roten Ziegeldächern, teils mit Palmenwedeln gedeckt sind, ragt eine stattliche Kirche mit viereckigem Turm empor, neben welcher ein großes Gebäude steht, das durch die auf dem Dache wehende englische Flagge als englisches Besitztum, das Haus des Agenten der Dampfer-Kompagnie gekennzeichnet ist.

Die Bevölkerung wird auf 20000—30000 Seelen geschätzt. Sie werden von zwei Königen beherrscht, welche den Titel Kokorokoko führen und von denen der eine über den weitaus größern Teil der Insel gebietet. Von Kapitän Kelly, der an dem nach ihm benannten Kap landete, stammt die Bezeichnung der Eingeborenen mit dem Worte „Bubi", welches in ihrer Sprache „Mensch" bedeutet. Es sollen auf der Insel 5 Sprachen und eine Menge Dialekte vertreten sein. Die Bubis sind zwar ein sanftmütiges Volk, aber aller Zivilisation abhold, halten am Fetischismus fest, und die Jesuitenmission hat unter ihnen keine Erfolge erzielt. Seit Anfang 1884 versuchen dort ihr Heil 12 Missionäre der Kongregation du Sacré Coeur de Marie, welche 50000 Franken Subvention erhalten. Als Arbeiter sind die Bubis nicht verwendbar, und man hat daher für die Plantagen Kruneger eingeführt.[205])

[204]) Die Insel wurde 1741 oder 1742 durch einen portugiesischen Seefahrer entdeckt, der ihr den Namen Hermosa gab, aber bald darauf wurde ihr der Name ihres Entdeckers beigelegt. Auf Fernando Po fanden die Portugiesen Bewohner, während die drei anderen, gleichzeitig entdeckten Guinea-Inseln unbewohnt waren. Im 16. Jahrhundert wurde die von ihnen auf Fernando Po gegründete Niederlassung von den Holländern zerstört und durch den am 24. Mai 1778 in Madrid unterzeichneten Friedensvertrag trat Portugal Fernando Po und Annobon an Spanien ab. Eine Expedition unter Führung des Grafen D'Artalejos wurde von Montevideo ausgesandt um von der Insel Besitz zu ergreifen, aber D'Artalejos starb, bevor er seinen Auftrag ausgeführt hatte, und der Colonel Primo de Rivera pflanzte auf der Insel die spanische Flagge auf. Spanien kümmerte sich später aber nicht viel um die Insel, und die Engländer begannen sie allmählich mit begehrenden Blicken zu betrachten. Im Jahre 1827 faßte das Kabinett von Saint James den Entschluß, auf die für herrenlos geltende Insel den Sitz des Gouverneurs der englischen Besitzungen an der Westküste zu verlegen. Nun erinnerte man sich plötzlich in Spanien der alten Ansprüche und protestierte entschieden gegen Englands Vorhaben. Den Engländern wurde nur gestattet, für einige Zeit eine Station für seine auf die Sklavenschiffe Jagd machenden Kreuzer anzulegen, und Spanien wies auch später (1841) das Anerbieten Englands, ihm die Insel für 60000 Pfund Sterling zu verkaufen, zurück. Im Jahre 1845 ergriff Spanien wieder Besitz von Fernando Po und legte eine Garnison nach Clarence oder (wie der Ort neu getauft wurde) St. Isabella.

[205]) Les possessions espagnoles du golfe de Guinée, leur présent et leur avenir, par le lieutenant Sorela. Paris, A. Lahure, 1884, Seite 19 u. f.

Europas Kolonien.

Das Kongogebiet und seine Nachbarländer.

Nach den neuesten Quellen geschildert

von

Dr. Hermann Roskoschny.

Mit 109 Abbildungen und 5 Karten.

Leipzig.
Greßner & Schramm

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gießner & Schramm in Leipzig

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Libreville	1
Rhede von Libreville	4
Miſſion am Gabun	5
Viper vom Gabun	8
Gabuneſe	9
Gabuneſin	9
Idole der Fan	12
Die Fetiſchſpitze am Ogowe	15
Gabuneſiſche Frauen von Glaßtown	16
Fan	17
Inſel Ningeſaka im untern Ogowe	20
Rengenge, Häuptling von Orovi	21
Renuële, Häuptling von Igane	21
M'kumbe, Häuptling der Galloa	21
Rempole, Häuptling der Aſhondo	21
Jonanga-See	24
Erzeugniſſe der Fan	25
Pahouin-Dolmetſcher	28
Pahouin	28
Überſchwemmtes Dorf in den Ogowe-Niederungen	29
Pirogue auf dem Ogowe	32
Oganga	33
Neſter der Webervögel	36
Faktorei am Ogowe	37
Junger Gorilla	40
König der Okota	41
Oſcheba, Mann und Frau	41
Weinpalme (Raphia)	44
Haus des Königs Renoki	45
Der roi soleil und ſeine Frauen	45
Wurzeln eines Urwaldrieſen	52
Fiſchfang im untern Ogowe	55
Kautſchuk-Ranke	55
Briefbote mit „Mukanda“	57
Weib mit „Muteta“	57
Verſchiffung des Palmöls	60
Bereitung des Palmöls	61
Ficus „Lutatu“	65
Melonenbaum (Carica papaya)	68
Eingeborene von der Loangoküſte	69
Junge Mangroven	73
Gruppen von wilden Dattelpalmen	76
Lagune unweit Tſchinſchoſcho	77
Maniok	80
Fruchtſtand der Ölpalme, 1/5 n. Gr.	80
Pandanus an der Loango-Bai	81
Savane mit Wolkengebilden in Nordlichtsform	84
Banyanenähnlicher Feigenbaum	85
Papyrusſtaude	88
Schilfgras der Savane	88
Das Ideal der Banane	89
Wurzelgerüſte der Ficus Nsanda	92
Die Heimat des Gorilla	93
Königsgrab in Kabinda	97
Hof einer Faktorei in Banana	105
Ponta de Lenha am untern Kongo	108
Mangroven am untern Kongo	112
Der Kongo bei Boma	113
Stanley vor ſeiner Reiſe	116
Eingeborene von Manyema	117
Kitete, Häuptling von Mpungu	121
Großes Kriegskanoe auf dem Aruwimi	124
Kalulus Tod	125
Tod Salaams in den Zinga-Fällen	132
Die „Lady Alice“ in den Stromſchnellen	133
Stanley nach ſeiner Reiſe	137
Die Expedition in Kabinda	141
Fetiſche vom Kongo	144
Eingeborene von Vivi	145
Straßenbau am Kongo	148
Wagentransport im Kongogebiet	152
Ein Kanoe der Eingeborenen	153
Franceville	153
Marſch über die Ebene von Aſcikuya	156
Empfang beim König Makoko	157
Straße am Kongo	161
Empfang eines Abgeſandten des Königs Makoko	164
Bateke in einer Station	165
Station am Stanley-Pool	169
Der zerlegbare Dampfer „Stanley“	172
Transport der Beſtandteile des Dampfers	172
Typen der Haouſſa	173
Station Iſangila	177
Vivi im Jahre 1883	180
Bootfahrt über Stromſchnellen	180
Alter und junger Wollbaum	181
Kru-Wohnungen am Kongo	185
Lotſenboot in der Kongomündung	189

	Seite
Wy Neger vom Kongo	193
Oberſt Strauch	195
Das Herrſcherpaar des Kongoſtaates	196
Küſte bei Ambris	204
Der Marktplatz von S. Paulo de Loanda	215
Dorf Quingolo	215
Elfenbeinſchnitzereien der Eingeborenen	217
Rhede von San Paulo de Loanda	220
San Paulo de Loanda vom Lande aus geſehen	221
Elfenbeinſchnitzereien der Eingeborenen	224
Welwitschia mirabilis	225
Bai von Moſſamedes	228
Reiſen in der Tipoja	228
Eingeborene von Bihé	229
Frauen aus der Gegend von Kakonda	240

Karten.

	Seite
Facſimile von Linſchotens Kongokarte aus dem Jahre 1590	100
Facſimile von Dappers Kongokarte aus dem Jahre 1670	101
Karte des Kongogebietes	109
Der Stanley-Pool im Jahre 1884. Nach „Le Mouvement géographique“	140
Karte der Stationen im Kongogebiet. Nach „Le Mouvement géographique“	140

Kongo-Neger.

Libreville.

Gabun und Ogowe.

Vor den Blicken des Reisenden, der von Norden her nach dem Gabun kommt, entrollt sich beim Einlaufen des Schiffes in den Fluß ein großartiges Bild. Der Gabun ist an seiner Mündung 3½ Meilen breit und gleicht einer weiten Bucht, welche sich etwa 10 Meilen südostwärts ins Land hineinzieht, eine Menge Flüsse und Flüßchen in sich aufnehmend. Während das niedrige Südufer von einem dichten Rizophorenwald bedeckt ist, prangt das nördliche Ufer im Schmuck der üppigsten Tropenvegetation. Die Hügel sind mit schönen Buschpartieen bedeckt, aus welchen besonders die prächtigen Bambusgebüsche und die hohen, olivenfarbigen Euphorbien hervortreten, und statt des sumpfigen, mit Mangroven bestandenen Schlammbodens, welcher weiter nördlich überall das Ufer bildet, bespült hier das kristallklare Wasser sandiges, trockenes Land, auf welchem stellenweise die prächtigsten Tropenbäume dicht am Ufer sich erheben und ihre Wurzeln in die Fluten senken. Zur Linken erhebt sich in der Einfahrt, welche der nördliche Clara-Point und der südliche M'pongara-Point einschließen, der etwa 200 Meter hohe Bergkegel Bouet, und „hinter den sanft ansteigenden, anmutig grün bewachsenen Hügeln zieren einige entferntere Bergkuppen den Hintergrund.“[1]) Mehrere kleine Inselgruppen, die Coniquet- und die

[1]) Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika. Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von Karl Heinersdorff. Leipzig, F. A. Brockhaus 1880. Seite 167.

Papageien-Inseln liegen in dem weiten Ästuarium und entziehen dem Blick die Mündung der in dasselbe sich ergießenden Flüsse Ramboe und Como. Reges Leben und Treiben herrscht auf dem Wasser. „Zahlreiche Schiffe,[2] Dampfer wie Segler, beleben die Rhede, und an Bord eines jeden herrscht fröhliches, arbeitsames Leben von früh bis spät. Hier wird die kostbare Ladung von Elfenbein, Gummi elasticum, Palmöl, Eben- und Rotholz eingenommen, dort hingegen werden die europäischen und amerikanischen Waren gelöscht, welche für die französischen, englischen, amerikanischen und deutschen Handelsfaktoreien der Kolonie bestimmt sind. Die auf den Schiffen arbeitenden Neger sind Krus, welche durch ihr unaufhörliches Singen und Scherzen den Fahrzeugen einen heitern Anstrich verleihen. Ernster, gleichsam vornehmer ruhen die französischen Kriegsschiffe im Hafen, und nichts scheint sich an Bord des meist gefüllten Hospitalschiffes zu regen, das wie eine von Bonny oder Kalabar in den Gabun versetzte Hulk aussieht. Zwischen den mächtigen, Respekt gebietenden Seeschiffen schießen, von starkem Ruderschlag oder von einem windgefüllten, meist dreieckigen Segel von gelbbraunem Palmbastzeug getrieben, kleinere und größere Canoes hin und her und tragen nicht wenig zur Belebung der Staffage jener Äquatorial-Landschaft bei."

Das erste Gebäude, das man bei der Einfahrt erblickt, ist jenes der katholischen Mission. Eine kleine Strecke hinter demselben stehen einige Holzhäuser und weiß getünchte Steingebäude. Das ist Libreville, welches allerdings so klein ist, daß es auf den Namen „Stadt" kaum Anspruch erheben kann, aber durch den lebhaften Verkehr und das Zusammenströmen von Vertretern der verschiedensten Nationalitäten erhält es doch in den Augen des Reisenden, der seit Wochen oder Monaten nur Dörfer der Eingeborenen oder einsam gelegene Faktoreien gesehen hat, einen fast großstädtischen Anstrich. Es besitzt einige stattliche Bauten, wie das Fort d'Aumale, das Hospital, das Hotel de Ville und andere Regierungsgebäude Hier ist der Sitz des Gouverneurs, und die Bevölkerung besteht hier überwiegend aus Franzosen. An Libreville reiht sich als nächste Ansiedelung in der Gabunmündung Glaßtown an, das Zentrum des Gabunhandels, wo außer mehreren Missionen deutsche, französische, englische und amerikanische Firmen ansässig sind. Eine Straße, welche das Gouvernement und die Handelshäuser gemeinsam herstellen ließen, führt von Libreville längs des Ufers nach Glaßtown und noch weiter nach dem etwa eine Viertelstunde von letzterem auf einem Hügel gelegenen Baraka, wo sich eine amerikanische Mission bei dem Eingeborenen-Dorfe Prince-Glaß befindet."[3]

Die Kolonie gehört zu den jüngeren Niederlassungen an der afrikanischen Westküste, da sie erst am Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts gegründet wurde. Wie alle Häfen dieser Küste hat auch sie in ihrer Geschichte ein blutgetränktes Blatt, auf welchem manche grauenvolle Begebenheiten aus der Zeit des Sklavenhandels verzeichnet stehen. Als im Februar 1849 der spätere Gouverneur von Senegambien (damals noch Schiffsleutnant) Bouet-Willaumez nach Gabun kam, befanden sich auf dem linken Ufer des Flusses noch zahlreiche Sklavenfaktoreien, in denen viele hundert Sklaven, Männer, Frauen und Kinder dicht zusammengepfercht eingeschlossen waren und die Ankunft des zu ihrer Überfahrt nach Amerika bestimmten Schiffes erwarteten.[4] Das Los dieser Unglücklichen, welche nackt und schutzlos dem Wechsel der Witterung und den Stichen der zur

[2] Hermann Soyaux, Aus West Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879, 1. Teil, Seite 110.

[3] Dr. Oskar Lenz, „Die französische Kolonie Gabun" in: Skizzen aus West Afrika. Selbsterlebnisse. Berlin, A. Hofman & Ko., 1878, Seite 25.

[4] Die Revue coloniale vom September 1844 berichtet über einen empörenden Racheakt eines der Sklavenhändler. Derselbe, ein Spanier, verwahrte seine Sklaven in einem von Pallisaden umgebenen Gebäude am Rande eines Waldes, so daß dieselben, wenn ein Kriegsschiff in Sicht kam, rasch in Sicherheit gebracht werden konnten. Als im August 1844 eine englische Brigg in den Gabun einlief, wurden die Sklaven zwar rechtzeitig in den Wald getrieben, aber einigen Hundert gelang es, bei dieser Gelegenheit zu entfliehen. Ihre Freiheit erlangten jedoch nur wenige, da fast alle wieder eingefangen und in ihr Gefängnis zurückgebracht wurden. Um sie von einer Wiederholung des Fluchtversuches abzuschrecken, beschloß der Spanier, zwei Neger, welche er für die Rädelsführer hielt, exemplarisch zu bestrafen. Sie wurden an einen Pfahl gebunden, der Spanier jagte zuerst dem einen derselben eine Kugel durch das Herz und schoß darauf noch mehrmals nach der Leiche, bevor er den zweiten Neger in der gleichen Weise abschlachtete.

Regenzeit hier massenhaft vorkommenden Maranguins (große Mücken) ausgesetzt waren und von den Händlern mit unmenschlicher Grausamkeit behandelt wurden, war ein entsetzliches, und nach den Qualen des Kerkers am Lande harrten ihrer noch schlimmere während der Überfahrt. Daß Frankreich 1843 eine Expedition an den Gabun sandte, dort eine Faktorei anlegen ließ und mit den mächtigsten Häuptlingen am Flusse Verträge abschloß, beeinflußte den Sklavenhandel nicht, der ruhig fortdauerte. Als Bouet-Willaumez 1849 das Dorf Libreville gründete und in demselben Kongo-Neger ansiedelte, welche auf einem gekaperten Sklavenschiff befreit worden, blieben nach wie vor die unweit davon gelegenen Baracken von Sangatang noch eine Zeitlang das Zentrum des Sklavenhandels.[5])

Frankreich setzte sich zu jener Zeit am Gabun fest, als seine Kolonie am Senegal sich im vollen Niedergang befand.[6]) Man erwog die Eventualität des Verlustes Senegambiens und wollte sich an der Westküste einen Hafen sichern, welcher Ersatz für Saint-Louis bieten konnte. Dazu schien die Gabunmündung vortrefflich geeignet: an die Gründung einer Ackerbau-Kolonie war zwar nicht zu denken, da das Klima hier dem Europäer jede schwere Arbeit unmöglich macht und die Eingeborenen selbst zu nichts weniger Lust zeigten als zur Arbeit, aber als Schiffsstation genügte der Platz allen Anforderungen. Die Beweggründe, welche Frankreich zur Niederlassung am Gabun veranlaßten, hatten aber zur Folge, daß man die neue Kolonie alsbald zu vernachlässigen begann, als die alte am Senegal unter Faidherbes Verwaltung einen unerwarteten, überraschenden Aufschwung nahm. Die Nachwehen des deutsch-französischen Krieges empfand auch Gabun. Es wurde zwar nicht aufgegeben, wie Groß-Bassam und Assini, aber die Regierung entzog der Kolonie die ihr bisher gezahlte Subvention. Niemand ahnte damals, daß schon in wenigen Jahren Gabun und Ogowe zu hoher Wichtigkeit gelangen würden, und es war sogar eine Zeitlang davon die Rede, daß die Kolonie an England verkauft oder gegen Gambia umgetauscht werden solle.

Die nun sich selbst überlassene Kolonie sah sich, da ihre Einnahmen die Ausgaben nicht deckten, gezwungen, die bisher zollfreie Einfuhr mit hohen Zöllen zu belegen, um sich eine Einnahmequelle zu schaffen. Am 4. Juli 1876 trat ein neuer Zolltarif ins Leben, welcher alle Einfuhrartikel mit 10, 20, ja mit 50—60% ad valorem belastete, wogegen bald darauf der bisherige Ausfuhrzoll von 4% ad valorem auf 2% ermäßigt wurde. So betrug der Zoll z. B. bei Rohtabak 40%, bei Genever 50% und bei Rum 60% des Marktwertes.[7]) Man glaubte wohl, den Handel um so eher in solcher Weise belasten zu können, als er sich überwiegend in den Händen von Ausländern befand, aber die Berechnung erwies sich als falsch. Die Spanier, welche in der Nähe die kleine Insel Eloby besitzen, beeilten sich, dieselbe zum Freihafen zu erklären, was zur Folge hatte, daß alsbald zwei der größten Importhäuser vom Gabun Zweigniederlassungen auf der Insel gründeten. Der Gabunhandel ging rasch zurück. In den Jahren 1875 und 1876 liquidierten drei gabunesische Firmen, und 1879 waren von 9 Ausländerfirmen nur noch 3 und daneben ein französisches Haus vorhanden.[8]).

[5]) Hyacinth Hecquard, Reise an die Küste und in das Innere von West-Afrika. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, Seite 5.

[6]) Vergl. Roskoschny, West-Afrika vom Senegal zum Kamerun, Seite 11.

[7]) Daneben gab es noch eine Menge kleiner Gebühren, wie die Hafengebühr, die Abgabe von 1 Frank für jede ankommende oder abgehende Warensendung, deren Wert 100 Franken überstieg u. s. w. — Siehe Jules Delarbre, Colonies françaises, leur organisation, administration. Nancy, Berger-Levrault & Co., 1878. Dr. Hübbe-Schleiden, Ethiopien. Studien über West-Afrika. Hamburg, L. Friedrichsen & Ko., 1879, Seite 105.

[8]) Siehe Preußisches Handelsarchiv, 1884, Seite 724. — Aus dem dort enthaltenen Bericht geht auch hervor, daß die deutsche Industrie jetzt die Wünsche der Konsumenten immer mehr zu berücksichtigen beginnt. So lieferten z. B. Amerikaner mit Papier und Blech verzierte Holzkoffer, sind aber jetzt von deutschen Fabrikanten völlig verdrängt. Von deutschen Fabrikaten sind am Gabun hauptsächlich vertreten: sächsische und rheinische (Elberfelder) bedruckte rote Kattune und andere Baumwollwaren, grobe und feine Eisenwaren (Hagen), die erfolgreich mit den englischen konkurrieren, Glaswaren (Flaschen), sächsisches Steinzeug, Messing- und Blechwaren u. s. w. Auch Berliner Artikel, Konfektionswaren, Lampen u. s. w. werden immer mehr eingeführt.

Am 8. August 1885 publizierte das Journal officiel ein neues, auf die Gabunzölle bezügliches Dekret des Präsidenten der Republik, wodurch für französische, gleichviel unter welcher Flagge eingeführte Waren der Zoll um 20% ermäßigt und gleichzeitig der Oberstkommandierende am Gabun ermächtigt wurde, im Einverständnis mit dem Verwaltungsrat die Eingangszölle auf die den Kolonialprodukten gleichartigen Gegenstände zu erhöhen. Für alle im Zolltarif nicht besonders namhaft gemachten Gegenstände gilt fortan der Grundsatz, daß sie mit 2% von ihrem Fakturwert, zu welchem noch 55% desselben hinzugerechnet werden, zu verzollen sind. Abgesehen von diesen hohen Zöllen hatte der deutsche Handel vor kurzem noch unter einem von dem Kommandanten Masson plötzlich erlassenen Verbot der Einfuhr von Waffen und Pulver (das letztere

Rhede von Libreville.

kommt fast ausschließlich aus Deutschland zu leiden. Ohne Steinschloßgewehre war mit den Negern kein Geschäft zu machen, und der Elfenbeinhandel stockte während 8 Monaten vollständig, bis die Verordnung aufgehoben wurde.

Im Jahre 1882 liefen 105 Schiffe in den Gabun ein, darunter 50 deutsche (47 Dampfer, 3 Segelschiffe mit einem Inhalt von 15801 Reg. Tonnen. Unter den übrigen waren 54 brittische Schiffe (meist Dampfer mit 55754 Tonnen und 12 französische Segelschiffe; außerdem 3 amerikanische, 3 portugiesische, 2 österreichische und 1 norwegisches Segelschiff. Von den 50 deutschen Schiffen gehörten 45 mit 15211 Tonnen Inhalt der Firma Wörmann.

Mission am Gabun.

Augenblicklich ruht fast der ganze Gabunhandel in den Händen einer deutschen und einer englischen Firma. Das große Hamburger Haus C. Wörmann hat von der Hauptniederlassung am Gabun aus direkte Verbindungen mit dem Innern angeknüpft und dort, wo es nur an Hatton und Cookson aus Liverpool Konkurrenten findet, ein Netz von Zweigfaktoreien errichtet. Sein Einfluß am gabunesischen Markt steigt von Jahr zu Jahr, und in einer Menge Artikel beherrscht es vollständig den Markt, so z. in Rum, Cognac, Bier, Pulver, Eisenwaren, Goldsachen, Brettern und Kisten u. s. w. Es hat darin alle Konkurrenz so sehr aus dem Felde geschlagen, daß jetzt auch die beiden englischen Firmen Spirituosen, Pulver und Gewehre aus Hamburg (statt wie früher aus England) importieren. Nur die wohlfeileren Baumwollwaren und ein Teil der Eisen- und Messingartikel kommen aus England.

Unter den Ausfuhrartikeln der Kolonie figuriert noch Ebenholz und Rotholz, aber die Wälder in der nähern Umgebung des Gabun sind schon längst ausgebeutet, und das Holz muß fernher von den im Innern gelegenen Zweigfaktoreien zur Küste gebracht werden, ebenso wie das Elfenbein und der Kautschuk, wodurch bedeutende Transportkosten erwachsen, welche den Preis verteuern. In den letzten Jahren hat die Ausfuhr von Rotholz, ebenso wie jene von Wachs, sehr abgenommen. Unter den Einfuhrartikeln finden wir Pulver und Gewehre, sowohl alte Steinschloßgewehre als moderne Hinterlader, eiserne Töpfe, messingene Kessel, Steingutwaren schlechter Qualität, Messer von allen möglichen Formen, auch Rasiermesser, Scheeren, Feilen, besonders aber Rum, Cognac und verschiedene andere Spirituosen, Bier und Wein, das auch hier im Innern des Landes sehr kostbare Salz, Tabakblätter aus Amerika, Zigarren u. s. w. Dazu gesellt sich eine Unzahl von Kleinigkeiten, die man unter dem Gesamtnamen Rubbisch zusammenfaßt und die dem Neger sehr begehrenswert erscheinen. Dazu gehören Glasperlen und Korallen, Armbänder und andere Schmuckgegenstände aus unedlen Metallen, kleine Spiegel und Glöckchen, und last not least die abgetragenen Uniformen, welche, je greller ihre Farbe, desto beliebter sind.

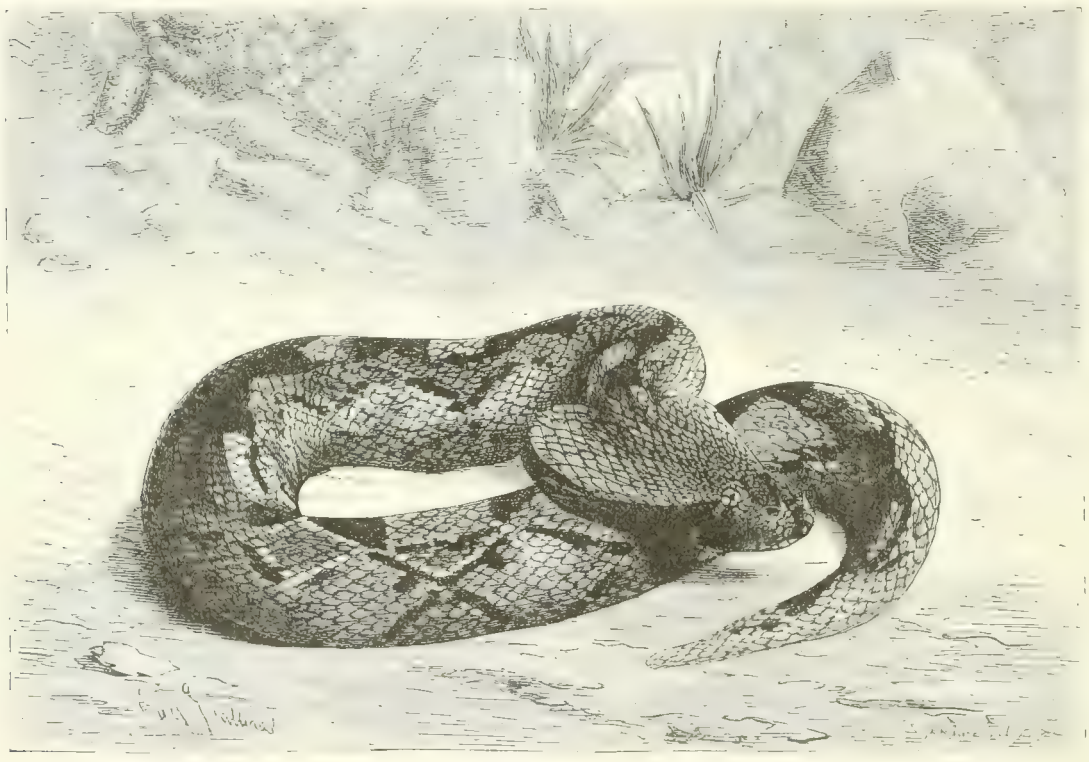
Mit Ausnahme der beiden erwähnten Firmen, welche im Innern Zweigniederlassungen besitzen, sind alle am Gabun ansässigen Kaufleute ausschließlich auf die Zwischenhändler angewiesen, welche den Handel mit dem Binnenlande zu monopolisieren suchen. Ganz abgesehen davon, daß die Ware durch sehr viele Hände geht — auch die Zwischenhändler an der Küste beziehen sie nur von landeinwärts wohnenden Händlern und nicht an erster Quelle — wodurch sie sehr verteuert wird, hat die Abhängigkeit der Kaufleute von den Zwischenhändlern dem sogenannten Trustsystem zu allgemeiner Verbreitung verholfen, wodurch ein übermäßiges Kreditgeben und infolgedessen zuweilen große Verluste unvermeidlich geworden sind. Der Zwischenhändler unternimmt nämlich die Reise in das Binnenland nicht auf sein eigenes Risiko, sondern läßt sich von dem Kaufmann zu derselben vollständig ausrüsten. Die Kosten einer solchen Ausrüstung sind nicht gering. Der Kaufmann muß ein Schiff oder mehrere zur Fahrt stromaufwärts liefern, muß Leute mieten, welche den Händler begleiten und teils zum Rudern, teils zum Transport der Waren benutzt werden, und er muß überdies selbst das Schiff mit den Waren füllen, gegen welche die Erzeugnisse des Binnenlandes eingetauscht werden sollen. Garantie für die ihm anvertrauten Werte vermag selbstverständlich kein Neger zu bieten, und so ruht denn alles Risiko auf dem europäischen Kaufmann. Wenn der Zwischenhändler unehrlich ist, verliert der Kaufmann alles, was er ihm anvertraut hat, und übervorteilt und betrogen wird er stets. Die Provision, welche er dem Händler zahlt, ist die Vergütung für die von diesem unternommene Reise und die Gefahren, denen er sich auf derselben aussetzt, welche allerdings zuweilen nicht gering sind, da die Fahrt auch durch Gegenden geht, in denen noch Menschenfresser wohnen. In solchen Gegenden herrscht noch die größte Unsicherheit, und die dortigen Zustände erinnern lebhaft an jene, welche General Faidherbe bei seinem Amtsantritt an den Ufern des Senegal vorfand. Wie dort die Mauren „coutumes“ erhoben, lassen sich auch die Eingeborenen im Hinterlande von Gabun Zölle von allen mit Waren beladenen Schiffen entrichten, und dabei ist es gar nicht selten, daß sie trotz des empfangenen Tributs wie einst die Mauren die Schiffe überfallen und ausplündern.

Der Handel ist, wie schon aus dem oben Gesagten hervorgeht, auch hier ein Tauschhandel, nur ist an die Stelle des in Ober-Guinea als Tauscheinheit geltenden Kru hier das sogenannte Bündel getreten, welches die verschiedenartigsten, dem Neger begehrenswerten Dinge enthält. Der Inhalt desselben besteht aus Gegenständen wie die folgenden, welche als der für einen Elefantenzahn von 75 Pfund Gewicht gezahlte Preis angeführt werden: 12 Steinschloßgewehre, 65 Neptunes (messingene Salzpfannen von 20—22 Zoll Durchmesser), 8 kleine messingene Pfannen von 10 Zoll Durchmesser, 5 Fässer Pulver zu 14 Pfund, 6 zu 7 Pfund und 12 zu 3½ Pfund, 10 messingene Kessel, 19 eiserne Töpfe (verschiedener Größe), 9 Hüte, 7 Hemden, 3 Röcke, 2 Infanterie-Säbel, 12 Hirschfänger, 3 Äxte, 12 Steinkrüge (3 zu 20 Liter Inhalt), 90 messingene Stangen von 3 Fuß Länge, 6 eiserne Stangen, 6 Fuß lang und 1 Zoll breit, 8 Holzkisten, 6 Bunde verschiedener Perlensorten, 3 baumwollene Schirme, 4 rote Schärpen, 8 rotwollene Mützen, 4 messingene Armringe, 2 messingene Beinringe, 18 Stück verschiedener Baumwollzeuge, 50 Meter roten Flanells und Kaliko, 2 Kisten Genever zu 12 Flaschen, 5 Gallonen Rum, 4 Krüge, 4 Taschen, 4 Rasiermesser, 12 Schlachtmesser, 8 kleine Spiegel, 24 kleine Glocken, 8 verzinnte eiserne Löffel, 2 Stangen Seife, 30—40 Tabakpfeifen, ½ Pfund Tabak, 6 Schnupftabakdosen und 30 Flintensteine.[9]) Die europäischen Artikel, welche für einheimische Produkte in Tausch gegeben werden, sind nicht überall dieselben. Mancher Artikel, der an dem einen Orte sehr begehrt ist, kann an einem andern absolut nicht an den Mann gebracht werden. Jeder Stamm hat seinen eigenen Geschmack, den der Kaufmann wohl berücksichtigen, förmlich studieren muß. Die Glasperlen, nach deren Besitz die Neger so begierig sind, verlangt z. B. ein Stamm in roter, ein anderer in grüner, ein dritter in blauer Farbe, und andere Perlen als jene, welche bei dem Stamm „Mode" sind, werden nicht angenommen.

Der regste Handelsverkehr herrscht in Glaßtown, dem Sitz des deutschen und englischen Handels. Da werden Waren verpackt und verladen, neu angekommene Waren nach den Magazinen gebracht, und überall, wohin man den Blick auch wenden mag, gewahrt man geschäftige Arbeiter, meist Akra- oder Kruneger. Die Einen bessern ein schadhaft gewordenes Boot aus, andere sind mit der Anfertigung von Fässern oder mit Schmiedearbeiten beschäftigt, denn hier, wo es noch keine Gewerbetreibenden giebt, muß alles, was nicht aus dem fernen Mutterlande hergebracht wird, auf der Faktorei selbst fertig gestellt werden, und die anstelligen Kruneger erweisen sich auch hier in gar vielen Fällen als unentbehrliche Gehilfen. „Freundlich und anheimelnd schauen die weiß getünchten Gebäude, unter denen die Faktorei der Firma Wörmann hervorragt, von breiten Veranden umgeben, mit ihren altersgrauen oder noch frischroten Ziegeldächern aus dem Grün der mannigfaltigen Schattenspender hervor. Hinter dem Wohnhause und zu beiden Seiten desselben ist der geräumige, von Warenmagazinen, Schiffszimmerschuppen, Küche, Werkstätten umschlossene Hof, in dem auch der traute Taubenschlag und die Hühnersteige nicht fehlen. Treten wir in das Haus ein, so finden wir erstaunt und erfreut europäischen Komfort, sogar oft europäischen Luxus, freilich meist in altmodischen Formen. Die Rohrstühle, Schaukelstühle, Rohrsophas (Polster würden sofort von gefräßigen Insekten zerstört werden), der Bilderschmuck an den Wänden, genug die ganze Ausstattung der Zimmer erinnert an die eines Gartensalons in der gemäßigten Zone, während die mit feinmaschigem Netz überhangenen, sehr breiten, aber harten Lagerstätten, sowie die Hängematten in der Veranda den tropischen Süden verkünden, an seine Quälgeister, die Moskitos und an sein Hauptbedürfnis, den ungestörten Schlaf und die, im Übermaß allerdings der Gesundheit schädliche Siesta gemahnend. Selbst die heilige Cäcilia entbehrt hier nicht des Altars: ein altes Harmonium, halb zerstört durch die beständige Feuchtigkeit, in allen Fugen knarrend und ächzend, zeigt die Spuren allabendlichen Gebrauchs. Gleich daneben aber steht das dem profanen Bacchusdienst geweihte Buffet, wohlversehen mit verschiedenen Weinsorten, sowie mit Cognac, Genèvre, Absynt und andere Spirituosen. Auf den Tischen umher liegen abgegriffene Bücher des mannigfaltigsten Inhalts, und Zeitungsblätter neuern Datums bedecken die alten, älteren und sehr alten Nummern."[10]) Um die idyllische Ruhe, die hier herrscht, ist es geschehen,

[9]) Siehe Preußisches Handelsarchiv, 1877, Nr. 31, Seite 118.
[10]) Hermann Soyaux, l. c., Seite 111.

sobald sich Verkäufer einfinden. Oft bringen Eingeborene, welche im Besitze eines Elefantenzahnes sind, denselben an die Küste geschleppt und ziehen mit ihm von Faktorei zu Faktorei, um zu erforschen, wo man ihnen für denselben den höchsten Preis bietet. Da giebt es dann endlose Verhandlungen, welche die Geduld des sanftmütigsten Menschen erschöpfen können,[11]) denn die Neger fordern anfangs stets einen Preis, der den Wert der Ware weit übersteigt, und Tage vergehen, bevor eine Einigung erzielt wird. Zuweilen sind die Besitzer des Elefantenzahnes tief im Binnenlande zu Hause und sind, nachdem sie durch einen Agenten mühsam zum Verkauf des bei ihnen entdeckten Elfenbeins bewogen worden sind, einer Einladung folgend in die Faktorei gekommen, wo sie solange als Gäste beherbergt und bewirtet werden, bis der Tauschhandel abgeschlossen ist. Die Elefanten werden auch hier immer seltener, in den Küstengebieten sind sie schon ganz ausgerottet, und die Zähne vor langer Zeit erlegter Tiere, welche dort noch zuweilen in den Wäldern gefunden werden, sind



Viper vom Gabun.

von schlechterer Qualität und werden nicht gern gekauft, auch nicht so gut bezahlt wie die Zähne frisch erlegter Tiere.[12]) Die Nachfrage nach gutem Elfenbein steigt daher stetig, und jene, in deren Besitz sich ein besonders großer Zahn befindet, lassen sich ihn auch sehr gut bezahlen. Jahrelang liegt oft solch ein Zahn in einer Negerhütte, ohne daß sein Besitzer sich entschließen kann, ihn zu verkaufen, und manche Zähne wandern durch alle Faktoreien, bevor sich nach langen Verhandlungen für sie ein Käufer findet. Es kommen Zähne in den

[11]) „Der Neger kennt den Wert der Zeit nicht" — dieser Satz ist eine in allen Büchern, welche West Afrika schildern mit so großer Konsequenz immer wiederkehrende Bemerkung, daß auch wir derselben das Plätzchen, auf das sie ein Anrecht hat nicht versagen wollen.

[12]) Hoch oben in Sibirien an den Ufern der Lena wird zuweilen fossiles Elfenbein mit Resten des Mammut gefunden, aber dieses ist durch das lange Liegen in der Erde durchaus nicht schlecht geworden oder irgendwie beschädigt während die sogenannten „toten" Zähne, welche man in afrikanischen Wäldern findet, mehr oder minder gelitten haben.

Handel, welche anderthalb Zentner schwer sind, aber meist sieht man nur sogenannte scrivillos, Zähne junger Elefanten, ein trauriges Zeichen, welches zeigt, wie wenig diese Tiere geschont werden.

Für den deutschen Handel ist nächst dem Elfenbein der Gummi der wichtigste Exportartikel von Gabun, da von den im Binnenlande gelegenen Faktoreien des Hauses C. Wörmann jährlich bedeutende Posten Gummi nach der Küste geliefert werden. Die Gummiranke ist zwar auch schon in vielen Gegenden ausgerottet, aber im allgemeinen trifft man sie in den Wäldern am Gabun und Ogowe noch ziemlich häufig. Da Gummi mehr vom Ogowe als vom Gabun aus exportiert wird, werden wir später auf denselben und die Art und Weise seiner Bereitung und Verpackung zurückkommen. Der Gummihandel erfreut sich, da das Einsammeln des Gummis keine große Mühe verursacht, der besondern Zuneigung der Eingeborenen, wogegen sie dem Holzhandel nicht sehr hold sind. Die großen Bäume zu fällen und das Holz in transportierbare Stücke zu schneiden, ist keine leichte Arbeit, und wer die Negerfaulheit kennt, den kann es nicht überraschen, wenn er

Gabunese. (Mpongwe.)

Gabunesin. (Mpongwe.)

sieht, wie nachlässig sie dabei zu Werke gehen. Das Rotholz, welches namentlich nach Amerika und England verschifft wird, bringen sie in so großen Scheiten in die Faktoreien, daß man dieselben dort erst noch behauen muß, um das unbrauchbare weiße Holz, welches den Transport unnütz verteuern würde, zu entfernen. Das Rotholz hat sehr an Wert verloren, seitdem in Europa auf chemischem Wege Farben billiger und besser hergestellt werden als früher der Fall war, und das kostbare Ebenholz muß schon weit aus dem Innern geholt werden, wodurch infolge des schwierigen Transportes sein Preis sehr verteuert wird, so daß der Holzhandel bei weitem nicht so entwickelt ist, als er sein müßte. Die immer unverschämter werdenden Forderungen der Neger haben im Verein mit den hohen Zöllen das Geschäft in allen Artikeln sehr herabgebracht, und man darf von dem großen Umsatz nicht auf einen entsprechend großen Gewinn der europäischen Kaufleute schließen. Die Zeiten sind vorbei, in denen der Handel mit diesen Gegenden riesigen Gewinn abwarf, und speziell bei dem früher sehr einträglichen Elfenbeinhandel wird heute nicht mehr viel verdient. Bessere Zeiten werden erst

dann wieder kommen, wenn nach Beseitigung des den Weißen aussaugenden Zwischenhandels gesicherte Verkehrsstraßen nach dem Binnenlande eröffnet sein werden und der Weiße nicht mehr nötig haben wird, den trade-men (Händler Waren zu kreditieren. Wann dieser Fall eintreten wird, läßt sich auch nicht annähernd bestimmen, da das ungesunde Klima die dauernde Niederlassung von Europäern sehr erschwert und doch nur durch eine solche inmitten einer zum Teil noch der Menschenfresserei huldigenden Bevölkerung der Kultur Bahn gebrochen werden könnte.

Wie ungesund das Klima ist, zeigt schon ein Blick auf das Verhältnis der trockenen Jahreszeit zur Regenzeit. Die erstere währt von Mitte Juni bis Mitte September. Dann beginnt ein feiner, allmählich immer stärker werdender Regen niederzugehen, der erst im Januar aufhört, worauf die sogenannte kleine trockene Jahreszeit, die besonders ungesund ist, beginnt und bis Ende Februar dauert. Ihr folgen wieder monatelang bis in den Juni heftige Regengüsse und Gewitter. Es regnet also am Gabun 7 Monate lang. Die Hitze ist nicht unerträglich, selten zeigt das Thermometer mehr als 33°, es sinkt jedoch ebenfalls nur selten unter 23°. Die elektrische Spannung in der Luft wirkt aber störend auf den ganzen Organismus ein, der Körper erschlafft und findet auch im Schlafe keine Stärkung, der Appetit schwindet, und über kurz oder lang stellt sich eine der Krankheiten ein, welche alljährlich zahlreiche Opfer fordern: perniziöse Fieber, Dysenterien u. s. w. Als Frankreich hier noch eine Garnison unterhielt, wohnten die Offiziere und Soldaten nicht auf dem Lande, sondern auf einem vor Anker liegenden ausrangierten Kriegsschiff. Man hatte nämlich wahrgenommen, daß Europäer eher von Krankheiten verschont blieben, wenn sie nicht auf dem Lande schliefen, weshalb das Kasernenschiff gleichzeitig auch als Hospital für Europäer benutzt wurde. Wegen des ungesunden Klimas wurde auch sowohl die Garnison als die Beamtenschaft sehr oft gewechselt, gewöhnlich nach $1^1/_2$ bis 2 Jahren, was für die Entwickelung der Kolonie nicht sehr förderlich war, da ein Beamte, kaum daß er sich eingelebt hatte und mit den Verhältnissen vertraut geworden war, auch schon versetzt wurde.

Die einzigen Europäer am Gabun, welche unter den Einwirkungen des Klimas nicht viel zu leiden haben, sind die Missionäre, welche bei ihrer ruhigen Lebensweise und ihrer Zurückgezogenheit verderblichen Einflüssen nicht so leicht zugänglich sind wie der Kaufmann. Es giebt Missionäre, die seit Jahren am Gabun wohnen und nur wenig durch das Klima gelitten haben. Ihre Ausdauer ist hier durch erfreuliche Erfolge gelohnt worden. Zwischen den von Europäern bewohnten Gebäuden sieht man hübsche Häuschen, darunter manche von Stein, die den Negern zur Wohnung dienen, welche in einer der Missionsanstalten erzogen, dort zu Kaufleuten oder Handwerkern herangebildet wurden und sich dann in der Nähe der Mission angesiedelt haben. Die Missionäre richten in anerkennenswertester Weise ihr Hauptaugenmerk darauf, die Neger an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen und statt des die Faulenzerei begünstigenden und zu Schwindeleien verlockenden Zwischenhandels bei ihnen Gefallen an gewerblicher Thätigkeit zu erwecken. Dadurch würden mit einem Schlage zwei Übelstände beseitigt: der Neger fände einen lohnenden Erwerb und wäre nicht mehr darauf angewiesen, der Entwickelung des Handels Hindernisse zu bereiten, und für eine Menge Arbeiten, deren Verrichtung dem Europäer das Klima unmöglich macht, würden die nötigen Arbeitskräfte gewonnen. Leider ist der Neger sehr schwer zu bewegen, die alten Geleise zu verlassen, und die redlichen Bemühungen der Missionäre, eingeborene Handwerker heranzubilden, hindert vielfach die Teilnahmlosigkeit der Massen.

Die französische Mission, welche Werkstätten für Schmiede, Tischler u. s. w. eingerichtet hat und in denselben Neger heranbildet, beschäftigt sich auch mit Plantagenbau, und in ihren großen Kaffee- und Kakao-Pflanzungen sind ebenfalls Missionszöglinge als Arbeiter thätig. „Die wohlgepflegten Gärten zeugen von dem Fleiß und der Thätigkeit der Missionäre, welche wertvolle Pflanzen aus allen Teilen des Erdenrundes hier einzubürgern suchen, um nebst ihrer Religion den Eingeborenen auch handgreifliche Segnungen zu bringen. Die Palmen und palmenartigen Gewächse hinweggedacht, könnte man sich in die Pfarrei eines heimischen Dörfchens versetzt glauben. Neben den Gemüsen des Nordens neuseeländischer Flachs (Phormium tenax), neben der Weinrebe die Cherimoja von den Spaniern mit Recht la reina de los frutos, die Königin der Früchte

genannt), neben Feigenbäumen der herrliche Gabun-Tulpenbaum (Spathodea sp.) und viele andere Pflanzen fesseln in diesen Akklimatisations- und Versuchsgärten durch Reichtum der Arten und des Wuchses den Blick des Botanikers wie des Naturfreundes." Die Mission der frères de la congrégation du St. Esprit et du Sacré Coeur de Marie ist aber auch so ausgestattet, daß sie imstande ist, Bedeutendes zu leisten, denn sie erhält nicht nur eine Jahressubvention von 20000 Franken, sondern verfügt auch selbst über bedeutende Kapitalien. Neben den Missionären, unter denen sich viele Elsässer und Süddeutsche befinden, wirken Nonnen vom Orden „der unbefleckten Empfängnis von Castres", welche eine Erziehungsanstalt für Negermädchen leiten. Oskar Lenz erwähnt einen Missionär P. Stoffel, einen Elsässer, „der unter anderem der Pflege der Musik unter den Negerzöglingen die größte Aufmerksamkeit schenkt und dem es gelungen ist, ein Knabenmusikchor heranzubilden, welches nicht nur die zum kirchlichen Ritual nötigen Stücke vorzüglich exekutiert, sondern auch in weltlicher Musik ganz Vortreffliches leistet." Die ganze katholische Mission kann als eine Musteranstalt bezeichnet werden.

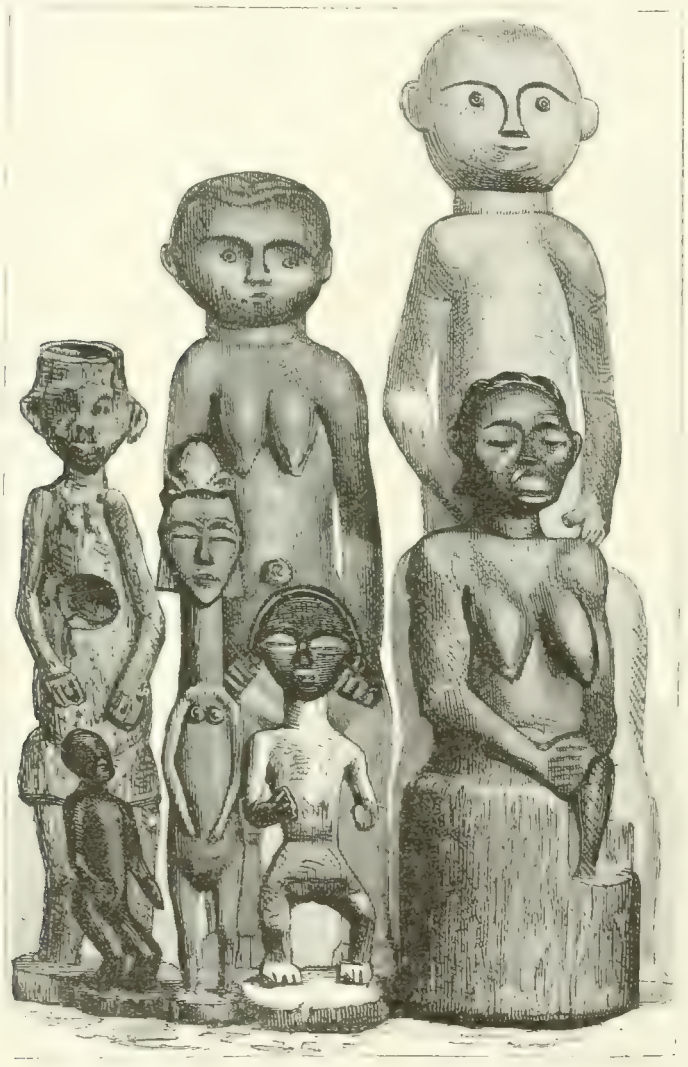
Neben den römisch-katholischen Missionären, welche am Gabun für die Heidenbekehrung und für die Verbreitung der Zivilisation unter den wilden Völkerschaften sorgen, sind in neuerer Zeit noch andere Missionäre dort aufgetreten, Missionäre der Wissenschaft, welche kühn in das noch unerforschte Innere eindrangen und unermeßliche Regionen dem Handel erschlossen. Einer der glänzendsten Namen in der Geschichte der Afrikaforschung, der Name de Brazzas ist eng mit der neuern Geschichte der Kolonie Gabun verwoben. Das wenig beachtete Land, welches Frankreich noch 1871 fast aufzugeben Willens war, hat durch de Brazzas Reisen eine so hohe Bedeutung erlangt, daß es heute bereits als der Kern einer großen französischen Handelskolonie in Nieder-Guinea betrachtet werden kann, gerade so wie Saint-Louis der Mittelpunkt geworden ist, an den sich in Senegambien ein kostbarer Kolonialbesitz angefügt hat. Gabun ist durch Brazzas Reisen und Frankreichs diplomatische Erfolge auf der afrikanischen Konferenz zum nördlichen Eingangsthor des Kongogebietes geworden, wo am mittlern Kongo schon seit 1882 die französische Flagge weht.

Heute bereits wird seitens der Zolldirektion von Gabun der Export der Kolonie auf 7 Millionen, der Import fast ebenso hoch geschätzt. Was ist da in der nächsten Zeit zu erwarten, nachdem zu den Gebieten am Gabun und Ogowe ein so gewaltiges Hinterland mit so vortrefflichen Wasserstraßen hinzugekommen ist, durch welches sich eine Kette von Handelsstationen am Kwilu, am Djoué entlang und bis nach Brazzaville zieht! Aber auch für Deutschland sind diese französischen Erfolge von großer Wichtigkeit. Die Bedeutung, welche die Gabun- und Ogoweländer bisher als Handelskolonie besaßen, verdankten sie zum nicht geringen Teile dem Unternehmungsgeist und der Thätigkeit der großen Hamburger Firma C. Wörmann, welche für die Entwickelung des Handels mehr gethan hat als alle hier ansässigen französischen Firmen samt der französischen Regierung. Jetzt gilt es, das Errungene zu behaupten und sich nicht von späteren Anfängern verdrängen zu lassen. Noch überwiegt der Einfluß der Deutschen und Engländer, welche auch kleine Dampfer auf dem Ogowe besitzen, aber auch die Franzosen beginnen sich jetzt zu rühren, und Herr Conguy, der bereits eine Reihe von Faktoreien auf dem Ogowe gegründet hat, ist rastlos für die Ausbreitung des französischen Einflusses thätig.

Gabun besitzt nur eine sehr kleine europäische Bevölkerung. Es leben dort wenig über 100 Europäer, wovon 51 Missionäre sind. Frankreich ist durch 58 Personen (darunter 34 Missionäre), England durch 17, Amerika ebenfalls durch 17 (nur Missionäre), Deutschland durch 11, Portugal durch 3 vertreten.[13] Der Fluß Gabun ist in neuerer Zeit ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden durch die große Wichtigkeit, welche der südlichere Ogowe durch die auf demselben unternommenen Forschungsreisen und durch die Ausdehnung der französischen Machtsphäre bis zum Kongo erlangt hat. Eine öde, meist sandige, nur zum Teil bewaldete Küste trennt die Mündungen der beiden Hauptverkehrsadern der vielversprechenden französischen

[13]) S. Frankreich und seine außereuropäischen Kolonien und Besitzungen. Von Jean van Leyk. „Export", 1884, Nr. 27, Seite 425.

Kolonie von einander. Wenn man endlich in den Ogowe einfährt, befindet man sich zwischen niedrigen mit Mangroven bedeckten Ufern. Erst hinter dem Kammadorf Chindyua ändert sich die einförmige Landschaft. Dichte hohe Waldpartien wechseln ab mit meistenteils sehr ausgedehnten, oft bis eine Viertelmeile langen Papyrusbeständen, welche breite Uferräume bilden. Die Vegetation erinnert ganz an das Kamerungebiet, und man bemerkt wenig neue Formen. Auch mehr Tierleben beginnt sich zu zeigen. Verschiedene Raubvögel, namentlich Geier, kleine blaugraue Reiher, blaue Schwalben und andere Vögel beleben das Ufer, aber Wasservögel namentlich Enten, fehlen merkwürdigerweise.



Idole der Fan.

Ein buntes Völkergemisch wohnt an den Ufern des Stromes. Die Ureinwohner, die durch spätere Einwanderer aus ihren Wohnsitzen verdrängt wurden und nun zersprengt zwischen jenen leben, sind die Abongo oder Akkoa, eine ungemein kleine Rasse, welche das Interesse des Ethnographen im höchsten Grade in Anspruch nimmt. Durch ihre Entdeckung wurden alle jene alten Märchen und Sagen wieder aufgefrischt, in denen Zwerge eine Rolle spielen, und die Pygmäen der alten Griechen, jene winzig kleinen Menschen, die an den Quellen des Nil wohnen sollten, sind aus Phantasiegebilden, für die man sie hielt, plötzlich zu wirklichen

Die Fetischspitze am Ogowe.

Wesen geworden. Was schon der alte Homer kannte finden wir in der Reise der 5 Männer vom Stamme der Nasamonen über welche Herodot berichtet wieder, aber der große griechische Reisende führt die durch die Sage übermäßig aufgebauschten Berichte auf ein bescheidenes und darum glaubwürdiges Maß zurück, indem er nur von Menschen spricht die „nicht einmal von mittlerer Größe" seien, während die älteren Sagen die Pygmäen nur 2 bis 3 Spannen hoch sein ließen. Das Mittelalter übernahm gläubig die alten Berichte und fügte ihnen noch manche wunderbare, durch Missionäre überbrachte Erzählungen von Zwergvölkern hinzu. Auch in unserem Jahrhundert tauchten vor 45 Jahren neue Nachrichten über ein Zwergvolk auf, von welchem man dem Missionär Krapf erzählt hatte, daß es südlich vom Lande Kaffa am Djubflusse wohne. Keiner von den Vielen welche über Zwergvölker schrieben, hatte aber auch nur einen einzigen Angehörigen eines solchen Volkes gesehen, alle berichteten nur was sie von Eingeborenen gehört hatten, deren Aussagen bekanntlich meist kein großer Wert beigelegt werden darf. Erst durch Schweinfurth erhielt man zuverlässige Angaben. Er war der Erste der beim Monbuttukönig Munsa einige Negerzwerge sah, die dem südlich vom Monbuttuland wohnenden Stamm der Akka oder Tikki Tikki angehörten und ebenso König Munsas Hofstaat zugeteilt waren, wie die Zwerge an den Höfen des Mittelalters. Neuere Forschungen haben dann ergeben, daß es an der Westküste mehrere Zwergvölker giebt, die Kenkob und Benzian in Lufum, südlich von Bagirmi, die Bakke Bakke und die Matimbo an der Loangoküste und die Abongo im Ogowegebiet. Der Entdecker der letzteren war der bekannte Gorillajäger Du Chaillu, dessen Bericht anfangs allseitig auf Unglauben stieß und für eine phantastische Übertreibung gehalten wurde.[1] Lenz, der später ebenfalls mit Abongos zusammentraf, ist jedoch entschieden für die Glaubwürdigkeit dieses Reisenden eingetreten und hat alles bestätigt, was derselbe berichtet. Dagegen wurden die älteren Angaben über Zwergvölker durch die von Lenz vorgenommenen Messungen rektifiziert und von allen erwies sich nur Herodots „nicht einmal mittlere Größe" als zutreffend. „Schwächlicher Körperbau," schreibt Lenz, „dünne, ziemlich lange Gliedmaßen, ein stumpfsinniger Gesichtsausdruck, ein unruhiges, scheues Auge, sehr dolycephaler Schädel mit ziemlich stark prognather Kieferstellung, kleine zierliche Hände und Füße, die Hautfarbe ein ziemlich lichtes Chokoladenbraun, aber nicht so stark ins Gelbliche gehend wie bei den Fan, kurzes welliges Haupthaar und eine Durchschnittshöhe von 132 bis 142 Zentimeter bei ausgewachsenen Männern, bei Frauen bedeutend weniger — das sind in wenig Worte zusammengefaßt die charakteristischen Merkmale der von mir besuchten Abongo. Ich habe selbst eine ganze Reihe Leute verschiedenen Alters und Geschlechtes gemessen, was bei der Furchtsamkeit dieses Völkchens nicht sehr leicht ist. Der kleinste erwachsene Abongo, der mir vorgekommen ist, war der Vorsteher einer kleinen Niederlassung im Okandeland, die sich nur wenige Stunden von meinem während der Regenzeit errichteten Quartier befand, den ich aber trotz wiederholter Besuche des Abongodorfes nie erwischen konnte, so scheu war er; trotz aller Vorsicht, mit der ich mich den Leuten näherte, war dieser alte Häuptling, den den Namen N'Dungule führte, immer mit einigen Stammesgenossen in den Wald entwischt, wo es natürlich ganz vergeblich gewesen wäre, ihn zu suchen." Erst am letzten Tage seines Aufenthaltes im Okandeland gelang es Lenz, des Häuptlings habhaft zu werden. Er begegnete ihm unerwartet im Walde, und obwohl er sich sofort zur Flucht wandte, wurde er doch eingeholt und vor Lenz gebracht. Der mindestens 50 Jahre alte Mann war, wie die Messung ergab, nur 130 Zentimeter hoch! N'Dungule war aber, wie gesagt einer der kleinsten Abongo; unter seinen Stammesgenossen befanden sich auch Leute, welche 150 bis 152 Zentimeter hoch waren, doch diese hält Lenz nicht für reine Rasse, sondern für Mischlinge, aus Kreuzung von Abongos mit Nachbarstämmen hervorgegangen. Jedenfalls gehören die Abongo zu den kleinsten Völkern der Erde, und streng genommen dürften ihnen nur die Eskimo den Rang als allerkleinstes Volk streitig machen können.

[1] Dr. Oskar Lenz „Die Abongo ein sogenanntes Zwergvolk" in „Skizzen aus West-Afrika." Berlin 1878. A. Hofmann & Co. Seite 105. — Du Chaillu, A journey to Ashango-land. London, 1867, Seite 269. — Eine Zusammenstellung der Litteratur s. im „Globus" XXVIII. Band Seite 108.

Die Abongo bilden heute nicht mehr eine zusammenhängende Nation und haben, obwohl sie eine eigene Sprache besitzen, doch überall als gewöhnliche Umgangssprache die Sprache des Volkes angenommen, unter dem sie leben.

Die Niederlassungen der Abongo liegen zwischen jenen der Apingi, Osseba und Okonda (11½° östl. L. von Gr. am Ogowe), aber vereinzelt kommen sie auch in den Waldungen zwischen dem Mundah und Muni, sowie zwischen Ramboe und Kap Lopez vor. Sie bauen stets ihre Hütten möglichst fern von anderen Niederlassungen, da sie sich zur Gegenwehr zu schwach fühlen und ihre Nachbaren ihnen gern ihre Kinder rauben, um sie als Sklaven zu verkaufen. Ihre Dörfer liegen in den dichtesten Urwäldern, in welchen sie ein Zusammentreffen mit Angehörigen anderer Stämme nicht leicht zu fürchten haben. Das Apingidorf am Ogowe, welches Lenz besuchte, lag ebenfalls mitten im Walde, auf einer durch Ausroden der Bäume entstandenen Lichtung. Es zählte nur zehn Hütten, in welchen etwa 20 bis 30 Männer, Frauen und Kinder wohnten. Unter einem Schutzdach, welches durch über Stangen gebreitete Matten hergestellt war, befanden sich 6 bis 8 Schlafstellen, rohe Matten, welche auch die einzige Einrichtung der Hütten bildeten. Überall herrschte große Unsauberkeit, und die Bewohner der Hütten waren nicht sauberer als diese. Sogar Frauen und erwachsene Mädchen gingen völlig unbekleidet einher, und die Männer waren nur in ein Stück schmutziger Matte eingehüllt. Nach Stoffen, welche andere Neger so gern eintauschen, zeigten die Abongo nicht das geringste Verlangen. Das Einzige, was sie erzeugen, sind zum Fischfang dienende Körbe und große Netze, welche man zwischen den Bäumen aufspannt und dann das Wild in die Kreisöffnung treibt, wo es niedergeschossen wird. Die Speere, deren sie sich auf der Jagd bedienen, erhalten sie wahrscheinlich von den Akelle. Außer diesen besitzen sie als Waffen nur noch Bogen und vergiftete Holzpfeile, mit denen sie sehr gewandt umzugehen wissen. Die Männer sind als vortreffliche Schützen bekannt, Fischfang und Jagd ihre Hauptbeschäftigung. Ackerbau und Viehzucht verachten sie, und dieselben können auch bei einem Volke keine Verbreitung finden, welches in ewiger Angst vor Überfällen lebt und stets bereit ist, seine Wohnsitze zu verlassen und anderswo ein schützendes Asyl zu suchen.

Erst seit etwa 40 Jahren sind die Fan am Ogowe ansässig, gleichwie die auf dem linken Ufer wohnenden Akelle, welche dort dieselbe Rolle spielen wie die Fan auf dem rechten Ufer, neue Ankömmlinge sind. Ebenso gefürchtet wie die Fan, sind die Akelle (Bakelle oder Bakalai bezeichnet das einzelne dem Stamm angehörige Individuum) in fast ununterbrochenem Kampf mit ihren Nachbaren. An diese Hauptstämme, die Ureinwohner (Abongo) und die später eingedrungenen Fan und Akelle reiht sich noch eine Menge kleiner Völkerschaften, die in Sprache und Sitten sehr von einander verschieden sind: die am Kap Lopez wohnenden eigentlichen Mpungwe oder Orungu, die Galloa, Jninga, Ncomi, Adjumba, Apingi, Asimba, Okota und Okande.

Der direkte Gegensatz zu den Abongo sind die Fan. Sie selbst nennen sich Fan oder Faon, in den Küstengegenden nennt man sie Mpangwe, im Innern Osheba, und die Franzosen haben ihnen den Namen Pahouins beigelegt. Langsam aber unaufhaltsam dringen sie aus dem Innern immer weiter gegen die Küste vor, und heute schon sind sie über ein riesiges Gebiet verbreitet. Nördlich vom Kamerungebirge sollen ihre äußersten Vorposten sein. Das ganze rechte Ogowe-Ufer bis tief ins Innere hinein ist von ihnen besetzt, und von der Mündung des Lolo an haben sie auch von einem Teil des linken Ufers Besitz ergriffen. Fleuriot de Langle, der von den Fan zu erfahren suchte, wo ihre Urheimat sei, erhielt auf seine Fragen den Bescheid, daß sie aus dem fruchtbaren Lande N'Dua vom fischreichen See Tem kämen und daß die vielen Kriege, die dort wüteten, sie zur Auswanderung bewogen hätten.[15]) Die Bewohner einzelner Ortschaften wollten 11 Monate zum Marsch nach dem Ogowegebiet gebraucht haben, andere dagegen wollten nur 5 Monate unterwegs

[15]) Sie führen als Waffen sonderbar gezackte Wurfeisen, genau gleich jenen, welche man bei den Niam-niam und einigen Stämmen in Nubien findet. Siehe Du Chaillu, Explorations and adventures. London 1861, Seite 70.

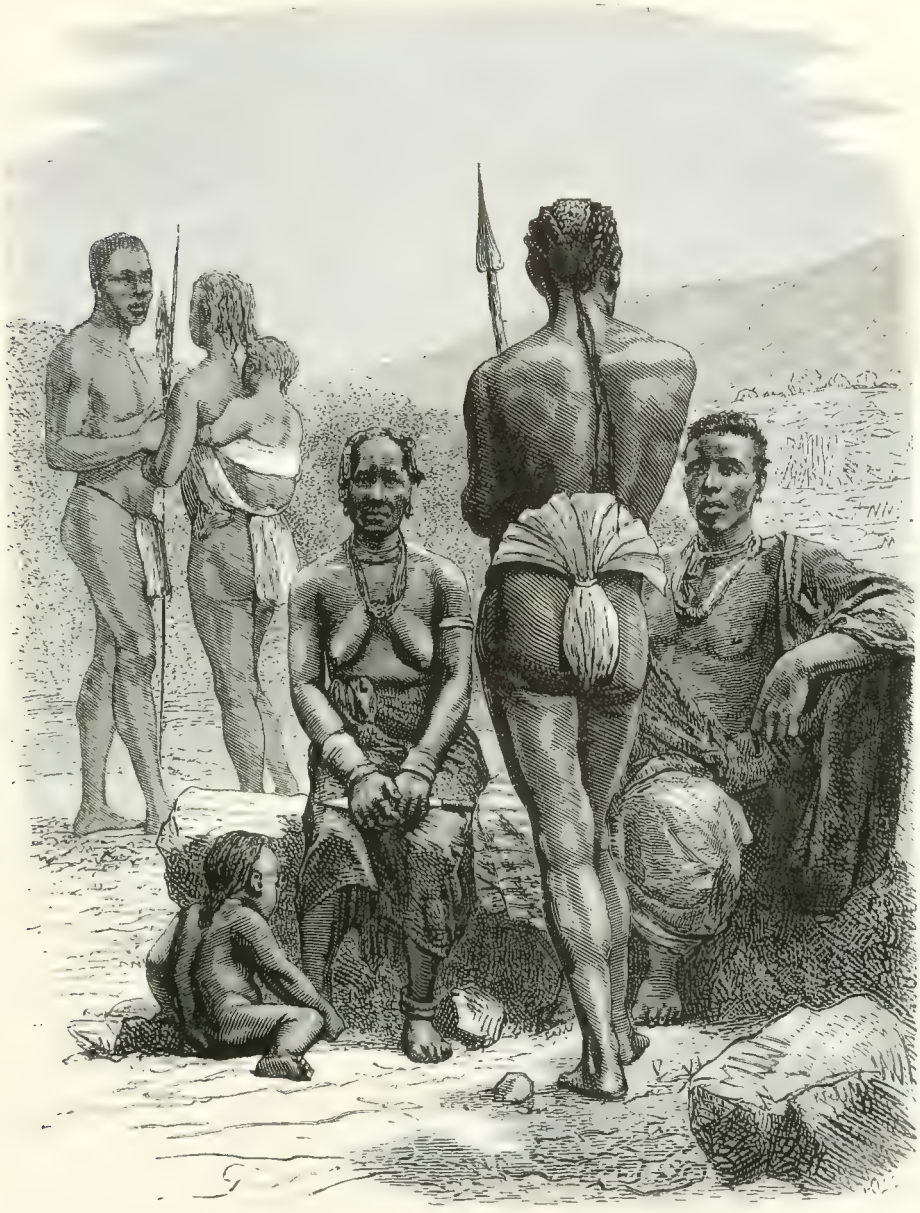
gewesen sein, welche Zahl noch um ein Bedeutendes zu kürzen ist, da die Fan aussagten, daß sie nach 5 Marschtagen stets 2 Tage zu rasten pflegten. In ihren neuen Wohnsitzen haben sie sich durch ihre Wildheit und Grausamkeit weithin gefürchtet gemacht.

Lenz erwähnt eine recht eigentümliche Begrüßungsart bei den Fan. „Wenn ein Fan von einem längern Ausfluge in sein Dorf zurückkommt, oder wenn er eine befreundete Familie besucht, so begrüßt er die in der öffentlichen Halle des Dorfes halbkreisförmig herumsitzenden Freunde und Freundinnen dadurch, daß er sich der Reihe nach jedem auf den Schoß setzt; der so Begrüßte schlägt dann seine Arme um den Ankömmling, umarmt ihn also gewissermaßen von rückwärts. Es machte mir einen ungemein komischen Eindruck, als ich im Fanlande und in Fanbegleitung reiste, wie meine Leute sich schweigend dem Kreis ihrer Stammesgenossen näherten, und nun langsam und feierlich in der erwähnten Weise vorgingen. Bei den übrigen Ogowe Bewohnern erfolgt das Begrüßen in der Art, daß man sich gegenseitig die Hände auf die Schultern legt, ohne eine vollständige Umarmung auszuführen, und dabei langsam mehrmals das Wort: samba, samba ruft."

Gabunesische Frauen von Glaßtown.

Die Sprache der Fan ist völlig verschieden von den Negersprachen, klingt rauh wie das Volk selbst ist und besitzt einen Reichtum an Nasenlauten, welche der Fremde nur schwer auszusprechen vermag. Ihre Reden begleiten sie stets mit den heftigsten Handbewegungen, so daß man oft glaubt, sie seien in Streit ge

raten, während sie doch von den gleichgiltigsten Dingen sprechen. Wenn ihre Wildheit sich schon in ihrer Sprache äußert, so geschieht dies noch mehr durch ihr Aussehen. Sie sind auf der Brust, auf dem Rücken und den Armen tätowiert, durchbohren die Nasenscheidewand, um 5 bis 6 Zoll lange Stäbchen oder auch Ringe von Glasperlen hindurchzustecken, und beide Geschlechter pflegen die Vorderzähne spitz zu feilen, was



Fan.

für sehr schön gilt, ihnen aber ein raubtierartiges Aussehen verleiht. Das Haar, dessen Pflege die Frauen große Sorgfalt zuwenden, flechten dieselben und türmen die Zöpfe auf dem Kopf zu abenteuerlichen Frisuren auf, die durch dünnen Messingdraht den nötigen Halt empfangen und mit Glasperlen verziert werden. So unsauber die Fan-Frauen sind und so wenig Sorgfalt sie ihrer übrigen Toilette zuwenden, so scheuen sie doch die viele Mühe nicht, welche der künstliche Aufbau ihrer Haartürme erfordert. Manche flechten auch aus

ihrem Haar zahllose dünne Zöpfe, welche sie dann wirr herabhängen lassen, was ihnen ein äußerst wildes und verwegenes Aussehen verleiht. Schnüre aus Kaurimuscheln und Perlen sind um den Leib gewunden ein beliebter Schmuck, und aus Messingblech von den Fan selbst verfertigte dicke und schwere Ringe werden um die Knöchel getragen, außerdem die Arme, die Finger, ja sogar die Fußzehen mit messingenen Ringen überladen. Die Kleidung der Frauen besteht zuweilen nur aus einigen vorn von der Taille herabhängenden Blättern. Gewöhnlich tragen sie vorn ein schmales Stück Zeug, welches sie aus der weißen Rinde eines Baumes verfertigen, die, nachdem sie mehrere Tage im Wasser gelegen, mit hölzernen Klöppeln so lange geschlagen wird, bis sie die nöthige Weichheit und Biegsamkeit erlangt, und den rückwärtigen Teil des Körpers bedecken sie mit einem um die Lenden befestigten Affenfell. Die Männer tragen nur ein Stück Zeug um die Lenden.

Ebenso einfach wie ihre Kleidung sind die Hütten der Fan: eine Matte auf einer ein wenig erhöhten Stelle, einige niedrige Holzstühle, roh gearbeitete Kochgeschirre und neben Bogen und Pfeilen ein Gewehr – das ist alles, was eine Fan Hütte enthält. Dicht bei der Schlafstelle ist die Feuerstelle, und da ein Rauchfang ebensowenig vorhanden ist als Fenster, und die Thür stets geschlossen bleibt, ist das Innere der Hütte, wenn Feuer angemacht wird, bald mit Rauch gefüllt, welcher nur durch die Fugen im Dache und kleine Spalten in der Thür entweichen kann.

Die Dörfer der Fan sind alle befestigt und gegen Überfälle wohl verwahrt. Man sieht es ihnen an, daß in ihnen Menschen wohnen, welche sich mit aller Welt im Kriege befinden. Es ist nicht ratsam, ohne einen des Weges kundigen Führer einem Fandorfe sich zu nähern, denn auf den schmalen Pfaden, welche durch den Wald zum Dorfe führen, sind Fallgruben angebracht und so geschickt verdeckt, daß man bei der größten Vorsicht doch Gefahr läuft, in eine derselben hinabzustürzen. Hat man endlich das Dorf erreicht, so ist es nicht leicht, den Eingang zu finden, da derselbe durch aufgehäuftes Gestrüpp den Blicken verborgen ist, und hat man sich zwischen dem Gestrüpp hindurchgeschlängelt, so steht man vor einer Barrikade, welche mit gefällten Bäumen hergestellt ist und für den fremden Eindringling ein neues Hindernis bildet. Der Urwald schließt sich fast unmittelbar an die Häuser an, nur durch einige Reihen von Bananen von ihnen getrennt, um welche sich ein neuer Verteidigungswall in Gestalt von spitzigen Holzpflöcken zieht, welche in den Boden eingeschlagen sind.

Bei jedem Dorf befindet sich eine Plantage, in welcher Bananen und Maniok gezogen werden, aber diese ist nie bedeutend, da Fleischkost die Hauptnahrung der Fan bildet. Den Frauen die Arbeit in den Plantagen überlassend, ziehen die Männer auf die Jagd, zu welcher die ungemein wildreichen Wälder einladen. Da giebt es Antilopen, Stachelschweine, wilde Rinder, eine Menge Affenarten, daneben auch noch Elefanten, Leoparden und Tigerkatzen, so daß die Speisekarte einer Fanküche große Abwechselung zu bieten imstande ist. Sie ist dies umsomehr, als die Fan durchaus nicht wählerisch sind und alles verzehren, was sie an lebenden Wesen auf der Erde, im Wasser und in der Luft vorfinden. Sie verschmähen Frösche und Termiten ebensowenig wie Menschenfleisch. Alle Fan sind Kannibalen, obwohl jene, welche in der Nähe der europäischen Niederlassungen wohnen, dieser Unsitte weniger huldigen als die tiefer im Innern wohnenden. Es treibt sie dazu weder Not an anderen Nahrungsmitteln, noch besondere Vorliebe für Menschenfleisch, sondern einzig und allein nur ihre Wildheit und Grausamkeit, welche sie danach streben läßt, einen überwundenen Feind möglichst gründlich zu vernichten. Wenn sie von einem Kriegszuge als Sieger heimgekehrt sind, findet ein großes Fest statt, bei welchem die Gefangenen geschlachtet und verzehrt werden. Fremden wird die Anwesenheit bei einem solchen Schmause nicht gestattet. „Sie fühlen selbst, daß sie etwas thun, was sie in den Augen der anderen Neger herabsetzt, und üben diese Unsitte nur im Verborgenen und ganz unter sich aus.“ Ob die Fan ihre eigenen Toten verzehren, wie behauptet wird, ist dagegen nicht erwiesen.

Die übrigen Neger fürchten die Fan und weichen ihnen möglichst aus, aber sie lassen auch keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen, sich an den gefürchteten Nachbaren zu rächen, wenn dies gefahrlos

geschehen kann. Die Fan kennen die feindselige Stimmung ihrer Nachbaren, und diese ist die Ursache des Mißtrauens, mit dem sie jedem Fremden begegnen. Außer den Verschanzungen, welche ihre Dörfer umgeben, wird noch durch Spione, welche sie in die Umgegend aussenden, für ihre Sicherheit gesorgt. Es ist nicht möglich, sich einem Fandorfe zu nähern, ohne daß sofort die Bevölkerung davon benachrichtigt und allarmiert wird. Kein Fan verläßt unbewaffnet sein Dorf oder auch nur seine Hütte, und sogar Burschen von 10 Jahren sind bereits bewaffnet und wissen mit einem Gewehr umzugehen. Ihre Waffen sind alte Feuersteingewehre, welche sie statt der Kugeln mit Eisenstücken, Steinen und dgl. laden, Speere, Bogen mit vergifteten Pfeilen, und große Messer, welche sie an der linken Seite zu tragen pflegen. Als Schutzwaffe haben sie Schilde, teils aus Elefantenhaut, teils aus mit Binsengeflecht überzogenem Holz. Außer den Gewehren, welche von den europäischen Faktoreien kommen, verfertigen sie ihre Waffen selbst und nur das nötige Eisen wird ihnen von den Faktoreien geliefert. Weiter im Innern verstehen jedoch die Fan auch selbst Eisen aus dem dort sehr häufigen thonigen Brauneisenstein herzustellen.

Du Chaillu schloß von der kegelförmigen Schädelbildung der Fan auf geringe geistige Fähigkeiten, aber er überzeugte sich bald, daß er sich geirrt hatte und daß sie in verschiedenen Fabrikationen große Fertigkeit besaßen. Sie flechten Körbe aus Pflanzenfasern, welche durch Harz wasserdicht gemacht werden und dann als Wasserbehälter dienen; sie verfertigen Thongeschirre, die recht hübsch aussehen, trotzdem die Fan keine Ahnung von der Drehscheibe haben; sie schmücken die selbstgeschmiedeten Schwerter und Messer mit Figuren und allerlei anderen Zieraten und scheuen monatelange Arbeit nicht, um eine schöne Waffe zu erzeugen.

Nächst den Fan sind das bedeutendste Volk am Ogowe die M'Pongwe, oder vielmehr all die Stämme, welche als zersplitterte Reste eines großen M'Pongwe-Reiches gelten können, das wahrscheinlich einst hier bestand, die Orungu (am Kap Lopez), die Ncomi (Kamma), die Galloa, die Jninga, die eigentlichen M'Pongwe am Gabun u. s. w. Die Orungu (auch Kap Lopez-Leute genannt) sind zwischen dem Ogowe und den an der Gabunmündung wohnenden M'Pongwe ansässig, auf den großen wildreichen Prärien, welche sich dort nördlich vom Ogowe ausbreiten, und an der durch einen staunenerregenden Reichtum an Fischen ausgezeichneten Küste. Der Fischfang und das Räuchern der Fische, welche sie nach den Faktoreien am Gabun als Nahrung für die Krus bringen, bildet ihren Haupterwerb. Früher lebten sie hauptsächlich vom Sklavenhandel, welcher alljährlich zahlreiche Schiffe nach der Nazareth-Bai lockte, und noch lange nach Unterdrückung der Sklavenausfuhr an anderen Orten sind von hier aus Sklaven nach St. Thomé und Principe ausgeführt worden. Als Lenz am Ogowe weilte, bestand der Sklavenhandel noch und es kamen jährlich durchschnittlich 2000 Sklaven flußabwärts nach Kap Lopez, deren größerer Teil nach den portugiesischen Inseln gebracht wurde. Erst im Jahre 1876, als auch für die Schwarzen auf den genannten Inseln die Stunde der Befreiung schlug, fand die Sklavenausfuhr am Ogowe ihr Ende, und der Handel beschränkt sich jetzt auf den Verkauf von Sklaven an die Küstenstämme. Die Orungu, welche seitdem ausschließlich auf den Fischfang sich angewiesen sehen, sind wegen der Unterdrückung ihres Handels auf die Europäer schlecht zu sprechen, haben den europäischen Kaufleuten wo es nur anging Hindernisse in den Weg zu legen gesucht, und sich durch Räubereien und Gewaltthätigkeiten in übeln Ruf gebracht. Nachdem Frankreich den Ogowe unter seinen Schutz gestellt hatte und dort wie am Gabun hohe Zölle von den ein- und ausgeführten Waren erhob, wollten die Kaufleute den in Rum und Tabak bestehenden Tribut, welchen die Orungu für die ungehinderte Fahrt durch ihr Gebiet forderten, nicht mehr entrichten. Dies vermehrte noch den Zorn der Orungu, welche schon darüber empört waren, daß ihr Zwischenhandel durch die weiter flußaufwärts im Lande der Galloa errichteten Faktoreien untergraben wurde. Im Jahre 1876 wollten sie mit Gewalt den frühern Zustand wiederherstellen und die Europäer zwingen, die Faktoreien nach Kap Lopez zurückzuverlegen, aber der Versuch mißlang, da die Galloa sofort energisch für die Weißen eintraten.

Zu Gunsten der den Orungu unangenehmen Verlegung der Faktoreien von der Küste in die flußaufwärts gelegenen Gebiete spricht auch das ungesunde Klima im Ogowe-Delta. Bei Hochwasser ist das niedrige

Land völlig überschwemmt und die zwischen dem Nazareth, Meyias und Fernand Vas, den drei Mündungsarmen des Ogowe auf den sumpfigen Inseln sich ausbreitenden Mangrovenwälder sind die Brutstätte gefährlicher Fieber. Vielleicht keine andere Küstenstrecke West-Afrikas ist so ungesund wie die vom Äquator bis zum zweiten Grad südlicher Breite, von der Ogowe Mündung bis zu dem etwa 10 deutsche Meilen landeinwärts gelegenen Anenga-See.

„Die Witterungsverhältnisse in den Gabunländern gestalten den sanitären Zustand der Bewohner zu einem sehr ungünstigen, und die besonders heftig in den Küstenstrichen auftretenden Fieber raffen einen großen Prozentsatz der Europäer hin, selbst die Eingeborenen haben viel darunter zu leiden. Eine nicht zu viel Menschenleben fordernde, erfolgreiche und dauernde Ausnutzung der westafrikanischen Äquatorialländer durch Weiße wird so lange unmöglich bleiben, so lange man nicht den verderblichen Einflüssen des Klimas Schranken zu setzen vermag, bevor nicht wenigstens, wie es z. B. in Algier durch Massenanpflanzung des australischen Gummibaumes (Eucalyptus globulus Lab. und E. rostrata Schlecht.) mit Erfolg geschieht, die fiebererzeugenden Miasmen, welche den faulen Sümpfen entsteigen, auf irgendeine zweckmäßige Weise entfernt oder doch auf

Insel Ningesaka im untern Ogowe.

ein weniger gesundheitsgefährliches Maß reduziert werden. Im Innern des Landes findet der Europäer auch hier, wie fast überall in Südafrika, seiner Gesundheit mehr zusagende Klimaverhältnisse, und es würde, um eine geregelte, massenhafte und gefahrlosere Einwanderung zu ermöglichen, einzig und allein der Anlage von Kommunikationen und der Beschaffung genügender Verkehrsmittel bedürfen, welche die Ankömmlinge den schlimmen Folgen eines längern Aufenthaltes in der miasmenreichen Küstenregion durch unverzügliche Weiterbeförderung ins Innere entziehen. Es ist das eine Erfahrung, welche gleicherweise auf Ost- wie auf Westafrika ihre Anwendung findet, und allein auf ihr fußend kann es dereinst gelingen, Afrika, diesen Erdteil, welchem die Zukunft gehört, zu einem neuen Arbeitsfelde zu machen!“ [16].

Östliche Nachbaren der Orungu sind die Oschekiani, ein über einen großen Raum zersprengtes, nicht sehr zahlreiches und von anderen Stämmen arg verachtetes Volk, dessen kleine Dörfer man vereinzelt noch jenseits des Gabun am Mundah antrifft, und im Süden grenzen an die Wohnsitze der Orungu jene des

[16]) Hermann Soyaux, l. c., I. Band. Seite 110.

großen kriegerischen Volkes der Ncomi oder Kamma, die den Weißen freundlich gesinnt sind. Am See Jonanga und den beiden Ufern des Ogowe in der Nähe des Sees wohnen die Galloa, in deren Gebiet zuerst C. Wörmann aus Hamburg und Hatton & Cookson aus Liverpool Faktoreien anlegten. Diesen gegenüber befinden sich am linken Ufer zwischen diesem und dem Sile-See die Dörfer der Jninga, welche von ihren alten Wohnsitzen am mittlern Rembo Ngunie durch die kriegerischen Akelle hierher gedrängt wurden. Sie sind den

Rengenge, Häuptling von Orovi am Ogowe.

Rennële, Häuptling von Jgane.

M'kumbe (d. i. Sonne), Häuptling der Galloa.

Rempole, Häuptling der Aschondo.

Galloa nahe verwandt und gleich ihnen Reste des großen Volkes der M'Pongwe. Jninga und Galloa sind die Sklavenlieferanten für die weiter flußabwärts wohnenden Stämme, und sie kommen auf ihren Handelsreisen ins Jnnere bis zu den Okota und Okande. Sklaven werden von den Jninga in Menge gehalten, da sie selbst zu faul sind, ihre Plantagen zu bestellen. Sie überlassen die Arbeit in denselben ihren Sklaven und Frauen und thun selbst absolut gar nichts; sogar zur Jagd und zum Fischfang sind sie zu faul, und ihre

einzige Beschäftigung sind die jährlich einmal in großen Gesellschaften unternommenen Reisen zum Einkauf von Sklaven. Mit den Europäern verkehrten sowohl die Jninga als die Galloa von Anfang an freundschaftlich und haben im Umgang mit denselben manche von den Gewohnheiten der Gabunneger angenommen, deren Kleidung die ihre vollkommen gleicht. Sie besteht aus einem bis zu den Füßen reichenden, auch den Oberkörper einhüllenden Stück Baumwollenzeug, dessen Ende über die linke Schulter geschlagen wird. Nur die Frauen lassen den Oberkörper unverhüllt, und die Kinder sind völlig nackt. Große Vorliebe zeigen sie für europäische Kleidungsstücke, namentlich für Uniformen und Cylinderhüte, welche daher in keiner Faktorei fehlen dürfen. Dem Kopfputz widmen die Frauen wie jene der Fan große Sorgfalt und verstehen ihr Haar, in welchem sie häufig geschnitzte Elfenbeinnadeln tragen, kunstvoll aufzutürmen.

Die Jninga zählen nach Lenz nur 400 bis 500 Seelen, denen eine bedeutende Überzahl von Sklaven gegenübersteht. Obwohl sie demnach eines der kleinsten Völker am Ogowe sind, war doch ihr alter blinder König Renoki, welchen Lenz besuchte, nachdem sein Nebenbuhler, der Galloa-Häuptling N'kumbe gestorben war, einer der einflußreichsten Könige am untern Ogowe.[17] Er verdankte diesen Einfluß zum Teil seiner Verwandtschaft mit einem der mächtigsten Okandehäuptlinge, zum Teil aber auch seinem Rufe als Zauberer. Die Furcht vor seinen Zauberkünsten war für die Reisenden das beste Schutzmittel gegenüber den stromaufwärts wohnenden Stämmen. „Renoki," schreibt Lenz, „hatte die Gewohnheit, so gegen Mitternacht, wenn ich im besten Schlafe lag, vor meinem Hause auf und abzuspazieren und durch kräftiges Schreien und Ausstoßen verschiedener unartikulierter Töne die bösen Geister zu vertreiben. Es war dies zwar sehr gut gemeint, aber im Interesse meines Schlafes mußte ich mir diese Beschwörung doch verbitten. Darin ist Renoki überhaupt groß, und bei jeder Gelegenheit sucht er seinen Einfluß als Zauberer geltend zu machen. Als einmal ein großes Gewitter im Anzuge war, stellte er sich vor meine Hütte, schwang seine Zauberglocke (das Symbol der Macht bei allen Ogangas) gegen den Himmel und schrie: Ningo mpolo, ningo mpolo (großes Wasser, großes Wasser), füge dem weißen Mann in meinem Dorfe keinen Schaden zu; verschone auch seine Diener, die Senegalesen, die Gabunesen und den Kruman!" Diese Worte rief er mit gewaltiger Stimme den schwarzen schweren Gewitterwolken und den grellen Blitzstrahlen entgegen, bis der herabströmende Regen ihn in seine Hütte zurücktrieb. Häufig machte mir Renoki Besuche in meiner Hütte, meist um ein kleines Geschenk zu bekommen, ein wenig Tabak oder irgend eine Kleinigkeit, und ich mußte ihm dann von den weißen Männern erzählen; mit größtem Interesse und unverkennbarem Erstaunen lauschte er den Berichten meiner Diener von den riesengroßen Schiffen in Gabun, welche all die zahllosen Waren bringen, von dem großen steinernen Hause des Kommandanten und ähnlichen Dingen. Besondere Freude hatte er an meiner großen schönen Spieluhr, und er konnte sich nicht satt hören an den Melodien aus „Angôt", „Zar und Zimmermann" ꝛc.

Alle diese Stämme sind uns sehr spät bekannt geworden, und eine genauere Kenntnis derselben haben wir erst im letzten Vierteljahrhundert erlangt, als jene Periode der Reisen und Entdeckungen in Afrika begann, welche die in unserer Zeit erzielten Erfolge einleitete:

So überraschend schnell sich in neuerer Zeit im Ogowegebiet die Entdeckungen gefolgt sind, so langsam sind sie bis in die Mitte unseres Jahrhunderts fortgeschritten. Wiederholt ist das Entdeckte in Vergessenheit geraten, und der kaum gelüftete Schleier hat das Land wieder verhüllt. Schon die Alten sind vielleicht bis zum Ogowe gelangt, da ganz abgesehen von der Umschiffung Afrikas durch die Phönizier, welche Herodot erwähnt, der Cyziker Eudorus etwa im Jahre 100 v. Chr. an der Westküste Negerstämme getroffen haben soll, deren Sprache Anklänge an die an der Ostküste gesprochenen aufwies, was, wie Peschel meint, zu der Annahme berechtigt, daß er mindestens bis zum Gabun gelangt sei.[18] Was damals ein kühner Seefahrer entdeckt, geriet in Vergessenheit, und erst als unter Heinrich dem Seefahrer die Portugiesen ihre großen Ent

[17] Oskar Lenz „Die Jninga" in: Skizzen aus West Afrika Seite 55.
[18] Oskar Peschel Geschichte der Erdkunde. Stuttgart, Cotta, 1865. Seite 19 Anmerkung 1.

deckungsreisen begannen, trat auch die Ogoweküste aus dem Dunkel hervor. Die Ersten, welche die Mündung des Ogowe erreichten, waren wahrscheinlich João de Santarem und João d'Escovar, welche 1740 oder 1741 von Elmina längs der Küste weiter segelten. Die geographischen Kenntnisse wurden durch diese Entdeckung nicht vermehrt, da die Portugiesen sich ängstlich hüteten, andere Völker auf die reichen Länder aufmerksam zu machen, deren Besitzrecht die Päpste ihnen wiederholt zuerkannt hatten. Da überdies die Windstillen und Seeströmungen im Golf von Guinea der Schiffahrt so große Schwierigkeiten bereiteten, daß noch am Ende des vorigen Jahrhunderts speziell die Gabun- und Ogoweküste von den Schiffen möglichst gemieden wurde, so war es den Portugiesen leicht, die Welt in Unkenntnis über ihre dortigen Besitzungen zu erhalten. Sie hatten sich, verlockt durch das Gerücht von dem Goldreichtum des Landes, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf der Insel Coniquet in der Gabun-Mündung niedergelassen, als sie aber in ihren Erwartungen sich getäuscht fanden, gaben sie die Niederlassung auf. Abermals hörte aller Verkehr von Europäern mit dieser Küste auf, und erst der englische Missionär Edward Bowdich, der 1817 mehrere Wochen am Gabun weilte, brachte Nachrichten vom Ogowe heim. Was er mitteilte, beruhte zwar nur auf Aussagen der Eingeborenen und war zum Teil falsch, da er z. B. eine Verbindung des Gabun mit dem Ogowe annahm, aber er hatte ganz richtig die hohe Bedeutung des Ogowe erkannt und empfahl eine Expedition zur Erforschung seines Laufes und des von ihm zum Kongo führenden Weges. Seine Nachrichten wurden jedoch so wenig beachtet, daß noch die Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts erschienenen geographischen Handbücher von Daniel und Klöden des Ogowe nicht mit einem Worte erwähnen.

Frankreich hatte indessen am Gabun festen Fuß gefaßt, und von dort aus drang „der eigentliche Bahnbrecher zum großen unbekannten Äquatorialkern", Paul Belloni du Chaillu, in den fünfziger Jahren gegen den Ogowe vor. Seine Schilderungen der von ihm durchzogenen Länder erregten ungeheures Aufsehen, stießen aber in Gelehrtenkreisen auf heftige Opposition und großen Unglauben, da man einen bedeutenden Teil seiner Mitteilungen für Übertreibungen und Unwahrheiten hielt. Erst in neuerer Zeit ist der große Reisende durch andere Besucher jener Gegenden glänzend rehabilitiert worden. Man darf nicht vergessen, daß Du Chaillus Reisen in erster Reihe Jagdzüge waren und daß geographische Forschungen nicht den Zweck derselben bildeten. Trotzdem hat er viel zur Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse beigetragen. Wenn man die Resultate seiner Forschungen in wenige Worte zusammenfassen will, so muß man sagen, „daß er zuerst gezeigt hat, daß die 4 Flüsse Muni, Mundah, Gabun und Rembo von kleiner Ausdehnung und nur Küstenflüsse sind, daß dagegen der durch das große, im Süden von Gabun liegende Delta des Nazareth, Merias und Fernan Vas mündende Ogowe der einzige große Fluß dieser ganzen Region ist, der, aus dem Innern kommend, die Küstenkordilleren durchbricht, wo der Gabun seinen Ursprung hat."[19]) Daneben verdankt man Du Chaillu wertvolle Schilderungen der Pflanzen- und Tierwelt dieses Gebietes, darunter insbesondere des Gorilla, und nicht minder die ersten ausführlichen Berichte über die Fan, da er der erste Europäer war, der sie sah und nicht bloß vom Hörensagen über sie berichtete. Bald nach seiner Rückkehr drang der amerikanische Missionär Bert in das Gebiet der Pahouins ein und lernte die M'Pongwe, Boulour, Akelle und Fan kennen, und 1862 gelangte R. F. Burton bis zur Sierra del Cristal und brachte neue Nachrichten über die Fan mit. In demselben Jahre wie Burton unternahm der französische Marineoffizier Serval mit dem Marinearzt Griffon de Belay, nachdem er bereits das Ästuarium des Gabun und dessen Zuflüsse eingehend durchforscht hatte, eine Forschungsreise den Ogowe aufwärts, aber leider zu einer ungünstigen Jahreszeit, während niedrigen Wasserstandes. Der Dampfer „Pionier", den die Regierung behufs Erforschung der Flüsse nach dem Gabun gesandt hatte, und dessen Kommandant Serval war, geriet schon 60 Seemeilen oberhalb der Mündung des Nazareth auf eine Sandbank, und Serval sah sich gezwungen, die Fahrt in einem Boote fort-

[19]) Die Gabun-Länder im äquatorialen Afrika. Petermanns Mitteilungen, 1862 Seite 181.

zuſetzen. Durch die feindſelige Haltung der Eingeborenen wurde er, als er den N'Gumo, den Abfluß des Jonanga-Sees erreichte, zur Rückkehr gezwungen. Trotzdem waren die Reſultate dieſer Expedition ſehr bedeutend. Durch ſie wurde der bisher wenig beachtete Ogowe den größten Strömen Afrikas angereiht, denn es ſtand nun feſt, daß er in ſeinem untern Laufe durchſchnittlich 2500 Meter breit und 2 bis 25 Meter tief war; der Anenga-See, welchen bereits Du Chaillu beſucht hatte, wurde gründlicher erforſcht und außerdem ein neuer, der Jonanga-See entdeckt, welcher auf dem linken Ufer des Ogowe ſeinen Abfluß in denſelben hat; über die Völkerſchaften, durch deren Gebiet Serval gefahren war, die Kamma, Ivilis und Galloa, ſowie über Bodengeſtaltung, Fauna und Flora brachte die Expedition eine Menge neuer Aufſchlüſſe. Eine zweite Reiſe, welche Serval und Griffon de Belay wenige Monate ſpäter unternahmen, führte ſie vom Gabun aus teils zu Waſſer, teils zu Lande gegen den mittlern Ogowe. Bei dem Dorfe Orongo erreichte Serval — ſein Begleiter war unterwegs erkrankt — den dort 1200 Meter breiten Okanda[20] und zog Erkundigungen über den Zuſammenfluß desſelben mit dem von Süden kommenden Ngunie ein.

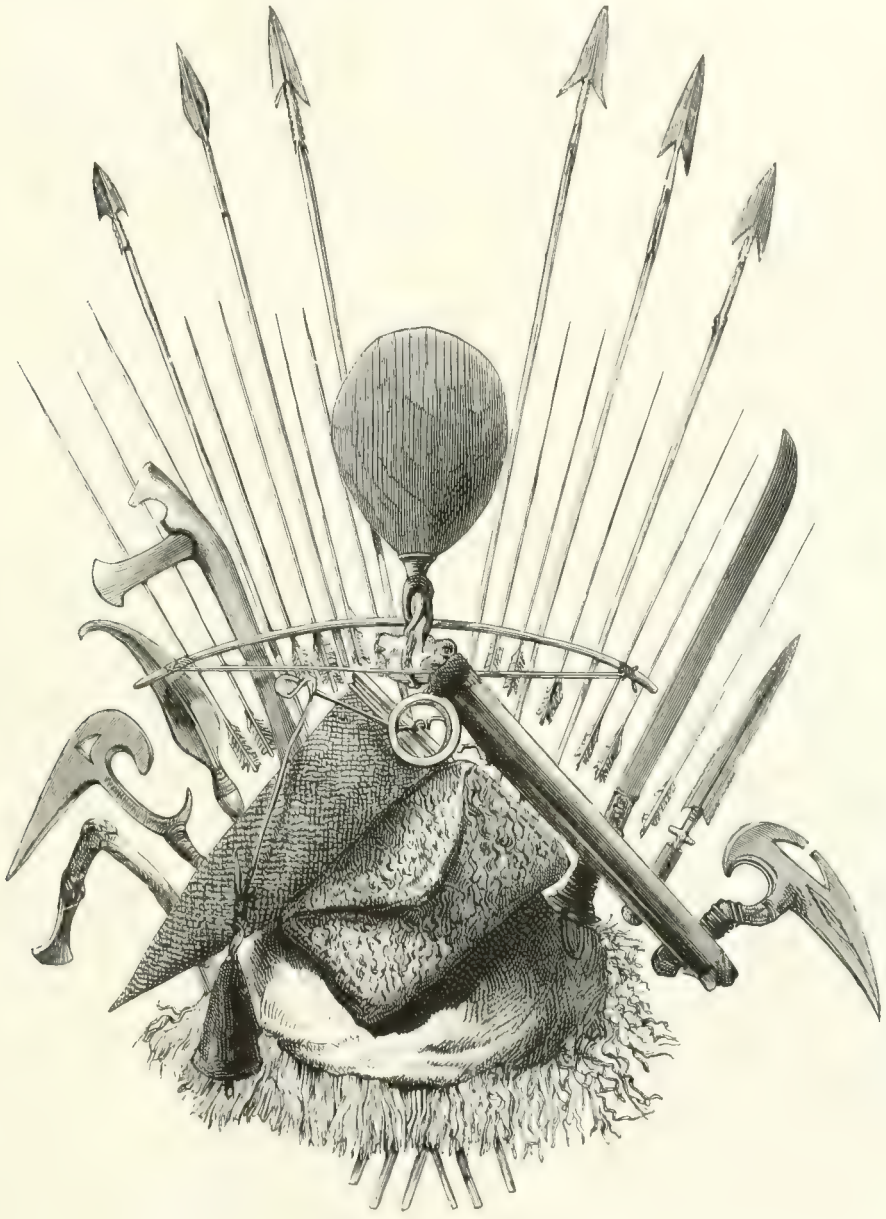
Jonanga-See.

Expeditionen zur Erforſchung des Binnenlandes folgten nun raſch eine der andern.[21] Im Jahre 1863 durchforſchte der Marine-Leutnant Genoyer die bis zu 5000 Fuß emporſteigende Sierra del Criſtal (Anengue Mpala der Eingeborenen); im Oktober desſelben Jahres unternahm Du Chaillu von der Mündung des Fernan Vas eine Fahrt ſtromaufwärts, aber ſein Boot ſchlug um und er büßte dabei alle aſtronomiſchen Inſtrumente ein, was ihn bewog, ſeinen Plan zunächſt aufzugeben. Im folgenden Jahre gelangte Leutnant Genoyer vom Bogoe aus auf dem Landwege zum Okanda, an der Stelle, an welcher er ſich nach Süden wendet, und entdeckte die Inſel Sorokotſcho und einen See auf dem linken Ufer; im Oktober dieſes Jahres trat Du Chaillu, nachdem er ſeine verlorenen Inſtrumente endlich erſetzt hatte, eine Reiſe in das Land der Aſchira an, entdeckte den Ovigi und ſeinen Zufluß, den Lugendſchi, und fuhr auf erſterem in den Ngunie, deſſen Lauf er bis zu dem Nagoſchi-Fall folgte, worauf er in öſtlicher Richtung landeinwärts vordrang und

[20] Name des Ogowe in ſeinem obern Lauf.

[21] Franz Czerny: Entdeckungsgeſchichte der Gabun- und Ogowe-Länder und die Ogowe-Quellen. Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin XI. Band 1876, Seite 209 und 241.

in der Nähe des Aſchangodorfes Niembuai auf Leute von dem Zwergſtamm der Abongo ſtieß. Die an Abenteuern reiche Fahrt, welche Du Chaillu noch gegen den Kongo hin fortzuſetzen gedachte, fand einen plötzlichen Abſchluß, da einer ſeiner Begleiter zufällig einen Aſchango-Mann und eine Aſchango-Frau erſchoß, wodurch Du Chaillu gezwungen wurde, ſich der Rache der Aſchangos durch ſchleunigſte Flucht zu entziehen, auf welcher leider ein großer Teil der Ergebniſſe ſeiner Forſchungen verloren ging.



Erzeugniſſe der Fan.

Eine der weſentlichſten Errungenſchaften dieſer Reiſen Du Chaillus waren genaue Nachrichten über mehrere Völkerſchaften, von denen man bisher nicht mehr als den Namen kannte: die Iveja, Apingi, Iſchogo, Obongo, Aſchango.

Eine große Expedition brach gegen Ende des Jahres 1865 unter Führung des Engländers R. B. N. Walker nach dem Innern auf, um den großen Binnenſee aufzuſuchen, von dem die Eingeborenen erzählten,

und dessen Entfernung von der Küste man auf 1100 Kilometer schätzte. Die Expedition scheiterte schon nach wenigen Tagen. Walker war mit einer Karawane, bei welcher sich auch Frauen und Kinder befanden, vom Ramboe aufgebrochen, wurde aber plötzlich von allen seinen Begleitern verlassen, die überdies einen großen Teil seines Gepäckes mitnahmen. Dies zwang Walker, seinen ursprünglichen Plan aufzugeben. Er wurde zwar von den Inengas, deren Ansiedelungen er, in einem Boote den Ogowe hinabfahrend, erreichte, freundlich aufgenommen, aber seiner Weiterreise ins Okandeland wurden Schwierigkeiten bereitet, und man wollte sie ihm wenigstens nicht vor der Rückkehr des abwesenden Königs Renoki gestatten. Erst nach einem Ausflug zu den Samba-Fällen und in das Land der Iveja gelang es ihm, von den Häuptlingen die Erlaubnis zur Fahrt stromaufwärts zu erlangen, oder richtiger gesagt: durch Drohungen zu erzwingen. Er kam bis in das Okota Gebiet, wo der Fluß nur noch 200 bis 300 Yards breit ist, zu der Insel Ndungu, auf welcher das Dorf Edibe liegt. Durch seinen Besuch der Samba-Fälle wurde der Unterlauf des Ngunie bekannt und durch Vereinigung seiner Mitteilungen mit jenen Du Chaillus ein Gesamtbild des Flusses geschaffen, aber im Vergleich zu den großartigen Plänen, mit denen er ausgezogen war, sind die Ergebnisse seiner Reise doch ziemlich gering, obwohl auch unsere Karten des Oberlaufes des Ogowe durch eine Menge neuer Angaben bereichert wurden.

Im Jahre 1864 wurde Contre Admiral Fleuriot de Langle Kommandant des französischen Geschwaders an der Westküste, und auf seine Veranlassung wurden sowohl Expeditionen nach dem Innern unternommen, als auch die Aufnahmen an der Küste und im Mündungsgebiet des Ogowe vervollständigt. Marine Leutnant A. Aymes wurde 1867 mit dem Dampfer „Pionier" flußaufwärts gesandt, um mit den Eingeborenen Verträge abzuschließen und auf dem Okanda so weit als möglich vorzudringen.[22] Durch das Springen eines Kessels wurde die Expedition unterwegs 10 Tage aufgehalten, und inzwischen war der Wasserstand im Ogowe bereits so sehr gesunken, daß eine Fortsetzung der Reise mit dem Dampfer unmöglich war. Aymés fuhr trotzdem noch in einem Boote bis zur Insel Sorokotscho hinauf und erzielte erfreuliche Erfolge. Ein kleiner Landstrich am Zusammenfluß des Ngunie und Ogowe wurde für Frankreich erworben, und durch Aymés' sorgfältige Aufnahmen wurden viele Irrtümer in den Karten beseitigt. Es stellte sich z. B. heraus, daß die Mündung des Ngunie 7 deutsche Meilen südwestlicher lag als man bisher angenommen hatte.

Gleichzeitig war der Marine-Leutnant Janet auf der „Arabe" mit der Aufnahme der Küste nördlich vom Kap Lopez beschäftigt, und 1868 durchforschten die Leutnants Aymés und Carpentier auf dem „Pionier" die Fernand Vas Lagune, wo später Leutnant Hedde ihre Arbeiten fortsetzte. Durch solche Forschungen und Aufnahmen wurde genügendes Material zu einer Ogowe-Karte gesammelt, welche 1869 von Kertanguy, Attache beim Generalstab der Admiralität, entworfen wurde. In dieser Karte, die heute noch für den untern Lauf des Ogowe die beste ist, findet man alles verzeichnet, was durch die Entdeckungsreisen der letzten 30 Jahre festgestellt worden,[23] wogegen die Zeichnung des Oberlaufes, die teils auf den Aussagen der Eingeborenen, teils auf Vermutungen beruhte, selbstverständlich durch die neuesten Forschungen bedeutend überholt und deshalb veraltet ist.

Da sehen wir das große Delta des Ogowe vor uns, ein labyrintartiges Netz von Kanälen, welches die drei Hauptarme, den Nazareth, Merias Nangue-Nangue und Ovenga Ponga miteinander verbindet. Von der im Norden des Delta gelegenen Nazareth Bai bis Kap Sainte Cathérine, und von dieser Küstenstrecke noch 20 Meilen landeinwärts ist das Land sumpfig und mit Mangroven bedeckt. Zahllose kleine Wasserläufe hindern dort das Vordringen, und eine Menge Seeen liefern den Beweis für die Annahme,

[22] Der Expedition schlossen sich noch an der Marinearzt Franck, der Apotheker Barbedor, der Offiziersaspirant Fouasse, und der bekannte englische Reisende Walker.

[23] Außer den von Admiral Fleuriot de Langle veranlaßten Arbeiten der Marineoffiziere und den Mitteilungen der Reisenden wurden auch die in Petermanns Mitteilungen 1862 und 1867 enthaltenen, auf Du Chaillus Berichten fußenden Angaben über die Gebirgszüge benutzt.

daß der Ogowe einst eine viel größere Ausdehnung hatte als jetzt. Dafür sprechen auch die vielen erratischen Blöcke, welche Lenz im Okandaland fand, und die 300 bis 400 Meter hohen, mit gelbem Lehm bedeckten Hügel am Ogowe-Ufer, auf welchen ebenfalls erratische Blöcke liegen. Der Fluß hat sie dort abgelagert, als er noch viel gewaltigere Wassermassen dem Meere zuwälzte, und sie sind zurückgeblieben, als der Ogowe — vielleicht in der Diluvialzeit — zu sinken begann und allmählich sich in sein jetziges Bette zurückzog. Zwischen den Seeen, welche an beiden Ufern des Ogowe liegen, lagert noch eine dicke Schicht desselben eisenhaltigen Lehms, den man auf den Hügeln findet, welche einst vom Wasser bedeckt waren. Nach Südosten trennt die Seeen waldiges Hügelland vom Rembo Ngunie, dem ersten großen Nebenfluß des Ogowe. Der größte See ist der Eliva Jonanga, der mit zahllosen Inselchen bedeckt ist, auf denen sich die Dörfer der Galloa befinden. Lenz spricht mit begeisterten Worten von diesem See, an dem die vielgerühmte Tropenpracht, welche man im äquatorialen Afrika so selten finde, wirklich vorhanden sei. „Die Landschaft," sagt er, „war mit einem Male verändert. Die Ufer wurden offen und waren mit Gras bewachsen, einzelne Palmen ragten daraus hervor, der Wald wich immer mehr zurück und eine große glänzende Wasserfläche bot sich dem überraschten Auge dar. Kleine Sandbänke waren dicht besetzt mit allerhand Wasservögeln, die hier reichlich Nahrung fanden und sich in ihrer Sicherheit nicht einmal durch das heranziehende Kanoe stören ließen, einzelne große Pelikane strichen ruhig durch die Fluten, und in den Lüften schwebten die prächtigen weißen Fischadler, nach Beute spähend. Die Ufer, sowie die zahllosen kleinen Inseln, welche in dem ganzen großen See zerstreut liegen und welche eigentlich verhindern, daß man einen rechten Überblick über das Ganze bekommt, waren mit Negerhütten besetzt, die freundlich aus dem dichten Grün der umgebenden großblätterigen Bananenbäume hervorleuchteten. Zahlreiche kleine Kanoes bewegten sich auf dem See hin und her, meist fischende Frauen bergend, so daß der erste Eindruck von diesem Seeengebiet ein durchaus wohlthuender und angenehmer war." Zahlreiche Sagen umgeben diese Inseln überdies mit dem Zauber der Romantik. Eine von ihnen gilt als heilig, und keines gewöhnlichen Sterblichen Fuß darf sie betreten. Außer dem allerlei Idole bergenden Fetischhaus befinden sich auf dieser Insel nur einige wenige Hütten, in welchen die Vertrauten der Götterwelt, die Ogangas, die Zauberer und Medizinmänner der Neger wohnen, welche dort auserlesenen Schülern in ihrer gefürchteten Wissenschaft Unterricht erteilen.

Die Ogangа bilden am Ogowe, an der Loangoküste und weiterhin am Kongo eine Art mächtiger Hierarchie, deren Macht auf dem Aberglauben der Massen beruht. Der Neger ist überzeugt, daß jedwedes Unglück, das ihm zustößt, das Werk irgendeines Kakodämons sei, der deshalb mit Hilfe des Ogangа ausgeforscht und versöhnt werden muß.[21]) Bei einer Mißernte, bei Krankheiten oder Todesfällen, überall hat der böse Geist seine Hand im Spiel. Häufig geschieht es aber auch, daß der Kakodämon in einen Menschen fährt, und in dessen Gestalt seine unheilvolle Thätigkeit fortsetzt. Wenn nun jemandem irgend ein Unfall zugestoßen

[21]) Nach Bastian bezeichnet man an der Loangoküste den Kakodämon, welcher Menschengestalt angenommen hat, die männliche oder weibliche Hexe, mit dem Namen Endoxe. „Der Ursprung des Endoxe wird in den Schöpfungsmythen mit dem ersten Sterben in Verbindung gebracht, das erst (wie bei den Grönländern) nach einem Götterstreite eintrat, während anfangs das Leben beständig währte und sich (gleich dem der Caroliner), mit dem Neumond stets erneute. Ursprünglich tötete der Endoxe im Auftrage der Gottheit, zu der er an einem (auch in der Mythologie der Chibchas bekannten) Spinnenfaden hinaufkletterte. Seitdem er indes von einer moralischen Verurteilung getroffen wurde, bildete sich im dualistischen Gegensatz zu Samba ampungo im Himmel die Vorstellung des bösen (impi) Gottes in der Erde, des Sambi impi, und durch Beschwörung dieses mit seinen höllischen Geistern soll nun der Teufelskünstler seine Kunst erproben. Der Ganga oder Priester, dessen Weihe stets auf Schwierigkeiten stößt (und in Guyana z. B. durch die Seefrau vermittelt werden muß), tritt erst in zweiter Linie nach dem Endoxe hervor und wird geradezu für einen abtrünnigen Endoxe erklärt, der, um beim Todesurteil sein Leben zu retten, sich für schuldig erkannte und, um des Cassa-Essens überhoben zu sein, sich erbot, die ihm bekannten Kräfte und Milongo (oder Zaubermittel) fortan zum Besten der Menschheit, statt zu ihrem Schaden zu verwenden. So kann es nicht überraschen, daß die Stellung des Ganga vielfach zwischen weißer und schwarzer Magie schwankt, und daß er in alte Gewohnheiten des Schadens zurückfallen mag. Jedoch bleibt davon getrennt die Klasse der den heiligen Boden der Muttererde hütenden Ganga, deren Existenz mit der göttlichen Einsetzung der Fürsten in Verbindung gebracht wird und schon mit deren Funktion als Priesterkönig eng verknüpft ist. Bastian, Die deutsche Expedition an die Loangoküste. II. Band, Seite 161.

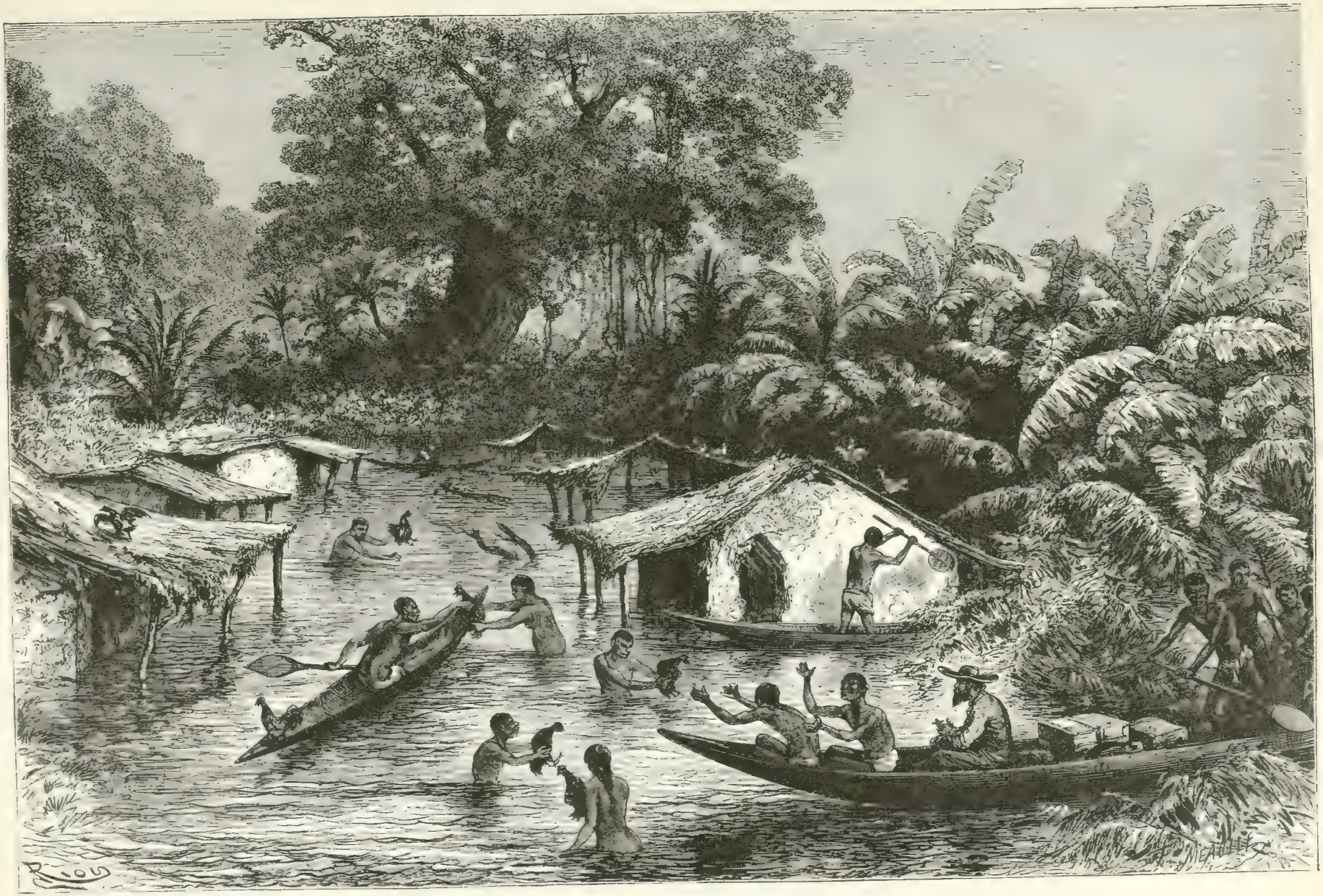
iſt und er vermutet, daß ein böſer Geiſt in Menſchengeſtalt daran ſchuld ſei, wendet er ſich an einen Oganga, um durch ihn zu erfahren, wer der Unheilſtifter iſt, und der Oganga weiß den Schuldigen ſtets zu finden. Wehe demjenigen, den der Oganda als den Anſtifter des Unheils bezeichnet! Er iſt in den meiſten Fällen ſofort dem Tode geweiht, wenn ihm nicht etwa noch geſtattet wird, ſeine Unſchuld durch eine Art Gottesgericht zu beweiſen, wobei ſein Schickſal ebenſo in der Hand des Prieſters liegt, wie dies bei den chriſtlichen Ordalen des Mittelalters der Fall war. Mit dem Gottesgericht ſind beſtimmte Zeremonien verbunden. Der Angeklagte wird am Abend vorher in eine Hütte geſperrt, um welche während der ganzen Nacht Frauen und Kinder unter ſchrecklichem Geheul Tänze aufführen. Am Morgen wird ihm ein Trank kredenzt, den der

Paboum-Dolmetſcher.

Pahouin.

Oganda aus einer giftigen Rinde bereitet hat und der am Ogowe Mbunda genannt wird.[25] Wenn er dieſen nicht, ſofort nachdem er getrunken, ausbricht, iſt ſeine Schuld erwieſen. An einigen Orten iſt es auch üblich, daß der Angeklagte, nachdem er getrunken, zwiſchen Bogen, welche in geringen Entfernungen von einander aufgeſtellt ſind, hindurchlaufen muß. Wenn er dabei fällt, oder auch nur ſchwankt oder ſtrauchelt, gilt er als ſchuldig und wird von den Zuſchauern buchſtäblich in Stücke gehauen. In einigen Gegenden iſt es üblich, daß ſowohl der Kläger als der Angeklagte den Giftbecher leeren müſſen. Der Oganga macht dabei vortreffliche Geſchäfte, denn er kann den Trank ſo brauen, daß er die geforderte Wirkung erzielt oder

[25]) An der Loangoküſte und am Kongo wird die Rinde, aus welcher der Oganga den Trank bereitet Neaſſa genannt, am Kamerun nennt man ſie Saſcha. Es iſt die Rinde von Erythrophlaeum guineense. In der Kalabargegend iſt ſtatt derſelben die Kalabarbohne in Gebrauch.



Überschwemmtes Dorf in den Ogowe-Niederungen.

nicht, und wer ihn am besten bezahlt, der kann sicher sein, daß er beim Gottesgerichte Sieger bleibt. Der Nganga scheut sich daher auch nicht, unter Umständen, wenn das Vertrauen zu seiner Prophetengabe zu wanken beginnt, selbst den Giftbecher zu leeren, um zu beweisen, wie unbegründet die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen sind. Die Neger glauben, daß das Erbrechen erleichtert und beschleunigt wird, wenn man vor dem Nkunda Palmöl getrunken hat, und diejenigen, die sich einem Gottesgericht unterziehen müssen, suchen daher durch Bestechung den Nganga zu veranlassen, daß er ihnen ermöglicht, vorher ein genügendes Quantum Palmöl zu sich zu nehmen, aber die Nganga's kennen jedenfalls noch andere bessere Mittel, um das Gift unwirksam zu machen.*)

Der Nganga wird in so vielen Angelegenheiten in Anspruch genommen, daß es für einen einzigen Mann gar nicht möglich ist, allen Anforderungen zu genügen. Es giebt daher unter ihnen verschiedene Kategorien, deren jede für eine bestimmte Art von Zauberei die nötige Befähigung besitzt. Die einen zieht man zu Rate, um gestohlene oder verlorene Gegenstände wieder zu erlangen; andere sind als Regenmacher berühmt oder können bei Mißernten oder Hungersnot Hilfe schaffen; wieder andere müssen eine wirksame „Medizin" liefern, wenn die Händler des Stammes eine Reise durch ein Gebiet unternehmen wollen, in welchem feindliche Angriffe zu befürchten sind, oder wenn der Stamm sich zu einem Kriegszug rüstet u. s. w. Bei der Zubereitung der „Medizin" darf kein Uneingeweihter zugegen sein. In feierlichem Zuge begeben sich am Abend die am ganzen Körper mit weißer Farbe bemalten und in Affen- oder Tigerkatzen-Felle gehüllten Nganga in den Wald, von wo sie nach einiger Zeit mit der „Medizin" zurückkehren.

Die Nganga erscheinen demnach zugleich als Richter und als Priester, bilden jedoch auch in ersterem Beruf die Vermittler zwischen dem Menschen und der Gottheit, die Verkündiger des Willens der letztern; sie sind, wie Hübbe-Schleiden sich ausdrückt, das spiritistische Medium der übersinnlichen göttlichen Kraft. Das Abzeichen ihrer Priesterwürde ist die Zauberglocke, eine eiserne Glocke ohne Klöppel, welche an einem kurzen Stock befestigt ist und einen dumpfen Ton von sich giebt, wenn sie mit einem Stab geschlagen wird. Diese Glocken werden im Fetischhaus oder im Hause des Nganga aufbewahrt, und der Nganga holt sie von dort, wenn irgend eine religiöse Zeremonie zu vollziehen ist. Die Glocke schwingend, ziehen die Nganga's voran, wenn sich in Zeiten der Not Prozessionen nach den heiligen Orten begeben, um dort unter Tänzen und Gesängen die Abwendung des Unheils zu erflehen. Solche Prozessionen finden zu einem am Südostufer des Eliva Jonanga gelegenen großen Felsblock statt, der auch zu jenen gehört, welche der Strom in unvordenklicher Zeit aus dem Innern herangewälzt hat. Wenn die Vorräte der Neger an Rum, Salz, Pulver und all den Gegenständen, welche sie von den Europäern beziehen, erschöpft sind, und noch immer keine Karawane in Sicht kommt, welche neue Waren bringt, ziehen sie mit den Nganga's an der Spitze zu dem heiligen Stein am Seeufer, führen dort mehrere Tage lang Tänze auf, und wenn sie dann endlich heimziehen, sind sie fest überzeugt, daß demnächst Kaufleute mit den ersehnten Waren sich einfinden werden.

Außer der heiligen Insel und dem heiligen Stein giebt es noch gar viel des Wunderbaren und Geheimnisvollen an Eliva Jonanga. Von einer Stelle des Seeufers soll man zuweilen das Meer sehen können, trotzdem dichte Urwälder zwischen ihm und dem See liegen, und soll die ankommenden Schiffe mit den europäischen Waren bemerken. Von Zeit zu Zeit soll sich aus dem See ein riesiger Pfahl erheben, der plötzlich verschwindet,

*) Du Chaillu berichtet über ein Gottesgericht, dem er im Ashangoland beiwohnte. Da alle Angeklagten das Gift ausgebrochen hatten, also als unschuldig erschienen, beschuldigte der Häuptling den Nganga, daß er seines Amtes schlecht gewaltet habe, und hieß ihn, zum Beweise seiner Unschuld selbst den Giftbecher trinken, was er auch anstandslos that und durch sofortiges Erbrechen seine Unschuld bewies.

*) Mit von Dr. Falkenstein, einem der Mitglieder der deutschen Loango-Expedition, nach Berlin gesandter Nkumba Nkunde sind von Prof. Liebreich Versuche an Hunden gemacht worden, durch welche festgestellt wurde, daß das Gift völlige Herzlähmung und in deren Folge den Tod herbeiführe. Auf Pflanzenfresser wirkt es nicht so wie auf Fleischfresser. Durch das Erbrechen, welches bei den Negern als Beweis der Unschuld gilt, wird das Gift aus dem Magen entfernt, bevor es noch seine lähmende Wirkung ausüben konnte.

um an einer andern Stelle aufs neue emporzutauchen, und auch kleine Inseln sollen sich dann und wann aus dem Wasser erheben, in welches sie aber ebenso schnell zurücksinken, wie sie emporgestiegen sind. Zahllose Sagen und Märchen leben im Munde des Volkes fort, die alle auf das geheimnisvolle Wirken unsichtbarer Mächte hinweisen. So erzählt man sich an dem nördlich vom Eliva Jonango in den Ogowe mündenden Rembo Ngunie folgende Sage von mächtigen Geistern, die dort einst gehaust und den Negern hold und freundlich gesinnt waren, bis sie eines Tages, durch den Vorwitz frecher Eindringlinge in ihr Gebiet erzürnt, den Negern ihren Schutz und Beistand entzogen.

„Am Rembo Ngunie," erzählt uns Oskar Lenz, „sind einige Stromschnellen, von denen die eine von einem mächtigen Geist, der gleichzeitig ein vorzüglicher Eisenschmied war, namens Fugamu, beherrscht wird; die weiter befindlichen Stromschnellen dagegen stehen unter der Aufsicht von Nagoschi, der Frau des Geistes Samba. Unter dem dort wohnenden Volk der Ivili existiert nun folgende Sage, die zuerst von Du Chaillu mitgeteilt wird: In früheren Zeiten pflegten die Leute zu den Fällen zu gehen, Eisen und Kohlen an dem Ufer niederzulegen und zu sagen: „O mächtiger Fugamu, ich brauche von diesem Eisen ein Messer oder eine Hacke" (was sie nun gerade für ein Werkzeug nötig hatten), und am Morgen, wenn sie wieder an die Stelle kamen, fanden sie den Gegenstand fertig vor. Eines Tages jedoch begaben sich ein Mann und sein Sohn mit Eisen und Kohlen dahin, und die beiden hatten die freche Neugierde, zu warten und zu sehen, was geschehe. Sie verbargen sich, der Vater in einen hohlen Baum, der Sohn in den Zweigen eines andern Baumes. Fugamu kam mit seinem Sohn und begann die Arbeit, als plötzlich sein Sohn ausrief: „Vater, ich rieche Menschen!" Der Vater erwiderte: „Natürlich riechst Du Menschen, denn kommt nicht das Eisen und die Kohle aus den Händen der Menschen?" So arbeiteten sie denn weiter. Aber wiederum unterbrach der Sohn seinen Vater mit denselben Worten, und nun sah sich Fugamu um und bemerkte die beiden Männer. Er brüllte vor Wut, und um Vater und Sohn zu bestrafen, verwandelte er den Baum, worin der erstere verborgen war, in einen Termitenhügel, das Versteck des Sohnes aber in ein Nest schwarzer Ameisen. Seitdem hat Fugamu kein Eisen mehr für die Menschen bearbeitet."

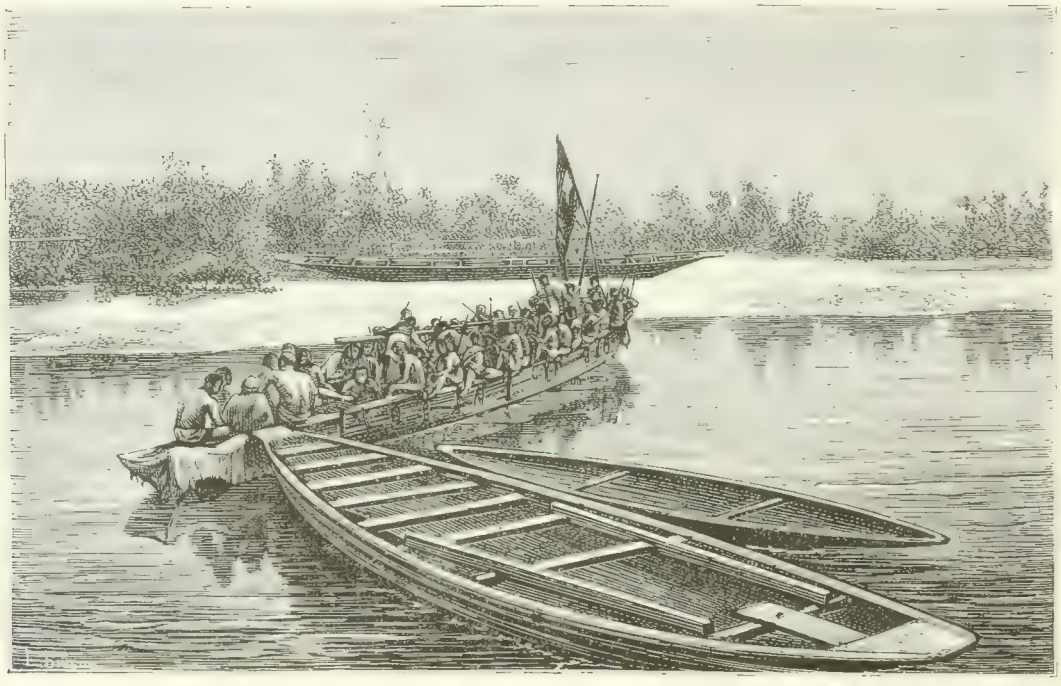
Außer dem großen Jonanga-See trifft man an den Ufern des Ogowe noch viele kleinere, die sämtlich durch einen oft sehr schmalen Streifen lößartigen Lehms vom Strom getrennt sind, durch das Wasser desselben gespeist werden und wieder in ihn abfließen. Der Jonanga-See selbst bildet große und tiefe Buchten, die von den Eingeborenen als selbständige Eliva (Seeen) angesehen und bezeichnet werden. Alle Seeen sind mit bewaldeten Inselchen bedeckt, auf denen sich Negerdörfer befinden. Die größten nächst dem Jonanga sind der Anenga-Eliva, Nionsche-Eliva und der Sile-Eliva, letzterer in der Nähe des Zusammenflusses des Rembo-Ngunie mit dem Ogowe.

Die dichten Urwälder, welche sich landeinwärts ausbreiten, sind von einer mannigfaltigen Tierwelt belebt. Der Forschungsreisende dringt in diese Wälder nicht ein, denn sein mühevolles Eindringen in das fast unentwirrbare Gestrüpp würde nicht gelohnt werden, aber für Naturforscher und für Jagdliebhaber vom Schlage eines Du Chaillu sind die Ogowe-Urwälder ein wahres Eldorado. Für die letzteren waren sie dies wenigstens zu Du Chaillus Zeit auch noch am untern Ogowe, wo seitdem durch die unaufhörlichen Jagden viele Tiere, die dort einst massenhaft vorkamen, fast völlig ausgerottet sind. Da sind zunächst die vielen Affenarten, unter ihnen in erster Reihe der Gorilla, der lange ins Reich der Fabel Gezählte, dessen Existenz erst durch Du Chaillu außer Zweifel gesetzt wurde — da giebt es Hyänen, Leoparden und Schakale, verschiedene Vipern und Riesenschlangen — Büffel (Bos caffer und Bos brachyceros) und eine Menge Antilopenarten — und in den Urwäldern hausen die Elefantenherden, welchen die Ogoweländer ihren geschätztesten Handelsartikel, das Elfenbein verdanken.

Die Elefantenherden Afrikas müssen in der That zahllos sein, um jene Massen Elfenbein liefern zu können, welche auf den Markt kommen. Man schätzt den Elfenbein-Export der Westküste auf 284000 Ko. jährlich, jenen der Ostküste auf 564000 Ko., zusammen also 848000 Ko. im Werte von 15 bis 17 Millionen

Mark. Demnach beträgt die Zahl der jährlich getöteten Elefanten, den Elfenbeinverbrauch der Neger selbst gar nicht in Betracht gezogen, etwa 65000.[28] Die Zeit ist noch ferne, in welcher der Elefant zu den ausgestorbenen Riesentieren zählen oder nur noch in einzelnen Exemplaren in zoologischen Gärten vorhanden sein wird, denn die Wälder am Kalabar, im Norden des Kamerun, an der Malimbaküste, am obern Ogowe und am Kongo, sowie in den noch unerforschten Teilen Inner-Afrikas bergen noch ungeheure Herden dieser geschätzten Tiere, aber dort, wo der europäische Handel seit längerer Zeit Fuß gefaßt hat, sind sie durch die gesteigerte Nachfrage nach Elfenbein schon sehr dezimiert worden. Immer mehr ziehen sie sich von den Küsten Afrikas nach dem Innern zurück, und auch am untern Ogowe kommen sie jetzt schon selten vor.

Eine Elefantenjagd gehört zu den festlichsten Begebenheiten im Leben des Negers. Das ganze Dorf zieht dazu aus, und unter großen religiösen Zeremonien werden die Vorbereitungen zu der Jagd getroffen.

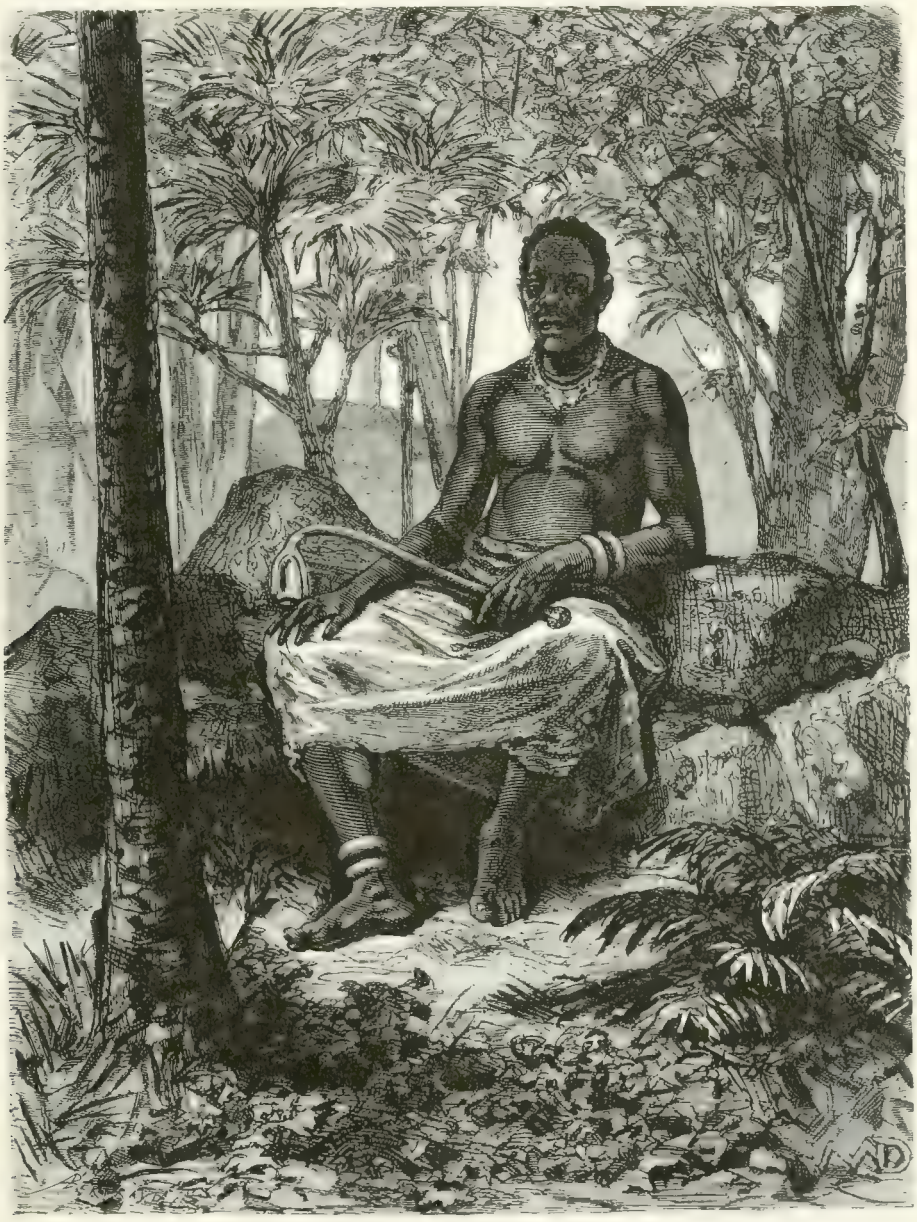


Pirogue auf dem Ogowe.

„Nach einem halbstündigen Marsch über feuchte und sumpfige Wiesen," erzählt Lenz, „gelangten wir an den Wald mit den Elefanten. Hier aber herrschte ein ungemein reges Leben: Hunderte von Mbangwe, Männer, Weiber und Kinder waren versammelt und hatten sich bereits häuslich eingerichtet. Der ganze Wald, im Umkreis von gewiß drei Viertelstunden, war mit einer hohen und sehr starken Umzäunung eingeschlossen, die Mbangwe, welche die Elefanten in der Nähe ihrer wenigstens eine Tagereise entfernten Wohnsitze aufgetrieben hatten, waren den Tieren gefolgt, und erst in der Nähe von Bassangoys Dorf war es gelungen, dieselben in dem kleinen abgeschlossenen Waldgebiet aufzuhalten und einzuschließen. Das Gehege bestand aus zwölf bis fünfzehn Fuß hohen, ungefähr zehn Fuß auseinanderstehenden Pfosten, die durch dünnere Querbalken und Stangen verbunden waren, und obgleich nur mit bush-rope (dem hier allgemein angewendeten

[28]) S. Vortrag des Herrn W. Westendarp „Über den Elfenbeinhandel Afrikas", Sitzung des deutschen Geographentages zu Hamburg 11. April 1885.

Bindemittel, das aus gespalteten dünnen Lianen besteht) zusammengefügt, bildet das Ganze doch ein Gitter von sehr großer Festigkeit, freilich für die Kraft eines anstürmenden Elefanten immer noch ungenügend. Es kommt aber dabei nur darauf an, diese Tiere durch ein Hindernis zu schrecken, und früher begnügte man sich einfach damit, das Jagdterrain durch dünne Lianen abzugrenzen, vor welchem Hindernisse die Elefanten zurück-



Oganga.

wichen. Außerhalb des ganzen großen Geheges waren zahllose Hütten und Schutzdächer von den Mbangwe errichtet, da eine solche Jagd mit allen Vorbereitungen und der Verteilung der Beute oft Wochen in Anspruch nimmt; auch ich suchte mir einen passenden Ort für einen mehrtägigen Aufenthalt aus. Unter den zahlreich anwesenden Mbangwe fiel mir sofort der Oganga, der Medizinmann und Hexenmeister auf, der eine fieber-

hafte Thätigkeit entwickelte. Er war es, der an alle Jäger Amulette austeilte, damit ihnen bei der Jagd kein Unglück zustoße, und ihm lag es ob, die Elefanten am Ausbrechen zu verhindern. Zu diesem Zwecke lief er unter lauten Ausrufen und beständig eine Zauberrute schwingend, an der ein Säckchen mit geweihter „Medizin" befestigt war, um das Gehege; war er ermüdet, so wurde er von seiner Hauptfrau, der er einen Teil seiner Funktionen abgetreten hatte, abgelöst, die dann unter gellendem Geschrei, ein Körbchen mit Medizin heftig schüttelnd, umherrannte, so daß die den Hütten zu nahe gekommenen Elefanten erschreckt zurückwichen. Abends vereinigten sich die Frauen und Kinder und zogen in langen Prozessionen singend und tanzend um den Wald herum, während die Männer sich um ihren Oganga versammelten. Mit heftigen Gestikulationen wurden die unglaublichsten Jagdabenteuer erzählt, wie der oder jener sich bei früheren Elefantenjagden ausgezeichnet oder blamiert hatte, wie man es morgen thun wolle, u. a. m., kurz es herrschte an diesem Abend in dem Lager ein ungemein aufgeregtes und interessantes Leben."

Am Morgen beginnt die Jagd. Während die Frauen um die Umzäunung herumlaufen und durch Geschrei die Elefanten abzuhalten suchen, daß sie nicht ausbrechen, dringen die Männer in das Gehölz ein und suchen die Elefanten auf. Früher ging man denselben nur mit Speeren zu Leibe, jetzt aber sind auch schon Gewehre bei der Jagd in Gebrauch, ohne daß die Speere bei der Mehrzahl der Jäger verdrängt sind. Lenz berichtet über eine sonderbare Verwendung dieser Waffe auf der Jagd, an welcher er teilnahm: Auf einem Baume war in ziemlicher Höhe ein Gerüst errichtet, worauf ein Mann stand, bewaffnet mit einem ziemlich kleinen, kaum 2 Fuß langen, aber sehr starken Speer, der in einen dicken, 4 bis 5 Fuß langen Pfahl eingefügt war. Der auf dem Baume stehende Mbangwe hielt nun diese wuchtige Waffe mit der Speerspitze nach unten, die Anderen suchten einen Elefanten in die Nähe des Baumes zu treiben, und sobald derselbe nahe genug am Jäger vorbeiläuft, stößt ihm dieser den eisernen Speer mit aller Kraft in den Leib, und zwar muß er suchen, die Lendengegend oder den Nacken zu treffen, wo der Speer leichter als anderwärts tief eindringen kann.

Das Fleisch der Elefanten (namentlich die Füße und der Rüssel) gilt bei den Negern als Delikatesse, aber Europäer vermögen dem trotz stundenlangen Kochens immer noch zähen Fleisch keinen Geschmack abzugewinnen. Der Reisende findet übrigens eine so reiche Auswahl von Wild, welches ihm schmackhaftes Fleisch liefert, daß er den Negern ihr Lieblingsgericht gern überläßt. Da giebt es mehrere Arten Antilopen, die winzig kleine Zwergantilope, die Bongo-Antilope (Trogelaphus altovirgatus) u. s. w., ungemein scheue Tiere, die sehr schwer zu erlegen sind, weshalb die Neger es vorziehen, sie in Fallgruben zu fangen. In den Prärieen trifft man große Herden wilder Ochsen (Bos brachyceros), ein Mittelglied zwischen den Antilopen und unseren zahmen Ochsen, von den Negern Njare genannt,[29] die bei Tage im Schatten der Wälder ruhen und nur bei Nacht nach ihren Weideplätzen ziehen. Ihr Fleisch wird von den Negern, wie von den Europäern gleich geschätzt, aber ihre Jagd ist sehr gefährlich, da verwundete Tiere sich wütend auf den Jäger stürzen und ihn mit ihren gebogenen Hörnern zu durchbohren suchen. Ein besonders wohlschmeckendes Fleisch liefern auch die sehr zahlreichen Pinselohrschweine (Potomochoerus africanus), die etwas kleiner als unsere Wildschweine sind. Dem Jagdliebhaber liefert hier die mannigfaltigste Auswahl die Vogelwelt. An den Ufern der Flüsse und Seeen wimmelt es von Vögeln, von Pelikanen und Reihern, von Ibis und Flamingos, von Möven und Wildenten und Wasservögeln aller Art, denen die fischreichen Flüsse, namentlich zur Zeit des niedrigen Wasserstandes, wenn die Fische scharenweise die tieferen Stellen aufsuchen, reichliche Nahrung liefern. Die interessantesten Vertreter der Vogelwelt sind die kleinen flinken Webervögel (Sycobius nigerrimus), die oft zu Hunderten an einem Baum ihre beutelförmigen Nester anbringen[30] siehe Seite 56.

[29] Du Chaillu erklärt die wilden Ochsen für unzähmbar, es ist aber in neuerer Zeit doch gelungen, einen solchen in Surrey Zoological Gardens in London zu zähmen. Später kam das Tier in den Jardin des Plantes in Paris.

[30] Du Chaillu will an einem Baume 2000 Nester dieser Vögel gezählt haben. Es giebt 2 Arten Webervögel, die sich durch ihre Färbung unterscheiden, aber beide nisten einträchtig auf demselben Baum. Sie vermehren sich ungemein rasch,

Von Raubvögeln trifft man am Ogowe Adler und Falken in mehreren Arten. Auch die Vierfüßler stellen ein großes Kontingent von Raubtieren, doch sind dies meist kleinere Tiere, die wegen ihrer nächtlichen Einbrüche in die Hühnerställe gefürchteten Tigerkatzen, Schakale (Canis mesomelas?) und Hyänen. Das einzige große Raubtier ist der Leopard, Löwen kommen im ganzen Stromgebiet nicht vor. Zu den Raubtieren gesellen sich aber noch einige Riesentiere, mit dem Elefanten die letzten Repräsentanten einer untergegangenen Tierwelt, welche unter Umständen dem Menschen auch gefährlich werden können. Im Flusse ist das Flußpferd (Hyppopotamus) überall zahlreich vorhanden. Auf einer Bootfahrt sieht man häufig an dem Ufer die häßlichen Köpfe dieser Tiere aus dem Wasser hervorragen, oder es taucht plötzlich solch ein Koloß aus den Fluten empor und streift vielleicht das Boot so heftig, daß ein Leck entsteht. Auf dem Lande ist das Flußpferd schwerfällig und kann sich nicht leicht verteidigen, weshalb die Neger es, wenn es nachts ans Ufer kommt, um dort sein Futter zu suchen, vom Wasser abzuschneiden und in den Wald zu treiben trachten, wo es bald unter ihren Speerwürfen zusammenbricht. Im Wasser aber ist das Flußpferd ein gefährlicher Feind, umso gefährlicher, als es auch ungereizt Boote angreift. Savorgnan de Brazzas Gefährte Dr. Ballay entging in einer der Stromschnellen des Ogowe mit knapper Not dem Tode, da im heftigsten Strudel ein Flußpferd sein Boot angriff und umwarf. Die Neger jagen das Flußpferd wegen seines Fleisches, welches sie räuchern und dann als Proviant auf ihre Handelsreisen mitnehmen, aber der Europäer vermag dem Fleisch des Flußpferdes ebensowenig Geschmack abzugewinnen wie jenem des Elefanten.

In den Wäldern ist der Gorilla noch zahlreich vorhanden, über dessen Naturgeschichte wir Du Chaillu, dem Gorillajäger par excellence, die ausführlichsten Nachrichten verdanken.[31]) Seine Jagd ist mit großen Gefahren verbunden. Der erste Gorilla, den Du Chaillu im Fanlande traf, ein altes Männchen, war etwa 2 Meter hoch und trat den Jägern furchtlos entgegen. Mit gebellartigem Gebrüll, den Brustkasten mit den geballten Fäusten schlagend, daß es wie eine Trommel klang, richtete er seine funkelnden Augen starr auf die Jäger und schien sie zum Kampfe herauszufordern. Der teuflische Ausdruck seines Gesichtes und die langen Zähne, welche hinter den emporgezogenen dünnen Lippen sichtbar wurden, waren wohl geeignet, auch einen mutigen Mann mit Angst zu erfüllen. Nachdem er ihm bis auf etwa 6 Meter nahe gekommen war, drückte Du Chaillu los und traf ihn mitten in die breite Brust, worauf er sofort zusammenbrach. Der Gorilla stürzt, sobald er tödlich verwundet ist, mit ausgestreckten Armen auf das Gesicht nieder und stößt ein schreckliches, kreischendes Geschrei aus. Die Mitte der Brust ist die einzige Stelle, an welcher eine Kugel ihm sofortigen Tod bringt, und die Jäger lassen ihn daher stets so nahe als möglich kommen, um die verwundbare Stelle sicher zu treffen. Ein Fehlschuß hat in der Regel den Tod des Schützen zur Folge. Der behendeste Läufer vermöchte dem Gorilla nicht zu entrinnen, wenn er, durch eine Verwundung in Wut versetzt, sich auf ihn stürzt. Bevor der Jäger sich seines Fehlschusses bewußt geworden, hat ihn der Gorilla bereits erreicht und zerschmettert ihm mit seinen wuchtigen Armen den Kopf oder reißt ihm die Eingeweide heraus.

da sie mehrmals im Jahre brüten, und die Anfertigung neuer Nester für die nächste Brut nimmt sie unabläßig in Anspruch, so daß auf einem Baum, der ihnen zur Niederlassung dient, stets ein geschäftiges Treiben herrscht. — S. Die Loango-Expedition, ausgesandt von der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Afrikas 1873—1876. Eine Reisewerk in drei Abteilungen von Paul Güßfeldt, Julius Falkenstein, Eduard Pechuël-Lösche. Leipzig, Paul Frohberg, 1879, Band II, Seite 117.

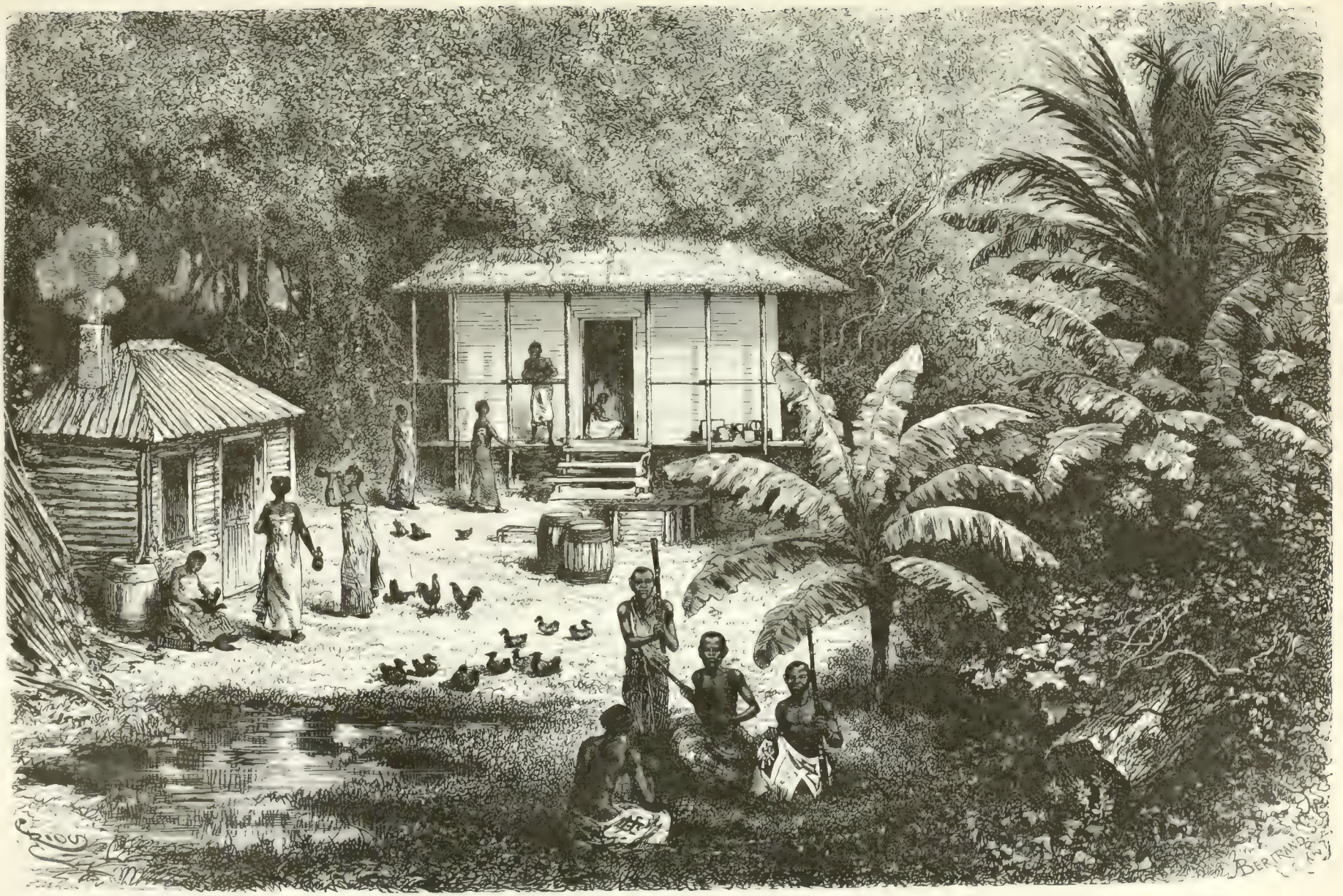
[31]) Schon der Karthager Hanno, der Führer der bekannten Expedition an die Westküste, berichtet, daß er auf einem Eiland am Südhorn einen See und auf diesem eine Insel angetroffen habe, auf welcher behaarte wilde Menschen wohnten, die von den Dolmetschern Gorillas genannt wurden. Er brachte die Felle dreier erlegter Weibchen nach Karthago, wo sie im Tempel der Juno aufgehängt wurden. Siehe darüber Plinius, Historia naturalis. — Im 17. Jahrhundert berichtet der Reisende Battel (1629) über die Gorillas, nennt sie aber Pongo, und auch Bowdich, der in neuerer Zeit (1819) eine von falschen Angaben strotzende Schilderung der Gorillas entwarf, giebt ihnen nicht diesen Namen, sondern den Namen Ingena, welcher der M'Pongwe Sprache entlehnt war und bei späteren Reisenden in vielen Varianten, als Ngena Ngina, Engeena u. s. w. vorkömmt. Im Jahre 1847 brachte der Missionär Wilson einen Gorillaschädel nach Boston und Savage zwei Gorillafelle nach Europa, aber erst durch Du Chaillus Reisen wurde die interessante Affenart in Europa bekannter. Später folgten dann die Versuche, junge Gorillas zu zähmen und zu akklimatisieren, wovon weiter unten die Rede sein wird

Das Gorillafleisch ist zähe, aber die Neger im Innern essen es doch gern, während die Küstenstämme Affenfleisch ebenso verschmähen wie die Europäer. Das Gehirn des Gorilla wird zur Bereitung sehr wirksamer Arten Grigi Talisman benutzt, von denen eines den schwarzen Schönen gegenüber die Wirkungen eines Liebestrankes ausübt, während das andere dem Jäger Glück bringt. Häufiger als Gorillas, deren Jagd mehr Mut erfordert als die Neger meistens besitzen, werden die vielen kleinen Affen geschossen, welche die Wälder am Ogowe bevölkern, und auch gar mancher Forschungsreisende hat durch die Not gezwungen einen Affenbraten sich wohlschmecken lassen. Wir werden an anderer Stelle noch ausführlich auf die Gorillas und die anderen Affenarten Afrikas zurückkommen, und wenden uns nun wieder dem Flusse zu, um an der Hand der nächsten Forschungsreisenden den Rest seines Oberlaufes kennen zu lernen.

Nester der Webervögel.

Nach der Ogowe Fahrt des Leutnants Aymés auf dem „Pionier" war das Forschungswerk auf einige Jahre ins Stocken geraten. Napoleon III. beabsichtigte zwar, eine große Expedition nach dem Ogowe zu entsenden, aber die Ereignisse des Jahres 1870 unterbrachen die Vorbereitungen, und die Regierung der Republik hatte wichtigere Aufgaben zu lösen als die Erforschung unbekannter Gebiete Afrikas. In den Jahren 1871 bis 1873 bereiste zwar ein Wörmannscher Agent, Herr E. Schulze, den Ogowe, doch er soll nur eine kleine Strecke über Lope im Okandaland hinausgekommen sein und hat überdies über die Ergebnisse seiner Reise nichts veröffentlicht.[1] Im Januar 1873 erschien dagegen der unermüdliche Ogoweforscher Walker wieder auf dem Schauplatz, und seine Reise in das Okandaland berichtigte die früher von ihm selbst vertretene und auch in die Karte Kertanguis übergegangene Annahme, daß der Okanda von Nordost komme. Er stellte fest, daß der Fluß von der Adaka-Insel im Okotagebiet abwärts etwa 80 englische Meilen von Ost nach West fließt, dem Äquator stets nahe bleibend, ohne ihn jedoch zu schneiden, während der auf dem rechten Ufer einmündende Okono schon lange vor der Mündung mit dem Okanda parallel läuft. Noch ein zweiter Irrtum, der durch Walker früher auf Grund der Aussagen der Eingeborenen Verbreitung gefunden hatte, daß die am rechten Ufer des Okono gelegenen Berge Otombi und Ontschiko Vulkane seien, wurde durch diese Reise berichtigt.

[1] Walker behauptet daß Schulze nicht einmal bis Lope gekommen sei. Die Nachrichten, welche er über den Oberlauf des Ogowe mitbrachte, beruhten ausschließlich auf den Aussagen der Eingeborenen, waren also ebenso unrichtig, wie jene aus derselben Quelle geflossene Behauptung Walkers, daß der Okanda von Nordost komme.



Faktorei am Ogowe.

Während Walker noch im Innern weilte, erschienen im Ogowegebiet zwei neue Forscher, welche berufen waren, in der Entdeckungsgeschichte des Ogowe eine der glänzendsten Rollen zu spielen: Marquis Viktor de Compiegne und Alfred Marche, die beide bereits auf früheren Reisen in Tropenländern — der eine in Amerika, der andere in Cochinchina — sich an das Klima derselben gewöhnt hatten. Die Pariser geographische Gesellschaft hatte zu der von ihnen geplanten Expedition nur einen sehr kleinen Betrag — 1500 Franken — beigesteuert, während zu gleicher Zeit deutsche Expeditionen nach dem Kongo und der Loangoküste aufbrachen, welche von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft vortrefflich ausgerüstet waren. Trotzdem waren die beiden Franzosen entschlossen, den Wettkampf aufzunehmen, und traten voll kühner Zuversicht in die Schranken. Die Faktorei Walkers in Adelinalonga wurde ihr Hauptquartier, wo der König N'combi sie freundlich empfing. Nun begannen aber auch sofort die Schwierigkeiten, denen kein Reisender zu entgehen vermag, welcher in Gegenden einzudringen versucht, von denen um ihr Handelsmonopol besorgte Zwischenhändler den Weißen ängstlich fern zu halten suchen. Die Häuptlinge am Kap Lopez bedrohten den König N'combi mit der Zerstörung seiner Dörfer, wenn er gestatten würde, daß ein Weißer über die Stromschnellen des Ogowe hinaus in das Innere vordringe, und es begannen endlose Unterhandlungen, um die Kamma-Häuptlinge am Kap Lopez zur Zurücknahme ihres Ultimatums zu bewegen. Die Zwischenzeit benutzten de Compiegne und Marche zum Besuche mehrerer bereits von früheren Reisenden erforschten Punkte, so namentlich der Seen Evine, Jonanga und Asingo, wobei sie den Abfluß des letztern, den in den Ogowe mündenden Akolais erforschten, fuhren dann in einem kleinen Walkerschen Dampfer den Ngunie hinauf und drangen noch mehrere Meilen über die bereits von Du Chaillu entdeckten Stromschnellen hinaus. Nachdem sie noch einen Nebenfluß des N'gunie, den Ahojo entdeckt und in der von Europäern noch nie betretenen Gegend die französische Flagge gehißt hatten, begaben sie sich über Adolinalonga abermals zum Eliva Jonanga, um denselben gründlicher zu erforschen. Die Hindernisse, welche einer Expedition stromaufwärts entgegenstanden, hatten sich indessen nicht nur nicht vermindert, sondern noch vermehrt. Eine im Juli 1873 von Du Quilio[33] bis zur Konfluenz des Ogowe und N'gunie geführte Expedition hatte zwar bewirkt, daß das Mißtrauen der Kamma-Leute gegen das Unternehmen Compiegnes gemindert wurde, aber nun starb der den Franzosen freundlich gesinnte König N'combi, und die in seinem Reiche ausbrechenden Unruhen verzögerten den Aufbruch der Expedition bis zum Januar 1874. Endlich waren alle Hindernisse überwunden, und am 9. Januar brachen Compiègne und Marche mit 50 Inenga und 50 Galloa unter Führung des Königs Renoki und des Häuptlings Manilo in 4 Piroguen von der an der N'gunie Mündung gelegenen „Fetischspitze" (siehe Seite 15) auf. In dem Okandadorf Lope, welches auch Walker erreicht hatte, waren die Okanda anfangs nicht zu bewegen, Führer mitzugeben, da sie die als Kannibalen bekannten Oschcba scheuten, und erst, als eine aus dem Lande der Maduma und Mpyebo angekommene Gesandtschaft Vorschläge zur Anknüpfung von Handelsverbindungen überbrachte, erklärten sie sich bereit, der Expedition sich anzuschließen. Als de Compiègne und Marche in 6 großen Piroguen mit ihrer neuen Escorte am 28. Februar Lope verließen, begann die eigentliche Entdeckungsreise. Ein völlig unbekanntes Gebiet, in das noch kein Europäer gedrungen war, lag vor ihnen. An der Mündung des großen, von Süden kommenden Flusses Ofowe vorbei gelangten sie in das Land der Oschcba. Sobald sie die Grenze überschritten hatten, konnten sie sich auch sofort von den feindseligen Gesinnungen der Oschcba über

[33] Du Quilio der Kommandant der französischen Marinedivision im südlichen Teil des Atlantischen Ozeans, unternahm die Expedition mit den Dampfern „Pregent" und „Marabout". Ihn begleiteten Duperré, der Kommandant von Gabun, und der Arzt Gaigneron. Der „Pregent" wurde zu hydrographischen Aufnahmen in der Nazareth-Bai zurückgelassen, und der „Marabout" gelangte nur zur Grenze des Galloagebietes, wo er wegen niedrigen Wasserstandes umkehren mußte. Du Quilio setzte die Fahrt in Piroguen fort und kam bis zur Ngunie Mündung. In geographischer Beziehung beschränkten sich die Erfolge der Expedition auf die Verzeichnung einiger auf den Karten bisher nicht namhaft gemachter Ortschaften im Gebiete der Kamma und Galloa und den Nachweis der Stammesverwandtschaft der M'Pongwe, Kamma, Galloa und Inenga; viel bedeutender waren dagegen die politischen Errungenschaften, denn der König Ncombi von Adelinalonga schloß mit Du Quilio einen Vertrag, durch welchen er sein Land an Frankreich abtrat und dessen Oberhoheit anerkannte.

zeugen. Man rief ihnen zu, sie möchten umkehren, und Scharen in kriegerischer Ausrüstung zeigten sich am Ufer. Sie gelangten zu dem 26 Fuß hohen Katarakt Bôoué, wo die Piroguen ans Ufer gezogen und zu Lande weiter gebracht werden mußten, wobei sie mit Oschebа zusammentrafen, die sich freundlicher erwiesen als ihre Stammesgenossen, die man bisher gesehen hatte. Man kaufte ihnen Fische ab, ohne jedoch die Waffen aus der Hand zu geben und die Vorsicht außer acht zu lassen. Wie nötig dieselbe war, sollte sich schon vier Tage später zeigen, als alle Stromschnellen glücklich überwunden waren und die Okanda freudig versicherten, daß man nun nichts mehr zu fürchten brauche und bald das Gebiet der befreundeten Aduma erreicht haben werde. Die beiden vordersten Piroguen wurden plötzlich vom Ufer aus beschossen, und eine unbeschreibliche Panik brach unter den Okanda aus, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß die Pirogue, in welcher Compiègne sich befand, an einem Felsen scheiterte. Mit Mühe und Not gelang es Marche durch die Drohung, jeden Flüchtling niederzuschießen, die Okanda zum Standhalten zu bewegen.[31])

Zum Glück benutzte der Feind die Verwirrung nicht: er hatte sich, nachdem er seine Gewehre abgeschossen, schleunigst zurückgezogen, und die Reisenden konnten ungestört auf einer Insel landen. Sechs Mann waren verwundet und die Übrigen hatten allen Mut verloren und weigerten sich, die Reise fortzusetzen. Erst nach langem Palaver gelang es der Überredungskunst Compiègnes und Marches, die Verzagten zum Ausharren zu bewegen, da auch der sie begleitende Fetischer sich für die Fortsetzung der Reise aussprach. Die Verwundeten werden in die Boote gebracht, die Fahrt geht weiter. Nachdem man vier englische Meilen stromaufwärts gefahren, befindet man sich bei der Mündung eines großen Flusses, des Rembo Ivindo (d. i. der schwarze Fluß, wegen der dunkeln Färbung seines Wassers), der nach den Aussagen der Eingeborenen tief im Innern in einem See entspringt. Die Okanda gehen ans Ufer, um Brennholz zu sammeln. Da ertönt plötzlich von allen Seiten das Kriegsgeschrei der Oschebа und Kugeln pfeifen über das Boot hin. Eine Zeitlang erwidern die Okanda, die sich rasch hinter Bäumen und Gebüschen versteckt haben, das Feuer, ermutigt durch das Beispiel der beiden Reisenden, welche sich furchtlos ohne Deckung den feindlichen Geschossen aussetzen, aber bald gewinnt die Furcht vor den Oschebа die Oberhand. Die Führer rufen Compiègne zu, daß man umkehren müsse, und kaum haben dies ihre Leute gehört, so stürzen sie in sinnloser Hast in die Boote und ergreifen die Ruder, um die Rückfahrt anzutreten. Alles Zureden ist vergebens, alle in Aussicht gestellten Belohnungen wirken nicht mehr. Nach raschem Abschied von den Aduma und Osyebo, welche reichlich beschenkt werden, beginnt die Heimfahrt. Doch welch eine Fahrt! Es war eine wilde Flucht und kein Rückzug. Pfeilschnell flogen die Piroguen über die Stromschnellen dahin. „Ich weiß nur, daß wir hinüber kamen," schreibt Marche, „aber wie, das weiß ich nicht." Bei den Katarakten von Bôoué schlug das Boot um, in dem sich Compiègne befand, und obwohl er ein guter Schwimmer war, wäre er doch ertrunken, wenn die Okanda ihm nicht rechtzeitig zu Hilfe kamen. Hätten die Oschebа den Wasserfall besetzt, dann wäre wohl kein Mann von der Expedition entronnen, aber sie hatten es versäumt, diesen wichtigen Punkt zu besetzen. Unterhalb der Fälle wurden die Piroguen nochmals aus einem Hinterhalt beschossen, aber Marche, der mit einigen seiner Leute landete, trieb den Feind rasch in die Flucht, und am nächsten Tage erreichte die Expedition ohne fernern Unfall Lope, wo sie vor allen Verfolgungen geborgen war.

Die Ethnographie verdankt dieser Reise eine Menge neuer Angaben. Man hatte vier bisher unbekannte Völker kennen gelernt, die südlich und südöstlich von den Okanda wohnenden Banguin und Shibe, sowie die jenseits des Gebietes der Oschebа ansässigen Oschebo und Maduma, und die Kenntnis der Sitten und Charaktereigentümlichkeiten der Apingi, Okota, Okonda und Osyebo wurden wesentlich bereichert. Compiègne und Marche waren nahezu einen Längengrad tiefer in das Innere eingedrungen als die am weitesten gelangten früheren Reisenden, und sie hatten zwei große Nebenflüsse des Ogowe, den Ofoue und Ivindo unter 12° 30′ östl. L.) entdeckt. Sie hatten aber auch den Beweis geliefert, daß eine Bootfahrt den Ogowe aufwärts

[31]) Alfred Marche, Trois voyages dans l'Afrique occidentale. Paris, Hachette et Cie, 1882, Seite 225.

möglich sei, und daß das so gefürchtete Klima dem Vordringen von Europäern viel weniger Schwierigkeiten bereite, als die feindselige Haltung der am Oberlauf des Ogowe ansässigen Kannibalen.

Der nächste Forscher, welcher nach Compiègnes und Marches Rückkehr am Ogowe erschien, war der Österreicher Dr. Oskar Lenz, den die Deutsche Afrikanische Gesellschaft ausgesandt hatte. Nachdem er im Juni 1874 in der Corisco Bai gelandet, durchforschte er zunächst das vom Muni durchströmte Gebiet, und begab sich dann nach einem Besuch in Gabun nach Adelinalonga, von wo er jedoch, da er bald erkrankte, zur Erholung nach Gabun zurückkehrte. Kaum genesen, eilte er wieder nach Adelinalonga und trat am 15. Dezember 1874, begleitet von König Renoki und 100 Inangas von Renokis Residenz Limbareni in fünf Piroguen die Fahrt ins Innere an. Die Fahrt ging sehr langsam von statten, da Renoki von seinen Freunden

Junger Gorilla.

lange aufgehalten wurde, und erst nach vier Wochen erreichte Lenz das Okandadorf Lope. Dort kehrte er um da die Geschenke, welche er für die Negerfürsten mitgenommen hatte, verbraucht waren und ohne solche die Erlaubnis zur Fahrt durch irgend ein Gebiet nicht zu erlangen war. Er hatte zwar nur eine Strecke befahren, welche bereits durch Walker, Compiegne und Marche bekannt geworden war, aber dennoch verdankt man ihm manche neue Nachricht. Der Bericht über seine Expedition kennzeichnet ihn als „einen tüchtigen Forschungsreisenden, der mit dem Scharfblick eines Geologen auch das Beobachtungstalent eines Ethnographen und den Fleiß eines Sammlers wohl zu vereinen wußte." Ihm verdanken wir die ersten genauen Angaben über den geologischen Bau jenes Teiles des Ogowegebietes, in dem die Stromschnellen sich befinden, die Kennzeichnung des Okandalandes als ein bis zu etwa 400 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel emporsteigendes Hochplateau,

welches im Westen von parallel laufenden niedrigen Hügelreihen begrenzt wird. Er war auch der Erste, der nach eigenem Augenschein über die schon von Du Chaillu erwähnten Abongo (siehe Seite 14) berichtete und die mehrfach ausgesprochene Vermutung, daß dieselben Reste einer Urbevölkerung seien,[35] als richtig bestätigte. Ein großes Verdienst erwarb sich Lenz auch um die noch sehr im Argen liegende richtige Schreibweise der afrikanischen Namen, von denen namentlich hier durch die französischen Reisenden viele in vollständig falscher Form bekannt geworden.[36] Schließlich brachte er noch Kunde von einem im Innern wohnenden Volke, den Mikaneke, deren Gebiet, wie die Eingeborenen erzählten, von jenem der Okanda in einigen Wochen erreicht werden könne. Die Mikaneke sollten Salz, Gewehre, Baumwollstoffe u. s. w. von „weißen Männern" erhalten, welche nicht von der Westküste, sondern aus dem Innern zu ihnen kämen.

Ende Juni unternahm Lenz eine zweite Reise stromaufwärts, und kam diesmal schon in 20 Tagen nach Lope, aber dort wurde seine Weiterreise unter allerhand Ausflüchten von den Negern, die ihn begleiten

König der Okota.

Oschéba, Mann und Frau.

sollten, verzögert, und als er endlich aufbrach, entlief ihm schon am nächsten Tage sein halbes Gefolge. Es kostete viel Mühe und viel Zeit, die Flüchtlinge zur Umkehr zu bewegen, und so erreichte Lenz die Grenze des Okandalandes erst Anfang September. Um Zusammenstöße mit den Oschéba, welche Compiègnes Weiterreise verhindert hatten, zu vermeiden, entschloß sich Lenz, den Ogowe zu verlassen und auf dem Landwege die Niederlassungen der Oschéba auf dem linken Ufer zu umgehen. Er wollte den Ofoue aufwärts in das Land der Asimba vordringen und durch dieses den Ogowe östlich von der Oschébagrenze wieder zu erreichen suchen. Im untern Ofoue hindern viele Stromschnellen und Katarakte die Schiffahrt. Alles Gepäck mußte daher zu Lande fortgeschleppt werden, was ungemein mühevoll war und, da viel Gepäck und wenig Träger vor-

[35] Der Erste, der die Vermutung aussprach, daß die Abongo gleich den Akka und den Buschmännern Reste der Urbevölkerung seien, war Oskar Peschel. S. Völkerkunde, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1870. Seite 489.

[36] So z. B. Osheba oder Oschéba für das von den Franzosen gebrauchte Oyeba, Akelle statt Bakelle (welches letztere die Singularform ist), Abongo statt Obongo u. s. w.

handen, sehr viel Zeit erforderte. Um von Ngobo nach einem nur zwei Stunden von diesem entfernten kleinen Akelledorf zwischen Aschuka und Asimba zu gelangen, brauchte Lenz drei volle Tage! In dem nach so vielen Mühen endlich erreichten Dorfe kaufte er ein kleines Kanoe und setzte die Reise nun in diesem fort. Er errichtete eine Station in der Nähe zweier großen Asimbadörfer. Die Asimba versprachen, ihn bis zu den Okono zu begleiten, hielten aber ihr Versprechen nicht, weshalb Lenz schließlich allein aufbrach, doch schon am zweiten Tage sah er sich durch Stromschnellen, die er mit den wenigen Leuten, welche er bei sich hatte, nicht überwinden konnte, zur Umkehr gezwungen. Anfang Februar 1874 verließ er die am Ofoue errichtete Station und errichtete eine neue oberhalb Lope, an der Grenze des Aschukagebietes, wo er das Eintreffen von Waren abwarten wollte.

Während seines dortigen Aufenthaltes besuchte ihn der König Mbia mit mehreren Oschebaleuten und lud ihn zu einem Besuch in seinem Dorfe ein. Lenz folgte im Mai dieser Einladung, wurde freundlich aufgenommen und erhielt die Erlaubnis zum Zuge durch das Land, wozu König Mbia Träger stellte. Es klingt kaum glaublich, daß dasselbe Volk, welches noch vor kurzem Compiègne und Marche mit der größten Hartnäckigkeit die Fahrt durch sein Land verwehrte, nun selbst den neuen Reisenden bei der Verfolgung desselben Planes unterstützte. Lenz' dreizehntägiger Marsch durch dichten Urwald, mit einer Kannibalen-Eskorte, gehört zu den interessantesten Episoden in der Erforschungsgeschichte des Ogowe. Er gelangte im Gebiet der Osaka wieder an den Strom und drang dann noch bis zu dem auf dem rechten Ufer einmündenden Fluß Schebe vor, von wo er Anfang Juli 1876 die Rückfahrt antrat.

Das wichtigste Resultat der Lenzschen Reise in das Osakaland war die Entdeckung verschiedener Anzeichen eines Verkehrs der Osaka mit am Kongo wohnenden Stämmen. Außer einem Hausschwein, das nirgends am Ogowe zu finden ist und von einer Handelskarawane, die von Süden kam, hierhergebracht worden, fand Lenz bei den Negern große Glasperlen von einer Sorte, welche die Faktoreien am Gabun und Ogowe nicht führten, die dagegen zu den Tauschartikeln des Loango- und Kongogebietes gehörten. Noch manche andere Handelsartikel, die nur von Süden her zu den Osaka gelangt sein konnten, fand Lenz bei denselben, und diese Entdeckung lenkte die Aufmerksamkeit der Geographen wieder in erhöhtem Maße der schon viel erörterten Frage zu, wo die Quellen des Ogowe zu suchen seien. Vielfach wurde die Ansicht laut, daß der Ogowe mit dem Kongo zusammenhänge, daß er nur ein Arm desselben sei.

Die Nachrichten, welche die früheren Reisenden über die Quellen des Ogowe eingezogen, hatten sich vielfach widersprochen. Nach Bowdich sollte der Ogowe mit einem großen Flusse in Verbindung stehen, den die Eingeborenen Wole nannten und der nach ihren Aussagen nach Osten floß. Leutnant Aymés dagegen ließ sich von einem aus dem Osten stammenden Jninga-Sklaven erzählen, daß der Ogowe von einem Meere herkomme, an dessen Ufern zweihufige und beflügelte Menschen wohnen.[37]) Aymés versuchte eine Deutung dieser durch die Negerphantasie ausgeschmückten Darstellung und glaubte die Bezeichnung „zweihufige Menschen" auf jene Leute beziehen zu können, welche auf Ochsen reiten, während ihr im Winde flatternder Burnus den Namen „Beflügelte" rechtfertigen sollte; das Meer, von dem der Sklave erzählt hatte, sollten die großen ostafrikanischen Binnenseeen sein, wonach man die Quellen des Ogowe in der Gegend des Tanganika-Sees hätte suchen müssen. Eine dritte Variante über die Quellen des Ogowe bildeten die schon erwähnten (siehe Seite 16) Erzählungen der Fan oder Pahouins von dem See Tem im Lande N'Dua oder Bendam, wo ihre frühere Heimat sein sollte. Aus dem See Tem sollte der Ogowe entspringen. Die durch Kontre-Admiral Fleuriot de Langle und Leutnant Hedde mitgeteilten Aussagen der Fan veranlaßten eifrige Nachforschungen nach ihrer Urheimat. Dr. Nachtigal brachte Nachrichten von einem Volke mit,[38]) welches westlich von den

[37]) Du Chaillu, Explorations and adventures in equatorial Afrika, London, 1861, Seite 440. — Vergl. auch Petermanns Mitteilungen, 1872, Seite 56.

[38]) S. Dr. Nachtigals Brief aus Helwan vom 25. Februar 1875 in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1875, Seite 110. — Vergl. auch Dr. Nachtigals Brief aus Wadai in Petermanns Mitteilungen 1874, Seite 265.

Niam-Niam wohnt und dessen Land Bonda oder Dar Benda heißt, und wies darauf hin, daß alles, was er über dieses Volk erfahren konnte, auf eine Verwandtschaft desselben mit den Fan hindeute: der Name ihres Landes, Banda, Dar Benda, der mit dem Bendam der Fan identisch sein könne; die Sitte, die Zähne spitz zu feilen; der unter ihnen noch stark verbreitete Kannibalismus. Allen diesen Vermutungen trat E. Behm mit dem Hinweise auf das periodische Wachsen und Fallen des Ogowe entgegen, welches mit der Regenperiode des äquatorialen Afrika zusammenhänge, „woraus man einen untrüglichen Schluß auf die klimatische Zone ziehen könne, in welcher die Quellen des Ogowe liegen." Die Ogowequellen, erklärte er, könnten nur in dem 5 Grad nördlich und 5 Grad südlich vom Äquator sich ausbreitenden Gürtel zu suchen sein, in welchem zuerst im März und April, dann im Oktober und November die periodischen Regengüsse stattfänden. In diesem Gebiet waren, wie man durch Schweinfurths und Livingstones Forschungen bereits wußte, zwei große Flüsse vorhanden, der Uelle und Lualaba. Gegen die Annahme, daß der letztere der Oberlauf des Ogowe sei, sprach der Bericht Livingstones über die große Wassermenge des Lualaba, welche in einen viel größern Fluß als der Ogowe, also in den Kongo, abfließen mußte; Behm gelangte daher zu dem Schluß, daß der Uelle der Oberlauf des Ogowe sei. Der See Tem der Fan sollte irgend ein noch unbekannter See sein, welchen der Uelle durchfließt, ähnlich wie auch der Kongo und der Lualaba ihren Lauf durch mehrere Seeen nehmen. Auf das Vorhandensein eines solchen Sees wiesen ja auch die Nachrichten hin, welche Walker (siehe Seite 26) mitgebracht hatte, dem die Eingeborenen erzählten, daß etwa 1100 Kilometer vom Gabun entfernt ein See sich befinde.

Waren die Vermutungen bezüglich des Laufes des Ogowe und Uelle richtig, so eröffnete sich für den Handelsverkehr der Ogoweländer eine glänzende Perspektive. Man muß Schweinfurths Schilderungen vom Uelle lesen, um zu begreifen, wie sehr es im französischen Interesse lag, weiter vorzudringen und vom Ogowe aus das Uelle-Gebiet zu erreichen.

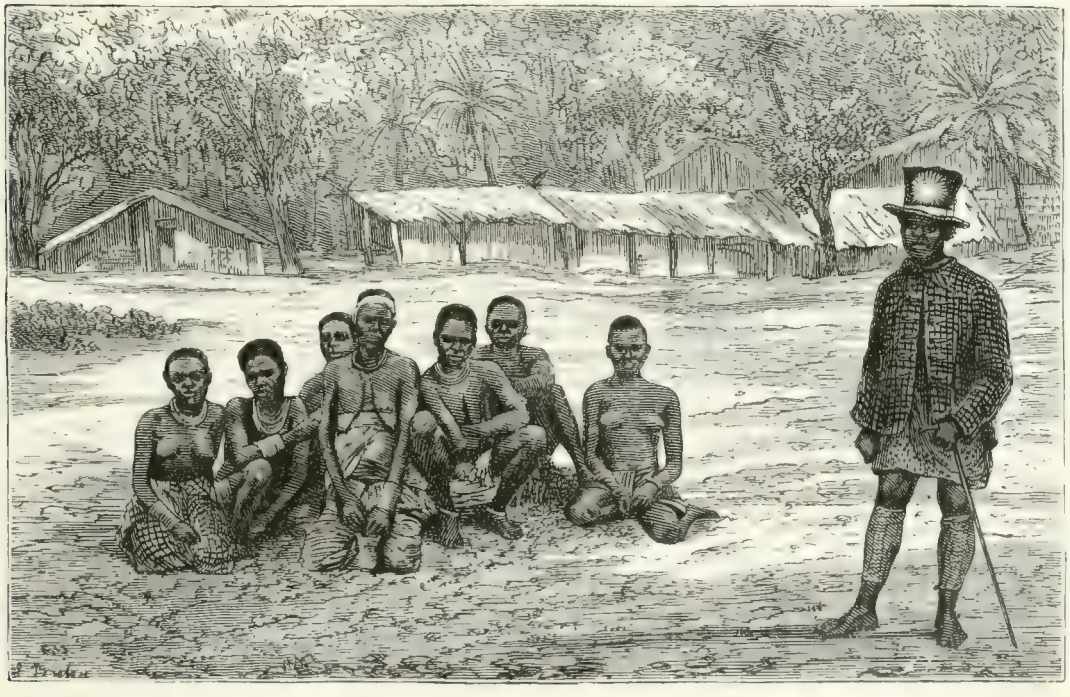
Schweinfurth ist entzückt von diesem Lande. „Der Pfad führt uns durch eine paradiesische Landschaft, deren Reize sich für immer meiner Erinnerung einprägen werden," schreibt er. „Wir durchzogen die endlosen Pisangplantagen, welche, vermischt mit bezaubernden Hainen der Ölpalme, das ganze Land zu einem ununterbrochenen Garten, einem wahren Eden gestalteten. Die Ölpalmen, deren Stämme von oben bis unten von Farnkräutern überwuchert waren, stellten alle Pracht eines ägyptischen Dattelhains weit in den Hintergrund. Eine köstlich erquickende würzige Luft strich durch die Landschaft, überall war Wasser und kühlender Schatten zu finden; vor den Häusern der Eingeborenen prangten riesige Feigenbäume, deren dichte Kronen kein Sonnenstrahl durchdrang. Dann ging es wieder über von dichten Dschungels mit Raphia, Calamus und Pandanus erfüllte Bäche und Gallerien von Waldungen bergab bergauf in beständig ansteigender Hügellandschaft. Wir überschritten vom Uelle an allein zwölf solcher Bäche, welche das wellenförmige, stark differenzierte Terrain in 100 bis 120 Fuß tiefen Bodenfalten durchströmten, beiderseits von allmählich ansteigenden Thalwänden umgeben. Auch an zwei Gneiskuppen von 300 Fuß relativer Erhebung führte der Weg vorbei, mit nur geringen Unterbrechungen beiderseits von den idyllischen Wohnungen der Eingeborenen besetzt, die vor ihren Thüren standen und uns die köstlichen Früchte ihrer paradiesischen Gärten anboten. Dazu gesellte sich noch eine überwältigende Fülle neuer, nie gesehener Gewächse und die ungeahnte Fremdartigkeit der Kulturen, wo die Banane, das Zuckerrohr, die Ölpalme allverbreitet waren. In Wirklichkeit befand ich mich im Zentrum Afrikas, ausgestattet mit dem vollen Zauber meiner frühesten Jugendträume."

Die vielen, nicht aus den Ogowe-Faktoreien stammenden europäischen Handelsartikel, welche man bei den Negern am Oberlauf des Flusses traf — Lenz traf überdies in einem Dorfe ein Hausschwein, welches von Händlern aus dem Süden mitgebracht worden war — alles dies konnte auch den Gedanken erregen, daß der Ogowe ein Arm des Kongo sei, aber schon Lenz trat dieser Vermutung entgegen und bezeichnete sie als unzulässig, obwohl man annehmen müsse, daß die Wasserscheide zwischen dem Ogowe und den rechtsseitigen Zuflüssen des Kongo nur eine geringe sein könne.

Weinpalme (Raphia).

„Ogowe und Kongo," schreibt er, „haben verschiedene Schwellzeiten; die Hochwasserperiode des gewaltigen Zaire oder Livingstone-River, wie man ihn jetzt nennen will, ist eine andere als bei dem Ogowe, bei welchem man entsprechend der großen und kleinen Regenzeit auch ein zweimaliges Steigen und Fallen beobachtet. Ferner stimmen die größeren Nebenflüsse des Ogowe, besonders die linken, nicht gut mit der Auffassung, daß der Ogowe kein selbständiges Stromgebiet habe, überein. Der Rembo Ngunie, Ofue und Lobo haben alle

Haus des Königs Renoki.



Der roi soleil und ſeine Frauen.

einen fast rein südnördlichen Lauf, der Ogowe selbst entspringt auch im Süden, so daß die Quellen aller dieser Flüsse beinahe in einer Linie liegen. Hiermit stimmen die Aussagen der Eingeborenen, die man zwar vorsichtig aufnehmen muß, aber doch nicht ganz vernachlässigen darf, recht gut überein. Die Jninga, welche jetzt am Zusammenfluß des Ogowe mit dem Rembo Ngunie wohnen, hatten früher ihren Wohnsitz am Ober und Mittellauf des genannten Stromes und trieben mit den Aschango, Aschira und anderen Stämmen Handel, bis sie von den Akelle vertrieben wurden. Der bereits sehr alte, blinde Jninga-König Renoki erzählte mir nun, daß er früher den Ngunie-Fluß bis zur Quelle verfolgt habe, und daß er dann, nachdem er einige Zeit zu Fuß gewandert sei, ein kleines Wasser gefunden habe, welches in umgekehrter Richtung, also von Nord nach Süd fließe. Ebenso erzählte mir ein Akelle-Chef (und die Akelle sind diejenigen, welche die weitesten Reisen und Wanderungen unternehmen), daß er bei den Ateke gewesen und daß der Kopf (die Quelle) des Rembo Ngunie gar nicht weit von demjenigen des Ogowe selbst gelegen sei. Er sei damals fast zwei Jahre von seiner Heimat weg gewesen und man habe ihn bereits für tot gehalten; er habe aber mit den Ateke vorteilhafte Handelsgeschäfte abgeschlossen. Alles das deutet doch darauf hin, daß im Süden eine Wasserscheide existiere zwischen dem Ogowe und dem Stromsystem des Kongo."

Durch die letzten Reisen hatte man wieder eine Reihe von Völkern näher kennen gelernt, von denen man vorher nur den Namen oder auch nicht einmal diesen kannte. Das kleinste derselben sind die zwischen den Oschcba, Fan und Aduma eingekeilten Osaka, welche nur 5 bis 6 Dörfer bewohnen, deren jedes 60 bis 100 Hütten zählt. Sie sind wahrscheinlich ein versprengter Zweig des großen Akellestammes, welcher von Süden gegen den Ogowe herandrängt; wenigstens hat ihre Sprache große Ähnlichkeit mit jener der Akelle. Die Osaka treiben lebhaften Handel mit den Nachbarvölkern, denen sie gegen Palmöl, Erdnüsse, erlegtes Wild u. s. w. Waffen liefern, denn sie sind sehr geschickte Schmiede, und die von ihnen verfertigten Speere, Messer und Dolche kommen auf dem Wege des Zwischenhandels tief ins Innere, ja häufig sogar an die Meeresküste.

„Überall," schreibt Lenz, „sah ich die Leute mit Schmiedearbeiten beschäftigt. Ursprünglich stellten die Osaka das Eisen selbst dar, und zwar aus den roten thonigen Eisensteinkonkretionen, die überall in der alles bedeckenden Lehmdecke stecken. Erstaunt war ich, zu sehen, daß Leute, die nie mit Europäern zusammengekommen sind, den Vorteil kennen, welchen Holzkohle beim Schmelzprozeß gewährt gegenüber dem gewöhnlichen Holz. Die Kohle stellt man dar aus einem sehr harten Holz, welches in kleinen Meilern aufgerichtet wird, die von außen mit Erde und Laub bedeckt werden, während das Holz inwendig langsam verkohlt. Schmelzöfen, wie sie Schweinfurth von den weiter im Osten wohnenden Stämmen abbildet und beschreibt, fand ich nirgends, wohl aber ist jener eigentümliche Blasebalg auch bei den Osaka und Fan bekannt, den man sowohl bei den Negern Ostafrikas, als auch bei den Stämmen im Süden des Kongo, in den portugiesischen Provinzen Angola und Benguela findet. Derselbe besteht aus einem kleinen ausgehöhlten Doppeltrog, der sich nach einer Richtung hin in zwei Röhren verlängert, deren vorderes Ende gewöhnlich mit Eisen ausgekleidet ist. Die Öffnungen des Doppeltroges werden mit einem Fell locker überzogen, an welchem kleine Holzgriffe befestigt sind; durch häufiges und rasches Auf- und Niederziehen der Decke wird ein Luftstrom erzeugt, der durch die verlängerten Röhren geht und direkt in das Feuer geleitet wird. Bei vielen Stämmen ist gewöhnlich das Schmiedehandwerk besonders verehrt, und nur der Oganga oder Priester darf es ausüben; bei Stämmen, die nichts davon verstehen, fand ich solche Blasebälge als Heiligtümer in den Fetischhäusern aufgehängt. Bei den Osaka traf ich auch einen Ambos in Gebrauch. Derselbe besteht aus einem halbkugelförmigen eisernen Kopf, der an der obersten Stelle flach geschlagen ist, und einem eisernen Stiel daran; das Ganze ist aus einem Stück. Der Stiel wird in die Erde gesteckt, das zu bearbeitende Stückchen Eisen mit der linken Hand auf die flache Stelle des Ambos gelegt und dann mit Hilfe eines starken eisernen Griffels, der an dem einen Ende eine Schneide, an dem andern eine Spitze hat, bearbeitet. Auf diese Weise werden Speerspitzen, Messer und Dolche in allen möglichen Größen und Formen, Glocken ꝛc. hergestellt. Die Messer

klingen sind nicht selten mit recht geschmackvollen Verzierungen versehen, ebenso wie die aus Holz gefertigten Griffe, die man gern mit dünnem Messingdraht umwickelt. Gegenwärtig wird übrigens nicht mehr alles Eisen von den Osaka selbst dargestellt, sondern es kommt durch den Sklavenhandel viel europäisches Eisen von der Küste her ins Innere."

Die Akelle, deren Stammesgenossen die Osaka wahrscheinlich sind, haben sich auf ihrem Wanderzuge nach Norden über ein großes Gebiet ausgebreitet. Von den Grenzen der Galloa am Eliva Jonanga erstrecken sich ihre Wohnsitze am Rembo Ngunie entlang und jenseits desselben bis zum Gebiet der Okanda. Sie dürften im Ogowegebiet in der nächsten Zeit neben den Fan die wichtigste Rolle spielen, da sie, von dem Wunsche getrieben, die für den Handel wichtige Meeresküste zu erreichen, unaufhaltsam zu den dort gelegenen europäischen Faktoreien vordringen und heute bereits auf dem linken Ufer des Ogowe ebenso das maßgebende Volk sind, wie die Fan auf dem rechten Ufer. Mit den letzteren haben sie manche schlechte Eigenschaften gemein, und sie haben sich durch ihre Raubgier gefürchtet gemacht. Sie sind geborene Kaufleute — man nennt sie die Juden unter den Negern — und ihre Gewandtheit im Handelsverkehr wird nur noch von ihrer Wanderlust übertroffen.

Viel friedlicher sind die Aduma, ein gutmütiges Volk, dessen Sprache weder mit der Akellesprache, noch mit jener der Okanda und Osaka irgend eine Ähnlichkeit hat. Lenz fand sie stets gern bereit, ihm gegen geringes Entgeld Beistand zu leisten. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Sklavenhandel und stehen durch Zwischenhändler auch mit den Kongovölkern in Verbindung, von denen sie Sklaven beziehen. Auf Reisen verbergen sie sich tagsüber im Walde und benutzen nur die Nächte zum Fortkommen, wobei sie aus Furcht vor Überfällen ihrer räuberischen Nachbaren stets dicht am Ufer hinfahren, so daß sie durch die überhängenden Zweige der Baumstämme allen Späherblicken entzogen sind. Zur Jagd sind die Aduma, trotzdem die Wälder an Wild sehr reich sind, zu faul. Das Fleisch, welches sie zur Nahrung brauchen, liefern ihnen die Buschvölker, welche von ihnen Eisenwaren und auf sehr primitive Weise zubereitetes Palmöl beziehen. Ihre Dörfer, die häufig eine Tagereise voneinander entfernt liegen, sind nicht groß; sie zählen meist nicht mehr als 20 bis 30 Hütten. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Schurz von Mattenzeug, während die Frauen zwei schmale Zeugstreifen, einen vorn und einen hinten tragen, welche Hüften und Schenkel frei lassen. Tättowierungen und Schmuck aller Art sind sehr beliebt, aber die entstellende Mode, dicke Holzpflöcke in den Ohrläppchen zu tragen, und die Narben der Einschnitte, welche die Tättowierung ersetzen, lassen die Frauen in den Augen des Europäers nichts weniger als anziehend erscheinen.

Südlich von den Aduma wohnen die Awanschi, ein kriegerisches Volk, das wahrscheinlich mit den Oscheba und Aduma verwandt ist, an deren Sprache sich in der ihrigen viele Anklänge finden. Ihre Dörfer liegen zerstreut im dichten Urwalde, wohin, als Lenz sie kennen lernte, nicht einmal noch die ersten Sendboten der Kultur, die europäischen Waren gedrungen waren. Lenz war der erste Weiße, den sie sahen, und alles, was er mit sich führte, seine Waren, seine Kleidung erregten im höchsten Grade ihr Erstaunen. Südwestlich von ihrem sehr großen Gebiet befinden sich am Ofoue die Wohnsitze zweier kleinen Stämme, der Okona und Opowe.

Am Nordufer des Ogowe haben die Aduma zu Nachbaren die Mbamba, ein nur einige hundert Köpfe zählendes Volk, das jedoch über einen weiten Raum zerstreut ist, da man ihre Dörfer noch weit flußaufwärts über das Adumagebiet hinaus in den Wäldern antrifft, während sie flußabwärts sich bis zu den Osaka ausdehnen. Diese große Ausdehnung bringt es mit sich, daß die einzelnen, mitten im Walde liegenden Dörfer, die meist nur wenige elende Hütten zählen, oft mehrere Tagereisen voneinander entfernt sind. Ackerbau wird in keinem Dorfe getrieben, einige Bananen sind die einzigen Anpflanzungen, die man bei ihnen findet, denn sie leben fast ausschließlich vom Ertrage der Jagd. Als Waffen besitzen sie nur Speere, da die Maduma, welche häufig ihre Dörfer überfallen, um Gefangene zu machen, die sie als Sklaven verkaufen, es bisher zu verhindern wußten, daß Feuerwaffen in ihre Hände gelangten. Den Sklavenjagden der Maduma

mag es auch zuzuschreiben sein, daß die Mbamba so zusammengeschmolzen sind. Sie sind sich jetzt ihrer Schwäche wohl bewußt und denken gar nicht an Widerstand gegen ihre mächtigen Angreifer, sondern fliehen sofort in den Wald, wenn feindliche Scharen ihrem Dorfe sich nähern, und überlassen ihre Hütten schutzlos der Plünderung. —

Die Reise Oskar Lenz' bildet gleichsam das Vorspiel zu den überraschenden, großartigen Entdeckungen des französischen Leutnants Savorgnan de Brazza, mit denen für den französischen Besitz am Ogowe eine neue Ära begann. Im Gebiet der Sebbe trafen Lenz und Brazza zusammen und setzten gemeinschaftlich die Reise bis ins Adumagebiet fort, wo Brazza zurückblieb, um A. Marche und den Marinearzt Dr. Ballay zu erwarten, die ihm einen Warentransport nachführten, während Lenz noch weiter vordrang und, wie wir wissen, bis zur Mündung des Schebe gelangte. Da seine Gesundheit sehr gelitten hatte, begab sich Brazza nach dem Eintreffen seiner Gefährten zur Erholung nach Lope zurück und stieß erst im April 1877 in Dume wieder zu ihnen. Marche war indessen auf dem bereits von Lenz betretenen Wege weiter vorgedrungen und bis zur Mündung des Lekele gelangt, 75 Kilometer über den äußersten von Lenz erreichten Punkt hinaus. Bald nach der Ankunft Brazzas zwang ihn seine zerrüttete Gesundheit zur Rückkehr nach Europa. Die Zurückgebliebenen aber wurden von den Aduma, welche ihnen Träger stellen sollten, so lange hingehalten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß Brazza von der Stelle kam, und nur Dr. Ballay mit einem Teil der Expedition die Pubara-Fälle, 75 Kilometer oberhalb der Lekele-Mündung erreichen konnte. Im März holte Brazza seinen Gefährten im Gebiet der Avumbo ein, und dort fand die langerörterte Frage der Quellen des Ogowe eine unerwartete Lösung, welche alle Vermutungen über den Haufen warf. Der Ogowe teilte sich dort in zwei unbedeutende Quellflüsse, den Rebagni (Hauptarm) und Passa, welche von Süden aus der Serra Complida kamen und beide nicht schiffbar waren. Die Hoffnung, daß der Ogowe oberhalb der letzten Stromschnellen eine bequeme Wasserstraße ins Innere bilde, war vernichtet.

Mit Brazzas Ankunft im Gebiet der Avumbo hatte die eigentliche Ogoweforschung ihr Ende erreicht, aber eine jetzt viel wichtigere Frage trat dort an den kühnen Reisenden heran. Daß der Ogowe nicht die breite Wasserstraße in das Innere bildete, welche man vermutet hatte, daß er weder mit dem Uelle noch mit einem andern großen Strom in Verbindung stand, wußte man nun — aber das noch unbekannte Gebiet zwischen den Ogowequellen und dem Tanganika und Nil forderte den Forschungseifer jetzt noch mehr als früher heraus. Brazza beschloß den Schleier zu lüften, der dieses Gebiet noch verhüllte, und ging sofort mit der Energie, die allen seinen Unternehmungen bisher den Erfolg gesichert hatte, ans Werk. Daß die Regenzeit noch nicht zu Ende war, schreckte ihn ebensowenig, als die Schilderungen, welche die Umbete, in deren Gebiet er die Anstalten zur Weiterreise traf, von dem südlicher gelegenen Lande und seinen Bewohnern entwarfen. Die Hauptschwierigkeit, welche einem Vordringen auf dem Landwege entgegenstand, den Mangel von Eingeborenen, welche bereit waren, sich als Träger verwenden zu lassen, beseitigte Brazza dadurch, daß er von den Umbete eine Anzahl Sklaven kaufte. Um sie anzufeuern, ihr Möglichstes zu thun, versprach er ihnen nach beendigtem Zuge die Freiheit und brach mit der bedeutend vermehrten Karawane noch vor Ende der Regenzeit auf.

Die Leistungen de Brazzas auf der nun folgenden Entdeckungsreise sind durch die großartigeren Erfolge der Kongofahrt Stanleys verdunkelt worden, aber sie gehören doch zu den bedeutendsten Leistungen, welche die Geschichte der Erforschung des dunkeln Erdteils zu verzeichnen hat, und wenige andere Reisende haben so große Strapazen überwunden wie Brazza und seine Gefährten. Das Land, in welches sie eindrangen, glich nach Brazzas eigenen Worten einer Sandwüste, die nur hier und da von tiefen Schluchten durchschnitten wurde, in denen Granitfelsen emporragten. Den Marsch durch dieses Land mußten Brazza und seine Gefährten barfuß zurücklegen, da das Schuhwerk, welches man in einer Kiste mitgeführt hatte, durch eingedrungenes Wasser völlig verdorben und das bisher getragene schon so zerfetzt war, daß es nicht weiter getragen werden konnte. Es war keine leichte Aufgabe, sich an eine solche Marschweise zu gewöhnen und

7 Monate lang so durch die Wildnis zu ziehen. Auch die Kleidungsstücke waren bald durch Dornen und Gestrüpp in Lumpen verwandelt, welche keinen Schutz mehr gewährten, doch nun, erklärt Brazza in einer Anwandlung bittern Humors, wurde den barfuß Wandernden das Wandern leichter, da auch die Beine den Dornen ausgesetzt waren. Seine Ungeduld trieb trotz aller Schwierigkeiten seine Begleiter zu immer größerer Eile an, und nach 20tägigem Marsch kam man in das Gebiet der Bateke, das die Umbete als ein armes Land geschildert hatten, dessen Bewohner häufig Mangel an Lebensmitteln leiden. Die Expedition fand bei den Bateke freundliche Aufnahme und erreichte ungehindert einen 20 Meter breiten Fluß, den die Bateke N'Gambo nannten, und, an dessen Ufern weiterziehend, die 100 Meter breite und 5 Meter tiefe Alimba, in welche der N'gambo einmündet.

Die Eingeborenen befanden sich im Besitz von Pulver und Gewehren, und sie erzählten, daß sie sowohl diese als das Salz von Leuten erhielten, die an einem großen Strome wohnen, in welchen die Alima sich ergießt. Dieser Strom sollte 6 Tagereisen entfernt, die Alima bis zur Mündung völlig frei von Stromschnellen sein. Sofort entschloß sich Brazza, weiter vorzudringen. Seiner Meinung nach mußte die Alima in einen See südlich von Wadai münden, da das Salz, welches er bei den Eingeborenen fand, offenbar durch Verdampfung in Pfannen gewonnen war. Da die Alima schiffbar war, wollte er aber die Reise nicht auf dem beschwerlichen Landwege, sondern zu Wasser fortsetzen, und kaufte für hohen Preis, trotzdem die mitgenommenen Vorräte schon sehr zusammengeschmolzen waren, mehrere Piroguen.

Die Fahrt begann, aber sie war von kurzer Dauer. Die Zeit des friedlichen Vordringens war zu Ende, und schon am ersten Tage wurden Brazzas Piroguen vom Ufer aus beschossen. Es waren die wilden, auch noch dem Kannibalismus ergebenen Apfurus, welche sich seiner Fahrt stromabwärts widersetzten. Sie kommen mit Pulver und Gewehren von Süden herauf und vermitteln den Handelsverkehr der am Oberlauf der Alima ansässigen Stämme mit den weiter unten wohnenden, und ein Vordringen der Weißen in ihr Gebiet erschien ihnen als eine Bedrohung ihres ängstlich gewahrten Handelsmonopols. Je weiter Brazza kam, desto größer wurde die Zahl der Feinde, die auch in Piroguen herankamen und seine Weiterfahrt zu hindern suchten. Den ganzen Tag hindurch nahm das Schießen kein Ende, und die Gefahr wuchs, als der Abend herankam und die Dunkelheit die Verfolger den Blicken entzog. Unter solchen Umständen zog Brazza es vor, zu landen und bei den Piroguen am Ufer ein kleines befestigtes Lager zu errichten, wo er den Morgen abwarten wollte. In der Nacht sammelte aber der Feind seine Streitkräfte zu einem Hauptangriff und überfiel am nächsten Tage Brazzas kleines Gefolge mit ungeheuren Massen. In der Schlacht, die sich entspann, siegte zwar die Überlegenheit der Waffen über die wilde Tapferkeit, mit welcher die Apfurus auf die Eindringlinge einstürmten, und sie wurden durch das Schnellfeuer der Leute Brazzas arg dezimiert zurückgetrieben, aber Brazza sah doch ein, daß ein ferneres Vordringen unmöglich sei. Allerdings ließ sich die Verwirrung, welche unter den Apfurus infolge ihrer Niederlage ausgebrochen war, benutzen, um in rascher Fahrt eine Zeitlang ungehindert vorzudringen, aber gegen einen solchen kühnen Vorstoß regten sich schwere Bedenken. Eine wohl ausgerüstete Expedition konnte ihn wagen, aber die Hilfsmittel Brazzas waren durch die schon 2 Jahre dauernde Entdeckungsreise erschöpft, namentlich die Munition so zusammengeschmolzen, daß es mehr als tollkühn gewesen wäre, noch weiter in ein unbekanntes Land einzudringen, in dem man jeden Augenblick einen Zusammenstoß mit noch größeren Massen als die soeben zurückgeschlagenen gewärtigen mußte. Er verließ daher die Alima, wandte sich nach Norden und kam nach zwei Tagemärschen unter beständigen Kämpfen mit den Apfurus wieder in das Gebiet der Bateke, wo er um so freundlicher aufgenommen wurde, als seine siegreichen Kämpfe gegen die Apfurus sein Ansehen bedeutend erhöht hatten.

Zu allen Drangsalen, welche Brazzas Expedition bereits heimgesucht hatten, kam nun noch der Lebensmittelmangel. Die Bateke litten selbst Mangel und konnten den Fremden nicht helfen, und je weiter man kam, desto größer wurde die Not. Die entkräfteten Träger vermochten sich kaum noch weiter zu schleppen, aber Brazzas Mut und Kraft war ungebrochen. Man hatte beim Vordringen gegen Norden zwei neue Flüsse

entdeckt, den Oba im Gebiete des gleichnamigen Volkes, und den 180 Kilometer von der Alima entfernten Lebangouco, in welchen Brazza Zuflüsse irgend eines bedeutenden Stromes vermutete und deshalb noch einen Versuch machen wollte, weiter gegen Osten vorzudringen. Er teilte die Expedition, sandte Dr. Ballay und den Quartiermeister Hamon mit den am meisten erschöpften Leuten zum Ogowe zurück und brach mit den rüstigsten seiner Begleiter, im ganzen 10 Mann darunter 10 Träger, nochmals nach Osten auf.

Am 19. Juli 1878 überschritt Brazza den Lebangouco, aber die Eingeborenen weigerten sich, ihm Führer nach Osten mitzugeben, weil sie sich vor ihren dortigen Nachbaren, den Anghié fürchteten. Sie erzählten, daß dieselben im Besitze vieler Feuerwaffen seien und häufig Raubzüge in die benachbarten Gebiete unternähmen, von wo sie Gefangene fortschleppten und dieselben nach fernen Gegenden als Sklaven verkauften. Dies bewog Brazza, sich wieder nach Norden zu wenden, um zu versuchen, das Gebiet der Anghié zu umgehen, und er gelangte nach einem Marsch von etwa 30 Kilometer zu einem 100 Meter breiten und 5 bis 7 Meter tiefen Flusse, den die Eingeborenen Likona nannten und der, fast auf dem Äquator, von Westen nach Osten laufend, sich später mit dem Oba und dem Lebangouco vereinigt. Die Eingeborenen berichteten, daß der Likona unterhalb seiner Vereinigung mit diesen beiden Flüssen so breit werde, daß man einen halben Tag brauche um von einem Ufer zum andern zu gelangen.

Die Eingeborenen verwechselten, wie sich später ergab, den untern Lauf des Likona mit dem Kongo. Auf diesen bezog sich auch, was die Eingeborenen von den mit Feuerwaffen ausgerüsteten Händlern erzählten, welche sich dort monatelang auf ihren Schiffen aufhalten sollten, um von den Anghié gegen europäische Erzeugnisse, vorzüglich gegen Gewehre und Pulver Sklaven einzutauschen.

„Nach unserem Aufbruche von der Likona wurde unsere Reise im höchsten Grade beschwerlich; meine Beine, denen das Gestrüpp arg mitspielte, waren mit Wunden bedeckt, meine Begleiter und Träger befanden sich kaum in einem bessern Zustande, trotzdem ihnen diese Wanderungen im Busch nicht ungewohnt waren. Die Waren gingen auf die Neige, so daß ich kaum noch eine genügende Menge zur Sicherung meines Rückmarsches besaß. Das Herannahen der Regenzeit, welche das Land weithin überschwemmt, drohte, mich von der Rückkehr abzuschneiden. Trotzdem gelangte ich bis zum Flusse Lebaï Ocua, 1 ½° n. Br. d. h. 55 Kilom. nördlich vom Äquator; sein nördliches Ufer wird von den Okanga bewohnt. Aber die Regenzeit war da; am 11. August machte ich mich traurigen Herzens auf den Rückweg zum Ogowe. Fast auf den Tag waren es drei Jahre, seitdem ich Europa verlassen hatte.

„Lebaï Ocua bedeutet in der Sprache der Eingeborenen Salzfluß, denn dieses in Afrika so wertvolle Produkt wird hier durch Verdampfung des Wassers kleinerer Gewässer gewonnen, welche von Erhebungen, die reich an Salz sind, herabfließen. Diese Entdeckung ließ mich wieder an der Existenz von Seen in der Gegend von Wadaï zweifeln, wohin nach meiner Ansicht die Alima uns führen würde. Das Problem der afrikanischen Hydrographie wurde für mich immer unklarer, da ich nicht daran denken konnte, daß mir entgegen von Osten her der Kongo seine majestätischen Wellen fließen lasse. Selbst besser Unterrichtete als ich zweifelten an dieser außerordentlichen Thatsache bis zu ihrer endlichen Bestätigung durch Stanley. Was mich betrifft, so wurde mir, sobald ich die erste Kenntnis von dem Zuge dieses Forschers erhielt, mit einem Schlage Alles klar; die Wasserläufe die ich nacheinander überschritten hatte, ergossen sich in den großen Strom Livingstones und Stanleys.

„In diesem Augenblicke begriff ich, daß die Entdeckung der Alima, welche nicht weit von dem Punkte, wo die Schiffahrt in Piroguen auf dem Ogowe aufhört, schiffbar wird, von großer Bedeutung sei nicht allein für die Geographie, sondern auch für den Handel. In der That ist die Entfernung beider Flüsse eine sehr geringe; sie beträgt ungefähr 50 Meilen, und ist das Terrain für den Transport sowohl von Waren, als auch zerlegbarer Kanoes sehr günstig, denn die Gegend, welche die Wasserscheide zwischen Ogowe und Kongo bildet, besteht aus sandigen Hügeln von mäßiger Höhe, welche mehrere sehr bequeme Übergänge gewähren ohne die Schwierigkeit einer dichten Vegetation. Dampfboote von großem Tonnengehalt können auf der Alima

fahren von dem Punkte an, wo wir sie erreicht haben, und gelangen zum Kongo oberhalb der Fälle, welche diesen Fluß vom Verkehr mit der atlantischen Küste abschneiden, und welcher Punkt infolge der Feindseligkeit der Bevölkerung, die den Handel monopolisiert, schwierig zu erreichen ist. Wenn auch der Ogowe kein direkter Weg ins Innere ist, so ist er es doch indirekt, weil er den Zugang zum Kongo öffnet, und hierdurch erlangt er eine große Bedeutung. Unsere Beharrlichkeit, die Erforschung nicht auf den Lauf des Ogowe zu beschränken und trotz des traurigen Zustandes, in dem wir uns befanden, weiter vorzudringen, war also von einem Erfolge gekrönt, welcher unsere Erwartungen übertraf.

„Unsere Fahrt den Ogowe stromabwärts war eine sehr schnelle; wir hatten die geschicktesten Ruderer zu unserer Verfügung, deren Eifer noch durch den Gedanken angespornt wurde, daß sie uns dorthin zurückführten, wo man vielleicht schon an unserer Rückkehr verzweifelte. Jeder wetteiferte mit dem andern in Geschicklichkeit und Frohsinn. Die guten Beziehungen, welche wir mit den Uferbewohnern angeknüpft hatten, konnten unserer Reise kaum ein anderes Hindernis in den Weg legen als die Beweise ihrer Freundschaft zu erwidern. Es würde ein Triumphzug gewesen sein, wenn ein Unglücksfall uns nicht daran erinnert hätte, daß alle Triumphe ihre Kehrseite haben. Als Stanley erfuhr, daß der Atlantische Ozean nahe sei, hatte er den Schmerz, in den letzten Stromschnellen des Kongo seinen letzten europäischen Gefährten zu verlieren. Dasselbe Unglück hätte mich fast in den letzten Stromschnellen des Ogowe betroffen. Mein Freund Dr. Ballay, mit dem lange Erfahrungen mich so eng verbunden hatten, wäre fast vor meinen Augen umgekommen. Meine Pirogue hatte gerade die Stromschnellen passiert, als ein Flußpferd sich auf das Fahrzeug Dr. Ballays stürzte, welches mir in einer Entfernung von ungefähr 50 m folgte. Gerade im stärksten Strudel wurde die Pirogue von dem ungeheuren Tiere erreicht, umgestürzt, und trieb wie ein gebrechliches Rohr inmitten des Flusses. Glücklicherweise hatte Dr. Ballay sich am Fahrzeuge anklammern können, so daß ich ihn rechtzeitig erreichen und aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte . . . So waren wir endlich im Gebiet der Okanda eingetroffen und hatten damit, wenn auch keine zivilisierte, so doch eine befreundete Völkerschaft erreicht."

Durch die Reise de Brazzas war der Grund zu dem großen Kolonialreiche gelegt, das Frankreich in diesem Teil der Westküste gewinnen sollte, aber trotz all seiner großen Erfolge war, als er am 24. Januar 1878 in der Geographischen Gesellschaft in Paris Bericht erstattete, die Herrschaft Frankreichs am Ogowe noch keine fest begründete. Die Fan, die Oschéba und andere Völker waren am Ogowe noch ebenso mächtig wie am Senegal die Mauren vor Faidherbes Amtsantritt, und nur bis zum Zusammenfluß des Ngunie und Ogowe konnte die Stellung des Weißen als eine gesicherte betrachtet werden. Überdies kamen die Erfolge aller letzten Reisen in erster Reihe den Angehörigen anderer Nationen und nicht den Franzosen zugute, denn der Handel befand sich zu drei Vierteilen in den Händen der englischen Firma Hatton & Cookson und des deutschen Hauses C. Wörmann (Vertreter Herr Wölber), neben denen noch das Glasgower Haus Cooper & Co. und einige andere Faktoreien besaßen, während Frankreich nur durch eine bedeutende Firma, Pilastre aus Havre, vertreten war. Die anderen französischen Firmen waren unbedeutend, ausgenommen das Geschäft des Senegalesen Kerno Mahmadou Seydiou, der eine große Faktorei besaß. Ein großer Vorteil war es für die Konkurrenten der Franzosen, daß sie ihre Waren auf eigenen Dampfern aus Europa erhielten und auch auf dem Ogowe kleine Dampfer besaßen, welche die angekommenen Waren stromaufwärts nach den Faktoreien brachten. Die kleinen französischen Firmen waren auf die englischen Packetboote (African mails-ship Company) angewiesen.

Am Fernand Vaz bestanden 5 Faktoreien. Die am weitesten ins Innere vorgeschobene war jene der Firma Pilastre am Ramboe im Lande der Aschira. Das feindselige Auftreten der Kamma und die gefährliche Barre vor der Mündung hinderten dort den Aufschwung des Handels. Die Faktoreien wurden häufig überfallen und geplündert. Günstiger waren die Verhältnisse am Ogowe selbst. Der Zentralpunkt des Handels war dort das etwa 160 Meilen von der Mündung entfernte Adelinalonga, das seine Bedeutung seiner

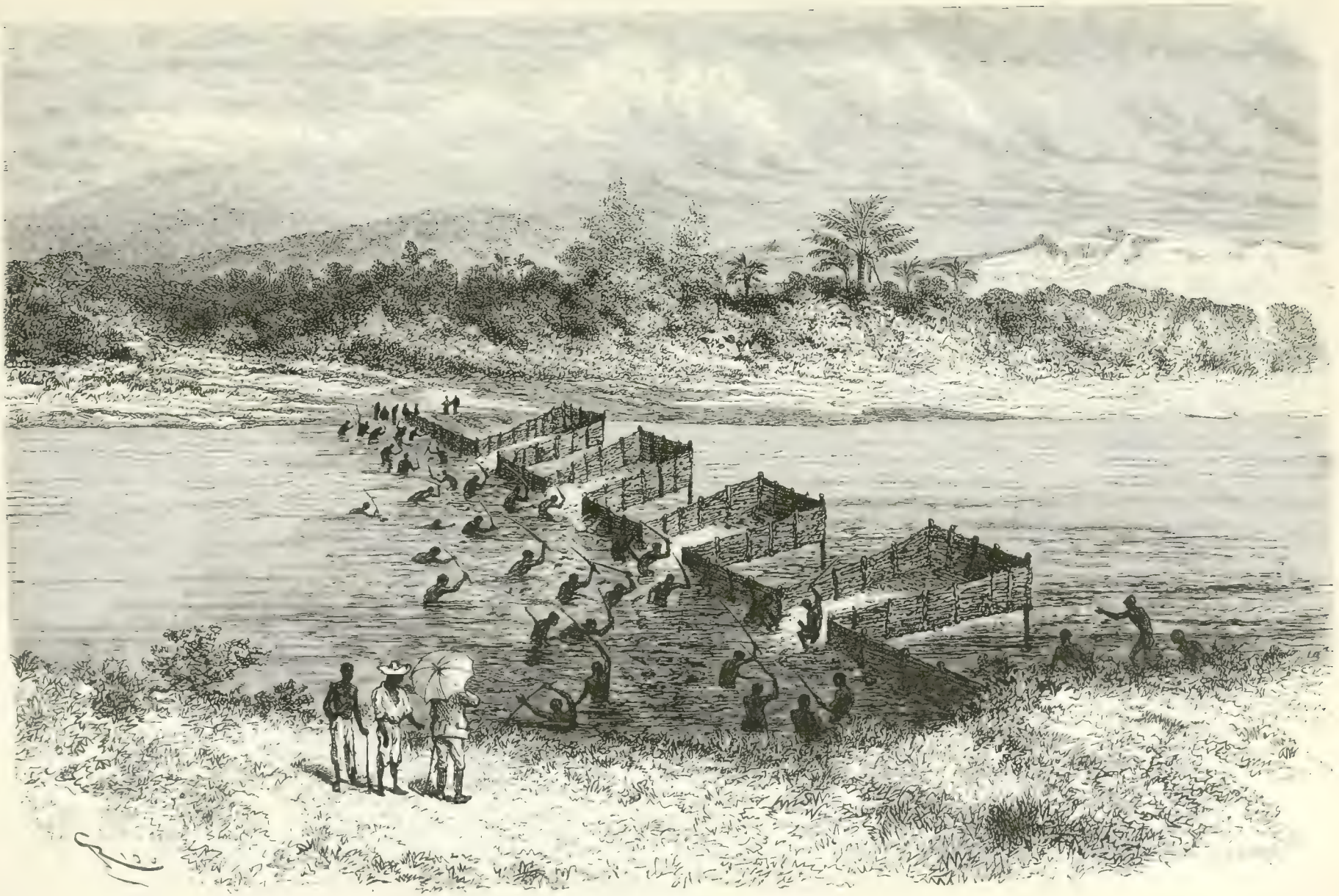
günstigen Lage am Zusammenfluß des Ngunie und Ogowe und in der Nähe der großen Seeen verdankte. Das Haus Hatton & Cookson allein exportierte von dort etwa 2000 Zentner Kautschuk jährlich. Eine lange Reihe von Zweigfaktoreien erstreckte sich von diesem Mittelpunkt flußaufwärts und in das Seengebiet hinein, die eine von der andern oft mehrere Tagereisen entfernt waren und unter der Leitung von Negern standen.

Die Sicherung des Handelsverkehrs am Gabun und untern Ogowe verdankte man den freundschaftlichen Gesinnungen dreier Häuptlinge: des Königs Denis am Gabun, des blinden Ininga Königs Renoki und des Galloa Königs mit dem wohlklingenden Namen roi soleil. Der zur Zeit der Reise Compiègnes fast 100 Jahre alte Denis stand schon vor der Ankunft der Franzosen in hohem Ansehen nicht bloß bei seinen Stammesgenossen, sondern auch bei den Stämmen im Innern. Er erkannte rasch, welchen großen Nutzen sein Land aus der Niederlassung der Weißen ziehen könne, und war vom ersten Augenblick an ein treuer, zuverlässiger Freund der Franzosen.

Wurzeln eines Urwaldriesen.

Die Regierung belohnte seine Treue durch die Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion, und auch der Papst verlieh ihm einen Orden, weil er obwohl selbst dem Fetischismus ergeben wiederholt die Missionäre beschützt hatte. Die Königin von England aber lohnte die gastfreundliche Aufnahme, welche englische Schiffbrüchige beim König Denis fanden, durch Übersendung einer goldenen Krone und einiger prächtiger Uniformen. Da auch Frankreich in der Kleiderlieferung sehr freigebig war, besaß König Denis eine Garderobe, die wegen ihrer Reichhaltigkeit eine wahrhaft königliche war. „Er erschien jeden Tag in einem andern Kostüm, stets in einem kostbarern: heute als französischer General gekleidet, morgen als Marquis aus Molières Zeit, dann wieder als englischer Admiral.“ Bei allem Luxus in der Kleidung war er doch nicht zu bewegen, seine Hütte zu verlassen und ein Haus zu beziehen, wie die Europäer bewohnten.[3]

[3] L'Afrique equatoriale. Gabonais, Pahouins, Gallois. Par le Marquis de Compiègne. Paris, E. Plon et Cie., 1876. Seite 101.



Fischfang im obern Ogowe.

Den blinden Inninga König Renoki haben wir durch Lenz' Schilderungen bereits kennen gelernt siehe Seite 22. Nach seinem Tode war der Erbe seines Einflusses sein bisheriger Rival, der roi soleil, nach allen Schilderungen, die wir von ihm besitzen, ein König, wie wir sie in Offenbachschen Operetten zu sehen gewohnt sind. Der eigentliche roi soleil, Ludwig XIV., konnte nicht stolzer sein als dieser Negerfürst, zu dessen charakteristischen Eigenschaften, trotz aller Würde, mit der er aufzutreten suchte, ein stereotypes, unaufhörliches Lachen gehörte. Er lachte auch, als Marche ihn eines Tages darüber ertappte, wie er sich eigenmächtige Eingriffe in seine Rumvorräte erlaubte, und nahm den Fußtritt, den er dafür erhielt, gar nicht übel. N'combe be king, king man, rey pass todos, schrie er, wie ein Papagei die eingelernten Worte herplappert, und suchte das Weite. Manche hielten den roi soleil für einen gutmütigen Schwachkopf. Er war aber weder gutmütig noch ein Schwachkopf. Von dem Ehrgeiz getrieben, seine Macht zu erweitern, schreckte er vor keinem Mittel zurück, das ihn seinem Ziele näher bringen konnte. Seine vielen Frauen waren Töchter angesehener Häuptlinge anderer Stämme, wodurch er festen Rückhalt an einflußreicher Verwandtschaft gewann. Von Widersachern befreite ihn das Gift, in dessen Zubereitung er große Erfahrung besaß. Er ließ sich von den Fetischpriestern am Kap Lopez in ihre Mysterien einweihen und benutzte die dadurch gewonnene geistige Überlegenheit über die anderen Neger so gut, daß er weit und breit gefürchtet wurde. Gleich dem König Denis schätzte er aber die Weißen und unterstützte die Kaufleute. Durch einen im August 1872 abgeschlossenen Vertrag stellte er sein Land unter die Oberhoheit Frankreichs, und er und alle seine Unterthanen betrachteten sich fortan stolz als Franzosen.[40])

So war die Stellung Frankreichs am untern Ogowe keine ungünstige, als Brazza von seiner großen Entdeckungsreise zurückkehrte, aber viel blieb noch zu thun übrig. Am Schlusse des Berichtes, den Brazza in der Geographischen Gesellschaft zu Paris erstattete, wies er darauf hin, daß die Erforschung des Hinterlandes noch viel Mühe und Arbeit erfordere, daß noch gar mancher Reisende dort seine Gesundheit, ja sein Leben werde opfern müssen. Er selbst erklärte sich angesichts des der Ogowe-Kolonie günstigen Umschwungs der öffentlichen Meinung freudig bereit, das Forschungswerk alsbald wieder in Angriff zu nehmen. Die Opferfreudigkeit des Forschungsreisenden, rief er, wachse sofort, wenn er wisse, daß die Sympathie des Vaterlandes ihm sicher ist.[41])

Wir werden de Brazza später wieder begegnen, wie er, nochmals in unbekanntes Land vordringend, endlich den Kongo erreicht und dort als Rivale Stanleys auftritt, und wir werden sehen, wie der kühne, unermüdlich für das Interesse seines Landes thätige Mann unter Mühseligkeiten und Anfeindungen aller Art Frankreich einen Anteil an den großartigen Errungenschaften Stanleys sichert.

[40]) Le Marquis de Compiègne, l. c., Seite 210.
[41]) Bulletin de la Société de Géographie. Paris, 1879, Seite 425.

Kautschuk Ranke.

Die Loangoküste.

Unter dem deutschen Kolonialbesitz an der Westküste Afrikas vermissen wir leider einen Küstenstrich, in dem sich deutsche Arbeitskraft durch gründliche Durchforschung des Landes ein dauerndes Denkmal gesetzt hat: die Loangoküste.

Nördlich von der Kongomündung lag einst das Königreich Loango, dessen eigentlichen Kern das Land zwischen dem Tschiloango und dem Flüßchen Numbi bildete, dem aber eine Zeitlang sowohl die zwischen dem Kongo und Tschiloango gelegenen Staaten Kakongo und Ngoyo (Angoy), als auch das Land zwischen dem Numbi und der Numba-Bai unterthan war. Schon frühzeitig, im 16. Jahrhundert, gehörte dieser Küstenstrich mit dem benachbarten Königreich Kongo zu den bestbekannten Gebieten der Westküste Afrikas, und zahlreiche ausführliche Schilderungen den Landes durch die Seefahrer und Reisenden, welche dasselbe besuchten, sind uns erhalten. Bevor der überseeische Sklavenhandel den Anstoß zu endlosen Kriegen zwischen den einzelnen Völkern gab und im Gefolge derselben jenes dichte Dunkel über das Land sich lagerte, welches erst in neuerer Zeit sich zu lichten begann, war man in Europa über die politischen, sozialen und religiösen Einrichtungen bis in die geringsten Einzelheiten durch die Berichte der Reisenden unterrichtet. „Sie schildern uns ein kompliziertes Staatssystem, barokke Religionsanschauungen, fortgeschrittene Kunstfertigkeit, als ob es sich nicht um die stupiden Negervölker Afrikas handle, sondern etwa um Indien, das beständig zur Vergleichung herangezogen wird, oder um halbverwischte Reminiscenzen aus altägyptischer Kultur. Welcherlei Beziehungen hier vor alter Zeit bestanden haben mögen, inwieweit versprengte Ideeen aus jenen alten Kulturländern bis an die Westküste Afrikas gelangt sein könnten, bleibt ferneren Untersuchungen überlassen, immer steht es als ein interessantes Faktum fest, daß die ersten Entdecker die Negervölker an der Westküste in einem eigentüm

lichen Zustande der Halbkultur antrafen, die sich den amerikanischen und polynesischen Halbkulturen als spezifisch afrikanische zur Seite stellt.“ [1]

Jetzt ist die alte Herrlichkeit der Loangokönige ebenso verschwunden, wie die Faktoreien der einst an dieser Küste dominierenden portugiesischen Handelshäuser. Die Portugiesen waren die ersten Europäer, die sich hier festsetzten, und heute noch weht ihre Flagge in der durch die afrikanische Konferenz ihnen zuerkannten Kolonie, aber die Zeit ist vorbei, in welcher portugiesische Kaufleute den Loangohandel beherrschten. Eine holländische Firma, Kerdyk & Pinkoff in Rotterdam, welche an der ganzen, etwa 200 Meilen langen Küste zwischen Mayumba und Mossamedes Niederlassungen besitzt, hat den größern Teil der Faktoreien aufgekauft, und neben ihr haben Hatton, Cookson & Ko., Stuart, Douglas und andere englische und französische Firmen sich niedergelassen. Die Portugiesen haben die Rolle der Herren mit jener der Diener vertauscht, und abgesehen von einigen vereinzelten und kleinen Faktoreien, die sie noch besitzen, trifft man sie an der Küste nur als Agenten und Clerks von Kerdyk & Pinkoff jetzt Afrikaansche Handelsvereeniging und der englischen und französischen Firmen.

Das Leben in einer Faktorei bietet ein wechselvolles, unterhaltendes Bild. Besonders lebhaft geht es in den großen Hauptfaktoreien der Afrikaanschen Handelsvereeniging zu, die auch viel besser eingerichtet sind als die gewöhnlichen Faktoreien. Da kommen Karawanen von Eingeborenen, welche Elfenbein, Palmöl, Palmkerne und Gummi bringen. Die Waren werden auf dem Boden ausgebreitet, die Träger hocken daneben und warten bis der Leiter der Faktorei mit einem Dolmetsch erscheint. Darauf beginnt sofort die Besichtigung der Waren, das Zählen und Messen, wobei die Schwarzen genau aufpassen, daß alles in Richtigkeit vor sich geht. Ist endlich festgestellt, wie viel sie von jeder Warengattung bringen, begiebt sich die ganze Gesellschaft in den Lagerraum, um die in demselben aufgestapelten europäischen Produkte zu besichtigen. Dort liegen in großen Kisten, in Fässern und Säcken all die verschiedenartigen Gegenstände, mit denen der europäische Kaufmann den Markt der Loangoküste versorgt, von den Pulverfässern, den Wollwaren, Messern, Glas- und Thongefäßen bis herab zu den echten und unechten Korallen, den Ohr- und Fingerringen u. s. w. In einer Ecke steht ein riesiges Faß, welches Rum (aguardente) enthält, der den Verkäufern in kleinen Gläsern als matabicho oder matabisch (Trinkgeld) verabreicht wird. Nun beginnt das Feilschen um den Preis, beziehungsweise um die Waren, welche für das Palmöl u. s. w. gegeben werden sollen. Einer der Neger führt das Wort im Namen der anderen und sucht die Waren derselben möglichst anzupreisen, jene des Faktoristen dagegen herabzusetzen, indem er dieses Stück Zeug vielleicht wegen unbeliebter Zusammenstellung der Farben beiseite schiebt, mit der ausgestreckten Hand (selten mit dem Zeigefinger) „auf ein hübscheres hinweist und so lange sein Mißfallen bezeigendes „m-bika“ ruft, bis der Weiße ihm das bezeichnete unter den vielen übereinander gestapelten Stücken hervorzieht. Jetzt prüft er vorsichtig die Qualität des Stoffes durch Zupfen und Reiben zwischen den Fingern, dann schiebt er es einem seiner Genossen zu und beginnt um einen andern Artikel zu feilschen.“ In dieser Weise geht es fort, bis alle Geschäfte abgewickelt sind, worauf nach Empfang eines Gläschens Rum als matabisch die Neger sich verabschieden. Auf der Faktorei beginnt aber nun erst recht die Arbeit. Die gekauften Waren müssen unter Dach und Fach gebracht werden, und bald sind alle auf der Faktorei vorhandenen Kruboys beschäftigt, sie in die Magazine zu tragen. Da lagern in dem einen Magazin in großen Haufen ausgeschüttet oder in Palmbastsäcken aufgestapelt die Palmkerne, in einem andern stehen Riesenfässer voll Palmöl, die mit einem dicken Kalkanwurf überkleidet sind, um sie auf dem Transport gegen die Sonnenglut zu schützen, und daneben Tonnen und Fäßchen Gummi elasticum und Kopalharz, in einem dritten Magazin werden die Elefantenzähne und die Erdnüsse, letztere in Palmbastsäcken verwahrt. Die Magazine sind leichte, luftige Bauten, ihre Wände bestehen aus Loangogras, das Dach aus Blättern, aber umso dauerhafter müssen die Fässer sein, in denen Öl, Gummi u. s. w. versandt wird. In jeder Faktorei

[1] Bastian, die deutsche Expedition an die Loangoküste. Vortrag gehalten in der Afrikanischen Gesellschaft am 18. Februar 1874.

befindet sich eine Werkstatt, in welcher ein Böttcher mit der Anfertigung neuer und der Ausbesserung alter Fässer beschäftigt ist.

Viele Hände beschäftigt auch die Gewinnung des Palmöls, ein ziemlich langwieriges Verfahren. Die Früchte der Ölpalme werden zunächst von den Negern in der Erde vergraben und bleiben dort 30 Tage lang einem Gährungsprozeß unterworfen, worauf sie in eine Stampfe kommen, in welcher das Fleisch von den Kernen sich ablöst und dann geschmolzen wird. Sobald die flüssige Masse, aus welcher man während des Kochens alle Unreinlichkeiten durch Abschöpfen möglichst zu entfernen sucht, erkaltet ist, wird sie in Muteten gefüllt und in eine Faktorei zum Verkaufe gebracht. Dieses von den Eingeborenen erzeugte Öl eignet sich

Briefbote mit „Mukanda".

Weib mit „Muteta".

aber noch nicht zum Versand, da es immer noch viel Zusätze enthält, und es wird daher auf der Faktorei nochmals umgeschmolzen. Im Hofe der Faktorei stehen auf gemauerten Herden große Kessel, in welche das Öl gefüllt und dem Feuer ausgesetzt wird. Sobald es genügend gereinigt ist, läßt man es durch auf dem Boden der Kessel angebrachte Hähne in Fässer ablaufen, und der Böttcher, der Tanoeiro, schlägt dieselben sofort zu und bereitet sie zur Versendung. Sie bleiben dann in den Magazinen liegen, bis einer der Küstendampfer des Handelshauses erscheint, um sie abzuholen und nach der Generalfaktorei am Kongo zu bringen, von wo sie später mit den aus anderen Faktoreien eingetroffenen Waren in einem großen Dampfer oder Segelschiff die Reise nach Europa antreten.

Die Ankunft eines Dampfers bei der Faktorei ist stets für die Bewohner derselben der Beginn mehrtägiger schwerer Arbeit. Alle Fässer und Säcke, welche in den letzten Monaten aufgespeichert worden, müssen

an den Strand und von dort an Bord des Schiffes gebracht werden, und von diesem werden wieder europäische Waren ans Land gebracht, um die durch die Einkäufe geleerten Lagerräume aufs Neue zu füllen. Bei allen diesen Arbeiten erweisen sich auch hier die Krumeger als unentbehrliche Hilfsarbeiter. Man nennt sie hier Kruboys, und man muß die mit diesem Namen bezeichneten Neger wohl von den sogenannten Krumanos unterscheiden, welche in manchen (aber nicht in englischen) Faktoreien beschäftigt werden. Die Kruboys oder Kroomen sind die uns schon von der Küste Oberguineas bekannten Neger, welche sich als Matrosen und als Arbeiter in den Faktoreien verdingen, überall geschätzte, fleißige und ehrliche Arbeiter; die Krumanos dagegen sind Sklaven. Wenn das ständige Personal der Faktorei zur Bewältigung der Arbeit nicht ausreicht, werden auch eingeborene Tagelöhner herangezogen, die sogenannten Mocos oder Manangambas, die bessere Arbeiter sind als die Sklaven.

Außer den Magazinen gehören zu einer Faktorei noch verschiedene Gebäude, die zum Teil in ziemlicher Entfernung von derselben liegen, so das Pulvermagazin, welches man stets möglichst fern von den Vorratshäusern errichtet, die Küche und das Badehäuschen, welche als feuergefährlich ebenfalls von den anderen Gebäuden getrennt sind. In der Nähe des Ufers treffen wir wieder eine Werkstätte, in welcher schwarze Zimmerleute mit der Ausbesserung von Booten beschäftigt sind. Die Wohnungen der Kruboys befinden sich neben den Warenmagazinen und nehmen die zweite Seite des Hofes der Faktorei ein, während sich auf der dritten ein Gemüsegarten befindet und die ganze Länge der vierten Seite das Wohnhaus des Agenten und der Clerks ausfüllt, ein Bretterbau mit einem auf steinernen Säulen ruhenden Dach von Asphaltpappe, welches weiß übertüncht ist. In der Mitte des Hofraumes fehlt nie der hohe Flaggenstock, an welchem Sonntags und außerdem stets sobald ein Schiff in Sicht kommt die heimatliche Flagge gehißt wird.

Der Handel an der Loangoküste ist viel entwickelter als in den weiter nördlich gelegenen Gebieten. Das Trustsystem ist hier nahezu völlig abgeschafft und auch der Zwischenhandel ist seinem Ende nahe. Die Produzenten verkehren selbst mit den Faktoristen und kommen aus dem Innern nach der Küste, um ihre Erzeugnisse anzubieten und die in den Faktoreien ausgestellten Waren zu besichtigen.

Als Werteinheit gilt hier ein Stück Baumwollenstoff, „Cortado" genannt. Früher war ein Cortado 6 Yards lang, jetzt beträgt seine Länge nur noch 5 Yards. Ein Cortado ist gleich 4 Pannos oder Fathoms, und hat einen Wert von beiläufig 3 Mark.

So primitiv noch im großen und ganzen der Handelsverkehr mit den Eingeborenen ist, so haben sich doch schon verschiedene Gebräuche herausgebildet, durch welche er eine höhere Stufe im afrikanischen Handel einnimmt als der Verkehr in Ober-Guinea. Geld wird zwar noch nirgends für Waren gegeben, aber das Kreditwesen entwickelt sich immer mehr, und zwar nicht in der unheilvollen Form des Trustsystems. Ein Ansatz zum Kreditwesen ist schon darin vorhanden, daß die nach der Faktorei gebrachten Waren zunächst abgeschätzt werden, und dann erst beide Teile sich in die Magazine begeben, um dort für den festgestellten Preis europäische Waren einzuhandeln. Viel wichtiger für den Verkehr ist aber eine an der Loangoküste gebräuchliche Art schriftlicher Anweisungen oder Wechsel, die sogenannten Mukanda, die namentlich dem Forschungsreisenden sehr zugute kommen. Derselbe hat nicht nötig, eine Menge von Gegenständen mit sich zu führen, welche zu Geschenken an die einzelnen kleinen Machthaber dienen sollen, sondern er kann von Fall zu Fall eine schriftliche Anweisung ausstellen, welche den Inhaber berechtigt, sich in einer namhaft gemachten Faktorei sein Geschenk oder den Gegenwert der verabreichten Lebensmittel zu holen. Der Neger vermag zwar nicht zu lesen, was auf dem ihm überreichten Zettel geschrieben steht, aber er ist fest überzeugt, daß der Weiße ihn nicht betrügen wird, und vertraut dem geschriebenen Wort wie einem feierlichen Eid. Ein Stück Papier und ein Bleistift helfen so über viele Schwierigkeiten hinweg. Der Weiße schreibt auf das Papier, was dem Überbringer zu zahlen ist, setzt Datum und Namen darunter, und es ist ein Wertzeichen geschaffen, das vielleicht durch ein Dutzend Hände geht, bevor es in der Faktorei zur Einlösung präsentiert wird. Die Forderung, welche durch eine Mukanda begründet ist, erlischt nie, aber gewöhnlich wird sie rasch geltend gemacht, und der Inhaber

macht sich sofort auf den Weg. „Eine Mukanda," sagt Falkenstein, „wird für alles Denkbare ausgestellt: sei es, daß man einen Neger auf längere Zeit in Dienst nimmt oder einen Boten nach einer fernliegenden Faktorei braucht; sei es, daß man eine Frau zur Besorgung der Hausgeschäfte, einen Wäscher oder Koch engagiert oder daß man einem Mächtigen einen monatlichen Tribut bewilligt oder Landesprodukte und Kuriositäten erwirbt, überall werden Mukanden verlangt. Das Anrecht auf den notierten Wert erlischt nie, wird aber hier monatlich geltend gemacht, wobei sich der Erheber in der Regel um keinen Tag verrechnet, sondern nach seinem Kerbholze genau zum abgelaufenen Termin einstellt." (Siehe das Bild Seite 57.)

Eingeführt werden: Baumwoll- und Wollstoffe; Rum, Gin und Liqueure; Pulver und einläufige Steinschloßgewehre; Töpferwaren; Messingstäbe und Messingringe; säbelähnliche Buschmesser, sogenannte Macheten; Seife; Salz; Tischmesser, Rasiermesser und Scheren; Flügelhörner; Edelkorallen; Messingbecken (sogenannte Neptunes); Spiegel; rote Schärpen, Filzhüte (nicht Cylinder), gewirkte rote Mützen, Uniformen und Livreeröcke; Schwerter, Säbel und Paradestöcke; Spielkarten, Harmonikas, dunkelblaue Perlen und Schmuckgegenstände.[43]) Für Flitterkram, wie Theatermäntel u. s. w., finden sich keine Käufer mehr, wie überhaupt die vielen ziemlich wertlosen Sachen, für welche der Neger in anderen Gegenden sein Palmöl und Elfenbein hergiebt, auch hier immer mehr an Beliebtheit verlieren und die Bevölkerung Verlangen nach solideren europäischen Erzeugnissen zeigt.[44]) Auch die Schmuckgegenstände, welche die Neger an der Loangoküste in den Faktoreien kaufen, werden von ihnen nicht besonders geschätzt und meist schon nach wenigen Tagen achtlos beiseite geworfen.

Ausgeführt werden Palmöl und Palmkerne, Kautschuk, Gummi-Kopal, Erdnüsse, Sesamsamen, in geringen Posten auch Elfenbein, ferner Orseille und einige andere Landeserzeugnisse. Das Palmöl steht in den Exportlisten an oberster Stelle, ihm zunächst kommt der Kautschuk, der es sogar eine Zeitlang zurückgedrängt hatte. Die Ausfuhr könnte in manchen Artikeln eine viel bedeutendere sein. Der Kopalgewinnung steht z. B. der Aberglaube hemmend im Wege, der das Umwühlen der Erde verbietet. Auch dem Importeur steht noch ein weites Feld offen. Dr. Pechuel-Lösche zählt eine Menge Gegenstände auf, für welche sich an der Loangoküste Käufer finden ließen, z. B. Kattunhemden und ärmellose Jacken für Männer und Knaben, leichte Unterröcke, Talare, Musikinstrumente, alte Helme, wohlriechende Seifen, Parfums u. s. w.[45])

Auch hier muß der Importeur den Geschmack der Neger studieren, denn für eine Menge Artikel, die anderwärts gern gekauft werden, finden sich hier absolut keine Abnehmer. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Waren von vorzüglicher Qualität sein müssen; im Gegenteil findet gerade manche geringere Qualität eher Käufer als die feinste und beste Ware. Dies gilt z. B. von der Mehrzahl der hier in den Handel kommenden Baumwollgewebe, welche durch übermäßige Appretur einen Schein von Güte erhalten, die sie thatsächlich nicht besitzen. Daneben kommen zwar auch bessere Stoffe, die weniger appretiert sind, auf den Markt, aber die Nachfrage nach ihnen ist nicht so groß wie nach jenen. Der Loango-Neger kauft immer weniger teuere Stoffe. Während er früher mehr auf die Qualität als auf die Quantität sah, ist jetzt das umgekehrte Verhältnis eingetreten: er will viel Stoff und frägt nicht nach der Güte. Für Sammt und Seide, die früher viel von den Vornehmen getragen wurden, finden sich gar keine Käufer mehr, da die Vornehmen jetzt bei fest-

[43]) Siehe den Aufsatz von Pechuël-Lösche in den Geographischen Nachrichten des Zentralvereins für Handels-Geographie, Berlin, 1879: „Handel und Produkte der Loangoküste", Seite 505.

[44]) „Je mehr die Kultur fortschreitet, umsomehr wird der größte Teil der Artikel, welche jetzt noch eine Hauptrolle auf dem afrikanischen Markt spielen, wegfallen: Draht und Perlen. Schon jetzt können wir in Sansibar die Bemerkung machen, daß die Stämme der Küstenregion keinen Eisen- und Messingdraht mehr kaufen, daß selbst Perlen schon sehr zurückgedrängt sind und daß der Mann gar keinen Schmuck mehr trägt. Statt dieser Schmuckgegenstände schafft man sich jetzt lieber mehr und bessere Baumwollstoffe an." Mehr Licht im dunkeln Weltteil. Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebietes. Von Dr. G. A. Fischer. Hamburg. L. Friedrichsen & Ko., 1885.

[45]) „Handel und Produkte der Loangoküste", l. c., Seite 511.

lichen Gelegenheiten lieber in Gewändern aus den hübschen Palmbastgeweben erscheinen, welche an der Küste verfertigt werden.

Baumwollgewebe, Kattune, welche in Europa zu Sommerkleidern verwendet werden, und große Tücher, die sich zu Staatsgewändern eignen, werden viel aus England (Manchester), Holland (Twente), der Schweiz und Deutschland (rheinische und sächsische Ware) importiert. Die Schweiz liefert nur bessere Sorten, England große Mengen kamelotähnlicher Wollstoffe von hellblauer oder roter Farbe. Von großer Wichtigkeit für den Absatz ist die Farbenzusammenstellung der Muster. Wer da glauben würde, daß recht grelle Farben den meisten Beifall finden müssen, der würde sich sehr getäuscht finden. Der Neger ist allerdings ein Freund schöner Muster, aber er weiß gar wohl zu unterscheiden, welche Farbe am besten zu seiner Hautfarbe paßt,

Verschiffung des Palmöls.

und in den nördlicheren Gebieten wählen gerade die Frauen mit Vorliebe dunkle Farben. „Am vorteilhaftesten," sagt Pechuel-Lösche, „wirkt in dieser Hinsicht: Weiß, helles und dunkles Blau und — wenn es diskret verwendet wird — auch mildes Korallenrot oder helles Kirschrot. Grelle, schreiend gefärbte Zeuge werden nur nebensächlich als Aufputz, als Schärpen, Busentücher u. s. w. bei festlichen Gelegenheiten getragen." Stoffe von grüner Farbe finden keine Käufer, grün darf überhaupt nur wenig in einem Muster verwendet werden; ebenso gelb nur in Verbindung mit blau, doch dürfen die Stoffe ja nicht blau und gelb gestreift sein. Dunkelblaue Stoffe sind beliebt; dunkelblau ist in Loango die Trauerfarbe. Gern werden auch mehrfarbige schottische und kleinkarrierte Stoffe (weiß und mattblau, rosa oder grau), ferner auf weißem Grund blaugestreifte gekauft. Von den anderen oben erwähnten Einfuhrgegenständen verdienen noch die Töpferwaren ausführliche Erwähnung. Sie kommen aus Holland (Delft und Maastricht) und England, und auch in diesem Artikel hat

die europäische Industrie sich vollständig dem Geschmack der Neger angepaßt, indem sie die Muster der von den Eingeborenen selbst fabrizierten Thonwaren kopierte. „Bunte Blumen in Bauerngeschmack werden nicht hübsch gefunden, dagegen hat eine dem bekannten „Zwiebelmuster" ähnliche Ornamentierung Aussicht, Mode zu werden." Die importierten Töpferwaren sind cylindrische Gefäße mit Seitenhenkel, welche ¼ bis 1 Liter fassen, rein weiße Teller, Waschbecken und Kannen u. s. w. Die Gefäße werden sämtlich, den einheimischen Fabrikaten ähnlich, mit einem kobaltblauen Rand auf weißem Grunde versehen.

Unter den Schmucksachen, welche Europa den Loango-Negern liefert, sind Korallen am beliebtesten, doch nur echte Korallen aus Italien, unechte finden keine Liebhaber. Korallen von blaßroter Farbe und cylindrischer oder konischer Form sind die geschätztesten, und man findet bei Vornehmen wahre Prachtstücke bis

Bereitung des Palmöls.

zur Größe eines kleinen Fingergliedes. Man pflegt sie an den Schwanzhaaren des Elefanten aneinander zu reihen und trägt sie als Schmuck. Nächst ihnen finden glatte oder ornamentierte Ringe von 2 bis 4 cm Dicke als Schmuckgegenstände große Verbreitung. Man verfertigt ferner auch Ringe aus den in Menge importierten, 5 bis 7 mm dicken Messingstäben, welche zerschnitten und dann zusammengebogen werden. Sie sind ein besonders beliebter Brautschmuck und manche Braut mit ihnen völlig überladen.

Für Flitterkram ist die Loangoküste, wie schon oben erwähnt, kein Absatzgebiet, aber deshalb kommen doch auch hier viele Sachen auf den Markt und sind sehr begehrt, deren Wert bei uns mitunter ein sehr fraglicher ist. So hat der Loango-Neger große Vorliebe für bildliche Darstellungen jeder Art, namentlich solche in recht grellen Farben, und man kann in seiner Hütte die sonderbarsten Zusammenstellungen von Erzeugnissen der Buchdruckerkunst, Lithographie und des Buntdruckes finden: neben Neu Ruppiner Bilderbogen

das Porträt irgend eines europäischen Monarchen, neben einem Schlachtenbild schlechtester Qualität das Bildnis einer gefeierten Sängerin, und hübsche Mädchengestalten (die besonders begehrt sind) neben dem Bild eines berühmten Feldherrn.

Die einläufigen Steinschloßgewehre, welche die Loango-Neger immer noch fast ausschließlich führen (Karabiner kommen selten vor), liefert England. Es sind zum Teil alte Musketen, die Hauptmasse aber wird in England nach alten Mustern fabriziert, und man sagt ihnen nach, daß die Läufe oft Ähnlichkeit mit alten Gasröhren haben, was nicht überraschen kann, wenn der Preis eines solchen Gewehres zwischen 5 und 6 Mark schwankt. Unbedingt notwendig ist, daß der Schaft sehr lang, die Pfanne von Messing und das Zündloch genau in der Mitte angebracht ist. Dieser elenden Waffe entspricht das Pulver, das grobkörnig und von geringer Qualität ist. England und Holland teilen sich in die Einfuhr desselben. Es kommt in Fäßchen von 3 Größen auf den Markt, deren jedes 14, 7 oder 4 Pfund enthält, und für die sich die Geschäftsbezeichnung „Männer", „Weiber" und „Kinder" herausgebildet hat.

Deutschland (Hamburg) liefert im Verein mit Marseille Spirituosen, vorzüglich Rum, eine schlechte Sorte, die vor dem Verkauf noch verdünnt und mit spanischem Pfeffer versetzt wird. Das Getränk ist jedoch nicht so abscheulich wie das in Senegambien getrunkene ähnliche Gemisch (siehe Europas Kolonien, I. Band, Note 23), und die Eingeborenen sind auch dem Spirituosengenuß nicht so ergeben wie andere Neger. Ein Gläschen Rum darf zwar bei keinem Geschäfte fehlen, es gilt überhaupt als Kleingeld bei Einkäufen, aber unmäßiger Rumgenuß ist hier eine Seltenheit. Gleich dem Rum gilt auch Tabak, der auch im Lande wild wächst, nur als Kleingeld und Scheidemünze, und als dash (Zugabe) bei Einkäufen.

Die Preise der Waren sind auffallend niedrig. Ein „Mann" Pulver (= 14 Pfund) kostet z. B. vier Cortado (à 5 Mark Wert), 1 Gallon Rum (5 Flaschen) 1 Cortado, eine gestrickte Jacke $^1/_2$ bis 1 Cortado, ein Uniformrock 1 Cortado. Dies erklärt sich, wie Pechuel-Lösche mitteilt, dadurch, daß man an den Waren und nicht an den eingetauschten Produkten profitieren will, weshalb man die Waren dem Faktoristen zu einem solchen Preise in Rechnung stellt, daß ein Gewinn (100 %, zuweilen aber auch 300 %) ihm von vornherein sicher ist. Der Handel ist immer noch sehr einträglich, und die Küste gewinnt durch ihn umso höhern Wert, als hier auch die klimatischen Verhältnisse bedeutend günstiger sind als in den nördlicher gelegenen Teilen der Westküste.

Der Aufenthalt an der Loangoküste ist für den Europäer nicht mit so großen Gefahren verbunden wie an den meisten anderen Stellen der als gesundheitsgefährlich verrufenen Westküste Afrikas. Die Krankheiten, unter welchen Europäer hier am meisten zu leiden haben, sind Fieber, Hautkrankheiten und Affektionen der Unterleibsorgane. Die Fieber nehmen nur in der Regenzeit einen bösartigen Charakter an und herrschen überhaupt nur, wie überall, in den sumpfigen Niederungen der Flußmündungen, während das innere Land und ganz besonders das Gebirge fieberfrei ist. Sehr zu statten kömmt es hier dem Europäer, daß das Gebirge sich nahe an das Meer erstreckt, daher überall Gelegenheit vorhanden ist, rasch ein fieberfreies Gebiet zu erreichen. Das Fieber tritt in verschiedenen Formen auf. Die ersten Anzeichen desselben sind meistens Schwindel und Müdigkeit, worauf sich allmählich das Kältegefühl einstellt, welches schließlich so zunimmt, daß der Kranke unter heftigen konvulsivischen Zuckungen und Atembeschwerden sich auf seinem Lager windet und sich häufig erbricht. Dieser Zustand kann mehrere Stunden dauern und hat eine völlige Erschöpfung zur Folge. Dann beginnt das zweite Stadium. Die Kälte weicht der Wärme, welche sich rasch zur Hitze steigert, heftiger Durst und Kopfschmerzen stellen sich ein, und erst nachdem auch dieser Anfall mehrere Stunden gedauert, tritt endlich der Schweiß hervor, der Atem wird freier, die Kopfschmerzen schwinden und der ermattete Kranke sinkt in tiefen Schlaf, aus welchem er gestärkt und mit einem gewaltigen Appetit erwacht. Das Wechselfieber ist aber eine schwer zu beurteilende Krankheit, und es tritt oft in Formen auf, welche von der hier geschilderten gewöhnlichen wesentlich abweichen. Lebensgefährlich können die sogenannten biliösen Fieber werden, bei denen das Erbrechen fast nicht zu stillen ist. Wenn nicht bald für Hilfe gesorgt wird, stellt sich übrigens auch

bei den an gewöhnlichem Wechselfieber Leidenden ein Zustand ein (die sogenannte Kachexie), der den Tod zur Folge hat: die Hautfarbe wird erdfahl, die Lippen entfärben sich, die Füße des Kranken schwellen an, er magert ab, ist verstimmt und leidet an Verdauungsbeschwerden. In sehr vielen Fällen ist aber an dem schlimmen Ausgang der Fieberanfälle der Leichtsinn der davon Betroffenen schuld, die dem Klima zu trotzen suchen und in blinder Unvernunft alle Warnungen in den Wind schlagen, oder vielleicht, was sehr häufig geschieht, zügellos allen Leidenschaften fröhnen, ohne zu bedenken, daß auch ein kräftiger Organismus hier nicht jene Widerstandskraft besitzt wie in kälteren Zonen.

Krankheiten der Milz sind infolge der Fieber sehr häufig. Dieselbe schwillt dabei oft zu erstaunlicher Größe an. Dr. Falkenstein fand bei Europäern, welche bereits 25 bis 30 Jahre in den Flußniederungen der Loangoküste wohnten, die Milz bis auf das Fünffache ihres gewöhnlichen Volumens vergrößert.

Weniger gefährlich als die Fieber sind die Hautkrankheiten, obwohl sie fast ebenso häufig auftreten wie jene. Hierher gehört die Hautrötung infolge der Sonnenhitze und das Entstehen von Blasen auf der Haut, die sich allmählich ablöst; das in der Regenzeit häufige Hitzpickeln, prickley heat (auch „roter Hund" genannt), ein quälendes Jucken, das durch eine Menge „stecknadelgroßer Knötchen auf rotem Grunde", die sich auf der Haut bilden, hervorgebracht wird u. s. w. Auch der Sonnenstich oder Hitzschlag kommt, obwohl selten, vor und kann bei besonders heftiger Affizierung des Gehirns sofortigen Tod oder zum mindesten eine Gehirnentzündung zur Folge haben. Der Aussatz, die schon früher erwähnte Lepra (siehe Europas Kolonien, I. Band, Seite 154) tritt an der Loangoküste nicht auf.

Die Unterleibskrankheiten haben zum größern Teil ihren Grund in der leichtsinnigen Lebensweise neuer Ankömmlinge, im übermäßigen Genuß alkoholhaltiger Getränke, scharfer Gewürze u. s. w., aber auch im Genuß schlechter Nahrungsmittel, verdorbenen Fleisches oder unreinen Wassers. Sehr häufig tritt die Ruhr auf.

Bei Besprechung der sanitären Verhältnisse der Loangoküste darf auch der Umstand nicht übersehen werden, daß manche Krankheiten nur durch unzweckmäßige Behandlung einen akuten Charakter annehmen. Jeder ist da sein eigener Arzt und kuriert sich nach einer Methode, die er für eine erprobte und unfehlbare hält. Dr. Falkenstein erzählt, daß bei seiner Ankunft an der ganzen Küste von Banya bis zum Kongo kein Arzt vorhanden war und alle Krankheiten nach einer durch alte Überlieferungen festgestellten Schablone entweder durch Brech- und Abführmittel oder durch Chinin, Opium oder Höllenstein geheilt wurden. Die Ankunft eines Arztes brachte alle Kranken in Aufregung. „Jeder fühlte plötzlich die hilflose Lage, in der er sich befand, und da man in der Einsamkeit doppelt um sein Leben besorgt ist, suchte man nun auch bei kleinen Übeln mündlich und schriftlich von weit und breit Rat. Auch alte, fast vergessene Leiden fingen wieder an, unbequem zu werden; man mußte doch wenigstens den Versuch machen, zu gesunden, umsomehr als die Konsultation kein Geldopfer erheischte, also nur eine als angenehme Abwechselung erscheinende Reise zu unternehmen war. Wenn man bedenkt, daß es einen ganz Gesunden an der Küste kaum giebt, so kann man die Zahl der von Nord und Süd, sowie von den in das Innere vorgeschobenen Stationen in Tschinschoscho eintreffenden, infolge des Klimas oder ihrer Lebensweise akut und chronisch Erkrankten ermessen. Jeder wollte untersucht und beraten sein." Manche begnügten sich mit einmaliger Verabreichung einer Medizin und zogen dann ab, andere dagegen kamen mit großem Gepäck an und machten Miene, sich zu einer wochenlangen gründlichen Kur häuslich am Orte niederzulassen.

Die klimatischen Verhältnisse der Äquatorialzone erscheinen daher bei weitem nicht als so ungünstig, wie man sie gewöhnlich darzustellen pflegt. „Auf der einen Seite," schreibt Dr. Falkenstein, „fehlen ihr viele Krankheiten oder treten ungefährlich auf, welche in unseren Breiten eine große Zahl von Opfern alljährlich fordern, so namentlich die Lungenaffektionen. Tuberkulose ist so gut wie unbekannt, Husten überhaupt ein kaum gehörtes Symptom. Dagegen sind Unterleibsleiden wieder häufiger und hartnäckiger. Die bei uns in jüngeren Jahren gefürchteten epidemischen Kinderkrankheiten, später die typhösen Formen werden dort

ersetzt durch die Sumpffieber, und die bei uns meist geringfügigen Hautaffektionen treten dort bei weitem in den Vordergrund. Wägen wir alle Verhältnisse mit einander ab, so werden sich beide Teile ziemlich das Gleichgewicht halten, wenigstens wird sicher die Lebensgefahr in den Tropen für kräftige Menschen nicht in der Weise zunehmen, als bisher gewöhnlich gefürchtet wird. Natürlich aber kann hierbei nur von gesunden und kräftigen Konstitutionen die Rede sein. Bereits kranke und überhaupt schwächliche Menschen können den Anforderungen, welche die Akklimatisationsvorgänge dem Körper stellen, nicht mehr entsprechen. Ebensowenig kann das zarte Alter vor der eintretenden Reife, bevor die bei jeder Entwickelung stattfindenden Revolutionen überstanden sind, und noch weniger das vorgerückte Alter mit seinen fertigen, nicht mehr umwandelungsfähigen Organen für die Übersiedelung in ein neues Medium passend erachtet werden. Die natürlichen und günstigsten Grenzen für den unschädlichen Tausch der Lebensverhältnisse liegen wohl zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Jahre; je weiter in der Reihe auf und abwärts, um so mehr nehmen die damit verbundenen Gefahren ziemlich gleichmäßig zu."

Die Eingeborenen haben ganz unverhältnismäßig weniger durch Krankheiten zu leiden als die Europäer. Am häufigsten kommen bei ihnen die verschiedenen Arten von Hautkrankheiten vor. „Bemerkenswert ist," schreibt Dr. Falkenstein, „daß man mißgebildete Figuren so gut wie gar nicht antrifft; dies kommt einmal daher, daß Neugeborene mit auffälligen Verbildungen nicht aufgezogen werden, im übrigen hauptsächlich aber daher, daß die Kinderkrankheiten, welche bei uns vor allem Verkrümmungen der Wirbelsäule und der Extremitäten oder Knochenaffektionen überhaupt bedingen, dort gänzlich unbekannt sind." Rachitis und Skrophulose sind völlig unbekannt, und daher der Prozentsatz der Sterblichkeit im jugendlichen Alter, der gerade bei uns ein sehr großer ist, ein ungemein niedriger.

Die Eingeborenen der Loangoküste sind die Bafiote, ein stattlicher, dem europäischen Körpertypus in vielem ähnelnder Menschenschlag. Ihre Glieder sind wohl proportioniert, die Füße meist klein, und der Kopf mit der stark gewölbten Stirn weist oft geradezu römisches Profil auf. Die Lippen der Bafiote sind zwar voll, aber nicht so wulstig, wie bei den meisten anderen Negern, der Bartwuchs ist spärlich, meist nur Backenbart, an den Lidern über den großen feurigen Augen befinden sich lange Wimpern. Hervorstehende Backenknochen trifft man selten, dagegen bei Männern und Frauen einen ungemein üppigen Haarwuchs, sogar die Körperhaut mit feinen Härchen bedeckt. Das Haupthaar ist schwarz und dicht gekräuselt. Die Hautfarbe der Bafiote ist ein zartes Braun, das im Alter um einige Nuancen dunkler wird, bei neugeborenen Kindern aber etwa der Mulattenfarbe gleichkommt, „doch rosig angehaucht und mit einzelnen dunklen Flecken auf gewissen Körperteilen." Die Innenseiten der Hände und Füße erscheinen schmutzig gelb.

Unschön ist an der ganzen Erscheinung der Bafiote nur die plattgedrückte Nase. Das Herkommen oder sagen wir richtiger: die Mode bringt es auch mit sich, daß ihr gefälliges Aussehen häufig entstellt wird. Abgesehen von den Tättowierungen, die auch hier nur in Hauteinschnitten bestehen, herrscht bei den Frauen eine Unsitte, welche sie nicht nur entstellt, sondern auch der Gesundheit nachteilig ist: Das Tragen einer fest um den Brustkorb angezogenen Schnur, welche wahrscheinlich auch die Form der Brüste beeinflußt.[16])

[16]) Pechuel Lösche (Indiskretes aus Loango. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin. 1878) ist der Ansicht daß die Frauen dadurch die Brüste heben wollen daß also die Schnur ein primitives Korset sei. Falkenstein widerspricht dieser Ansicht, weil die Frauen erkennen müßten, daß sie durch ein unter den Brüsten herumgezogenes Band das diesen als Stütze dienen könnte, ihren Zweck besser erreichen würden. „Wenn daher die Anlegung der Schnur nicht bloß aus der Gewohnheit, das Gewand über dem Busen durch Einschnüren und Unterstecken zu befestigen hergeleitet werden kann so wäre noch denkbar daß sie geheimnisvolleren in das Gebiet des Fetischismus gehörigen Zwecken ihren Ursprung verdankt. Die eingeborenen Ärzte pflegen bei den verschiedenartigsten Krankheiten einzelne Glieder, wie Zehen, Oberarm Wade, fest zu umschnüren. Ich bin mehrfach in die Lage gekommen derartige Fesseln bei unseren Leuten lösen zu müssen, weil die darunter liegenden Teile durch Stauung des Blutes so angeschwollen waren, daß die heftigsten Schmerzen entstanden; deshalb wäre es bei der allgemein verbreiteten Unsitte und dem Glauben an ihren Heilwert wohl möglich, daß bei den nur Frauen eigenen Leiden die Umschnürung des Brustkorbes Platz gegriffen und Anklang gefunden hätte bis sie fast zu einer Mode wurde wie bei uns die Zahnhalsbänder oder roten Schnürchen bei Kindern."

Der kindliche Charakter der Baſioten iſt durch den Verkehr mit den Weißen verdorben worden; derſelbe hat ſie hinterliſtig und habgierig gemacht, Putzſucht und Eitelkeit bei ihnen erweckt. Dagegen ſind ſie frei von manchen üblen Angewohnheiten, die man bei anderen Negern findet, der Trunkſucht nicht ergeben, wahrheitsliebend, für erwieſene Wohlthaten dankbar und demjenigen, der ſie ihnen erwies, treu ergeben. Ihr hinterliſtiges, heuchleriſches Weſen, das im Verkehr mit Europäern zutage tritt, iſt nur eine Folge der Furcht vor Übervorteilung durch den Weißen, deſſen Übergewicht ſie kennen gelernt haben, wenn aber ihr Mißtrauen ſchwindet, kommen ſie ihm ebenſo offenherzig entgegen wie ihresgleichen. Solcher ſcheinbaren Widerſprüche in ihrem Charakter giebt es mehrere: Sie ſind von Natur gutmütig, werden aber durch religiöſen Fanatismus in blutgierige Wüteriche verwandelt; ſie ſuchen den Weißen in jeder Weiſe zu übervorteilen, ſtrafen aber ihre

Ficus „Lutatu".

Kinder ſtreng, wenn ſie gegen die Wahrheitsliebe verſtoßen und auf einer Lüge ertappt werden; trotz dieſer Wahrheitsliebe ſind ſie nie zu bewegen, wenn im Hauſe eines Europäers einer der Ihrigen ein Vergehen ſich zu ſchulden kommen ließ, den Thäter zu nennen. In einem ſolchen Falle erduldet lieber die ganze Dienerſchaft die durch den Thäter verwirkte Strafe, als daß ſie zum Angeber würde. Das Scham- und Ehrgefühl iſt bei ihnen ſehr ausgeprägt, wie ſie ja auch zu den wenigen Negern gehören, deren hellere Hautfarbe das Erröten und Erbleichen erkennen läßt. Zu den ſchönſten Zügen ihres Charakters gehört die Eltern- und Kinderliebe.

Die Frau iſt bei ihnen beſſer geſtellt als bei den meiſten anderen Negervölkern, was wohl darin ſeinen Grund haben mag, daß ſie hier nicht ſchlechtweg als Ware und Arbeitstier gilt, ſondern jedes Mädchen nach ſeiner Neigung ſich einen Mann wählen kann und das Gefühlsleben in einer Weiſe entwickelt iſt, die ſonſt in Afrika nirgends angetroffen wird.

„Während in Ober Guinea," schreibt Bastian,[47] „das Weib in geknechteter Stellung neben dem Sklaven steht, treten vom Gabun an bereits Ansprüche auf Gleichberechtigung ein, die sich dann bei Balonda u. s. w. zu wirklichen Vorrechten der Frau erhöhen, und auch an der Loangoküste finden sich bereits solche, wenigstens in der Prinzenkaste." Prinzessin ist jedes Mädchen, welches in weiblicher Linie von einem der Adelsgeschlechter des ehemaligen Königreiches Loango abstammt.[48] Die Prinzessinnen nehmen eine bevorzugte Stellung unter den Frauen ein: sie können jeden Mann heiraten, der ihnen gefällt, mag derselbe ein Freier oder ein Sklave sein (nur auf Prinzen darf ihre Wahl nicht fallen), und sie können die Ehe nach Belieben lösen und einen andern Mann heiraten. Die Frauen aus dem Volke sind zwar mehr von ihren Eltern und Verwandten, später von ihrem Manne abhängig, aber auch sie nehmen eine Stellung ein, die als eine selbständige und jener des Mannes zum mindesten gleichberechtigte bezeichnet werden muß. Wenn die Eltern ihre Zustimmung zur Verheiratung verweigern, geschieht es wohl auch, daß das Mädchen sich mit dem Manne seiner Wahl heimlich verbinden läßt. Damit läßt sich allerdings schwer der Gebrauch vereinen, daß Mädchen, welche den schon im Kindesalter von den Eltern ihnen bestimmten Mann nicht heiraten wollen, sich beim Eintritt der Pubertätsperiode einer Zeremonie unterziehen müssen, welche alles Schamgefühl zu untergraben geeignet ist.[49]) Der Bräutigam giebt den Eltern der Braut nur Geschenke, er hat keinen Kaufpreis zu erlegen, aber auch während der Ehe bleibt hier die Frau Eigentümerin ihrer Mitgift und kann über dieselbe nach Gutdünken verfügen. Ihr Gatte kann sie nicht beerben, ebensowenig wie seine Söhne nach ihm erben, denn erbberechtigt sind nur die Nachkommen in weiblicher Linie. Dem Mann ist es zwar nicht verwehrt, mehrere Frauen zu besitzen, und bei Vornehmen ist dies auch in der Regel der Fall, da die größere Zahl der Frauen durch ihre Mitgift auch sein Vermögen und sein Ansehen erhöht, aber die Stellung der einzelnen Frau wird dadurch keine schlechtere, denn die Frauen pflegen zusammenzuhalten und ihre Rechte dem Gatten gegenüber zu wahren.

Die Form der Eheschließung ist eine sehr einfache, aber auch höchst originelle. Das Mädchen begiebt sich in die Hütte des Bräutigams und kocht dort zwei Gerichte. Sobald der Bräutigam dieselben gekostet hat, ist die Ehe geschlossen. Die Religion spielt dabei gar keine Rolle, obwohl der Fetischismus in allen Lebenslagen seinen Einfluß geltend macht. Mit demselben hängen auch die Xina (Tschina) zusammen (welche weiter nach Süden Quixilles genannt werden), Speisenverbote, welche kein Neger zu übertreten wagt. „Dem Kinde werden, sobald es zu Verstande gelangt, verschiedene Speisen vorgesetzt, und diejenige, gegen welche es Abneigung zeigt, gilt ihm fortan als Tschina, wie von der Mutter bestimmt. Die dem Kinde vom Ganga (Fetischpriester) auferlegten Verbote sind zwar im spätern Alter nicht mehr bindend, aber in der Zwischenzeit sind aus den Ansprüchen verschiedener Lebensverhältnisse eine Menge neuer Verpflichtungen hinzugekommen."[50]) Solche Beschränkungen erstrecken sich aber häufig auch noch weiter als auf Lebensmittel. Es kann z. B. einer Frau durch Tschina verboten sein, irgend einen Gegenstand aus der Hand ihres Gatten, ja sogar aus der ihres Bruders in Empfang zu nehmen. Derselbe muß vielmehr auf die Erde gelegt werden, von wo sie ihn aufhebt.[51])

[47]) Die deutsche Expedition an der Loango-Küste nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Jena, Hermann Costenoble 1874. I. Band. Seite 151.

[48]) Der Prinzentitel vererbt sich nur in weiblicher Linie. Die Söhne und Töchter eines Prinzen führen denselben nicht mehr, sondern werden nur zum Adel gezählt.

[49]) Siehe Näheres in Soyaux, Aus West-Afrika, I. Band. Seite 141 und Adolf Bastian l. c., Seite 152 und 175. Die beiden zitierten Stellen widersprechen sich insofern, als Bastian behauptet, daß das Mädchen trotz der Verlobung in der Kindheit sich dem rohen Gebrauch unterziehen muß.

[50]) Adolf Bastian, l. c., Band, Seite 185.

[51]) „Besonders eifersüchtig werden die Frauen in Mayumba gehütet, und es mag Totschlag durch den Ehemann folgen, wenn jemand, vielleicht unwissentlich, die ihm angetraute Frau berührt haben sollte." Bastian l. c. I. Band, Seite 168.

Trotz der Unmasse von Aberglauben,[52]) die mit dem Fetischismus der Loango-Neger zusammenhängt, ist derselbe kein so scharf ausgeprägter Polytheismus wie bei den anderen Negervölkern. Der Glaube an einen guten Gott, den Schöpfer der Welt und des Menschengeschlechtes, den Bekämpfer des bösen Prinzips, deutet auf einen im Laufe der Zeit verwischten Monotheismus hin.

Die Zahl der Fetische ist Legion. Der N'ganga kann jedem beliebigen Gegenstand göttliche Kraft verleihen, die ihn zu einem für bestimmte Zwecke tauglichen Amulett macht. Es giebt Fetische für die Jagd, Fetische für den Fischfang, welche dem Jäger oder Fischer reiche Beute sichern, aber auch solche, durch welche man die dem bösen Geist Ergebenen entdecken kann, welche den Menschen Schaden zufügen, ihnen z. B. Krankheiten senden. „Ganz wie die „Medizin" der Indianer gilt hier der Fetisch bald als der sinnlich wahrnehmbare gewährleistende Ausdruck eines göttlichen Machtausflusses, so daß sein Besitzer ihn schlägt oder durch einen neuen ersetzt, wenn er den von ihm erwarteten Dienst nicht erfüllt, bald als Verkörperung eines Teiles von Gott oder als Gott selbst." [53]) Der Priester, von dem der Fetisch stammt, ist nie um eine Entschuldigung verlegen, wenn die erwartete Wirkung ausbleibt; sein Gott kann nicht schuld daran sein, denn der ist unfehlbar, und der sich beklagende Besitzer des wirkungslosen Fetisches setzt sich nur Vorwürfen aus, wenn er etwa den N'ganga zur Rechenschaft ziehen wollte und behauptete, daß er ihn betrogen habe. Dergleichen Fälle kommen aber höchst selten vor. Je roher ein Volk ist, sagt Bastian mit Recht,[54]) je tiefer es auf der Bildungsstufe steht, desto unbedingter und blinder läßt es sich von den Anmaßungen seiner Priesterschaft leiten, desto willenloser bleibt es ein nachgiebiges Werkzeug in deren Händen. Und so lagert über allen Negerländern Afrikas, wenigstens über der Durchschnittsmasse der unteren Klassen, die dichteste Nacht des Aberglaubens. Eine Besserung wird voraussichtlich bei längerem Verkehr mit den Europäern eintreten, denn der Neger ist ja, wie viele Beispiele zeigen, durchaus nicht unempfänglich für Kultur und im allgemeinen ebenso bildungsfähig wie die weiße Rasse. Durch den Handel allein kann allerdings die Zivilisation bei den Negern nicht Eingang finden, denn der ist, wie schon d'Urville treffend bemerkt hat, wegen der schlechten Charaktereigenschaften der Leute, mit denen die Eingeborenen dabei in Berührung kommen, nicht geeignet, einen zivilisatorischen Einfluß auszuüben. Was für rohes Volk mitunter durch den Handel nach der Westküste geführt wird, hatte man in dem Lazarett der deutschen Loango-Expedition zu beobachten reichlich Gelegenheit. Eines Tages geriet der ganze Ort in die furchtbarste Aufregung, weil ein kranker Holländer einem der schwarzen Krankenwärter, der einem Befehl nicht sofort nachkam, ein Messer in den Leib gestoßen hatte. Es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß sich im Lazaret noch mehr solcher rohen Gesellen befanden, welche mit Gläsern, Messern und Gabeln nach den Negern zu werfen pflegten. Trotz alledem läßt sich aber nicht ableugnen, daß auch der Handel nicht ohne Einfluß auf den Loango-Neger geblieben ist und daß er ihn geistig gehoben hat. Er hat auch indirekt insofern vorteilhaft gewirkt, als er die Neger allmählich an eine geregelte Arbeit gewöhnte. Der Versuch, die Viehzucht einzuführen und in den Produkten derselben Tauschwerte für die europäischen Waren zu schaffen, hat zwar bisher keinen großen Erfolg gehabt, aber dagegen hat die gesteigerte Nachfrage nach dem Palmöl zu eifrigerem Einsammeln der Früchte der Ölpalme angespornt und den Kreis der Thätigkeit des Negers erweitert.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner der Loangoküste bildet neben dem Handel der Fischfang und Ackerbau. Der Fischfang, zu dem die ganze männliche Bevölkerung eines Dorfes (auch die Knaben) vereint auszieht, liefert meist so große Ausbeute, daß nach Abzug der an den Fürsten und seinen Würdenträger zu entrichtenden Abgabe dem einzelnen Fischer bei der Teilung noch so viel zukommt, daß er nicht alles selbst

[52]) So essen z. B. manche keine Vögel, weil sonst ihre Kinder mit gekrümmten Füßen zur Welt kommen würden, oder keine Hühner, weil sie glauben, daß ihnen nach dem Genuß von Hühnerfleisch die Haare ausfallen würden. Bastian, l. c., Seite 185.

[53]) Soyaux, Aus West-Afrika, I. Band, Seite 152.

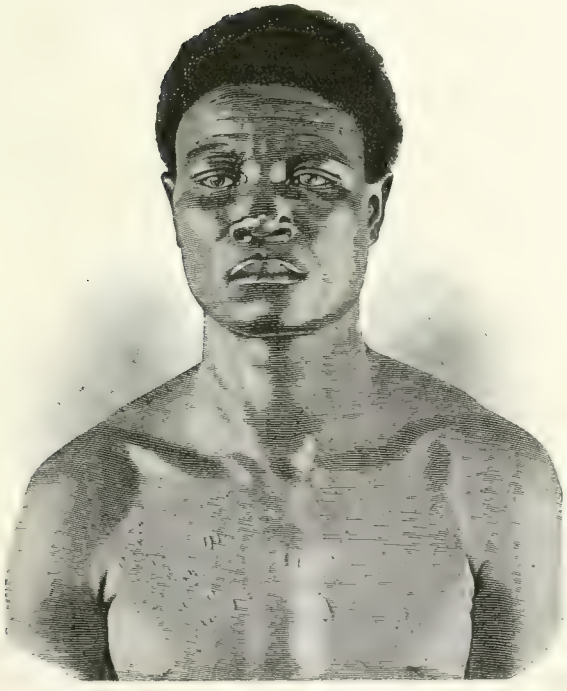
[54]) Bastian, l. c., II. Band, Seite 252.

Melonenbaum (Carica papaya).

verzehren kann und den Überschuß verkauft. Die Fische, welche nicht sofort verzehrt werden, dörrt man an der Sonne. Die Netze sind Gemeindeeigentum. Sie sind sorgfältig aus Stricken geflochten, welche man aus den Blattschaftfasern der Brotbanane (Musa paradisiaca) verfertigt, und sind wegen der mühevollen Herstellung so teuer, daß der Besitz mehrerer Netze bereits von Wohlhabenheit zeugt. In den Flüssen betreibt man den

Ndembo, vornehmer Knabe.

Mninda, Frau aus dem Volke.



Kastanu, ca. 25 Jahre alt

Tschinambu, Vornehme, ca. 20 Jahre alt.

Eingeborene von der Loangoküste.

Fischfang in ähnlicher Weise wie am obern Ogowe (siehe die Abbildung Seite 55), indem man netzartige hölzerne Gitter am Ufer aufstellt, und die Fische in dieselben zu treiben sucht.

In jedem Dorfe, nicht bloß an der Küste, sondern auch im Innern des Landes wird Ackerbau getrieben, und überall stößt man auf Maniokpflanzungen, aber der Anbau läßt noch viel zu wünschen übrig. Der Boden wird mit einer kurzstieligen Hacke bearbeitet und trägt überall trotz der wenig sorgfältigen Bestellung reichliche Frucht. „Bananenfrüchte im Gewicht von 50 Kilogramm sind nichts Seltenes, ein englischer Acre (0,405 Hektare) mit Arachis trägt 16 bis 18, mit Bataten oft mehr als 72 Hektoliter." Da zum Anbau geeigneter Boden in Überfluß vorhanden ist, wird er selten zweimal bebaut und man sammelt auch bei der Ernte den Maniok so nachlässig ein, daß an vielen Stellen Knollen im Boden zurückbleiben. Während der Verkauf des Viehes ausschließlich von den Männern besorgt wird, beschäftigen sich meist die Frauen mit dem Verkauf der Feldfrüchte. Bei rationellerer Bewirtschaftung könnte das Land ungeheure Mengen von Bodenprodukten auf den Markt bringen, denn alles gedeiht hier in üppigster Fülle.

Eine Menge Früchte, für deren Anbau der Boden sich vortrefflich eignet, wächst wild oder wird in den Wäldern in verwildertem Zustand getroffen, so Tabak, Kartoffeln, Tomaten, Portulak, Wassermelonen, Ananas u. s. w. Die Gelände am Kuilu, sowie die Niederungen und Vorberge von Mamanya ma tali bis Mayombe würden sich zum Anbau von Kaffee, namentlich des liberischen, eignen; mit geringer Mühe könnte die Kultur von Maniok große Verbreitung finden, ebenso der Melonenbaum (Carica Papaya, siehe Seite 68), dessen Milch zähes Fleisch beim Kochen weich macht, häufiger gepflanzt werden; die Kultur von Indigo, Tabak und Kautschuk ließe sich einführen, beziehungsweise verbessern, die des letztern namentlich, wie Dr. Pechuël-Lösche vorschlägt, durch Verpflanzung besserer Arten, wie z. B. Hevea brasiliensis und Livonia elastica.

Dr. Pechuël-Lösche weist auch auf den Aufschwung hin, den der Tierhandel an der Küste nehmen müßte, wenn maßgebende Kreise sich derselben zuwenden wollten. Gegenwärtig ist Nord-Ost-Afrika das Gebiet, welches die großen Firmen, die sich mit dem Export afrikanischer Tiere beschäftigen (Karl Hagenbeck in Hamburg und Reich in Alfeld bei Hildesheim) ausbeuten. Die Ausfuhr hat dort mit der großen Schwierigkeit zu kämpfen, daß die Tiere mehrmals verladen werden müssen: in Suakin für die Fahrt nach Suez; in Suez für die Fahrt nach Alexandria auf den nach Triest gehenden Dampfer; in Triest in Waggons zur Fahrt nach Hamburg. Das Umladen verteuert und verzögert den Transport. An der Loangoküste ist kein solches Hindernis vorhanden. Von dort gehen 8 bis 12 mal im Laufe des Jahres Postdampfer nach Liverpool in 35 bis 40 Tagen, und mit Rotterdam und Hamburg besteht eine direkte Dampferverbindung, wobei die Fahrt in 24 bis 30 Tagen zurückgelegt wird.

Die jüngsten Vorgänge im Sudan, der Aufstand der Mahdi und die im Gefolge desselben in den für den Tierhandel wichtigsten Ländern herrschende Unsicherheit verleihen den Winken, welche Dr. Pechuel-Lösche in seiner von uns schon mehrfach zitierten Abhandlung giebt, besondere Bedeutung. Die Loangoküste vermag zwar keinen vollen Ersatz für den gestörten Tierhandel via Suakin zu bieten, da z. B. Löwen, Giraffen, Strauße, Nashörner dort gar nicht vorkommen, aber sie besitzt eine so reichhaltige und mannigfaltige Tierwelt, daß sie einen lebhaften Handel hervorrufen kann. Da sind zunächst Hyppopotame, zahlreiche (darunter manche in Europa noch unbekannte) Antilopenarten, so namentlich der Tragelaphus euryceros und die Zwergantilope (Cephalolophus silvicultrix), die Pinselohrschweine (Potomochoerus penicilatus), die Stachelschweine (Atherura africana) und Schuppentiere (Manis macrura), ferner Schakale und Wildkatzen, Ichneumone und Ottern, Krokodile, Schlangen u. s. w. Der langen Reihe der zum Teil prächtig gefiederten Vögel, welche Dr. Pechuel-Lösche aufzählt, entnehmen wir die Rhinozerosvögel, die verschiedenen Corythaixarten und die vielen Arten von Tauben und Finken, die Adler, die grauen Kongo-Papageien u. s. w. Die mannigfaltige Vogelwelt könnte nicht nur den Tierhandel beleben, sondern auch einen Handel mit buntfarbigen Vögelbälgen hervorrufen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für den Tierhandel sind aber die vielen Affenarten, die massenhaft in den Wäldern vorkommen und heute noch zu verhältnismäßig sehr billigen Preisen an der Küste verkauft werden: Meerkatzen, Paviane, Chimpanse und ganz besonders der Gorilla, der Mpungu der Eingeborenen.

Das Dunkel, das ihn noch in Du Chaillus Tagen umgab, hat sich nun zum großen Teil gelichtet, seitdem junge Gorillas wiederholt nach Europa gebracht wurden, aber die Erzählungen Du Chaillus, die man lange Zeit als romantische Erdichtungen angezweifelt, sind durch die neuen Beobachtungen ausnahmslos bestätigt worden.

„Was Du Chaillu über das eigentümliche Trommeln der Gorilla berichtet," schreibt Falkenstein, „und was Herr Hugo von Koppenfels (wohl der einzige weiße Mann, der bisher nachweislich Gorillas eigenhändig erlegt hat) auf seinen Jagden beobachtete, fanden wir völlig bewahrheitet, da unser „Mpungu" zu verschiedenen Malen, augenscheinlich im Übermaß des Wohlbefindens und aus reiner Lust, die Brust mit beiden Fäusten bearbeitete, indem er sich dabei auf die Hinterbeine erhob; dies ist übrigens, so viel ich weiß, während seines Aufenthaltes in Europa nicht mehr beobachtet worden, vielleicht gerade, weil er den Grad der Gesundheit hier nicht bewahren konnte, den er zu jener Zeit in seiner Heimat wiedererlangt hatte. Außerdem gab er seiner Stimmung häufig in rein menschlicher Weise durch Zusammenschlagen der Hände, das ihm nicht gelehrt worden war, Ausdruck und vollführte zu Zeiten sich überstürzend, hin und hertaumelnd, sich um sich selbst drehend so ausgelassene Tänze, daß wir manchmal bestimmt glaubten, er müsse sich auf irgend eine Weise berauscht haben. Doch war er nur aus Vergnügen trunken; nur dies ließ ihn das Maß seiner Kräfte in den übermütigsten Sprüngen erproben. Besonders auffällig war die Geschicklichkeit und Behutsamkeit, die er beim Fressen an den Tag legte: kam zufällig einer der übrigen Affen ins Zimmer, so war nichts vor ihnen sicher, alles faßten sie neugierig an, um es dann mit einer gewissen Absichtlichkeit von sich zu werfen oder achtlos fallen zu lassen. Ganz anders der Gorilla: er nahm jede Tasse, jedes Glas mit einer natürlichen Sorgfalt auf, umklammerte das Gefäß mit beiden Händen, während er es zum Munde führte, und setzte es dann leise und vorsichtig wieder nieder, so daß ich mich nicht erinnere, ein Stück unserer Wirtschaft durch ihn verloren zu haben. Und doch haben wir dem Tiere niemals den Gebrauch der Geräte, noch andere Kunststücke gelehrt, damit wir es möglichst naturwüchsig nach Europa brächten. Ebenso waren seine Bewegungen während des Fressens ruhig und manierlich; er nahm von allem nur so viel, als er zwischen dem Daumen, dem dritten und Zeigefinger fassen konnte und schaute gleichgültig zu, wenn von den vor ihm aufgehäuften Futtermengen etwas weggenommen wurde. Hatte er aber noch nichts erhalten, so knurrte er ungeduldig, beobachtete von seinem Platze bei Tische aus sämtliche Schüsseln genau und begleitete jeden von den Negerjungen abgetragenen Teller mit ärgerlichem Brummen oder einem kurzvorgestoßenen grollenden Husten, suchte auch wohl den Arm der Vorbeikommenden zu erwischen, um durch Beißen oder täppisches Schlagen sein Mißfallen noch nachdrücklicher kund zu thun. In der nächsten Minute spielte er wieder wie mit seinesgleichen und unterschied sich dadurch gänzlich von allen übrigen Affen, namentlich den Pavianen, welche einen instinktiven Haß gegen viele Individuen der schwarzen Rasse zu haben scheinen und ihre Bosheit mit ganz besonderer Vorliebe an ihnen auslassen."

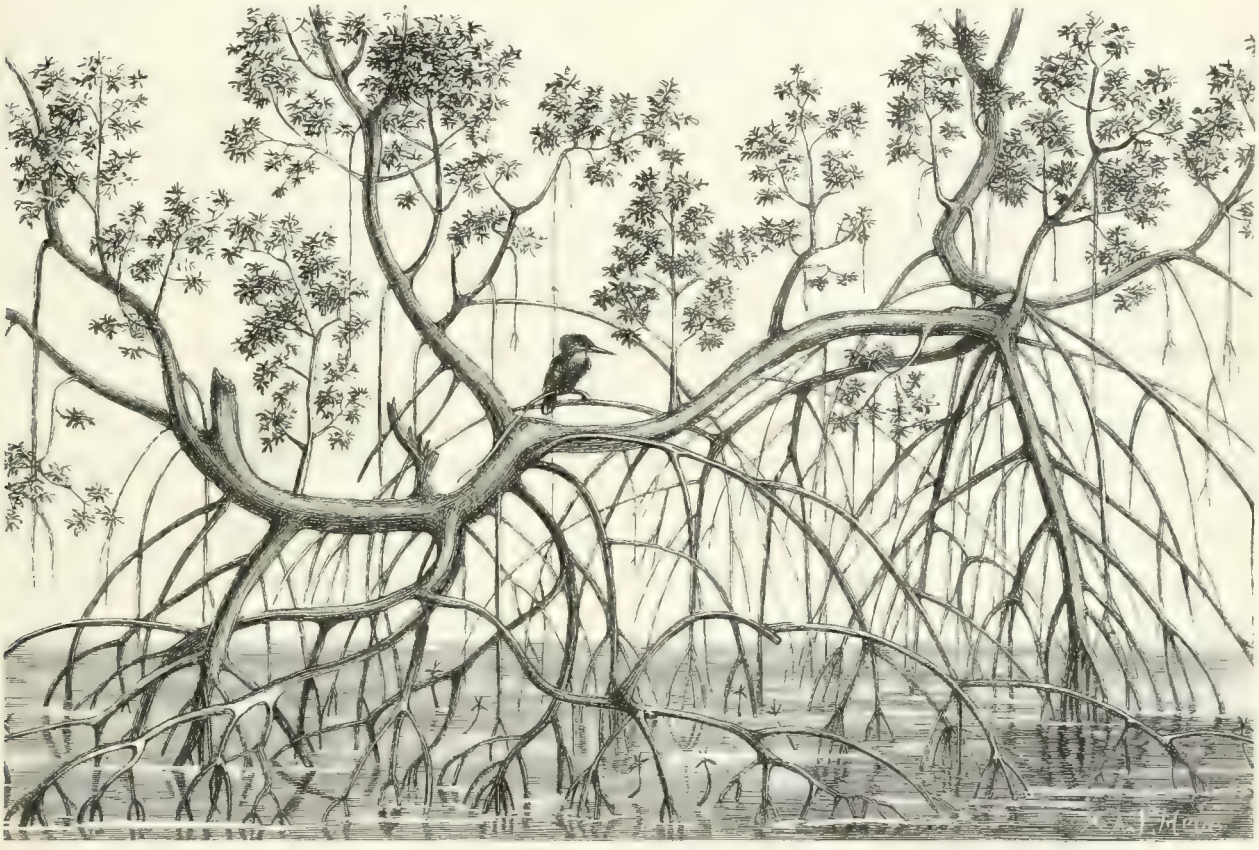
Auch Reinhold Buchholz, der in Gabun einen von Kap Lopez dorthin gebrachten Gorilla zu beobachten Gelegenheit hatte, äußert sich in gleicher Weise über seine, von denen anderer Affen völlig abweichenden Gewohnheiten:

„Wenn seine Aufmerksamkeit nicht in Anspruch genommen wird, verbringt er den größten Teil des Tages in einer hockenden Stellung, den Kopf mit dem auffällig menschenähnlichen Gesicht, auf dem meist ein melancholischer, nachdenklicher Gesichtsausdruck herrscht, auf die Brust gesenkt, wie es auch die Schimpansen zu thun pflegen. In Zorn oder Wut habe ich ihn niemals geraten sehen; am unangenehmsten ist es ihm, wenn jemand seine Kette in die Hand nimmt. Alsdann zieht er sie mit beiden Händen mit ziemlicher Kraft an sich, packt auch wohl nach dem Betreffenden, indessen ohne heftig zu werden. Überhaupt haben alle seine Be-

wegungen durchaus den Charakter der größten Bedachtsamkeit und Überlegung. Auch beim Verzehren seiner Mahlzeiten und beim Trinken geht er sehr bedächtig zu Werke. Nie habe ich bemerkt, daß er zum Beißen einen ernstlichen Versuch gemacht hätte, obwohl er mitunter, wenn er schlecht gelaunt ist, und wenn man ihm zu nahe kommt, Miene macht, als ob er es thun wolle. Er wird zum Teil mit einer roten Frucht gefüttert, welche einen in einem säuerlichen Fleische enthaltenen großen Kernklumpen einschließt. Da indessen die Körnermasse mit dem Kot abgeht, so kann diese Frucht, welche er ungemein liebt, nur sehr wenig Nahrungswert besitzen. Überhaupt verschmähte er anfangs außer Früchten alles andere; Bananen und Zuckerrohr sind seine größten Leckerbissen. Nur durch Hunger wurde er gezwungen, Weißbrot und Reis zu nehmen, woran er sich indessen bald gewöhnen dürfte. Das Futter nimmt er jedem aus der Hand und verzehrt es niemals mit Gier, selbst wenn er sehr hungrig ist, sondern mit der Bedächtigkeit eines Gourmand. Eigentümlich ist, daß er beim Zugreifen stets die Hand mit der Handfläche nach oben gewendet hält, ebenso, wenn er nach jemand schlägt. Wie Herr Schulze mitteilte, habe er die Unart besessen, mitunter seinen eigenen Kot zu verzehren, weshalb dieser sogleich entfernt wurde; ich habe dies indessen niemals bemerkt. Wasser trinkt er bedächtig schlürfend, die Zunge wird dabei nur zum Belecken der Lippen gebraucht; aus einem Glase zu trinken gelingt ihm selten; in der Regel kehrt er es um, bevor es zum Munde geführt ist, so daß der Inhalt verschüttet wird. Sehr interessant waren mir die Stellungen, welche er beim Schlafe und beim Ruhen annimmt; er schläft nämlich, wie es scheint, fast nie in hockender Stellung, sondern entweder auf dem Rücken oder auf der Seite liegend, mit angezogenen Beinen, den Kopf meist auf einen der Arme gestützt. Dies scheint fast dafür zu sprechen, daß er bisher meist auf dem Erdboden geschlafen habe; auch sein Klettern erwies sich recht ungeschickt und nicht im mindesten behende. Bei Sonnenaufgang ist er meist noch sehr schläfrig, und nur vorgehaltene Lieblingsfrüchte vermögen ihn hervorzulocken. Obwohl nun fast einen Monat in Gefangenschaft, befindet er sich sehr gut und scheint täglich zahmer zu werden; das einzige Übel, welches ihn sehr zu plagen scheint, sind zahlreiche Sandflöhe an den Pfoten, welche er vom Kamma, wo es von denselben wimmelt, mitgebracht hat." Und an anderer Stelle schreibt Buchholz über dasselbe Tier: Seine Haltung ist, wenn er munter ist, in der Regel sitzend, etwas zusammengekauert, den Kopf gegen die Wand des Fasses, in welchem er wie Diogenes lebt, oder auf einen Arm gestützt. So kann er fast stundenlang dasitzen, wie träumerisch, ohne auffällige Bewegungen zu machen, außer daß er von Zeit zu Zeit seine Haltung etwas verändert, um es sich möglichst bequem zu machen. Dabei beobachtet er fast immer sorgfältig seine Umgebung und verfolgt jeden Vorübergehenden mit seinen eigentümlichen Augen. Auf dem Schiffe wurde er etwas lebhafter und gab sein kontemplatives Faßleben immer mehr auf. Er hockt mehr draußen, geht auch häufig an das Geländer und sieht durch das Gitter, wenn Stimmen seine Aufmerksamkeit erregen. Auf dem Tische kann man nichts liegen lassen, da er alles, sowie man sich entfernt, untersucht und mit sich nimmt. Am drolligsten ist die Erscheinung, welche er in der beim Gehen normal aufrechten Haltung von hinten gewährt. Die ungemein breitschulterige, kurzgedrungene Figur, die gravitätische Bedächtigkeit steigert das Komische. Der Gang geschieht natürlich rein auf den vier Händen; die starke Aufrichtung ist nur durch die beträchtlich größere Länge der vorderen Extremitäten bedingt, auch sind hierbei die zwei letzten Phalangen der vorderen vier Finger stets umgeschlagen und zum Aufstützen benutzt. Er hält die Hände nie anders beim Gehen. Will er sich aufrichten, so stützt er sich stets mit den Händen an einen Gegenstand, z. B. an den Tisch, um hinaufzusehen. Nie sah ich es ganz frei geschehen. Beim wirklichen Schlafen nimmt er eine Reihe sehr auffälliger Schlafstellungen ein, die ganz wie die menschlichen sind. Er liegt auf dem Rücken mit angezogenen Beinen, die Hände unter dem Nacken gekreuzt, oder auf der Seite, selbst auf dem Bauche auf Füßen und Händen.

Bekanntlich ist es bisher trotz der aufopferndsten Pflege, welche den nach Europa gebrachten Tieren zuteil wurde, nicht gelungen, einen jungen Gorilla in der Gefangenschaft heranzuziehen. Auch der von der deutschen Loango Expedition nach Berlin gebrachte Mpungu starb bereits am 13. November 1877. Er hat aber Gelegenheit zu sehr interessanten Beobachtungen geboten, von denen wenigstens einige hier noch erwähnt

sein mögen. Seine Körperlänge betrug, als er am 2. Oktober 1875 in den Besitz der Mitglieder der Expedition gelangte, 75 Zentimeter; in aufrechter Lage beim Stehen war er 65 Zentimeter hoch; die Schulterbreite betrug 25 Zentimeter, sein Gewicht 14 Kilogramm. Bei der letzten an ihm vorgenommenen Messung fand man die Körperlänge bereits auf 86,5 Zentimeter, die Höhe beim Aufrechtstehen auf 76, und die Schulterbreite auf 29 Zentimeter angewachsen, während sein Gewicht auf 21 Kilogramm gestiegen war. Die nach dem Tode vorgenommene Obduktion ergab, daß er an galoppierender Schwindsucht gestorben war, aber in seinem Leben schon mehrere schwere Krankheiten, eine Herzbeutel- und eine Brustfellentzündung und eine sehr ausgedehnte Darmerkrankung glücklich überstanden hatte. Neben der Schwindsucht hatte er in seinen letzten Lebenstagen noch an einem heftigen Darmkatarrh gelitten.



Junge Mangroven.

Die eigentliche Heimat des Gorilla sind die dichten Urwälder im Innern des Landes, das romantische Bergland am Kuilu, wo dichte Lianenwände und zusammengebrochene riesige Baumriesen auf Schritt und Tritt dem Vordringen neue Hindernisse bereiten und das geheimnisvolle Dunkel des Urwaldes das liebliche Landschaftsbild verdrängt hat, welches man von den längs der Küste sich hinziehenden Höhen herab vor sich liegen sieht.

Wenn man vom Meere aus durch das üppige hohe Gras der Savane zu den bewaldeten Berghöhen vorgedrungen ist, eröffnen sich bald nach allen Seiten Fernsichten in reizende Thäler. Soyaux entwirft ein entzückendes Bild der Aussicht von einem Berge in der Nähe der deutschen Station Tschinschoscho:

„Oben von der Höhe hat man eine entzückende Aussicht. Zur Rechten, nach Süden sehen wir den Meeresstrand bis zu der durch das Vorgebirge von Cándana (Cándana-Point) gebildeten Bucht, und an der-

selben die Häuser des Ortes, nördlich davon den weißen Gischt, den die ausströmenden Wasser des Tschiluango im Kampfe mit dem Ozean emporschleudern, und näher an unserem Standpunkt die weiß- und braunbedachten Häuser einer der Station benachbarten Handelsfaktorei, von dichten Mangrovenbeständen umschlossen, welche sich im Rücken des Gehöftes bis nahe zum Tschiluango hinunterziehen und zwischen denen einzelne Lagunen im Sonnenlicht erglänzen; es sind die Altwasser, welche der Strom bei dem mehrmaligen, wohl durch die Calema herbeigeführten Wechsel seines Mündungsortes zurückgelassen hat. Ganz in unserer Nähe gen Südwest erhebt sich ein Berg, der uns den Blick auf Tschinschöscho versperrt; auf seinem Gipfel stehen einige Baobabs und Fächerpalmen am Rande eines niedrigen Buschwaldes, aus dessen nordöstlicher Ecke die kleinen Häuser des Dörfchens N'sanga hervorschauen. Jenseits der Mangrovensümpfe ein nach Nordosten streichender Hügelzug, und in dem Thale zwischen ihm, dem Berge, auf dem wir stehen, und dem N'sangahügel der herrliche Galeriewald von Makunga, noch bis zur Höhe der uns gegenüberliegenden Berglehne hinanklimmend. Ein stets mit neuer Lust geschautes, uns unvergeßlich bleibendes Bild! . . . Begleiten wir mit unserem Auge den Pfad, der sich von uns aus zu dem Thalwalde hinabschlängelt, so schweift es anfangs gleichgültig über Gras und Ähren hin, dann aber, etwa halbwegs nach unten fesseln die glühendroten Blumen einiger Clerodendren, daneben blaßrosa blühende Vernonia (die N'duli n'duli, welche den Eingeborenen ein geschätztes Fiebermittel liefert), Vernonia mit weißen, dem Eupatorium ähnlichen Blumen, auch Waltheria (indica) und Milettiabüsche. Hier biegt der Pfad um einen Baum und läuft nun ziemlich abschüssig dem Grunde zu, in dessen Dickicht er unseren Blicken entschwindet. Rechts unten wird eine Lichtung im Walde sichtbar, ein Ackerfeld, an drei Seiten dicht begrenzt; Weiber arbeiten auf dem Felde; aufsteigende Rauchsäulen verraten, daß die Maisernte vorüber ist und nun das zu Haufen geschichtete Stroh angezündet wurde. Jenseits der Wiese, durch welche ein schmaler Bach fließt, wieder undurchdringliches Dickicht, nur zur Linken des Wasserlaufes klimmt ein enger Pfad an der Berglehne hinauf. Drüben in dem Randgebüsch des Waldes wiegen Ölpalmen ihr zartes Strahlenhaupt, dazwischen leuchtet das satte Grün von Bananen- und Pisangstauden hervor, bis oben schöner Laubwald den Gipfel des Berges krönt.

„Wir steigen den Weg hinab, um das Geheimnis des Quellenwaldes von Makunga zu erforschen. Während wir uns dem Gebüsch nähern, dringt fröhliches Lachen und Sprechen an unser Ohr. Der Pfad windet sich, vom Regen tief ausgewaschen, zwischen hohen, mit Gesträuch bewachsenen Wällen hin. Jetzt biegen wir um eine Ecke . . . der Lärm der Stimmen wird lauter . . . nun um den Stamm einer hochwipfeligen Caesalpinie herum . . . dann fast senkrecht hinunter, und wir betreten den Boden einer engumrahmten Lichtung. An der steilen Wand uns gegenüber entspringt unter den Wurzeln hoher Bäume eine klare Quelle, deren Wasser durch ein paar Bretter zusammengestaut ist. Ein zur Seite stehender Baumstumpf von genügender Höhe dient zum Daraufstellen der Krüge, ein umgestürzter Stamm daneben zum Sitz für Plauderer. Die Quelle ist umdrängt von eingeborenen jungen Mädchen und Frauen. Bei unserem unvermuteten Erscheinen schwirrt die Schar mit dem Rufe „Uisa mundélle, uisa mundélle!" (Der Weiße ist gekommen! erschreckt auseinander. Rasch wird das etwas herabgeglittene Busentuch wieder über die Brust gezogen, der gefüllte Krug ergriffen, und auf und davon geht es in komischer Eile. Nur einige, die vor lauter Plaudern und Scherzen den Zweck ihres Kommens vergaßen, bleiben zurück; über den Rand des von reizenden Commelynenblüten, den Veilchen der Tropen, umsäumten kunstlosen Bassins gebeugt, schöpfen sie mit der halben Schale einer Kürbisfrucht die klare Flut in ihre Krüge, deren Form, an die altetruskische erinnernd, dem Geschmack und Schönheitssinn ihrer schwarzen Verfertiger kein ungünstiges Zeugnis ausstellt. „Liate! Liate!" (Schnell! Schnell! flüstern sich die Kinder zu. Doch wir halten sie an; wir sind durstig: „Moleka, tuala m-blánge!" (Gebt mir Wasser! Ein freundlich aus großen Augen blickendes Mädchen, mit in regelmäßigen Figuren um den Scheitel gruppiertem Haar, reicht uns in gebückter Stellung die volle Kürbisschale. Wir setzen sie an die Lippen, und während wir das uns kühl dünkende Naß, das immer noch die respektable Wärme von über 24° C. hat, hinunterschlürfen, schlägt unsere schwarze Hebe dreimal die hohlgewölbten Hand

flächen zusammen — das übliche Zeichen des Grußes. Zum Dank geben wir ihr eine Hand voll Tabak: „Támbula n-sunga!“ (Hier, nimm Tabak!) und ein freundliches Lächeln entblößt ihre weißen Perlenzähne, von denen die zwei mittleren im Oberkiefer an den sich berührenden Stellen ausgebrochen sind. Dann heben auch diese Nachzügler ihren Krug auf den Kopf, und ihn im Gehen geschickt balanzierend, schreiten die schlanken, wohlgeformten Gestalten die Anhöhe hinauf, wo sie im Gebüsch unseren Blicken entschwinden. Wieder allein, schauen wir uns noch auf dem traulichen kleinen Platze um. Die Quelle ist von stattlichen Bäumen beschattet; in deren Laub verborgen flötet ein schwarzweißer Bias (musicus) sein Lied; auf einem trockenen Aste sitzt schnarrend ein verflogener Graupapagei und putzt sich mit seinem Schnabel das Gefieder; von fernher hört man das Geschwätz eines Glanzstaars (Lamprocolius splendidus Vieill.), der sich in einem fruchttragenden Baume sein Futter sucht. Den Boden bildet eine Wiesenfläche von saftigem Gras, mit blauen und gelben Commelynenblumen durchwirkt und von der hindurchfließenden Quelle bewässert.“ [55]

Das ist ein Landschaftsbild aus Loango, doch das Land bietet noch gar viele andere schöne Bilder in buntestem Wechsel, von der Savanne zum Busch, vom Busch zum Buschwald, von diesem zum prächtigen Hochwald.

In den Savanen (Campinen) der Loangoküste treffen wir zwar die meisten Steppengewächse des tropischen Afrika, aber sie sind deshalb doch keine trostlos einförmigen Steppen, denn Inseln gleich ragen überall aus dem wogenden Grasmeer Gebüsche und Baumgruppen hervor. Wie die Wogen eines Meeres schlagen aber auch die übermannshohen steifen Halmgräser über dem Wanderer zusammen, der sich einen Weg durch sie zu bahnen sucht. Die Halme biegen sich unter dem Fuß, der auf sie tritt, aber sobald er sich hebt schnellen sie wieder elastisch empor. Ein Abweichen vom gebahnten Wege wird häufig völlig unmöglich. Garbenähnlich sind die Halmgräser von den Wurzelstöcken aus in die Höhe geschossen, und wenn auch unten Lücken bleiben, durch welche kleine Tiere oder Kinder hindurchschlüpfen können, so stehen doch oben die Spitzen der Halme so dicht beisammen wie die Halme eines Getreidefeldes, und der Erwachsene giebt, bald im Gesicht und an den Händen mit schmerzhaften Schnittwunden bedeckt, schon nach wenigen Schritten den Versuch auf, zwischen den scharfen Schilfblättern sich einen Durchgang zu erzwingen. Blütenschmuck ist der Savane fremd, und nur in den sogenannten offenen Campinen, den Ntámbu der Eingeborenen, in welchen die Halme nur so hoch sind, daß man noch über dieselben hinwegsehen kann und wo sie auch minder dicht beisammen stehen als in den geschlossenen Campinen (Mititi), gewahrt man hier und da einige rote oder gelbe Blüten.

An die Savane reiht sich der Busch, aus 3 bis 5 Meter hohen immergrünen Holzgewächsen bestehend, die auf dem ärmsten Boden, in dem sogar die Gräser nicht mehr fortkommen können, emporgewachsen sind, gruppenweise dicht zusammengedrängt. Der Busch, der völlig rein sehr selten vorkommt, ist die Übergangsstufe der Savane zum Buschwald, ihm fehlen die Gräser der Savane, die Bäume des Waldes, aber die Natur ist rastlos thätig, ihn weiter zu entwickeln, und früher oder später wächst der Busch zum Buschwald aus, in dessen dornenbewehrten Wall man ohne Anwendung des Messers nicht einzudringen vermag. Rastlos schreitet aber der Umwandlungsprozeß weiter. Rings um den Busch herum sprießen Pflanzen hervor, durch das dichte Gebüsch brechen sich junge Bäumchen eine Bahn zu Luft und Sonnenlicht, eine Bresche nach der andern in das verworrene Laubwerk legend, das sich immer mehr lichtet und in einzelne Gebüschgruppen auflöst, bis endlich überall die jungen Baumstämme siegreich ihre Häupter erheben und der Buschwald mit Macht zum Hochwald sich ausbildet.

„Der Hochwald findet sich bald in geringem Umfange, bald in ausgedehnten Maßen statt des Buschwaldes auf beliebig gelegenen Strecken des Savanenlandes und ist dann entweder ein Rest aus früherer oder eine Neubildung aus späterer Zeit. In seiner mächtigen Entfaltung beherrscht er jedoch die wesentlichen Hänge und Thäler des Gebirges sowie die Niederungen vieler Wasserläufe; besonders die aus sehr frucht-

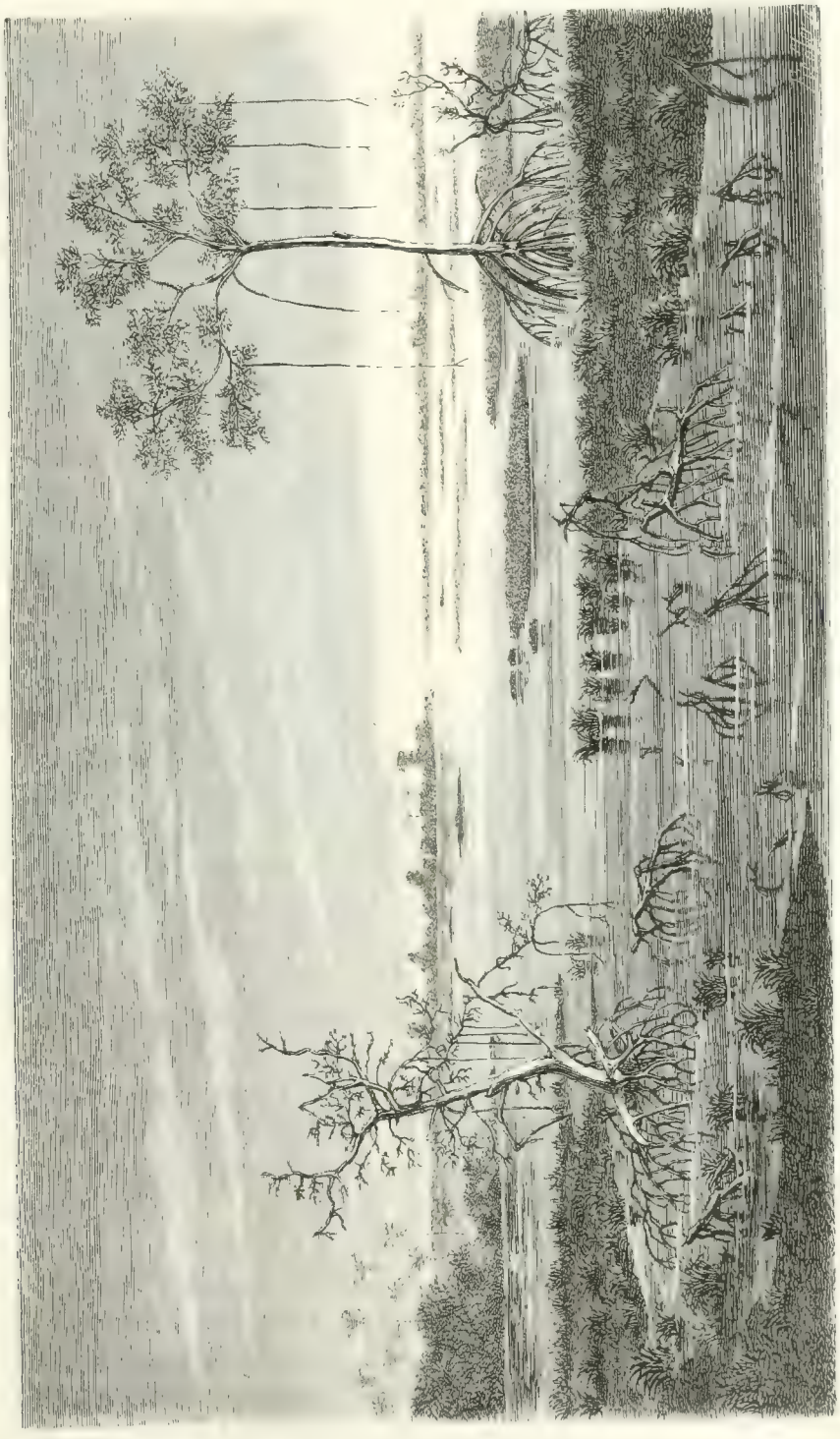
[55] Hermann Soyaux, Aus West Afrika. I. Band, Seite 175.

barem Schwemmlande aufgebauten Uferleisten des Kuilu schmückt er in unvergleichlicher Schönheit. Er ist ebenbürtig den großartigsten Waldungen, die ich in anderen Tropenländern bewundert habe. Doch sind in ihm nicht, wie zum Beispiel in den Wäldern Brasiliens, Guyanas, Westindiens, große und kleine Pflanzengestalten

Gruppe von wilden Dattelpalmen (Phoenix spinosa).

in reicher Abwechselung und Fülle mit der denkbar äußersten Benutzung des Raumes zusammengedrängt; in ihm wiederholen sich vielmehr gewisse, zu riesigen Formen entwickelte Typen in Menge und verleihen ihm eine imponierende Gleichförmigkeit.

Wie eine weite, grün überwölbte Halle umfängt er den Eintretenden. Das Laubdach ist durch unzählige, oft wunderlich geformte Säulen an zwanzig Meter über den Boden emporgelüftet. Ungeheure Stämme, astlos, schnurgerade und walzenrund, dazwischen schwächere, knorrig, verbogen, vielgeteilt verlieren



Lagune unweit Tschinschoscho.

sich nach oben in den lockeren Blättermassen, welche an vielen Stellen von üppig belaubten Lianen durchzogen sind. Eine gedämpfte geheimnisvolle Beleuchtung umbebt die hellrindigen, silbergrauen oder bräunlichen Schäfte, während vereinzelte, wie in eine Kirche einfallende Sonnenstrahlen in zitternden goldigen Lichtern

spielen. Feuchter Dunst und Modergeruch, oft vermischt mit dem betäubenden Dufte unsichtbarer Blüten, erzeugen eine für den Menschen beängstigende Schwüle, die fast niemals durch einen erfrischenden Lufthauch gemildert wird. Selten außer in den Morgen- und Abendstunden unterbrechen Laute von Tieren die Stille, die Thätigkeit der Insektenwelt verrät das nur dem Aufmerksamen vernehmbare Knistern. Leise dringt von oben das Rauschen der im Winde bebenden Blätter herab, bald nah bald fern anschwellend und ersterbend; sonst herrscht eine große drückende Ruhe und steigert den Eindruck des Erhabenen und Feierlichen.

Immergrüne Bäume, an Höhe denen unserer schönsten deutschen Forsten gleichend, bilden die Hauptmasse des Waldes und drängen ihre Wipfel eng ineinander. Über dieses dichte, von Schlinggewächsen übersponnene Laubdach ragen gewaltige, unseren Buchen gleichende Bäume mit periodischem Laubwurfe hinaus und entfalten erst in dreißig und fünfzig Meter Höhe ihre fernverzweigten Kronen. Die meisten Stämme, auch die in den Savanengehölzen verstreuten, zeigen an ihrem Wurzelende in auffallender Weise die Neigung zur Pfeilerbildung, welche der stachelrindige Wollbaum (Eriodendron anfractuosum D. C.), namentlich an Flußufern durch wahrhaft gigantischen Wuchs hervorragend, am kräftigsten und urwüchsig grotesk zum Ausdruck bringt. Drei bis sechs Meter vom Boden treten an den größeren Bäumen allmählich tafelähnliche Strebepfeiler wie Wände hervor, nach unten weiter und weiter, bis zu drei und vier Meter Entfernung ausstrahlend. Bald radiär verlaufend, bald wunderlich gewulstet und gebogen, bilden sie um den Stamm Nischen und Kammern, in welchen eine mäßig große Karawane genügenden Raum zum Lagern findet. Diese fest in der Erde wurzelnden Flügel geben den hochaufstrebenden Schäften erst den genügenden Halt am Boden, doch überraschen sie auch an Baumarten, die zu geringerer Größe aufwachsen und solcher Stützen nicht bedürfen. Seltsamer noch als in diesen Stammformen äußert sich die schöpferische Kraft der Tropennatur in den Gebilden der Lianen. Die oft zu erstaunlicher Länge entwickelten und, soweit sie sichtbar sind, in der Regel blattlosen Achsen derselben sind glatt und rund, gewulstet und geknotet, bandartig breitgedrückt, tief gerieft und öfters mit scharfen Dornen bewehrt. Von der Stärke des Bindfadens bis zu der eines Mannes sind sie frei ausgespannt — die jüngeren bisweilen so straff, daß sie gleich Saiten tönen und summen, wenn man gegen sie schlägt — oder verknotet, vielteilig zu mächtigen Kabeln zusammengedreht, gleich Korkziehern gewunden und sogar wie Wachsstöcke aufgewickelt. Sie kriechen in wunderlichen Krümmungen auf dem Boden entlang und liegen wie niedergeglittenes Tauwerk um die Stammenden mancher Bäume aufgehäuft; sie umklammern in mannigfaltiger Verschlingung Stämme und Geäst, schwingen sich in luftiger Höhe von Wipfel zu Wipfel oder hängen in wüstem Gewirre herab, wo sie mit dem tragenden Gezweig niedergebrochen sind. Im Innern des Waldes ist die Vielartigkeit ihres Laubwerkes, der Reichtum ihrer Blüten selten zu erkennen, denn diese Einzelheiten verbergen sich den spähenden Blicken hoch oben im lichtbestrahlten und unerreichbaren Blätterdache. An den nackten Reben einer Aristolochia brechen indessen die zarten, rötlich und graubraun gefärbten und übelriechenden Blüten manchmal auch dicht über dem Boden hervor. Sie sind zuweilen von bedeutender Größe, obwohl sie sich nicht messen können mit denen der A. grandiflora am Magdalenenstrome, welche sich die Kinder im Spiele über den Kopf stülpen, und noch weniger mit denen der A. Goldieana Hook. der Nigerwaldungen, welche nächst der Rafflesia Sumatras und Javas als die größten bekannten Blüten der Erde gelten."[36]

„Überhaupt hat der Wald hier einen wesentlich andern Charakter als an der tiefer gelegenen Küste. Während dort das niedrige Buschwerk der Savane, in der trockenen Jahreszeit größtenteils blattlos und kahl, dem üppigen Bilde, das man sich von den Tropen macht, sehr wenig entspricht, die Waldungen in den feuchten Thalfalten aber zwar dicht und formenreich, doch mit ihrem sumpfigen Terrain, dem ineinander gewachsenen Unterholz und den alles umschlingenden Lianen meist unzugänglich sind, strebt hier ein säulenreicher Hochwald empor, dessen Riesenbäume von durchschnittlich 40 Meter Höhe und ebenso mächtigem Umfange

[36] Dr. Pechuel-Lösche, Die Loango-Expedition Seite 142.

der Umgarnung von Schlingpflanzen sich entziehen, und der, wo nicht gerade ein Dickicht von Mansombe, einer Scitamineenart, den Eingang versperrt, leicht passierbar ist, ja oft weite Durchblicke gestattet. Zum Schutz gegen die in den Bergen viel gewaltiger stürmenden Orkane senden viele dieser hohen Bäume, namentlich die Mafumeira, vom Hauptstamme ringsum stützende Pfeiler aus, die sich oft zu Wänden und zimmerähnlichen Räumen zusammenschließen; ihre mannigfach geformten Kronen aber wölben einen Blätterdom über den Niederwald, einen Wald über dem Walde, aus dessen unerreichbarer Höhe balsamische Düfte von Orchideenblüten herabwehen oder schöne und seltene Früchte den verlangenden Blick des Forschers und Sammlers auf sich ziehen. Das Unterholz besteht außer verschiedenen Papilionaceen, Lornerarten und duftigen Ribiaceen zumeist aus ornamentalen Pflanzen, namentlich auch aus artenreichen Scitamineen und mit ihren zerschlitzten Blättern emporklimmenden Aroideen. Alle diese groß- und schönblätterigen Gewächse, in unseren Treibhäusern unter dem allgemeinen Namen Blattpflanzen gepflegt, entwickeln hier ihre Formen zur höchsten Vollendung. Mitten im Walde stehen auf abgeholzten sonnigen Höhen kleine Dörfer der Eingeborenen. Ihre Hütten unterscheiden sich von denen der Küstenbewohner sowohl in der Bauart wie im Material. Das Dach ragt hier an einer Giebelseite über die Wand hinaus und bildet, auf Pfählen ruhend, eine schattige Vorhalle. Die Wände werden aus Maranteenblättern errichtet, indem man mehrere Lagen zwischen senkrechten Stäben platt übereinander legt und sie mit dünnen Ranken an diese befestigt. In der Regel lehnen sich die Hütten an den Rand des gelichteten Waldes und umgeben kreisförmig die in der Mitte stehende Muansa oder Versammlungshalle. Im Innern bilden einige Matten, Fetischfiguren, meist auch ein paar Baumstümpfe, die als Sitz oder als Kopflehne des Lagers dienen, das ganze Meublement. Durch eine Klappe im Dach findet der Rauch seinen Abzug. Die Innenseite der Thür ist mit einem Geflecht aus verschiedenfarbigen Fasern oder mit einer buntgemusterten Matte bekleidet; desgleichen auch bisweilen das über der Thür befindliche Giebelfeld.“ [57])

Viel mannigfaltiger als die Pflanzenwelt ist das Tierleben im Hochwald. Wohin wir blicken, auf dem Boden, zwischen den Riesenstämmen, auf den Zweigen über uns, überall regt es sich, und schon nach kurzem Vordringen gerät der Wanderer mit gar manchem Waldbewohner in unangenehme Berührung.

„An einer Stelle streckt sich ein belaubter Ast niedrig über unsern Weg, wir müssen uns bücken, um darunter durchzukommen; in dem Augenblick bleiben die Fäden eines Spinnennetzes uns am Auge hangen, und indem wir danach greifen, stoßen wir mit dem Lauf unseres Gewehres ziemlich derb an den überhängenden Ast. Ein leises Knistern wie von sanftem Regenschauer . . . bald darauf fühlen wir ein schmerzendes Jucken und Stechen an den Händen, im Gesicht, rings um den Hals, und aufblickend gewahren wir mit Entsetzen in den Zweigen jenes Astes ein birnenförmiges Erdnest der schwarzen Ameise. Gereizt durch die von dem Stoß bewirkte Erschütterung, ließen sich die erbosten Tierchen herabfallen, um an dem Störer ihres Hausfriedens Rache zu nehmen. Sie zerstechen und zwicken, zu jeder Kleiderfalte eindringend, unbarmherzig unsere Haut. Immer unerträglicher wird die Qual, während wir, fortwährend gehemmt durch die allzu üppige Vegetation, unter den tiefhangenden Ästen, von denen manche uns auch mit den zusammengerollten Blattnestern einer großen roten Ameise bedrohen, zwischen dem Rankennetz von dünneren oder stärkeren Lianen uns fortarbeiten müssen. Endlich kommen wir auf einen freien Platz, in dessen Mitte eine Elaispalme steht. Hier ist Licht und Luft. Sogleich wird Gewehr, Jagdtasche, Mütze, ein Kleidungsstück nach dem andern, zuletzt sogar der Stiefel auf die am Boden liegenden trockenen Palmenwedel geworfen, dann tüchtig ausgeschüttelt und aufs genaueste durchsucht, damit nicht etwa doch noch einer der erbitterten Plagegeister in einer Falte verborgen bleibe.“

Die Ameisen, welche vom Boden an dem Störer ihrer Ruhe emporlaufen oder von gestreiften Zweigen auf ihn herabfallen, treten sowohl im Walde als in der Savane oft in ungeheuren Massen auf. Die gefürchtetste Art sind die sogenannten Treiberameisen, denen der Mensch, wenn sie in seine Behausung

[57]) Soyaux, l. c., Seite 306.

eindringen, machtlos gegenübersteht und schleunigst vor ihnen das Feld räumen muß. Dr. Pechuel-Lösche beobachtete einst einen Zug dieser räuberischen Wanderer, welcher in ein bis zwei Finger breiter Schlangenlinie zwei und einen halben Tag lang von einem Hügel herab sich nach einem im Thal gelegenen Buschwalde fortbewegte.

Maniok.

Fruchtstand der Ölpalme, $\frac{1}{4}$ n. Gr.

Ein Seitenstück zu diesen Wanderern auf der Erde finden wir in den Zweigen der Bäume. Die knackenden Baumäste veranlassen uns, emporzublicken, und wir sehen in langer Reihe, einer hinter dem andern, Affen sich von Baum zu Baum schwingen. Es sind graue Meerkatzen, die hier überall zahlreich vorhanden sind. Auf der Wanderschaft begriffen, folgt die ganze, 20 bis 50 Köpfe zählende Familie (oder richtiger gesagt: Verwandtschaft) dem Leittier, einem alten erfahrenen Männchen, das sich um das Wohl der Seinen

Pandanus an der Loango-Bai.

sehr besorgt zeigt und sowohl auf dem Marsche als beim Ausruhen sorgfältig Umschau hält, ob nicht von einer Seite Gefahr drohe. Am Abend sucht die ganze Gesellschaft ein bequemes Nachtlager in den Zweigen irgend eines großen Baumes. „Dann sieht man öfters die lustigen Springer, ehe sie zum Schlafen zusammenrücken, auf den äußersten, womöglich dürren Zweigen eines Waldriesen von den Strahlen der untergehenden

Sonne beleuchtet sich mit einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Reinigung des Felles beschäftigen, oder von ihrem erhabenen Sitze mit beneidenswerter Beschaulichkeit auf die schöne Welt unter sich herabblicken." Ist die Nacht vorüber und beginnt das Dunkel im Walde immer mehr der Morgendämmerung zu weichen, geht das Getümmel in den Zweigen alsbald wieder los. Der Appetit regt sich, und die ganze Bande begiebt sich auf die Suche nach einem Frühstück. Wehe den Ölpalmen, welche sie erspähen! Die Affen begnügen sich nicht damit, eine Frucht abzureißen und erst wenn diese verzehrt ist nach einer andern zu greifen, sondern werfen die kaum angebissene Frucht fort, um sich in kühnem Sprunge zum nächsten Baum zu schwingen und dort eine andere Frucht abzureißen, die im nächsten Augenblick ebenfalls angebissen zur Erde fliegt, so daß der Boden rings um die von der Bande heimgesuchten Bäume in wenigen Minuten mit teils unversehrten, teils angebissenen Früchten bedeckt ist. Zuweilen treffen auf einem Baum mehrere Familien zusammen, an hundert Köpfe und darüber, und die Eingeborenen behaupten dann, daß die Affen ein Palaver abhalten.

Die lustigen Gesellen, die dort oben herumspringen und lärmen, stutzen plötzlich und stürmen dann in wilder Hast durch das Laubwerk davon. Sie haben den sich nahenden Menschen erblickt, und sie wissen, daß sie von diesem in der Regel nichts gutes zu erwarten haben, denn für die Eingeborenen ist Affenfleisch eine Lieblingsspeise, und besonders das Fleisch junger Tiere und die Leber gelten als Leckerbissen. Der Europäer vermag sich dagegen auch in der höchsten Not nur in seltenen Ausnahmefällen zu entschließen, Affenfleisch zu essen.[58])

Doch nicht bloß der Mensch bedroht das behende Völkchen, ein noch viel gefährlicherer Feind desselben sind die Schlangen, die, in den Zweigen der Bäume verborgen, auf Beute lauern, namentlich die afrikanische Riesenschlange (Python Sebae), von den Eingeborenen Mbóma genannt, welche 5 Meter und darüber lang wird.[59]) Hat ein solches Raubtier, plötzlich aus seinem Versteck hervorschießend, einen der harmlos spielenden Affen erwischt und ihn umschlungen, so bringt der Schreckensschrei des Ergriffenen sofort die lärmenden Genossen zum Schweigen. Wie vor Schrecken erstarrt, blicken sie einen Moment lang auf das arme Opfer und wenden sich dann in wilder Verwirrung zur Flucht. Dieselbe Wirkung bringt ein Schuß hervor, der einen der Affen tot vom Baume wirft. „Pfeifend und zeternd springen die entsetzten Kletterer durcheinander, rennen auf den Ästen zum Stamm oder nach außen; finden sie nicht genug rettende Zweige, von denen sie mit einem verzweifelten Sprung zu benachbarten Bäumen gelangen, auch keine Liane, an welcher sie in langer Reihe — immer den Schwanz voran — niedergleiten können, so werfen sie sich in äußerster Not platt ausgestreckt auf gut Glück aus größter Höhe hinab in das Buschwerk. Ein Plumpen, Prasseln und Rauschen — und fort, im Nu zerstoben ist die ganze Gesellschaft."

Die Affen sind so ziemlich die einzigen Tiere, welche die Wipfel der Bäume beleben. Eichhörnchen kommen selten vor, und Vögel meiden das Innere der Wälder und halten sich lieber im Busch und der Savane auf. Dagegen treibt sich auf dem Boden zwischen den mächtigen Stämmen so mancher Vierfüßler herum, die buntscheckigen Pinselohrschweine mit rostbraunem, schwarz oder weißgelb, auch ockerfarben gezeichnetem Fell, welche behaglich grunzend im Dickicht verborgen liegen und, wenn sie aufgescheucht werden, blitzschnell durch das Buschwerk huschen — mehrere Nephalophus-Arten, die sich so geschickt im Gebüsch zu verbergen wissen, daß der Jäger die still zusammengekauerten Tiere trotz sorgfältigen Spähens nicht bemerkt, — und bei Nacht läßt der Palmenmarder seinen melancholischen, klagenden Ruf ertönen, der an das Miauen einer Katze erinnert.

[58]) Was von der Kinderähnlichkeit gebratener Affen erzählt wird, gehört wohl zum großen Teil ins Reich der Fabel. Höchstens könnte man vielleicht mit ein wenig Phantasie bei einem Chimpansen oder Gorilla, den menschenähnlichen Affen glauben, man habe einen am Bratspieß steckenden Menschen vor sich, aber gerade diese Affenarten dürften sehr selten am Bratspieß zu sehen sein.

[59]) Bei Tschissambo ist ein Python erlegt worden, welcher 27 englische Fuß lang war.

Raubtiere wählen zu ihrem Aufenthaltsort lieber die Savane und den Busch als den Wald, und manche wagen sich auch in die Gehöfte und fallen Tiere und Menschen an. Das gefährlichste ist der Leopard, von dessen kühnen nächtlichen Einbrüchen man in den Faktoreien viel zu erzählen weiß. Er ist eines der wenigen großen Tiere der Loangoküste, denn Löwen kommen dort gar nicht vor, die Elefanten sind fast völlig ausgerottet, und nur in den Sümpfen der Kuiluniederung soll noch eine kleine Herde ihr Dasein fristen, und Nashörner, Giraffen u. s. w. sind ganz unbekannt. Von größeren Tieren kommen an der Küste nur noch Büffel und Hippopotame vor. Die ersteren (Bos brachyceros), von den Eingeborenen simpakase (Einzahl mpakase) genannt, schweifen in den Savanen umher, sind aber schon sehr selten geworden. Sie sind etwa so groß wie unsere Rinder, ihr Fell ist glänzend fahlbraun, die Hörner klein und nach aufwärts gekrümmt, und der in eine Haarquaste auslaufende Schwanz wird horizontal getragen. Dem Jäger gelingt es schwer, eines dieser Tiere zu erlegen, da sie keine bestimmten Wechsel einhalten und, im hohen Gras der Savane verborgen, den Jäger herankommen lassen ohne sich zu rühren, so daß er oft in nächster Nähe an ihnen vorübergeht, ohne sie zu erblicken.

Der Büffel soll, wenn er nicht sofort unter Feuer zusammenbricht, dem Jäger leicht gefährlich werden können, da er wütend auf ihn einstürmt und ihn mit seinen Hörnern zu durchbohren sucht. Weit weniger gefährlich ist, obwohl häufig das Gegenteil behauptet wird, die Jagd der Hippopotame. Es sind kluge und vorsichtige Tiere, welche, sobald sie einmal erkannt haben, daß ihnen durch irgend jemanden Gefahr droht, ihm sorgfältig aus dem Wege gehen und stets auf ihrer Hut sind, aber sie sind durchaus nicht bösartig, und was die Eingeborenen von Angriffen auf Boote berichten, beruht wohl zum großen Teil auf Übertreibung. Die Mitglieder der deutschen Loango-Expedition, welche sowohl des Fleisches wegen als um Häute und Skelette für ihre Sammlungen zu erlangen, viele Hippopotame geschossen haben, stießen nie auf einen Widerstand derselben, vielmehr ergriffen die Tiere stets nach dem ersten Schuß die Flucht. Die Eingeborenen haben aber eine heillose Angst vor dem Hippopotamus und sind sehr beunruhigt, wenn eines dieser Tiere, was häufig geschieht, hinter einem Boote herschwimmt. Sie wagen nicht einmal, am Ufer Feuer anzuzünden, weil dieses die Hippopotame reizen und veranlassen soll, ans Land zu kommen und das Feuer zu verlöschen, „wobei dann die lagernden Leute zertrampelt und niedergerannt würden". Um keinen Preis würde aber ein Eingeborener während einer nächtlichen Bootfahrt auf einem Boote Licht entzünden, denn dies würde seiner Überzeugung nach die Hippopotame sofort zum Angriff reizen, und das Boot wäre in wenigen Minuten umgeworfen oder zertrümmert. In Wirklichkeit sind die Tiere, sobald sie einmal vom Menschen gejagt worden sind, so scheu, daß sie bei der Annäherung des Jägers sofort die Flucht ergreifen und es demselben oft trotz der größten Vorsicht nicht möglich wird, an sie heranzukommen. Schon von ferne hört man das Schnaufen der Tiere und das Brummen, das sie ausstoßen, wenn sie sich besonders behaglich fühlen, aber sie selbst vermag man nicht zu erblicken. Erst wenn man näher kommt sieht man hier und da dunkle Stellen im Wasser, die man für Steine halten möchte, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein kleiner Wasserstrahl von ihnen in die Höhe stiege. Dort ragen die Köpfe mehrerer Hippopotame aus dem Wasser hervor, oder richtiger gesagt: ihre Nasenlöcher, denn viel mehr kommt von ihnen nicht zum Vorschein. Die Tiere können 2 bis 5 Minuten unter dem Wasser bleiben, und nähern dann langsam nur ihre Nasenlöcher der Oberfläche, um Atem zu schöpfen. Bemerken sie eine Gefahr, so tauchen sie so schnell unter, daß man nicht Zeit zum Zielen findet. Trotz ihrer Größe sind sie im Wasser außerordentlich behend und vorzügliche Schwimmer, aber auch auf dem Lande entwickeln sie eine erstaunliche Behendigkeit und Gewandtheit im Erklettern steiler Uferböschungen. Man lernt ihre Gewandtheit am besten kennen, wenn man sie in seichtem Wasser überrascht, das nicht tief genug ist, um sie zu bedecken. Die Hippopotame wissen sich da so zu ducken und rasch in gebückter Haltung weiter zu schleichen, daß der Jäger sie nicht zu entdecken vermag. Während er das Wasser durchsucht, steht das verfolgte Tier vielleicht ganz ruhig unter überhängendem Buschwerk am Ufer und wartet dort verborgen, bis die Verfolger sich entfernt haben. Es hat diesen Zufluchtsort trotz des seichten Wassers unbemerkt erreichen können, denn auf dem

Grunde des Flusses hat es tiefe Furchen in den Boden gewühlt, die ihm ermöglichen, beim Nahen einer Gefahr unbemerkt durch das seichte Wasser sich zu einem Versteck zu schleichen.

Savane mit Wolkengebilde in Nordlichtsform.

Von den Eingeborenen haben die Hippopotame nicht viel zu fürchten, denn diese scheuen sich, die Tiere offen anzugreifen. Sie schleichen sich meist bei Nacht an sie heran, wenn sie aus dem Wasser zu ihren Weideplätzen ziehen, und schießen dann ihre Gewehre auf sie ab. Die Eisenstücke, mit denen die Eingeborenen

ihre Gewehre zu laden oder vielmehr zu überladen pflegen, dringen zwar durch die dicke Haut der Hippopotame, bleiben aber unterhalb derselben, die sehr elastisch ist, stecken, ohne dem Tiere einen Schaden zuzufügen.

Banyanenähnlicher Feigenbaum (Ficus Lukatu).

Nur ein Schuß ins Auge aus möglichster Nähe abgefeuert tötet das Tier sofort, während in den Leib eingedrungene Kugeln so wirkungslos bleiben, daß man unter der Haut erlegter Tiere oft Dutzende von Kugeln findet, welche ihm früher von anderen Jägern beigebracht worden. „Durchaus unwürdig eines Waidmanns

ist es," schreibt Pechuel-Lösche, „von sicherem Standpunkte aus weithin nach den auf- und abtauchenden Köpfen zu schießen. Die unter spitzen Winkeln einschlagenden Kugeln bereiten den armen Tieren bloß Schmerzen, ohne sie zu töten." Das tötlich verwundete Tier überschlägt sich nach hinten oder fährt aus dem Wasser in die Höhe und sinkt dann langsam und schwerfällig unter, während ein von der Kugel nur leicht verletztes schnaubend den Kopf schüttelt und rasch unter der Wasserfläche verschwindet. Wenn ein Hippopotamus bei Tage und in ruhigem Wasser erlegt worden, wartet man gewöhnlich ab, bis das tote Tier wieder an die Oberfläche kommt. Dies kann in einer halben Stunde der Fall sein, es können aber auch Stunden vergehen, bevor die sich entwickelnden Gase den Leib so aufgetrieben haben, daß die schwere Last sich hebt. Je nach der größern oder geringern Menge unverdauten Futters, die sich im Magen des erlegten Tieres befindet, ist auch die Wartezeit der Jäger mehr oder weniger lang. Ist daher der Abend nahe oder die Strömung so stark, daß man befürchten muß, sie werde das Tier weiterführen und dessen Spur verloren gehen, so können die Jäger nicht abwarten, bis es an die Oberfläche kommt: einer derselben taucht dann, nachdem man durch Tasten mit Stangen festgestellt, wo der Hippopotamus liegt, unter und befestigt an dem Körper einen Strick, welcher am Ufer angebunden wird.

Viel gefährlicher als die Hippopotame sind die in allen Gewässern der Loangoküste vorkommenden Krokodile, da sie ihre Angriffe mit großer Frechheit ausführen und zuweilen sogar Menschen aus Booten herauszureißen suchen. Wenn man während der Fahrt im Vorder- oder Hinderteil des Botes zu nahe an der Wand sitzt, ist man der Gefahr ausgesetzt, die Lüsternheit eines Krokodils zu erregen. Plötzlich emportauchend, ergreift es den Unvorsichtigen oder schleudert ihn durch einen Schlag mit seiner Schnauze in das Wasser, wo er rettungslos verloren ist. Man achtet daher darauf, daß Krokodile, wenn sie einem Boote folgen, demselben nicht so nahe kommen, daß sie einen Überfall versuchen könnten. Auch beim Wasserholen werden zuweilen Neger die Beute eines Krokodils, aber obwohl im Kuilu, im Tschiloango, Lemme und den anderen Flüssen an Krokodilen kein Mangel ist, kommen doch Unglücksfälle nur selten vor, jedenfalls nicht so oft wie am Kongo.

Das Stillleben der Tiere in der Savane wird häufig durch die Brände gestört, welche auf weiten Strecken die Grasbüschel und Halme versengen. Die Eingeborenen pflegen selbst die Savane in Brand zu stecken, da das Heranbrausen des entfesselten Elementes für sie ein gern gesehenes Schauspiel ist und sie auch Vergnügen an der dadurch bewirkten Verwüstung finden. Solch ein Savanenbrand kann sich über unabsehbare Strecken ausdehnen, aber den lebenden Wesen, welche er überrascht, sowohl den Menschen als auch den Tieren, wird er selten gefährlich. Die Campinen brennen, wenn sie aus dicht geschlossenen Halmen bestehen, sehr langsam, und ein starker Wind vermag zwar das Vorschreiten der Flammen zu beschleunigen, bildet aber dann ein Flugfeuer, welches bei seiner Ausbreitung nur die schwachen Pflanzenteile verzehrt, die übrigen aber höchstens versengt. Das feinere Gras in den offenen Campinen bietet zwar bessern Brennstoff, da aber hier die Halme nicht so dicht stehen, rücken die Flammen nur in schmalen Streifen vor, die man gefahrlos durchschreiten kann. Auch die Tiere beeilen sich daher durchaus nicht, ein schützendes Gehölz zu erreichen, sondern ziehen sich langsam, ohne alle Anzeichen von Schrecken zurück, und nur sehr langsame Tiere, Schnecken und Schildkröten oder träge Schlangen werden vom Feuer eingeholt, umschlossen und finden in den Flammen den Tod. Das Feuer rückt langsam vorwärts bis ein Gehölz ihm eine Schranke setzt. In das dichtgeschlossene Buschwerk vermag das zerstörende Element nicht einzudringen, und nach fruchtlosen Versuchen, dasselbe zu bezwingen, wobei höchstens die äußeren Zweige versengt werden, sinkt es erschöpft zusammen und erlischt. Den Menschenwohnungen in der Savane droht durch die Brände keine Gefahr. Die Neger pflegen rings um ihre Dörfer Buschwerk zu pflanzen, an welchem wie an einem Walle die Flammen machtlos abprallen. Mit den Präriebränden Amerikas kann man daher einen Savanenbrand an der Loangoküste nicht vergleichen. Es fehlt ihm die unaufhaltsame Gewalt, mit welcher jene sich, alles was sie auf ihrem Wege finden vernichtend, ausbreiten. Auch nach dem Brande ähnelt die Savane der Prärie nicht. Sie ist durch das Niedersengen

der Halme nicht zugänglicher geworden. Das Feuer hat sich nur auf die leichten Halme beschränkt, die Stümpfe sind ebenso stehen geblieben wie die stärkeren Halme, welche nur leicht versengt oder vielleicht geknickt wurden und auch jetzt noch ein die freie Bewegung hinderndes Gewirr bilden, aus welchem jeder Schritt eine Wolke feinen Kohlenstaubs aufwirbelt. Ja nicht einmal das Tierleben hat der Brand vollständig vernichtet, denn zwischen den verkohlten Stengeln auf dem Boden regt es sich schon wieder geschäftig, und die Ameisen und Termiten, welche in ihren feuersicheren Wohnungen das Verderben ruhig über sich hinbrausen ließen, sind in voller Thätigkeit.

An der Loangoküste fehlen die kegelförmigen Hochbauten der Termiten, welche wir an der Küste Ober-Guineas kennen gelernt haben, aber statt derselben findet man hier viel originellere Bauten, die pilzförmig und zu Hunderten über den Boden zerstreut sind. Diese Bauten sind so fest, daß sie dem Savanenbrand widerstehen, ja sie werden sogar im Feuer so hart wie unsere Ziegel und erhalten auch die rote Farbe derselben. Die Eingeborenen benutzen daher diese 30 bis 50 Zentimeter hohen Termitenbauten häufig zur Anlage von Herden oder als Stützen für Kochgeschirre. Ameisenhügel von der Art der bei uns vorkommenden, lockere Erdaufwürfe giebt es in Loango nicht, denn die meisten Ameisen legen ihre Baue unter der Erde an und nur zwei Arten errichten Baue, welche jenen der Termiten ähnlich sind. Man findet solche schirmförmig in mehreren Stockwerken übereinander an Baumstämmen angeheftet, oder Körben ähnlich an den Ästen der Bäume hängend (vergl. die Abbildung in „West-Afrika vom Senegal zum Kamerun", Seite 189). Wenn die Schwärmzeit gekommen ist, erheben sich dichte Wolken geflügelter Hochzeiter aus diesen Bauen, und dann beginnt eine Festzeit für die kleinen Vögel, welche aus den Myriaden der schwärmenden Tiere sich reiche Beute holen. Um diese Zeit werden die Ameisen und Termiten auch den Menschen lästig, da sie am Abend durch das Kerzenlicht angelockt in die Zimmer dringen und sich scharenweise auf alles niederlassen. Den Menschen selbst greifen sie zwar nicht an, aber alles hölzerne Hausgerät und die Kleidungsstücke haben unter ihrer Vernichtungslust zu leiden, und nur durch Bestreichen der Wände mit Petroleum, dessen Geruch sie nicht vertragen können, vermag man die ungebetenen Gäste sich fern zu halten. Schwerer sind die Mosquitos zu vertreiben, die größte Landplage der Tropen. Die unersättlichen Blutsauger, simbu von den Eingeborenen genannt, werden besonders während der Regenzeit lästig, und nur ein sorgfältig geschlossenes Mosquitonetz von dichtem Baumwollenstoff gewährt absoluten Schutz gegen eine Störung der Nachtruhe, während durch Gazenetze die winzig kleinen Gnitzen doch noch durchdringen. Man hat die verschiedensten Mittel zu ihrer Vertreibung versucht, doch nur der Rauch, der durch Verbrennen des Marks der Affenbrotbaumfrucht entsteht, vertreibt sie, ein Mittel, zu dem man nicht gern greift, da der Rauch den Aufenthalt im Zimmer dem Menschen ebenfalls unerträglich macht.

Zu Ameisen und Mosquitos gesellt sich als Dritter im Bunde ein nicht minder schlimmer Bruder, der Sandfloh, der durch ein englisches, aus Brasilien kommendes Schiff nach Ambriz eingeschleppt worden sein soll, von wo er sich mit überraschender Schnelligkeit weiter südwärts und nordwärts verbreitet hat. Ehe ein Jahr verging, waren die Sandflöhe schon bis zum Kongo vorgedrungen, und alle Reisenden, welche die Küste besuchten, konnten von weiterem Vordringen derselben berichten, da sie durch die Mannschaften der Küstenfahrer nach immer neuen Orten verschleppt wurden.

Auch Skorpione kommen in Menge vor, nicht bloß in den Wäldern und Savanen, sondern auch in den Wohngebäuden, oft an Stellen, wo man sie am wenigsten erwartet. Ihr Biß verursacht heftige Schmerzen, die jedoch nie lang andauern. Lebensgefährlich ist ein Skorpionenbiß nicht, hat auch keine lange Krankheit oder Unwohlbefinden zur Folge, was in Anbetracht der sehr häufigen Verwundungen von Menschen durch diese Tiere noch als Glück gelten kann.

Trotz dieser vielen kleinen und großen Unannehmlichkeiten, welche mit dem Aufenthalt an der Loangoküste verknüpft sind, ist dieselbe doch für die Niederlassungen von Europäern geeigneter als die meisten nördlicher gelegenen Gebiete, welche wir bisher kennen gelernt haben, und das Leben des Weißen ist hier bei weitem

nicht so bedroht wie dort, weshalb sich Europäer an der Loangoküste schon frühzeitig niedergelassen haben. Die Portugiesen, welche bereits im 15. Jahrhundert die ganze atlantische Küste des dunkeln Erdteils kennen lernten und diesen dann bald auch umschifften, haben uns eine Fülle von Nachrichten über die Königreiche überliefert, welche damals an der Loangoküste bestanden. Portugal trug sich einst mit dem Plan, seine Herrschaft über die ganze Küste auszudehnen, und hatte deshalb mit dem Herrscher von Kabinda Unterhand

Papyrusstaude.

Schilfgras der Savane.

lungen angeknüpft, aber damals waren die großen Reiche Loango und Kakongo bereits zerfallen, und die Macht des Herrschers von Kabinda war nicht so groß, als sie der portugiesischen Regierung in übertriebenen Berichten dargestellt wurde. Der günstige Augenblick war versäumt und als in jüngster Zeit die Besitzfrage auf der Afrikanischen Konferenz in Berlin zur Regelung gelangte, hat Portugal einen großen Teil der Küste teils Frankreich, teils dem neuen Kongostaat überlassen müssen. Von dem Material, welches die portugiesischen

Das Ideal der Banane.

Seefahrer und Kaufleute angesammelt, zehrten aber alle Geographen des 17. und 18. Jahrhunderts. So spärlich und so unsicher die Nachrichten sind, welche sie uns über die meisten anderen Länder der Westküste und über das Innere mitzuteilen vermögen, so ausführlich schildern sie Land und Leute mit allen politischen,

religiösen und sozialen Einrichtungen der Loangoküste: im Norden des Tchiloango das Königreich Loango, südlich von demselben das Königreich Kakongo.

Die fürnehmsten Flecken, Dörfer und Länder von Lovango, schreibt Dapper,[69] seynd Koje, Buke, Salonsa, Makonde, da des Königs Mutter wohnet, Seckte, Katte, die Dörfer des Königs Schwester, Lovango seyn eigenes Erbland, Kango Piri, davon die Einwohner Muviter genennet werden, zwee Chilongo, oder Kilongo Jamba, Kotie Senie, Gemmo, Lanzi. Die fürnehmsten Dörfer liegen eine oder anderthalbe Tagereisen von Lovango: und mehr andere was tieffer ins Land hinein. Jamba, Kango, Kaje, Buke, Piri, Kotje, Kilongo seynd Länder, welche mit Büschen, Flüssen und Dörfern versehen. Die Hauptstadt dieses Königreichs, da der König seinen Hof hält, liegt unter dem vierten Grade, und einem halben Suderbreite, ohngefähr eine Meile von der See, und heisset auch Lovango, oder Banza Lovangiri, in der Schwartzen Sprache aber gemeiniglich Boarie oder Buri. Sie ist ohngefähr so groß, als die Stadt Amsterdam, vor der letzten Auslegung, war; aber nicht dichte bebauet. Sie hat große und gerade breite Gassen, und Zwerchgassen; welche die Einwohner sehr reinlich halten, und mit keinem Grase bewachsen laßen. In denselben, als auch zuweilen üm die Häuser herüm, stehen viel Palmenbäume, Bananassen, und Backofens, in zierlicher Ordnung und schnuhrgerade gepflantzet. Mitten in der Stadt steht ein großer Marckt; bei welchem des Königs Hof lieget, mit einem Stakenwercke oder Zaune von Palmenzacken ümringet. Er ist wohl eine vierteil Meile lang, und zimlich breit ja so groß als eine kleine Stadt, mit vielen Wohnungen der Königlichen Frauen bebauet: derer zuweilen viere, zuweilen achte bey einander wohnen. Keine von diesen Frauen vermag aus dem Hofe zu gehen, wan es der König oder der Aufseher nicht erleubet. Die Häuser seynd in die länge gebauet, mit zwee Gübeln und einem schiefen Tache, nach der gestalt der Europischen: welches auf drey langen dicken Mastbäumen ruhet, davon der oberste oder mittelste ohngefähr einen oder zwo Klaftern höher ist, als die zur seiten. Alle drey liegen auf stützen in gleicher höhe von ohngefähr drey oder vier Klaftern. Die breite der Häuser richtet sich nach der länge und höhe: die seiten seynd niedrig, nach der höhe, zu rechnen: und ein jedes Haus hat zuweilen zwo, zuweilen drei absonderliche Kammern. Die Kammern, darinnen sie ihren Reichtum bewahren haben am hintersten Ende Thüren; und werden gemeiniglich mit einem Hangeschlosse zugeschlossen. Jedes Haus ist rund herüm mit Palmenzacken, welche man zusammengeflochten, oder mit zusammengefügten Biesen, oder aber Rohrstäben, verwahret. Auch liegen zuweilen wohl sechs, acht, oder mehr Häuser mit einem solchen Zaune ümgeben, also daß sie eine Nachbarschaft ausmachen. Und diese Nachbarschaften seynd einander sehr getreu, und helfen einander in allerlei vorfällen, es sey dan, daß sie einen oder den andern der Zauberey wegen verdächtig halten.

Man darf die „Kings" der Küste, wie man sie mit einem englischen Worte nennt, nicht mit den Königen verwechseln, welche einst an der Loangoküste geherrscht haben. Loango war ein wirkliches Königreich, wie wir ein solches heute noch z. B. in Dahome finden, während die Kings nichts anderes sind als Emporkömmlinge oder unabhängig gewordene Dorfhäuptlinge. Die Nachkommen der ehemaligen Loango-Könige, sowohl in männlicher als in weiblicher Linie, nehmen unter der Bevölkerung heute noch eine bevorzugte Stellung ein und bilden als Fürsten einen Stand für sich. Der Königstuhl von Loango ist seit dem Tode seines letzten Inhabers unbesetzt, und er wird es wohl bleiben, da die durch das Rituell der Königskrönung geschaffenen Schwierigkeiten so groß sind, daß niemand Lust hat, mit großen Mühen und Opfern eine Würde zu erwerben, welche heute, unter völlig veränderten Verhältnissen, doch nur eine Last wäre. Dem letzten König von Loango bleibt infolgedessen ein Grab versagt, denn er darf nicht früher beerdigt werden als bis sein Nachfolger den Thron bestiegen hat. Die Leiche bleibt indessen unbeerdigt über der Erde, und die Regierung wird im Namen des Verstorbenen fortgeführt. In der ehemaligen Residenzstadt Khayo steht

[69] Umbständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa und denen dazu gehörigen Königreichen und Landschaften, als Egypten Barbarien Lybyen ꝛc. Auß unterschiedlichen neuen Land und Reise-Beschreibungen mit Fleiß zusammen gebracht durch O. Dapper, Dr. In Amsterdam bei Jacob von Meurs. 1670. Seite 507

der Sarkophag des letzten Königs von Kakongo, der sorgfältig von den Vornehmen gehütet wird, und als Vertreter des Verstorbenen fungiert ein Knabe aus königlichem Geschlecht, der nach Eintritt der Pubertät durch einen andern ersetzt wird, und in Angoy sah Bastian den Sarkophag des Anfang der sechziger Jahre verstorbenen Königs, bei welchem immer noch täglich von den Angehörigen der Königsfamilie die Totenklage angestimmt wurde. Das mit Elefantenzähnen geschmückte Grab des vorletzten Königs aus der Loango Dynastie kann man noch ganz von Gestrüpp überwuchert auf dem königlichen Begräbnisplatz von Loangiri sehen.

Die Königswürde ist nach dem Glauben der Neger von dem im Himmel thronenden höchsten Wesen, dem Zambiampungu eingesetzt worden, welcher die Erde und die ersten Menschen geschaffen hatte, welche letzteren er jedoch, da sie sich gegen ihn empörten, später in Affen verwandelte. Das neue Menschengeschlecht, welches er dann schuf, erwies sich als sehr unfriedfertig, weshalb Zambiampungu, um einen allgemeinen Krieg zu verhindern, beschloß, den Menschen einen König zu geben. Ein Greis, dem der Gott im Traume erschien, bezeichnete den Mann, welcher nach göttlichem Willen König werden sollte, und derselbe erhielt als Abzeichen seiner Würde den Stab Chimpava und die Doppelglocke Tschingongo. Beide Zeichen der königlichen Würde vererbten sich unter seinen Nachkommen bis auf die neueste Zeit fort. Der von der Gottheit eingesetzte König sollte nicht nur für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung auf Erden sorgen, sondern auch den Verkehr der Menschen mit der Gottheit regeln, weshalb ihm alle jene Stellen auf dem Erdboden bekannt gegeben wurden, „an denen sich die Naturkraft am unmittelbarsten manifestiere, um an solchen gewissen Plätzen für Regelung ihrer Produktionen die Erdenpriester oder Ganghinsie einzusetzen, deren Tempelstätten noch jetzt überall in der Weite und Breite des Landes angetroffen werden." Infolge seiner göttlichen Einsetzung galt der König denn auch als eine geheiligte Person, und ein streng beobachtetes Zeremoniell sorgte dafür, daß sein Ansehen gewahrt blieb. So erzählt z. B. Dapper: „Der König hat auch sonderliche Gesetze in essen und trincken. Und hierzu helt er zwey sonderliche Häuser: eines, darinnen er isset, aber nicht trincken darf; und ein anderes, darinnen er trincket, aber nicht zu essen vermag. Ja ob er schon eine große menge Häuser hat, so darf er doch hierzu keine andere gebrauchen. Auf ieden Tisch helt er zwey mahl Tafel: das erste mahl des Morgens ohngefähr üm zehn Uhr. Alsdan wird ihm in verdeckten Körben seine Speise zugebracht. Darbey gehet ein Man her, mit einer großen Schälle; damit er gemeiniglich schället, einen ieden zu warnen, daß des Königes Speise in das verordnete Tafelhaus getragen werde. Und hierauf verlesset der König zur stunde alle dieselben, die bey ihm seynd, und begiebet sich in das gemelte Haus. Sobald der König ankomt, gehen die Speiseträger weg, als auch sein Hofmeister, und Koch; weil niemand, es sei Mensch oder Vieh, ihn darf essen sehen, es sey dan daß er sein Leben verlieren wolle. Und darüm isset er allezeit mit geschlossenen Tühren. Wie strenge diese Gewohnheit in acht genommen werde, erhellt aus folgender begäbnüs. Die Portugallier von Lovando Sinte Paulo, in Angola gelegen, welche in Lovango pflegten Kaufhandel zu treiben, hatten dem Könige einen sehr köstlichen Hund verehret, den er, seiner Treue wegen, sehr lieb hatte. Dieser Hund, den sein Bewahrer, weil der König Tafel hielt, nicht genug bewahret, lief schnüffeln, und suchte seinen Herrn, den er vermissete, und kam endlich unversehens an die Tühre des Tafelsaals, welche er mit der Schnautze öfnete, und nach dem Könige, den er essen sahe, ihm seine gewöhnliche Freundschaft zu erweisen, zusprang. Aber der König rief von stunden an seinen Leuten, und befahl den Hund todt zu schlagen: welches auch stracks geschahe. Es hat sich auch begeben, daß ein sieben-, oder acht-jähriges Kind eines Edelmannes, das mit seinem Vater in des Königes Weinhause war, an seiner seite eingeschlafen, und, unter dem trinken des Königes, wieder erwachte. Hierauf ward das Kind also bald zum Tode verurteilet: wiewohl man ihm, auf des Vaterts bitte, sechs oder sieben Tage frist gab. Nach verlauf dieser Zeit schlug man dem Kinde mit einem Schmiedehammer auf die Nase, und lies das Blut auf des Königs Teufelsbilder trüpfen. Hierauf ward es mit Strücke üm den Hals längst der Erde hin auf einen breiten Weg geschleppet, dahin man die Nistähter, welche den Tranck von der Bondeswurtzel nicht vertragen können, gemeiniglich zu schleppen pfleget, sie zu tödten." Das Zere-

moniell erſtreckte ſich auch noch auf die Speiſen, welche von der Tafel des Königs kamen. Niemand durfte ſich an den von ihm übrig gelaſſenen Speiſen und Getränken vergreifen, welche ſofort vergraben wurden. Wollte der König in Gegenwart anderer Perſonen trinken, ſo zog er ſein Gewand über das Geſicht. Bei alledem litt er ſelbſt am meiſten unter dem ſtrengen Zeremoniell. Er durfte ſeine Reſidenzſtadt, ja ſogar ſeine Wohnung nicht verlaſſen, und ganz beſonders ſtreng war für ihn der Anblick des Meeres oder eines Fluſſes verpönt. Auch in der Wahl der legitimen Gattin war er beſchränkt: dieſelbe mußte eine Prinzeſſin aus Kabinda ſein, und nur wenn eine ſolche nicht vorhanden war, konnte der König eine Sklavin aus Mayumba wählen. Nachdem er unter allerlei Fetiſchzeremonien geweiht worden und mit Tierfellen bekleidet eine aus Körben errichtete Pyramide beſtiegen hatte, wo ihm die Königsmütze (Umſita, Umpu) aus Ananasfaſern auf-

Wurzelgerüſte der Ficus Nsanda.

geſetzt und des Chimpava, das ehrwürdige Szepter von Loango übergeben wurde, war er ein Sklave des Zeremoniells, der, wie Battel vom König Gembo erzählt, ſogar nur bei Nacht reden durfte, bei Tage aber ſich in tiefes Schweigen hüllen mußte. Erſt der Tod erlöſte ihn aus den goldenen Feſſeln, in die er geſchmiedet war, wenn nicht etwa, wie eben jetzt der Fall, die Wiederbeſetzung des Thrones ſich verzögerte und deshalb die in Matto (oder Mate) zur Schau geſtellte Leiche des Königs die letzte Ruheſtätte in Loangiri nicht ſofort finden konnte.

Die Prinzen werden in Lubu begraben, aber es iſt ihnen nicht geſtattet, dieſen Ort zu betreten. Nur ihrer Leiche öffnet ſich die letzte Ruheſtätte ihres Hauſes. Monatelang dauert dann die Totenfeier, welche ſchon bei gemeinen Leuten mehrere Wochen in Anſpruch zu nehmen pflegt. „Wenn iemand geſtorben iſt, ſtellen ſie ſich überaus traurig und jämmerlich; indem ſie auf öffentlichen Gaſſen heulen und weinen, und hin und wieder lauffen, gleich als unſinnige Menſchen. Zuvor laßen ſie nicht die geringſte Traurigkeit blicken, ſo lange noch leben im Krancken iſt. Und darüm hat man ſich üm ſo viel mehr zu verwundern, daß ſie, ſo

bald er verſchieden, ſich ſo gar ungebährdig anſtellen. Ja ſie ſchleppen den Todten ſtracks auf die Gaſſe, ihn zu waſchen und zu reinigen; und tantzen, mit ſingen und heulen, rund üm ihn her. Auch fragen ſie ihn, warüm er geſtorben ſey, und ob ihm etwas am eſſen und trinken gefehlet? Dieſes getrummele und geraſe wehret ohngefehr zwo oder drey Stunden. Mittleweile beginnen die bekannten und Freunde algemach etliche ſachen zu bringen, welche ſie der Leiche mit in das Grab geben wollen. Auch ſuchen ſie zu eben demſelben ende ſein eigenes Gerähte zuſammen: und nehmen dan den Todten, und lauffen mit ihm fort, gleichſam als hetten ſie ihn geſtohlen. Etliche der Freunde, die nicht wohl lauffen können, folgen; und andere bleiben zu Hauſe. Wan der verſtorbene viel Guhtes hat, ſo wird ein Teil mit ihm begraben, das andere über ſeinem Grabe auf Staken gehänget, aber erſt mit Meſſern zerſchnitten, damit es nicht möchte geſtohlen werden.

Die Heimat des Gorilla.

Gegen den Abend verſamlen ſich die Freunde wieder, und beweinen den Todten. Und dieſes weinen tuhn ſie alle Morgen und Abende ohngefehr ſechs Wochen lang. Wan iemand von anſehen ſtürbet, dan verſamlen ſich die Freunde, nachdem ſie in wehrender Kranckheit allerhand Gaukelpoſſen getrieben. Eben daſſelbe tuhn auch die in andern Nachbarſchaften, ja ſelbſt an weit gelegenen örtern wohnen, imfal ſie ihn nur gekent haben. Dieſe verfügen ſich, ſo bald ſie ſeinen Tod verſtanden, gleichesfals dahin, und gehen längs dem Wege und weinen. Ja ſie ſingen Klagelieder, und vergieſſen ſo viel Trähnen, ſonderlich die Weiber, daß beyde Wangen darvon ſtröhmen, indem ſie die Hände auf das Häupt legen. Sobald ſie ſich nun alle miteinander bey dem Todten verſamlet, ſo fangen ſie ſämtlich an überlaut zu heulen, ein ieder immer mehr, als der andere. Zu weilen ſingen ſie alle zugleich ſehr traurig: zu weilen beginnen ſie wieder zu weinen. Der Todte liegt in

der mitte, oder ſitzet zuweilen auf einer Matte, oder auf einem Klotze, darauf ſie ihn feſthalten, oder mit einem Holtze, damit er nicht ümfalle, unterſtützen. Sie verſchneiden ihm die Nägel, und ſchähren das Haar ab. Sie waſchen und ſchmieren ſeinen Leib mit Takulholtze; darbey die nächſten Freunde ſitzen, nehmlich das Mansvolck. Dan die Weiber lauffen reihen weiſe, mit ſingen und tantzen, rund herüm, und unterſuchen ſein Leben und reden wechſelsweiſe, indem ſie den Urſprung ſeines Geſchlechtes erzehlen, wie er ſich verhalten, welche ſeine meiſte Freunde ſeynd, und welche er vor ſeine Feinde gehalten. Endlich kommt man auch dahin, daß die Urſache ſeines Todes mus unterſuchet, und mit den Götzen zu rahte gegangen werden. Ein jeder der nächſten Freunde bringet auch und giebet einige Tücher oder Kleider nach belieben, oder vermögen, zu den Unkoſten, die angewendet werden müſſen, wan man die Uhrſache des Todes, nähmlich, ob der Verſtorbene durch iemand bezaubert, oder ümgebracht worden, unterſuchen wil. Wan alles dieſes zwee, drey und mehr Tage und Nächte gewähret, alſo daß man in aller dieſer Zeit mit tantzen, ſingen, weinen und heulen niemahls aufgehöret; dan lauffen ſie endlich mit der Leiche weg, und begraben ſie hier oder dar auf dem Felde, oder bei Kienga, da der Wahrſager Kokokoo wohnet; und ſtopfen einen Teil ſeines gubtes zum Todten in das Grab. Ja ſie ſetzen dis oder das oben auf; als eines von ſeinen Moquiſen, nehmlich einen Topf, eine höltzerne Schüſſel, einen Pfeil, eine Kalbaſſe, einen Trinkbecher, eine Tabacksſpfeife, einen Stock, etliche Wurfſpieſſe, und dergleichen dinge. Unterdeſſen halten die nächſten Freunde mit weinen und heulen Morgens und Abends noch eine lange Zeit an: welches zu weilen zwee oder drey Mohnden, ja länger währet."

Neben dem Königreich Loango beſtanden früher an der Küſte noch die Königreiche Kakongo und Angoy, doch galt der König von Loango dem Range nach als der höher Geſtellte. „Das Königreich Kakongo," ſagt Dapper, „läuft ſehr weit landeinwärts und um das Königreich Goi herum." Es erſtreckte ſich ſüdwärts vom Tſchiloango, Angoy umfaſſend, bis zum Zaire. Auch hier herrſcht noch der längſt geſtorbene und vermoderte König, in deſſen Namen Vizekönige, unter welche das Reich geteilt iſt, die Regierung führen. Kakongo war eine Zeitlang von Kongo abhängig, und vom Kongo König erhielt der Herrſcher Kakongos, der Ma Kongo, die Tſchingonga-Glocke, welche heute noch aufbewahrt wird. Wie ſchon erwähnt, konnte der König von Loango ſich nur mit einer Prinzeſſin aus Kakongo vermählen, weshalb die Könige von Kakongo behaupteten, ein Anrecht auf die Krone von Loango zu beſitzen. Sie ſelbſt durften ihre Gattinnen nicht in Loango wählen, ſondern mußten in Angoy freien. Beim Begräbnis eines Königs waren Menſchenopfer üblich, und es ſollen noch im Jahre 1870, als ein Angehöriger der Königsfamilie ſtarb, mehrere Sklaven getötet und ihre abgeſchlagenen Köpfe rings um die Leiche auf Stäben aufgeſteckt und zur Schau geſtellt worden ſein.

Angoy iſt das Hinterland des Küſtenſtrichs Kabinda und zerfällt in die Gebiete Tali und Umſinda, zu welchen als Beſtandteile des Reiches noch Tſchami, Nombe und einige andere Gebiete zu rechnen ſind, die jedoch nur einem gekrönten König gehorchen. Die Leiche des letzten Königs harrt noch der Beerdigung, und ſo lange dieſe nicht ſtattgefunden hat und kein neuer König gewählt iſt, bleibt der in Chimſinda ſorgfältig gehütete Fetiſch ſtumm und erteilt keine Orakelſprüche mehr. Angoy war von Kakongo abhängig, ſchüttelte aber mit Hilfe eines reichen Portugieſen, deſſen Tochter, eine Mulattin, die Gemahlin des Königs von Angoy war, das Joch ab. Das Hofzeremoniell war hier ebenſo ſtreng wie in Loango. Der König durfte keinen Weißen ſehen und durfte ſich nicht mit europäiſchen Stoffen kleiden. Eine Zeitlang ſoll Angoy von Königinnen regiert worden ſein, was aber abgeſchafft wurde, weil die Frauen ſich als unfähig erwieſen, die religiöſen Zeremonien jederzeit regelrecht zu vollziehen. Die ſpäteren Könige hatten mehrere Frauen und mußten vor ihrer Krönung in beſtimmten Dörfern ſich einige Zeit aufhalten und in jedem einen Sohn zeugen, der dann einen durch das Herkommen beſtimmten Namen erhielt. Der Aufenthalt in jedem Dorfe mußte überdies ſo lange dauern, bis die von dem Thronbewerber gepflanzten Bananen die erſten eßbaren Früchte trugen. War dieſe lange Zeit der Vorbereitung endlich vorbei, ſo begab ſich der Thronbewerber nach Umſchiſu, von wo der Krönungszug aufzubrechen pflegte. Ließ ſich aber dort eine Fliege auf ſeinen Körper nieder, ſo waren

alle bereits vollzogenen Zeremonien ungiltig und mußten von vorn begonnen werden, falls der Bewerber noch nach der Krone verlangte und nicht die Lust verloren hatte oder kein Geld mehr besaß, um die mit den Zeremonien verknüpften Unkosten zu bestreiten. Da ein König von Angoy überdies nicht den geringsten körperlichen Defekt haben darf — keinen gebrochenen Zahn, keine noch so unbedeutende Narbe —, so ist es erklärlich, warum sich so schwer jemand findet, der den leerstehenden Thron besteigen will. Es hat niemand Lust, Zeit und Geld zu opfern, um, wenn er nicht schon früher durch einen Verstoß gegen eines der vielen, schwer zu befolgenden Verbote die Fähigkeit zur Besteigung des Thrones eingebüßt hat, noch im letzten Augenblick seine Hoffnungen durch einen Zufall vernichtet zu sehen.

Die Könige von Angoy führen ihren Stammbaum bis zum ersten Menschen hinauf. Nachdem Zambiampungu die Welt geschaffen hatte, schuf er zunächst den Ma-Goy oder König von Angoy und dann den Fetisch Bunsa, welcher jenen beschützen sollte. Dieser Fetisch spielt noch heute in Angoy eine wichtige Rolle. Wenn das Land einen gekrönten König besitzt, redet der Fetisch Bunsa aus der Erde, er verstummt aber, wenn der Königsstuhl unbesetzt ist. Der Bunsa, dessen Sitz in Kalla-Mioba ist, hat einen Bruder, den Fetisch Niambi, der in Chi-Niambi als Holzfigur unter einem Palmbaum steht. Dieser ist der eigentliche Beschützer des Landes, der sorgsam über das Wohl des Volkes wacht, und im geheiligten Umkreis seines Tempels herrscht ewiger Friede. Alle Feindschaft ruht dort, und ohne Gefahr kann dort der Mensch neben dem Leoparden schlafen. An Niambi wendet man sich, wenn man die Erfüllung eines Wunsches, z. B. die baldige Ankunft eines Schiffes mit europäischen Waren erflehen will. Der Fetisch Niambi begiebt sich dann zu seinem Bruder, um von diesem zu erlangen, was das Volk braucht, und während seiner Abwesenheit ist der heilige Palmbaum geschlossen. Folgende Sage hat sich darüber erhalten:

„Als die Weißen von der Küste fortblieben, begann der heilige Palmbaum (bei Chikungela) seine Äste zu schließen, und dichter Nebel der Cazimbe hüllte Himmel und Erde ein. Am Fuße der Palme stand das Bild des Dämons Nyambi, und dieser durch die Landestrauer bekümmert, brach auf, um sich nach Emputo zu begeben. Langsam zogen die Tage vorüber, schwerer und trüber hing der Schleier grauer Wolken herab, bis, als längere Zeit vergangen, kleine Vögel, Bende-Bende genannt, in der Luft hin- und herschossen, da sie aus dem Verschluß des Palmbaums entkommen waren, der sich allmählich wieder zu öffnen anfing, denn Niambis Rückkehr nahte heran. Dann plötzlich, als dieser aufs Neue die Küste betrat, dann mit einem Schlage war der Nebel der Cazimbe verflogen. Die Sonne lachte im vollsten Glanze herab, die Luft war mit lustigen Vögeln gefüllt, der Palmbaum weit geöffnet, und auf dem blauen Meeresspiegel tauchten aus der Ferne die weißen Segel der reich beladenen Schiffe hervor."

Der Fetischismus wurzelt tief an der Loangoküste und in seinem Gefolge haben dort von jeher Hexenprozesse einen günstigen Boden gefunden. Man glaubt, daß der Feticero, die Hexe, an allem Unglück schuld sei, das irgend jemandem zustößt, und unterläßt es daher namentlich bei plötzlichen Todesfällen nie, nachzuforschen, wer dieselben veranlaßt habe. Der Feticero oder Endoxe schleicht sich auch nachts unsichtbar in das Haus, um als Vampyr das Blut des Kranken auszusaugen, und man wendet allerlei Mittel an, teils um ihn zu verscheuchen, teils um seine Persönlichkeit festzustellen und ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Ein solches Mittel ist das Madungo, welches bewirkt, daß der schlafende Kranke den Vampyr im Traume sieht und ihn daher am nächsten Morgen als Hexe verklagen kann. Der Ganga liefert Zaubermittel, Amulette, welche gegen den Feticero Schutz gewähren und in Säckchen am Leibe getragen werden. Man kann sich gegen den Besuch eines Vampyrs auch dadurch schützen, daß man Nägel in das Idol Mokisso einschlägt, wodurch der Vampyr getötet wird. Nicht immer ist aber an Krankheit oder Tod ein Feticero schuld. Der Ganga, der Seher, der Wissende, giebt darüber Aufklärung, wenn er befragt wird. Er erklärt dann vielleicht, daß der Kranke gegen eine Tschina verstoßen, irgend eine Speise genossen, die ihm verboten ist, und ermahnt ihn, künftighin den Genuß derselben zu meiden. Damit er stets des Verbotes eingedenk sei, legt er ihm einen Armring an. Die Ganga können aber auch durch Beschwörungen den Feticero ermitteln. „Sie begeben sich zur nächtlichen

Beschwörung der Fetische, die durch Kauen von Zaubermedizinen und Beblasen der Glieder herbeigerufen werden. Haben die Fetische ihren Kreis gebildet, so wird für Zambi-impi (der böse Geist, im Gegensatz zu Zambiampungu) gepfiffen und das Feuer (wie bei den schamanischen Zeremonien) mit den Füßen ein wenig auseinander gestoßen, damit er eintreten kann. Sobald dies geschehen ist, ergreifen ihn die Fetische und zwingen ihn Antwort zu geben, worauf der Ganga im vorgehaltenen Spiegel den Schuldigen erblickt, nämlich den Kranken, den Feticero, der ihn martert, und Zambi impi, der den letztern am Genick packt." Der dann als Feticero Angeklagte hat sich dem N'cassa-Trinken zu unterziehen. Wenn er die Probe besteht und seine Unschuld nachweist, kann der Ganga, der ihn beschuldigt hat, in eine schlimme Lage kommen. So groß sein Ansehen ist, so kann er es doch durch ein falsches Orakel rasch verlieren. Es kann auch der Fall eintreten, daß die Aussagen mehrerer Gangas sich widersprechen. Dann pflegt man den ältesten aufzufordern, die Sache genau zu untersuchen, und wenn sich dabei ergiebt, daß ein Ganga sich beim Einholen des Orakels Fehler zu schulden kommen ließ, wird ihm die Fähigkeit zur Ausübung seines Berufes aberkannt und er muß zu fernerer Ausbildung nochmals eine Lehrzeit überstehen.

Ein beliebtes Mittel, um in irgend einem Falle den Schuldigen zu entdecken, ist das Einschlagen von Nägeln in den Fetisch, die man zuweilen vorher glühend macht, um ihm größere Schmerzen zu bereiten. Man nimmt an, der Fetisch werde von Wut gegen jenen erfüllt werden, der durch sein Verbrechen das Einschlagen des Nagels veranlaßt hat, und die Furcht vor der Rache des Fetisches veranlaßt denn auch häufig den Schuldigen zu einem Geständnis, noch bevor der Nagel eingeschlagen ist. Der Glaube an die Macht des eingetriebenen Nagels kommt Kaufleuten sehr zu statten, welche ihre Diener mit Waren nach einem fernen Orte senden. Sie können sich gegen alle Veruntreuungen sichern, indem sie die Diener versammeln und in eines Jeden Namen Nägel in den Fetisch eintreiben lassen, wobei Verwünschungen gegen denjenigen ausgestoßen werden, der sich unterwegs eine Veruntreuung zu schulden kommen läßt. Das Mittel wirkt immer und ist ein besseres Pfand der Treue als die heiligsten Schwüre.

Die Gangas, deren Hilfe man in Anspruch nimmt, um durch ihre Sehergabe den Schuldigen zu entdecken, heißen Ganga Agombe und stehen in hohem Ansehen. Neben ihnen giebt es noch eine Menge Arten Gangas, deren jeder seinen genau abgegrenzten Wirkungskreis hat. Der Ganga umwula ist der Regenmacher, der Ganga miamassa ist ein gesuchter Arzt für Magenkrankheiten, und der Ganga Milongo ist im Besitze verschiedener Wunderarzneien.

„Wenn ein Feldzug bevorsteht, muß der Ganga Bumba mitwirken, zu einer von den Ganga Milongo verschiedenen Priesterkaste gehörig, und ehe der als Soldat einberufene Mann in den Krieg auszieht, muß er sich der Erlaubnis seiner Frau versichern. Will eine nicht die Erlaubnis zum Abmarsche geben, so gilt das als Zeichen der Abneigung, und sie läuft Gefahr, als Hexe zu brennen, da es ihr später zur Last gelegt wird, wenn der Ehemann in der Schlacht fällt oder verwundet wird. Zum Schutz bestreicht man sich die Zunge mit einem aus Pulver und Rum bereiteten Milongo. Für die Gemeinen werden die Chiciti genannten Kriegsfetische gefertigt, während der Umbumbe dem Anführer zukommt, der (bei Palaver-Zeremonien) die Pflanze Sanga-walla auf die Erde spuckt, um die Kugeln abzuwenden, und sich gleichzeitig einen Schlag auf den Rücken versetzt, damit die Feinde auf dem Wege betäubt werden. Der Kampf beginnt mit dem Ton der Trommel, muß aber, sobald der König die Tschingonga schlagen läßt, abgebrochen werden. Der Jukissie-Bumbe oder Kriegsfetisch (des Ganga-n-Bumba) wird von einem Manne bedient, darf aber nur von einer Frau (wie im Reiche Lazembe) getragen werden, und jeder Fürst hat eine seiner Frauen diesem Fetisch vermählt, die ihn dem Heereszuge voranträgt. Die Bumba genannten Fetische, die hieb- und stichfest machen, werden mit Einschlagen des kleinen Fingers in der Hand gehalten und bedeckt. Der Mancacca oder Oberfeldherr ist ganz mit Fetischen beladen, und sollte er trotzdem getötet werden, so wird auf den Feticero, der sich falsch erwiesen, gefahndet. Seit kein gekrönter König mehr den Thron Loangos bestiegen, führen die dortigen Herrscher den Titel Ganga Bumba. Außer dem Fetisch Bumba, der mit seinen Zaubermitteln in die

Erde gegraben wird, dient für den Krieg der Fetisch Bonsa, als ein Wedel, mit dem die Kugeln abgewendet werden. Im Innern wird der Kolimalela für den Krieg gebraucht, sowie ein als Schmiere verwandter aus Chimfuka für glücklichen Handel."

Die Kriegsfetische (Bumba) trifft man in den Dörfern in der verschiedenartigsten Gestalt. Zuweilen ist ein mit einem Zaun umgebener Strauch Fetisch, ein andermal „eine hölzerne Figur zwischen zwei eingepflanzten Bäumchen, mit einem leeren Wassergefäß zur Seite, das in Kriegszeiten gefüllt wird", oder eine Holzfigur, neben welcher zwei Lanzen in den Boden gebohrt oder zwei Feuersteingewehre eingegraben sind u. s. w. Der Lembe Fetisch ist eine Abart der vielen Verbindungen oder Orden, welche unter den Negern bestehen, und seine Angehörigen tragen am rechten Handgelenk einen ziselierten Ring, während ihre Frauen einen glatten Ring tragen. Die Lembehütte gilt als geheiligte Stätte weshalb man dorthin gern seine kost-

Königsgrab in Kabinda.

barste Habe zur Aufbewahrung bringt. Niemand darf die Hütte betreten außer dem vom Lembe-Fetisch vereinigten Ehepaar, welches für unverletzlich gilt.

Die Mehrzahl der staatlichen und sozialen Einrichtungen der Loango-Reiche hat diese selbst überdauert. Obwohl durch die lange Dauer der königslosen Zeit der Anarchie preisgegeben und in eine Unzahl von Dorfherrschaften zerfallen, hat das Land sich doch bis in die jüngste Zeit seine Unabhängigkeit von irgend einer europäischen Macht zu wahren gewußt, so sehr es auch die Portugiesen mit lüsternen Blicken betrachteten.

Die Expedition, der wir die ersten ausführlichen Nachrichten über dieses ganze Gebiet verdanken, war von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, deren Vorsitzender Professor Adolf Bastian war, ausgesandt worden. Für die Zwecke der Expedition standen 60000 Mark zur Verfügung, welche durch Sammlungen aufgebracht worden, und ein an den Bundesrat gerichtetes Unterstützungsgesuch hatte zur Folge, daß der

Chef der Admiralität von Stosch die Absendung eines deutschen Kriegsschiffes versprach und der Kriegsminister eine Partie Gewehre überließ, teils alte Steinschloßgewehre als Tauschartikel, teils Zündnadelgewehre für die Ausrüstung der Expedition. Die Führung übernahm Dr. Paul Güßfeldt aus Bonn, der selbst 18000 Mark zu den Kosten beigesteuert hatte. Am 30. April 1875 verließ die Expedition auf dem Schraubendampfer „Nigritia" Liverpool. Gleich zu Anfang waltete ein eigentümlicher Unstern über ihr. Unweit Freetown lief der Dampfer auf einen Felsen auf und mußte von den Passagieren verlassen werden, welche sich in Booten an die nahe Küste retteten. Bastian hatte mit Görschen am 5. Juli Liverpool verlassen, litt unterwegs ebenfalls Schiffbruch, doch gelang es durch angestrengte Arbeit an den Pumpen das Schiff flott zu erhalten, und die Reisenden kamen ohne fernern Unfall nach Kabinda. Nachdem Dr. Güßfeldt sich in Freetown wieder eingeschifft, fuhren sie noch zweimal auf den Grund, bevor sie am 25. Juli Banana erreichten. Die Afrikanische Gesellschaft hatte zwar die sofortige Auszahlung der Versicherungssumme von 1000 Pfund veranlaßt und neue Instrumente und andere Ausrüstungsgegenstände nachgesandt, aber trotzdem ging viel Zeit verloren, bevor die Expedition wieder vollständig ausgerüstet war. Ein Teil der nachgesandten Ausrüstungsgegenstände, Gewehre und Pulver, sowie Proviant, war jedoch nochmals verloren gegangen, da der Dampfer „Liberia", der sie an Bord hatte, Schiffbruch litt.

Nachdem Güßfeldt mit Bastian in Landana zusammengetroffen war, wurde beschlossen, für die an der Küste zu errichtende Station kein neues Haus zu bauen, da die Jahreszeit schon zu sehr vorgerückt war, sondern sich in einer der leer stehenden Faktoreien niederzulassen. Das Gebäude in Tschimschotscho, welches für die Niederlassung erworben wurde, war zwar sehr verfallen, aber es gelang doch, dasselbe vor Eintritt der Regenzeit in wohnlichen Zustand zu bringen. Im Oktober konnte es bezogen werden. Außer den Mitgliedern der Expedition fanden dort Aufnahme: ein Verwalter (Portugiese), ein Oberaufseher (Eingeborener), ein Koch, zwei Hausdiener und zehn Schwarze, welche hauptsächlich als Träger der Tipoja benutzt wurden.[61])

Von der Station aus wurden nun kleine Ausflüge in das Innere unternommen. Hattorf gelangte bis Kondo, der Hauptstadt von Dinge, wo er freundlich aufgenommen wurde. Eine größere Reise unternahm Mitte Oktober Dr. Güßfeldt. Er begab sich nach der Mündung des Kuilu und fuhr diesen aufwärts bis zum Chimbek (Hütte) des Makossu, oberhalb der Mayombe-Faktorei, dem äußersten Punkt, der bisher von Europäern erreicht worden war. Bei Mayombe ist der Kuilu bereits ein Gebirgsfluß, der sich brausend seinen Weg durch die Felsen bahnt. In seinem untern Lauf ist er abwechselnd 200 bis 400 Schritte breit und fließt zwischen einem bis 4 Meter hohen Erddamm dahin, der mit dichter Vegetation bedeckt ist, und hinter welchem sich Wald landeinwärts zieht.

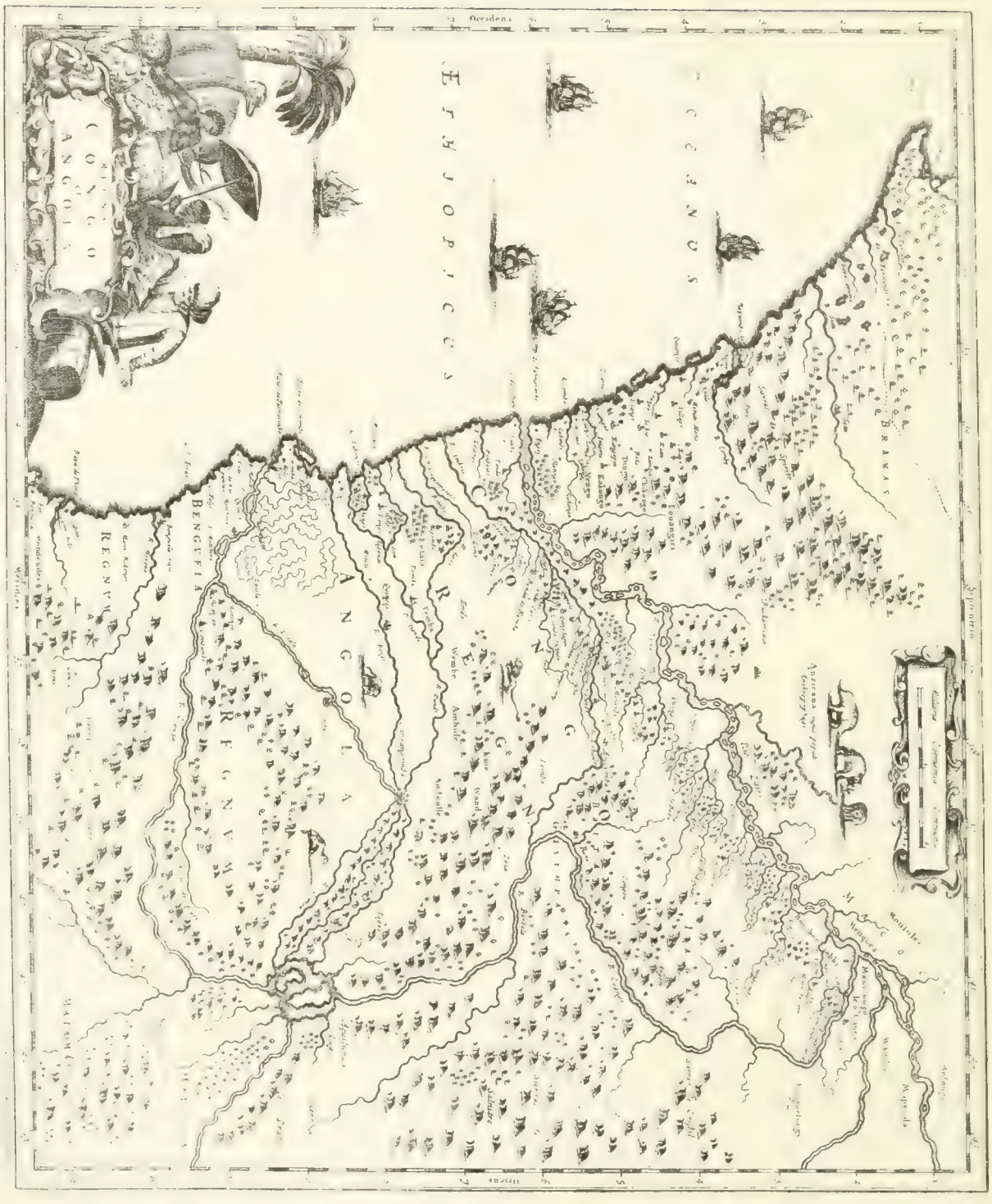
Als Dr. Güßfeldt in Makossu seinen Entschluß kund gab, weiter in das Innere vorzudringen, wurde ihm mit verächtlichem Lächeln geantwortet: „Branco não pode" (Das kann ein Weißer nicht), da die Eingeborenen, welche bisher die Weißen stets nur in der Tipoja reisen sahen, nicht für möglich hielten, daß ein solcher nach Negerart eine Reise ins Innere unternehmen würde. Güßfeldts Ziel war das von den Bakunya bewohnte Jangela, über welches man ihm in Makossu nur sehr unklare Mitteilungen machen konnte. Über die auf dem linken Ufer des Kuilu wohnenden Bakunya, Bayaka, Bassundi, Bakamba und Badonde, und die auf dem rechten Ufer ansässigen Bayaka, Bantetsche, Bakuta, Bavumba, Bassinka, Balali und die unter ihnen zerstreut lebenden Babongo waren die abenteuerlichsten Angaben im Umlauf. Da erzählte man von winzig kleinen Leuten, die in Kürbisschalen schliefen, von geschwänzten Menschen, die ein Loch in die Erde zu bohren pflegten, bevor sie sich niedersetzten, und von solchen, die nur einen Arm und ein Bein hätten und

[61]) Pferde, Kamele oder Lasttiere irgend welcher Art giebt es an der Loangoküste ebensowenig wie Wagen, und der Reisende, der nicht zu Fuße gehen will, ist ausschließlich auf die „Tipoja" (Hängematte) angewiesen. Ein viereckiges Stück starker Leinwand wird derart mit Stricken an eine dicke Stange befestigt, daß je zwei Enden zusammengebunden werden. In die dadurch entstandene Höhlung legt sich der Reisende und wird so getragen. Zwei Neger tragen die Tipoja, und die Ablösungsmannschaft lauft schreiend nebenher.

nicht imstande wären, allein aufzustehen. Wenn der König von Tschintetsche sich von seinem Sitze erheben wolle, stütze er sich auf zwei Lanzen, welche auf die Brust zweier dem Tode geweihten Menschen gesetzt seien u. s. w. Da überdies alle diese Völker Menschenfresser sein sollten, ist es erklärlich, daß Güßfeldts Reise ins Innere die größten Schwierigkeiten bereitet wurden und niemand ihn auf derselben begleiten wollte. Der Weg nach Jangela führt auf dem linken Ufer des Kuilu durch großartigen, aber monotonen Wald landeinwärts und in weitem Bogen wieder zum Flusse. Güßfeldt kam durch das große Dorf Muboma zu dem der Prinzessin Makoboala gehörigen Dorfe Konde, und gelangte hinter letzterem in eine großartige Berglandschaft. In dem Dorfe des Mani Mbandschi, welches über 100 Hütten zählt, kam es zu einem langwierigen Palaver, da der Häuptling seine Erlaubnis zum Weitervordringen Güßfeldts so teuer als möglich zu verkaufen suchte. Er habe das Thor von Jangela in seinen Händen, sagte er, und ohne seinen Willen könne es niemand passieren.

„Meine Beziehungen zu den Donos (dono = gleich Herr, Herrscher) der verschiedenen Dörfer, in denen ich übernachtete," schreibt Dr. Güßfeldt, „spielten sich immer nach demselben Schema ab. Nach meiner Ankunft erscheint der Dorfbesitzer, mich zu begrüßen und mir fast ausnahmslos ein Geschenk zu überreichen, nachdem ich selbst zum so und so vielten Male den Zweck meiner Reise habe hersagen lassen. Dies ist die leichte Zeremonie, bei der alles Friede und Freundschaft bleibt. Nach dem Verzehren der Abendmahlzeit, etwa um 7 Uhr, wo also gerade die beste Zeit zum Beobachten verloren wird, kommt die zweite, um vieles heiklere Zeremonie. Wiederum große Versammlung des Dorfherrn mit den Großen des Dorfes am Eingange der Sombra, in deren Grund ich ausgestreckt liege. Fackellicht erleuchtet die Szene, der Lingster und wenige meiner Leute sitzen vor mir. Jetzt habe ich meinerseits dem schwarzen Dorfbeherrscher ein Geschenk zu machen; er ist nicht damit zufrieden, er will mehr haben oder stellt eine ganz unerwartete Forderung, zu der er ein Recht zu haben glaubt; darüber ein großes Palaver, das endlich beendigt ist, nachdem die besten Sterne durch den Meridian gegangen sind; ich kann dann auf neue warten, die mir dann die halbe Nachtruhe nehmen.

So konnte mir denn auch das allabendliche Palaver nicht erspart bleiben. Als ich mein Geschenk von 3 Cortados, 1 Baretta und 2 Garaffas Rum angeboten und übergeben hatte, erhob der Prinz ein langes Palaver, dessen Sinn der war, daß, wenn der Weiße von Mayombe nach Jangela passieren wolle, er eine dem Mani Mbandschi gehörige Pforte zu passieren habe; als Zoll dafür verlange er von mir 10 Cortados, 1 Gewehr (= 5 Cortados), 1 Faß Pulver (= 1½ Cortado), 1 Garaffa Rum; zugleich fügte er böswillig hinzu, daß es vielleicht besser sei, wenn ich hier wieder umkehre. Darauf erwiderte ich, wie der Mani Mbandschi so etwas von Weißen verlangen könne; der Weiße treibe keinen Handel, meine es gut mit den Schwarzen und habe noch nie jemand etwas zu Leide gethan; er wolle blos das Land und die Schwarzen sehen und alles aufschreiben und nach dem Puto (Europa) schicken; dafür solle er nun so viel bezahlen, das ginge nicht an; der Weiße habe einen König, der sei viel mächtiger als der Mani Mbandschi, an den werde er schreiben, daß Mani Mbandschi ein schlechter Prinz sei und den Weißen, der ihm nie etwas böses gethan, schlecht behandelte und alle seine Sachen fortnehmen wolle; ob Mani Mbandschi dieses lieber wolle, oder daß der Weiße an den König schriebe, Mani Mbandschi sei ein guter Prinz und verstände es, den Weißen gut zu behandeln. Diese Alternative brachte einen Erfolg hervor, den ich selbst nicht erwartet hatte. Ohne irgend noch ein überflüssiges Wort zu sagen, setzte der Mani Mbandschi seine unverschämte Forderung auf 3 Cortados und 4 Garaffas Rum herunter, die ich bewilligte und sofort auszahlen mußte. Nach diesem ziemlich aufregenden Palaver – ich fürchtete immer eine unerwartete Wendung des Gespräches, die mir das weitere Vordringen unmöglich machte – erklärten die fünf Bayombe unter meinen Trägern, daß sie morgen nach Hause zurückkehren würden, weil ich ihnen keinen Rum gäbe, worauf ich ihnen ziemlich kühl erwiderte, daß ich alsdann hier neue Leute mieten und mit ihrer eigenen Zahlung bezahlen würde. Darauf zogen sie sich murrend, aber überzeugt, zurück. Gleich darauf erhob sich neben meiner Sombra ein Streit und Lärm, als ob Alles bis auf den letzten Mann getötet werden sollte; es war der nun betrunkene Mani Mbandschi, der mit seinen eigenen Dorfleuten zankte."



Facsimile von Linschotens Kongokarte aus dem Jahre 1599.

„Ein halbstündiger Marsch bergab," schreibt Güßfeldt, „brachte uns an die im Grunde des Thales gelegene „Pforte". Dieses berüchtigte Thor führt durch einen das Thal versperrenden Pallissadenzaun und wurde von dem verschmitzten Mani Mbandschi zur Erpressung eines Zolles von den aus Jangela kommenden Kautschuk-Karawanen errichtet. Ein Bevollmächtigter öffnete das Thor und wir überschritten den klaren, fest gebetteten Lukumba, einen Nebenfluß des Kuilu." Der Weg führte über die Berge hin, von welchen man

Facſimile von Dappers Kongokarte aus dem Jahre 1670.

in das romantische Kuilutbal hinabsehen konnte, und wandte sich dann wieder landeinwärts. Im Dorfe des Tschikossu stieß Güßfeldt auf neue Schwierigkeiten. Der Häuptling war mit den angebotenen Geschenken nicht zufrieden und drohte mit Gewalt, ließ sich aber durch Güßfeldts energisches Auftreten einschüchtern, und dieser konnte am nächsten Morgen die Reise fortsetzen. Gegen 5 Uhr Nachmittags war die Höhe des Mongo Nunsi erstiegen, zu deren Füßen man Jangela liegen sah, und am Abend erreichte Güßfeldt das von Bakunya bewohnte Dorf Tschikenvesse. Die Bewohner hielten sich scheu in ihren Häusern verborgen, und nur die Vorsteher erschienen um einige Hühner als Geschenk anzubieten.

Nach kurzer Nachtruhe ging es weiter hinein ins Land der Bakunya, hinab in das bewaldete Thal des Luboma, eines etwa 40 Schritte breiten Flüßchens, welches durchwatet werden mußte. In dem Dorfe Sukumiako hatte man noch nie einen Weißen gesehen. Der alte Dorfherr war erst nach langem Zureden zu bewegen, Güßfeldt die Hand zu reichen, und nachdem er dies endlich gethan, „freute ihn das Gelingen seines Wagnisses so, daß er niederkniete und in die Hände klatschte.“ Über das Dorf Lubinda, wo Nachtruhe gehalten wurde, kam man in das große Dorf Nguela, das sich wesentlich von den anderen Bakunya-Dörfern unterscheidet. Die Hütten liegen in den letzteren stets in einer einzigen geraden Straße, in deren Mitte sich ein Tierschädelfetisch befindet. In Nguela ist diese Straße sehr breit und in der Mitte mit Bäumen bepflanzt, und zum Bau der Häuser sind vielfach pfahlartige Planken verwendet, die man sonst nirgends findet. Güßfeldt stieß hier auch auf Spuren von gewerblicher Thätigkeit: Eisen, dessen Bezugsquelle das Land Tschintetsche sein sollte, wurde zu Messern, Ringen u. s. w. verarbeitet, ein Holzschnitzer hatte soeben eine kunstvoll gearbeitete Trommel vollendet, und aus Baumwolle wurden Gewebe gestrickt.

Eine kleine Strecke hinter Nguela fließt der Kuilu, der dort 350 bis 400 Schritte breit ist. Die Eingeborenen nennen ihn nicht mehr Kuilu, welcher Name ihnen gar nicht bekannt ist, sondern Nyadi oder Nvali Fluß. „Das Hochwasser begann eben den Fluß zu schwellen. Seine braune Farbe deutete es genugsam an, daß die Regen im Innern begonnen hatten; das Rauschen des Stromes ließ sich mit dem eigentümlichen Geräusch einer zur Abfahrt bereiten Lokomotive vergleichen.“ Güßfeldt folgte dem Laufe des Flusses auf dem andern Ufer noch bis zur Mündung des Timaluis und dem gleichnamigen Dorfe (5° 51′ südl. Br.), von wo er den Rückweg antrat.

Das nördlich vom Kuilu gelegene Gebiet wurde auf einer spätern Reise durchforscht. In dem Yumba genannten Küstenstrich wird ein lebhafter Handel mit aus dem Hinterland kommendem Kautschuk getrieben, doch ist dort in den Faktoreien das portugiesische Element bereits stark mit dem englisch-schottischen versetzt. Der Landkomplex der Yumba-Faktoreien wird durch den Banya, einen mächtigen Lagunenfluß in zwei Teile, Kuango und Jumba geteilt. „Das südliche Kuango liegt auf der schmalen Düne, welche die in ihrem Unterlaufe parallel mit der Küste fließende Banralagune vom Meere scheidet. Der Damm ist etwa 250 Schritte breit und so flach gewölbt, daß einige Häuser bei schwacher Calema unter Wasser gesetzt werden. Die Düne zeigt zwischen Kuango und der Mündung eine nur kümmerliche Strandvegetation, südlich aber, wo die Lagune sich ein wenig mehr landeinwärts zieht und der Damm breiter wird, findet sich zusammenhängender, meist mit Strauchwerk gesäumter Wald. In der Nähe ihrer Mündung ist die Lagune 240 bis 300 Meter breit; weiter oberhalb treten ihre Ufer um die doppelte und dreifache Entfernung auseinander. Der Blick über die weite, ruhige, nur durch kleine Mangroveninseln unterbrochene Fläche und auf die dahinter ansteigenden bewaldeten Hügel ist durchaus nicht ohne jeden Reiz; Einfachheit und große Verhältnisse kommen in dem Bilde zu schöner Geltung.“

Noch weiter nördlich mündet der Fluß Nranga. Güßfeldt hatte schon in Yumba erfahren, daß derselbe anderthalb Tagereisen weit befahrbar sei, dann aber Katarakte die Weiterfahrt hinderten. Oberhalb der Katarakte sollte der Fluß wieder schiffbar werden. Von einer portugiesischen Faktorei aus, welche sich unweit der Nyanga Mündung befindet, besuchte Güßfeldt die Katarakte. „Eine mächtige Felsbank durchsetzt wie ein Wehr das Flußbett in der ganzen Breite. Der Fluß hat daselbst einen Kanal gegraben, von dem er während der trockenen Zeit völlig aufgenommen wird, das Hochwasser aber bedeckt die ganze Bank, wie sich

aus den vielfachen Auswaschungen abnehmen läßt." Oberhalb dieser Bank, welche sich 150 Schritte weit im Flußbett hinzieht, liegt eine zweite, und durch diese beiden Bänke und die weiter flußaufwärts gelegenen Katarakte wird der Fluß auf einer Strecke von anderthalb Tagereisen unbefahrbar.

Bei den Wasserfällen wohnen an beiden Ufern des Nyanga die Balumbu, welche auf einer niedrigern Kulturstufe stehen als die Bafiote. Güßfeldt unternahm von ihrem Dorfe Mongo Nyanga, in dem er sich längere Zeit aufhielt, eine Landreise über das Gebirge nach Kassotsche, erreichte beim Dorfe Lipina den Fluß wieder, überschritt denselben und drang nach Intinde vor. Mit dem Dorfe Punga erreichte er das Gebiet der Bayaka, in welchem der Bananenbau sehr entwickelt ist. Die Bayaka unterscheiden sich in vielem von den angrenzenden Stämmen. Sie tragen das Haar am Hinterkopf in zwei Zöpfen zusammen gebunden, die nach hinten weit vom Kopfe abstehen, feilen die oberen Vorderzähne spitz, färben den ganzen Körper mit einem aus dem Tukula Farbholz verfertigten Pulver, wodurch die Haut eine rotbraune Färbung erhält, und tättowieren sich häufig. Als Kleidung findet man bei Männern und Frauen den Lendenschurz, dem sie jedoch keinen so malerischen Faltenwurf zu geben verstehen wie z. B. die Bafiote. Die Frauen schmücken sich mit Glasperlen, Messingspangen und Ringen aus Kupfer und Messing. Verheiratete Frauen sieht man ihre Kinder meist auf dem Rücken tragen. Das Kind sitzt auf einem breiten Riemen, der um beide Schultern der Mutter geschlungen ist. Überhaupt pflegt man hier Lasten nicht, wie es bei anderen Negerstämmen geschieht, auf dem Kopfe, sondern stets auf dem Rücken zu tragen und verwendet sowohl um die Schultern geschlungene Riemen als auch einen über die Stirn gelegten, so daß die Last abwechselnd auf den Schultern und auf dem Kopfe ruht.[62])

Beim weitern Vordringen hatte Güßfeldt mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Als er über die Berge nach Kassotsche kam, herrschte dort große Dürre. Es hatte seit anderthalb Jahren nicht geregnet, und die Bevölkerung litt Mangel an Lebensmitteln. In Kassotsche befindet sich zwar ein vorgeschobener portugiesischer Handelsposten, aber von seiten der drei Weißen, die sich dort befanden, wurde Güßfeldt so gut wie gar keine Unterstützung zuteil und der Mulatte Mauricio, der in dem Dorfe Rande lebte, war auch mehr bemüht, im Verein mit dem Bayakahäuptling den Reisenden auszuplündern, als ihn zu unterstützen. Wer noch Lebensmittel besaß, war nur schwer zu bewegen, sie herzugeben, und die Mitglieder der Expedition litten daher häufig Hunger. In Intinde, der äußersten portugiesischen Handelsfaktorei, verweigerte der Häuptling Mambungo die Erlaubnis zur Weiterreise und Güßfeldt mußte sich mit einigen verworrenen Nachrichten über die weiter landeinwärts wohnenden Stämme begnügen. Er erfuhr, daß man in zwei Tagereisen den Sklaven- und Kautschukmarkt Npuku erreiche, und daß man dann in das Land Tschiyaka gelange, hinter welchem die Wohnsitze der Bansabi, Bassango und Bavumbu liegen, welchen letzteren Feuerwaffen noch gänzlich unbekannt seien.

Die eigentliche große Expedition in das Innere sollte nun folgen, aber wider Erwarten scheiterte nun das Unternehmen, das bisher so schöne Erfolge erzielt hatte, an der Unzuverlässigkeit der Eingeborenen. Mit Mühe und Not hatte man bis zum Februar 1875 die nötigen Träger in der Station Tschintschotscho zusammengebracht, 80 Männer und 20 Frauen, welche Dr. Falkenstein aus Benguella geholt hatte. Durch Schauergeschichten, welche die Eingeborenen, die ein Eindringen der Weißen in das Binnenland nicht gern sahen, erzählten, wurden die Träger so eingeschüchtert, daß Desertionen immer häufiger wurden und die Schar der Träger schließlich so zusammenschmolz, daß an einen Marsch ins Innere nicht zu denken war. Güßfeldt kehrte

[62]) „Höchst befremdend erscheint in dem von mir besuchten Teile des Bayakalandes die Sitte des Begrabens. Die Leichen der Armen nämlich werden eingewickelt, in den Wald getragen und daselbst am Ast irgend eines Baumes festgebunden; die Leichen der Vornehmen dagegen werden, nachdem ihnen die Kniee an die Brust gedrückt sind, ebenfalls in den Wald gebracht und in eine flache Vertiefung des Bodens gesetzt, während der darüber hervorragende Teil mit trockenem Holze bedeckt wird. Jede Leiche wird vor dem Einwickeln seziert, damit der Nganga aus den Eingeweiden ersehen kann, ob der Tod auf natürliche Weise oder durch einen Zauberer erfolgt ist." Güßfeldt, Die Loango Expedition, Seite 200.

nach Berlin zurück, um dort über die Lage der Expedition Bericht zu erstatten, und die Folge seiner Reise war der Beschluß, die Station Tschintschotscho aufzugeben.

So endete die erste große deutsche Expedition an die Westküste Afrikas. Das Ziel, welches ihr gesetzt worden, hat sie zwar nicht erreicht, aber sie hat doch unsere Kenntnis der Westküste so gefördert, daß ihre Mitglieder mit Stolz und Befriedigung auf das von ihnen Geleistete zurückblicken können. Es gelten von ihr die Worte, mit denen Dr. Güßfeldt seinen interessanten Bericht über die Expedition schließt: Seit Jahrtausenden wird uns die Wahrheit als die schönste Frucht unserer Lebensmühe gepriesen. Wen diese Weltanschauung erfüllt, dem adelt das Ziel auch den Weg, der darf auch auf den bloßen Versuch, die Wahrheit zu erreichen, reulos und ungekränkt zurückblicken. Die Loango-Expedition war ein solcher Versuch, und in diesem Lichte betrachtet, erscheint dieselbe würdig der Nation, welche sie aussandte.

Hof einer Faktorei in Banana.

Das Kongogebiet.

Der Name des Kongo, dieses „edeln Stromes“, wie ihn Stanley in seinem neuesten Buche nennt,[63] ist in den letzten Jahren einer der populärsten geographischen Namen geworden. Und doch ist es noch nicht lange her, daß der heute Vielberühmte nicht einmal einen allgemein anerkannten, feststehenden Namen besaß. Fast einhalbdutzendmal ist er umgetauft worden. Die Eingeborenen nennen ihn kurzweg „Fluß“, also je nach den einzelnen Dialekten Nsari, Niadi, Njadi, Niari u. s. w. Daraus ist wahrscheinlich der Name Zaire entstanden, den die Portugiesen später dem Strom gaben, nachdem er längere Zeit den von seinem Entdecker Diego Cão ihm gegebenen Namen Rio de Padrão oder Pfeiler-Fluß (wegen eines an der Mündung errichteten Gedenk-Pfeilers) geführt hatte. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts taucht auf Karten neben dem Namen Zaire der Name Kongo auf, der allmählich den erstern verdrängt. Obwohl die Portugiesen bis heute an dem Namen Zaire festgehalten haben, wurde die Bezeichnung des Unterlaufes des Stromes mit dem Namen Kongo doch immer allgemeiner, und nur für den Oberlauf blieb auch bei der nicht portugiesischen Welt der Name Zaire in Gebrauch. Infolge der Entdeckungen Livingstones schien dann später noch eine Zeitlang der

[63]) Henry M. Stanley, Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Leipzig, F. A. Brockhaus 1885. Seite 9.

Name dieses berühmten Afrikaforschers die ältere Benennung verdrängen zu wollen, und erst seit Stanleys Durchquerung des dunkeln Erdteils kann die Bezeichnung Kongo als für den ganzen Fluß feststehend betrachtet werden.

Schon 1484 85 war der Portugiese Diego Cão (Kano) welchen König Johann II. von Portugal zur Auffindung eines Seeweges nach Ostindien ausgesandt hatte, an die Mündung des Kongo gelangt,[61]) aber Jahrhundert auf Jahrhundert verging, ohne daß die Portugiesen trotz der mit den Eingeborenen unterhaltenen Handelsverbindungen tiefer in das Innere eindrangen. Ihre Kenntnis desselben blieb auf die unverläßlichen Erzählungen der Eingeborenen beschränkt, welche der Elfenbein- und Sklavenhandel mit den weiter stromaufwärts wohnenden Völkern in Berührung brachte. So kehren denn auf allen alten Karten mit zäher Hartnäckigkeit dieselben Fehler wieder. Noch auf Karten vom Ende des 17. Jahrhunderts sehen wir den Rio Zaire und den Nil, den einen westwärts, den andern nordwärts demselben See entströmen, welcher in seinem nördlichen Teil Zaire-See, im südlichen Zembre See heißt (siehe Seite 101 und von Tritonen und Syrenen bewohnt sein soll. Nicht nur an der Mündung, im alten Königreich Angoy und weiter stromaufwärts im Königreich Kongo, sondern noch bis zum 2.° südl. Br. hinauf finden wir am linken Ufer eine Menge Ortschaften verzeichnet, die leicht den Glauben erwecken könnten, daß Portugiesen schon lange vor Stanley den Stanley Pool erreicht haben — wenn man eben nicht wüßte, wie leichtgläubig und ohne nähere Prüfung die alten Kartographen alles, was ihnen erzählt wurde, und wenn es noch so unwahrscheinlich klang, in ihre Karten einzutragen pflegten. Am Oberlauf des Stromes spielte ferner auf den alten Karten das Land Anzicana eine wichtige Rolle, dessen Bewohner Menschenfresser sein sollten, und doch ist der Name Anziki, wie Stanley nachweist, kaum etwas anderes als eine Bezeichnung für alle Bewohner des Binnenlandes, welches gemeinhin „Usike" genannt wird. Wie konnte man aber genaue und verläßliche Nachrichten vom Binnenlande erwarten, wenn solche sogar vom Mündungsgebiet des Kongo fehlten! Die Einen lassen den Strom an der Mündung 28 Meilen breit sein, und andere behaupten, daß man sein gelbes Wasser noch 60 bis 100 Meilen über die Mündung hinaus im Meere unterscheiden könne. Das Geräusch der Kataraкte bei Vivi soll 2 bis 3 Meilen, nach anderen Angaben aber 80 Meilen weit vernehmbar sein.

Sehr viel wissen die Geographen des 15. und 16. Jahrhunderts vom Königreich Kongo zu erzählen, kennen genau alle staatlichen Einrichtungen, sowie die Geschichte des Landes seit dem Tage, an welchem im Jahre 1491 der König und die Königin von Kongo sich taufen ließen und in der Taufe die Namen Johann und Eleonore erhielten. Der Entdecker des Kongo, Diego Cão, hatte vier seiner Leute als Gesandte zum König gesandt, und als dieselben nicht wiederkamen, nahm er vier Kongoleute mit nach Portugal, wo dieselben sehr gut aufgenommen wurden. König Johann beauftragte den glücklichen Entdecker, nochmals an den Kongo zu fahren und den Versuch zu machen, dort Handelsverbindungen anzuknüpfen. Einer der mitgenommenen Kongoleute überbrachte seinem König die Aufforderung, die gefangenen Portugiesen freizugeben, was sofort geschah, worauf auch die Kongoleute entlassen wurden. Während ihrer Gefangenschaft am Kongo hatten aber die Portugiesen dort mit Erfolg Propaganda für den christlichen Glauben gemacht und die Gunst eines der angesehensten Männer am Hofe, des „Grafen" von Songo sich erworben. Auf dessen Veranlassung erbat sich der König christliche Priester zum Unterricht in dem neuen Glauben, ein Wunsch, der rasch erfüllt wurde. Am Neujahrstage 1491 ließ der Graf von Songo sich taufen und erhielt den Namen Emanuel, und bald darauf folgte der König seinem Beispiel. Die Lehre der römisch-katholischen Kirche verbreitete sich nun rasch, aber ohne den heidnischen Glauben völlig verdrängen zu können. Während sie äußerlich alle Gebote der römisch katholischen Kirche gewissenhaft befolgten, beteten die Kongo Neger auch noch heimlich zu ihren alten Götzen. „Bei vielen, ob sie sich schon rühmen Christen zu seyn, wird kein Christenthum gefunden, ausge

[61]) Zu Diego Cãos Begleitern zählte auch Martin Behaim, der vom König als Kosmograph der Expedition beigegeben worden.

nommen in gegenwart der Weissen, und an denen örtern, da ihnen solches Vorteil bringen kann. Sonsten seynd sie Heyden und Götzendiener." Und das blieben sie, trotzdem wiederholt auf Ansuchen der Könige von den Päpsten Kapuziner in ihr Land gesandt und überall Kirchen erbaut wurden.

Die Hauptstadt des Königreichs erhielt nun den Namen Salvador, den sie bis auf den heutigen Tag behalten hat, und schon im Jahre 1554 wurde ein Bischof für Kongo ernannt. Das Reich erstreckte sich im Norden bis zum Strome, westwärts bis zum Meer und ostwärts etwa 500 km. weit.[65] Trotz seiner Volkszahl und höhern Kultur vermochte es aber am Ende des 16. Jahrhunderts dem Anprall der Ajakkas nicht Stand zu halten. Das Heer des Königs Alvares I. wurde vor den Mauern der Hauptstadt geschlagen, San Salvador von den wilden Horden erstürmt und niedergebrannt, das Land weithin verwüstet. Der König, der sich auf eine Insel im Kongo geflüchtet hatte, bat die Portugiesen um Schutz und Beistand, und mit Hilfe von 600 Mann, welche der König von Portugal ihm sandte, gelang es ihm, sein Land zurückzuerobern. San Salvador entstand wieder aus den Trümmern, und die geflüchteten Missionäre kehrten zu den Stätten ihrer frühern Thätigkeit zurück. Um seine Dankbarkeit zu bezeigen, versprach Alvares I. dem König von Portugal, ihm „jährlich eine gewisse Anzahl Leibeignen zur Schatzung zu geben, und ihm dazu unterthänig zu sein", aber der König von Portugal lehnte die angebotene Unterwerfung ab, mit dem Bemerken, „daß er den König von Kongo vor seinen Bruder in den Waffen erkennte, und daß ihm seine neue Beständigkeit im Gottesdienste genug sey."

Die Beziehungen des Kongostaates zu den Portugiesen blieben noch lange freundschaftliche, und später wurden auch mit den Holländern Verbindungen angeknüpft. Fürst Moriz von Nassau sandte dem König von Kongo einen roten Sammtmantel mit Gold- und Silberbesatz, ein seidenes Gewand und einen mit Gold und Silber verzierten Hut. Der König von Kongo sandte dann noch eine Gesandtschaft nach Holland, welche dort großes Aufsehen erregte.

Diese Gesandtschaftssendungen nach Holland waren aber bereits eine Folge der getrübten Beziehungen zu Portugal. Die von dem letztern geleistete Hilfe war vergessen worden und man suchte sich immer mehr von den Portugiesen zu emanzipieren. Die Missionäre verließen Kongo, der Bischofsitz wurde von San Salvador nach San Paolo de Loanda verlegt, und langjährige Kriege zwischen den Herren der am Kongo gelegenen „Grafschaft" Songo oder Sonho und dem König von Kongo verwüsteten das Land. Die streitbaren Songoleute schlugen die Heere des Kongokönigs wiederholt, nahmen auch dessen Sohn gefangen, und erzwangen im Friedensschlusse die Abtretung mehrerer an ihr Land grenzenden Gebiete.

Die kurze Periode, während welcher der Kongostaat mit Europäern in Verbindung gestanden und von europäischer Kultur beeinflußt worden, ging rasch vorüber, und das Dunkel, das ihn früher umgab, lagerte

[65]) Im setzen der Grentzen des Königreichs Kongo seynd die Landbeschreiber sehr streitig. Etliche lassen es gegen Morgen an die Landschaften Lovoto und Kilongo, welche längst der See hin, auf der Sud- und Nordseite des Flusses Danda, der auf der Suderbreite von sechs Graden und einem halben lieget, sich erstrecken, und wohl 50 Meilen landwärtsein bis an die Grafschaft Sonho springen, seinen Anfang nehmen; und gegen Abend an die Ostgrentzen gemelter Grafschaft Sonho stoßen, gegen Mitternacht aber und Mittag an die Südseite des Flusses Zaire: wiewohl es nicht längst diesem Flusse hinleuft; dan er erstrecket sich von seinem Munde nach Nordosten zu, und Kongo Sudostlich. Und also bleiben noch andere Länder und Königreiche zwischen dem Flusse Zaire und Kongo liegen. Aber nach Pigafets und Linschohtens meinung grentzet dies Königreich gegen Mitternacht an Lovango, und Anfiko, gegen Mittag an Angola, und Malemba, gegen Morgen an die Kristal- Salpeter- und Silber-berge, an den Flus Verbele und das Königreich Kakongo, wie Jarrick wil, als auch an die Völcker Giaker oder Galer, der Konger Todtfeinde; und endlich gegen Abend an die Weltsee. Marmol hingegen giebet ihm zu Grentzen gegen Mitternacht das Königreich Benin; gegen Morgen die Insel der Azinguer oder Anziger, und die Mondekester, welche das gesümpfe des Meers Zambere bewohnen; daraus der Flus Zaire seinen Uhrsprung nehmen sol, als auch die Länder der Pangelinger, Quiler, Bamber, Kondonger, Sonner, Librer, Bankarer, Zakuler, Maria-Maria; und dan endlich gegen Mittag die Mohnberge, welche Kongo von Abissine, und Kafrarie oder Kaffersland scheiden. Es erstreckt sich längst der See hin, vom Flusse Zaire oder Kongo, welcher dies Königreich von Goi, und Kakongo absondert, bis an das Königreich Angola. Seine gröste Breite rechnen etliche auf 120 Meilen, und seine gröste länge, längst der See hin, auf 72. Ins gemein wird es in sechs Landschaften eingeteilet, als da seynd, Bamba, Songo oder Sonho, Sundo, Pango Batta, und Bembo. Dapper, Umbständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa ꝛc. Amsterdam, 1670 Seite 542.

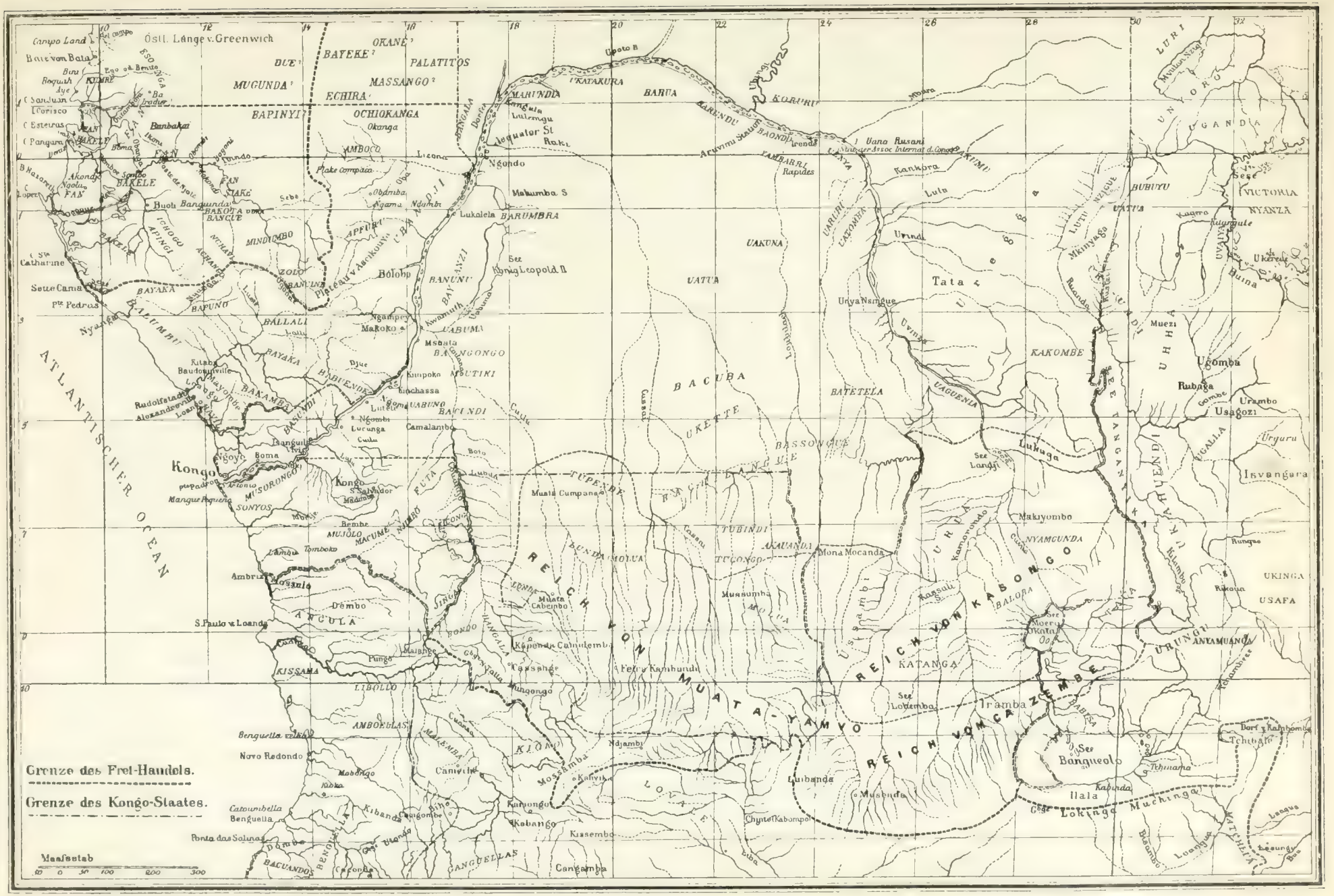
sich wieder über den Rovenstrom. Noch einmal versuchten zwar am Ende des 18. Jahrhunderts portugiesische Missionare in das Land einzudringen, aber die dort herrschenden Unruhen zwangen sie zur Umkehr, und der Versuch wurde nicht mehr erneuert.

Noch Dapper[1] berichtet, daß es in San Salvador zehn oder elf Kirchen gebe, darunter eine große oder Hauptkirche und daß „darinnen alle Tage gemeinglich drey oder vier Jesuiten die Schwartzen im Römischen Glauben und gubten Sitten unterweisen." Die Wohnhäuser der Eingeborenen waren von Lehm und mit Stroh gedeckt, die Strassen aber regelmäßig angelegt. Das Schloß des Königs war mit einer Mauer umgeben, und auf dem Berge, den es einnahm, befanden sich die Wohnungen der Hofleute. „Neben dem Schlosse seynd auch etliche Garte mit allerhand Nußkreutern und Bäumen, mit Backofen und anderen, bepflanzt. In demselben nebet man etliche Lusthäuser und Lustgänge, wiewohl alle sehr schlecht, jedoch nach ihrer landesweise prachtig und köstlich." Auch zwei Springbrunnen sollten sich in der Stadt befinden, welche „von sich selbst

Ponta da Lenha am untern Kongo.

aus der Erde springen." Die Hofhaltung des Königs war eine pomphafte. Ein großes Gefolge kam hinter ihm her, wenn er seinen Palast verließ, und „in seinem Schlosse," schreibt Dapper, „wird er von ohngefähr 100 Edelknaben, die alle ihre Wohnungen innerhalb des Schlosses haben, bedienet." Als im Jahre 1642 eine holländische Gesandtschaft nach San Salvador kam, wurde sie vom König bei Nacht empfangen. „Sie warden durch einen Weg von 200 Schritten, welcher zu beyden seiten mit Menschen besetzt war, die alle brennende Wachslichter in der Hand hielten, zu ihm geführet. Der König saß in einem kleinen Kapellichen, von Lemmerde aufgeführet, und mit Sträuchern gedeckt. Mitten darinnen hing ein Krohnenleuchter mit Wächsernen Lichtern. Er trug einen großen Nachtrock von güldenem Laken, und üm den Hals dreierlei starke güldene Ketten, am rechten Daumen einen gantz großen Granahtring, und an der linken Hand zwee große Schmaragden,

[1] Umbständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa und denen dazu gehörigen Königreichen und Ländern ꝛc. Durch O. Dapper. Amsterdam 1670. Seite 551.


Grenze des Frei-Handels.
Grenze des Kongo-Staates.
Maassstab
Kongo
REICH VON MUATA-JAMVO
REICH VON KAZEMBE
REICH VON KABONGO
ATLANTISCHER OCEAN
Ostl. Länge v. Greenwich
Banana
Boma
Matadi
Leopoldville
Stanley Pool
Equator
Lake Mohrya
Lake Albert
Lake Victoria Nyanza
Lake Tanganyika
Lake Bangweolo
Lake Mweru
Lake Kisale
Lake Leopold II
Lake Kamalondo
Lake Dilolo
Lake Lincoln
Lake Stefanie
Lake Rukwa
Lake Nyassa
Stanley Falls
Victoria Falls
Kassange
Pungo Andongo
Benguella
Novo Redondo
S. Paulo v. Loanda
Ponta das Salinas
Cabinda
Loango
Mayumba
Malimba
Mossamba
Kabango
Kassembo
Chiputa Kabompo
Luibanda
Musumba
Tanganyika
Iramba
Ilala
Lokinga
Muchinga
Tchimamo
Tchimbale
Bembe
Kibokolo
Kibamba
Kibanda
Kongombe
Kalunga
Kahuhu
Kahumbo
Kahumbe
Kahumbo
Kahumbo
Kahumbo

auch auf dem linken Aermel des Rockes ein güldenes Kreutz, darinnen ein ungemein wohlgeschliffener Krystal spielete. Das Haupt war gedecket mit einer zarten weißen Schlafmütze, des Königs gewöhnlicher Haupttracht; und die Füße gestiefelt mit grauen Stiefeln. An seiner rechten Seite stund ein Diener, welcher ihm mit einem Handtuche Luft zuwehte, und an seiner linken seite hielt ein anderer einen Zinnernen Bogen und Zinnernen Reichsstab, mit einem feinen gestrückten Tuche überdeckt. Er saß auf einem rohten Sammeten Spanischen Stuhle, daran oben gestückt stund: Don Alvarez, König von Kongo. Rechts vor ihm lag ein großes Türkisches Prunktuch über den Boden ausgebreitet; und über seinem Haupte hing ein Himmel von weissem Atlasse mit Gold gestückt, und rund herum mit güldnen Frantzen belegt. Ein wenig von ihm ab, auf seiner rechten seite, saß ein Tahlmetscher, Don Bernardo de Menzos, auf den Knieen, welcher zugleich Geheimschreiber war."

Die pomphaften Titel „Prinzen", „Herzöge", „Grafen" u. s. w., mit denen die alten Schilderer des Kongoreiches ungemein freigebig sind, darf man zwar im großen und ganzen nicht anders auffassen als die jetzt gebräuchlichen Titel „König" oder „King", aber doch läßt sich nicht leugnen, daß eine gewisse Kultur am Kongo bereits vorhanden war, als er im 17. Jahrhundert wieder in Nacht und Dunkel verschwand. Zum mindesten waren vielversprechende Keime vorhanden. Alle Pracht und Herrlichkeit des Kongoreiches verschwand aber unter den Wirren der Folgezeit und unter der wieder hereinbrechenden Barbarei, und die einst berühmte Hauptstadt San Salvador ist heute ein Dorf, das sich von anderen Negerdörfern nur durch einige Ruinen aus früheren Tagen unterscheidet.

Nach der mißglückten Reise der im Jahre 1781 nach Kongo gesandten Missionäre gaben die Portugiesen den Gedanken, sich in dem Lande festzusetzen, auf. Sie beschränkten sich auf einige Faktoreien, von denen aus Sklavenhandel getrieben wurde, räumten aber schließlich auch diese, und ein Versuch, sich nördlich vom Kongo festzusetzen, führte zu so lebhaften Protesten Frankreichs und anderer Mächte, daß er auch nicht durchgeführt wurde. Als französische Kriegsschiffe vor dem Fort erschienen, welches die Portugiesen 1784 in der Nähe von Kabinda zu bauen begonnen hatten, räumten diese das Fort, dessen Werke zerstört wurden. Der Handel Portugals mit der Küste wurde dadurch nicht unterbrochen, doch beschränkte er sich bis zur völligen Unterdrückung des Sklavenhandels auf die Ausfuhr von Sklaven. Portugal hielt bekanntlich zäh am Sklavenhandel fest, nachdem derselbe längst von allen anderen europäischen Mächten perhorresziert war, und wich nur Schritt für Schritt dem Drängen der letzteren. Im Jahre 1815 verpflichtete es sich zwar, nördlich vom Äquator nicht mehr Sklavenhandel zu treiben, aber umso eifriger betrieb es ihn in den südlich vom Äquator gelegenen Gebieten, wo es keine fremde Konkurrenz zu befürchten hatte. Insgeheim wurde der Sklavenhandel auch nördlich vom Äquator fortgesetzt, und Portugal blieb der traurige Ruhm, diesen die Menschheit schändenden Handel so lange geduldet und unterstützt zu haben, bis das Einschreiten Englands und die Wachsamkeit englischer Kreuzer ihm — und nun hoffentlich für immer — ein Ende machten. Wie an allen anderen Punkten der Westküste Afrikas, so wurde auch hier erst nach der völligen Unterdrückung des Sklavenhandels eine Ausbeutung der reichen Schätze des Landes möglich, wobei allerdings die Hauptrolle nicht den Portugiesen, sondern den Holländern zufiel, bis in jüngster Zeit unter der Einwirkung der großartigen Leistungen Stanleys das Kongogebiet eine Stätte des freien Wettbewerbes aller Nationen wurde.

Trotz des immer lebhafter werdenden Handelsverkehrs zwischen den Eingeborenen und den Faktoreien an der Strommündung reichte aber zur Zeit, als Stanley seine große Entdeckungsfahrt antrat, die Kenntnis des Stromes nur eine geringe Strecke aufwärts von der Mündung. Man wußte, daß das Königreich Kongo fortbestand, denn es war wiederholt von Reisenden besucht worden, so 1875 durch Leutnant Grandy, 1878 durch Comber. Die Hauptstadt des Königs oder Häuptlings, welche die Stelle des alten San Salvador einnimmt, wird von den Eingeborenen Ambassi genannt, und das Gebiet, über welches sich die Oberhoheit des Königs erstreckt, beträgt etwa 10000 □ Kilometer. Als Comber nach San Salvador kam, nannte sich der damals regierende Häuptling Dom Pedro noch stolz wie seine Vorfahren „König vom Kongo". Die Westgrenze des Kongoreiches lag am Kongo etwa 45 Kilometer von Nokki entfernt. Der Rest des linken Ufers

bis zur Mündung gehörte nicht mehr zum Kongoreich, sondern stand unter der Herrschaft vieler kleiner Könige und Häuptlinge, und nur einige wenige geboten über große Landstrecken. Genau bekannt war streng genommen nur das eigentliche Mündungsgebiet. Der Kongo entsendet dort nach allen Seiten eine Menge kleiner Flußarme, Creeks genannt, als suche er in seiner Hast, das Meer zu erreichen, unablässig nach einem nähern Wege zu demselben, aber alle diese Creeks bilden nur Sackgassen, und ungeteilt wälzt sich die gewaltige Wassermasse in den Ozean.

Gleich in der Mündung des Kongo liegt die alte holländische Niederlassung Banana, ein Platz, der berufen sein dürfte, in der fernern Entwickelung des Handels auf dem Kongo eine der wichtigsten Rollen zu spielen. An der Südseite des Stromes ragt dort die Landzunge Padrão ins Meer hinaus, auf welcher sich hinter einem Wall von Mangroven prächtiger Wald ausbreitet, und die Nordseite bildet eine kleine sandige Halbinsel, auf welcher die holländische Niederlassung liegt. Streng genommen ist Banana eine Insel, da es nur durch einen dichten Gürtel von Mangroven mit dem Festlande zusammenhängt und dieses nur zu Wasser erreicht werden kann. Der Platz war, als die Holländer sich dort festsetzten, zu einer Niederlassung wenig einladend, aber andererseits gerade wie geschaffen für ein Volk wie das holländische, welches den Boden seiner Heimat durch gewaltige Dammbauten dem Meere abgerungen hat und den Kampf mit demselben gewöhnt ist. Auf der einen Seite benagt der Kongo die schmale Halbinsel, und von der andern stürmt die Brandung des Atlantic gegen dieselbe heran. Mit derselben unermüdlichen Ausdauer, die sie daheim bethätigt, haben die Holländer starke Pfähle in den Meeresboden getrieben, den so gebildeten Damm durch Aufschütten von Erde und großen Steinen befestigt und erhöht, und dem lockern Boden der Halbinsel durch Anpflanzung zahlreicher Palmen mehr Halt und Zusammenhang zu geben versucht. So haben sie sich einen Posten an der vortrefflichen Fahrstraße gesichert, welche an der Halbinsel vorbeiführt. Der Kongo ist bei Banana so tief, daß ihn die größten Schiffe befahren können, und eine ganze Kriegsflotte findet dort noch einen hinreichend großen, bequemen Ankerplatz.

Das etwa 70 Kilometer weiter stromaufwärts gelegene Ponta da Lenha, der nächste bedeutende Handelsplatz am Kongo, bietet ein ähnliches Bild wie Banana.[67]) Auch dort hat der Mensch den zu seiner Niederlassung nötigen Boden dem Strome mühsam abringen müssen, und ohne die sorgsam unterhaltenen Dammbauten würde schon längst der Kongo seine Wellen über die Stelle wälzen, auf welcher die Station liegt, die von den Portugiesen den Namen Ponta da Lenha (Holzplatz) erhielt, weil dort die stromaufwärts gehenden Dampfer ihre Holzvorräte zu erneuern pflegen. Der Boden bei Ponta da Lenha liegt nur unmerklich höher als der Wasserspiegel, und so ist es dem Strom nicht schwer geworden, vor kurzem eine französische Faktorei, die gegen seine Minierarbeit nicht genügend geschützt war, völlig wegzuspülen. Wo sie einst stand, ist jetzt 6 Meter tiefes Wasser.

Ponta da Lenha liegt bereits außerhalb der Mangrovenregion, aber noch 70 Kilometer stromaufwärts, wo bei Boma vor Stanleys Reise die Kenntnis des Kongo ihr Ende erreichte, ist das Klima ein höchst ungesundes. Große Sümpfe, welche unmittelbar hinter den Wohnungen der Europäer beginnen, machen Boma zu einem der gefährlichsten Plätze im Kongogebiet. Bösartige Fieber herrschen dort, Scharen großer Moskitos, welche die Sümpfe ausbrüten, bilden eine der fürchterlichsten Landplagen, und zu alledem gesellt sich noch eine erdrückende Hitze, so daß noch kein Reisender länger als gerade unumgänglich nötig war, in Boma verweilt hat. Das Landschaftsbild, welches man hier vor sich hat, ist dagegen viel großartiger als in Banana und Ponta da Lenha. Der mit vielen Inseln, welche Myriaden von Wasservögeln beleben, bedeckte Strom hat eine majestätische Breite, und eine üppige Vegetation bedeckt die Ufer, aber im Wasser hausen auch Unmassen gefräßiger Krokodile, denen schon manches Menschenleben zum Opfer gefallen ist, und die, wie Johnston sagt, geradezu die Pest des Landes bilden. So fehlt denn auch hier, wie in allen Tropenländern, neben dem grellen

[67]) J. Monteiro, Angola and the river Congo. London, Macmillan & Co., 1857, I. Band, Seite 82

Licht der tief dunkle Schatten nicht und doch vermißt man die dunkleren Farbentöne in all den blendenden Bildern welche uns bisher vom untern Kongo entworfen wurden.

„Die Zahl unserer Adjektive," sagt Johnston, „ist zu dürftig, um den Pflanzenwuchs solcher Plätze wie Kissange annähernd zu schildern. Wir müßten in der Sprache Mittelafrikas reden welche mitunter sieben

Mangroven am untern Kongo.

verschiedene Ausdrücke für einzelne Gattungen der Waldgewächse hat. Über die gegenwärtigen Umzäunungen der hiesigen Faktoreien hinaus herrscht eine Üppigkeit vegetabilischen Wachstums, welche einer entsprechenden Darstellung, sei es mit der Feder oder dem Pinsel, spottet. Die heiße Sonne und der weiche Schlamm rufen eine Vegetation ins Leben, deren schlanke Großartigkeit und monströses Wachstum an die Wälder der Stein

kohlenperiode erinnert und vor unſeren Augen in unſeren entarteten Tagen die Majeſtät des Pflanzenreichs vergangener Epochen wieder hervorzaubert. An den ſumpfigen Stellen in der Nähe des Stromufers finden ſich Maſſen von glänzenden Orchideen, Liſſochilus giganteus, einer Feſtlandsart, welche oft bis zu ſechs Fuß Höhe vom Boden aufſchießt und oben eine ſolche Menge rötlich lilafarbener Blüten mit goldigem Kelche trägt, daß kaum eine Blume der Welt ihr an Schönheit und Zartheit der Formen gleichkommt. Dieſe Orchideen mit ihren hellgrünen lanzettförmigen Blättern und ihren langen herabhängenden Blütenſtengeln wachſen in Gruppen von 40—50 Exemplaren zuſammen, oft ſich widerſpiegelnd in dem ſeichten Pfuhl der um ihre Wurzeln ſtagnierenden Gewäſſer und den Vordergrund des tief dunkelgrünen Waldes mit zartem pfirſichfarbenem Licht erfüllend, ſo daß nach meiner Meinung kein Europäer es ohne Bewegung anſtaunen könnte. Die portugieſiſchen Kaufleute freilich, welche inmitten dieſer lieblichen Natur wohnen, beachten ſie kaum und lachten über den Eifer, mit welchem ich dieſes „Capim" — dies gemeine Gras oder Rohr, wie ſie es nennen, ſam

Der Kongo bei Boma.

melte und zeichnete. Gruppen einer Art Zwergpalme, Phönix ſpinoſa, welche eine halbwegs eßbare trockene Dattel trägt, ſchützen dieſe herrlichen Orchideen vor der Wegführung durch den Strom und erſcheinen als eine Art Waſſermarke, welche die Flut ſelten überſteigt; aber das Waſſer dringt doch oft durch dieſe ſchlammige und vegetabiliſche Schranke und bildet innerhalb des Zauns von Zwergpalmen viele kleine ſtille Lagunen, die nicht gerade ungeſund zu nennen ſind, weil ihr Waſſerinhalt von jeder Meeresflut ergänzt und bewegt wird. In dieſen von hohen Orchideengebüſchen mit ihren langen ſpatelförmigen Blättern und den weißglänzenden Deckblättern ihrer Blütenkelche, von Schraubenbäumen, wedelnden Ölpalmen und auf ihren vielen Wurzeln ſich wiegenden, ihre Blätter gegen den glänzenden Himmel wie gotiſche Bogenfenſter ausbreitenden Mangrovebäumen umſtandenen Lagunen und ihren Flächen ſtillen Waſſers hauſen und leben Myriaden tieriſcher Weſen." [68]

[68] H. H. Johnſton, Der Kongo. Reiſe von ſeiner Mündung bis Bolobo nebſt einer Schilderung der klimatiſchen, naturgeſchichtlichen und ethnographiſchen Verhältniſſe des weſtlichen Kongogebietes. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884. Seite 28.

„Mit welchen Augen," sagt Stanley „würde man den Kongo betrachten, wenn man auf einem Dampfer stände, wie sie den Mississippi befahren, der mit einer Geschwindigkeit von 12 Knoten den Strom durchschneidet und ein von einem bewährten Sonnensegel geschütztes Promenadendeck besitzt, auf welchem man auf- und niederschreiten kann, während in üppigster Weise auch für Kost und Logis gesorgt ist. Ich glaube, man würde dem Kongo den Vorzug vor allen anderen Flüssen geben. Unwillkürlich stellt man Vergleiche an. Der Rhein? Nun, der Rhein ist selbst an seinen malerischesten Stellen nur ein mikroskopisches Miniaturbild des untern Kongo, aber um diesen gehörig zu sehen und zu würdigen, muß man auch den Rheindampfer mit seinem Wein, seiner Tafel und bequemen Einrichtung haben. Der Mississippi? Der Kongo ist anderthalbmal länger und gewiß acht und zehnmal so breit als der Mississippi; man kann wohl ein Dutzend Kanäle auswählen, an denen man eine hübschere Vegetation findet, als an dem amerikanischen Strom. Es fehlt diesem die Palme und der Calamus, während jener ein Dutzend Palmenarten, Herden von Flußpferden, unzählige Krokodile, am Ufer des Festlandes und der Inseln lustig umherspringende Affen, wie Schildwachen im Zwielicht des dunkeln Waldes stehende Elefanten, auf der reichen Grasebene weidende braune und schwarze Büffel, große Scharen von Ibissen, schwarze, grüne und weiße Papageien und Perlhühner aufzuweisen hat. Der Mississippi ist ein ziemlich breiter Fluß von grauer Farbe, der zwischen niedrigen Ufern eingeengt wird und an dem hier und da Städte mit Holz- und Steinhäusern liegen; aber der Kongo ist auf seiner linken Hälfte theefarbig und auf seiner rechten fast kreideweiß. Man hat die Wahl, Thee oder Milch, Bordeaux oder Rheinwein. Und was Städte anbetrifft, so hoffe ich, daß die auch noch entstehen werden, wenn die allgütige Vorsehung unser Werk segnet; vorläufig ist an seinen geräumigen Ufern Raum genug für sie und das halbe Europa und noch Platz übrig. Der Nil? Man frage die braven englischen Soldaten, welche sich über die Kataraкte hinaufgearbeitet haben, wie sie über einen Festtagsausflug auf dem Nil denken. Die Donau? Sie kann hinsichtlich der Szenerie im Vergleich mit dem Kongo gar nicht genannt werden. Die Wolga? Noch weniger. Der Amazonenstrom? Auch nicht. Man muß den Amazonenstrom sehr weit hinauffahren, ehe man eine Landschaft findet, welche auch nur annähernd der Kongoszenerie gleichkommt."

In so begeisterter Weise hat Stanley und mit ihm noch manch anderer Besucher des Kongo die Vegetation an den Ufern des Riesenstromes geschildert. Umsomehr mußte es überraschen, daß fast zur selben Zeit, als der Entdecker des obern Kongo überall, wohin er in Europa kam, gefeiert und mit Ehrenbezeugungen überhäuft ward, eine Stimme laut wurde, welche die Schilderungen der Landschaft am untern Kongo für viel zu rosig gefärbt erklärte. Es war Hugo Zöller, der uns schon durch seine Forschungsreisen im Togo- und Kamerun-Gebiet bekannte Korrespondent der „Kölnischen Zeitung", der mit dieser überraschenden Enthüllung hervortrat. Noch voll der Eindrücke, welche er in Kamerun in sich aufgenommen hatte, betrat er das Kongogebiet in der durch die vorangegangenen Schilderungen gewiß gerechtfertigten Erwartung, dort eine noch großartigere Landschaft zu erblicken als am Kamerun. Was er sah, enttäuschte ihn. Nicht im entferntesten, berichtet er, könne die Flora am untern Kongo an Üppigkeit und Großartigkeit sich mit jener am Kamerun messen.

Das sind zwei scheinbar völlig verschiedene und unvereinbare Urteile, deren Erklärung jedoch nicht schwer zu finden ist. Stanley, der Optimist, sieht den Kongo mit den Augen des Verliebten, dem der Gegenstand seiner Zuneigung als das Ideal der Schönheit erscheint; Zöller dagegen trat an den Kongo mit der ruhigen Objektivität des Kritikers heran, der genau jedes Für und Wider abwägt, um zu erforschen, was Wahres an den aufgestellten Behauptungen sei. Die Vegetation am *obern* Kongo mag immerhin an Üppigkeit einen überwältigenden Eindruck ausüben, und auch jene am *untern* Kongo mag *Stanley* als eine der großartigsten erscheinen, welche in den *von ihm* durchreisten Teilen Afrikas anzutreffen sind – aber alle bisher vorliegenden Abbildungen von Gegenden am untern Kongo sprechen doch dafür, daß Zöllers Behauptung keine unbegründete ist, und eine genaue Prüfung der Berichte anderer Reisenden bestätigt dies. Der mächtige Strom, die reizenden Uferlandschaften, das großartige Gebirge – das alles sind Vorzüge

unſeres Kamerungebietes, die in gleicher Vereinigung am untern Kongogebiet zweifellos nicht anzutreffen ſind. Durch eine ſolche Abſchwächung der grellen Farben, mit denen Stanley uns das Bild ſeines Lieblings malt, wird aber keineswegs auch die Bedeutung des Kongo abgeſchwächt, die ja durchaus nicht auf der Beſchaffenheit der Ufergegenden ſeines Unterlaufes, ſondern auf der Wichtigkeit für den Handel beruht, welche die zentralen Gegenden des Erdteils, den er durchſtrömt, beſitzen. Noch viel weniger kann dadurch Stanleys großes Verdienſt geſchmälert werden, dem wir mit Ausnahme eines geringen Bruchteils die heutige Kenntnis des Rieſenſtromes verdanken.[69])

Stanley war, als er ſeine große Reiſe antrat, kein Neuling auf dem Boden des dunkeln Erdteils mehr. Seine Teilnahme am engliſchen Feldzug in Aſchanti, ſeine Reiſe zur Aufſuchung des verſchollenen Livingſtone hatten ihn mit den Verhältniſſen vertraut gemacht, und er war gewiß in erſter Reihe berufen, das durch Livingſtones Tod unterbrochene Werk des unerſchrockenen Miſſionars fortzuſetzen. Von einem Mann ſeiner Art war aber auch zu erwarten, daß er das Forſchungswerk in anderer Weiſe in Angriff nehmen werde als die meiſten ſeiner Vorgänger. Schon die Vorbereitungen zur Reiſe beſtätigten dies. Schon dieſe tragen den Stempel echt amerikaniſchen Weſens. Die während eines Geſpräches über die Verhältniſſe Afrikas unerwartet an ihn gerichtete Frage des Herausgebers des „Daily Telegraph“, ob er imſtande wäre, das Werk Livingſtones fortzuſetzen, und was nach ſeiner Meinung in Afrika zu thun ſei, beantwortet Stanley mit einem in großen Strichen entworfenen Plan, der ſo recht den raſch entſchloſſenen Mann der That kennzeichnet. Da ihn ältere Verpflichtungen noch an den New-Yorker „Herald“ feſſeln, will der Herausgeber des „Daily-Telegraph“ ihm die Freiheit des Handelns dadurch verſchaffen, daß er ſich mit dem amerikaniſchen Blatte zur Ausrüſtung einer Expedition verbündet. Auch dies wird nicht durch lange Verhandlungen erzielt. Das unterſeeiſche Kabel übermittelt Herrn Gordon Bennett, dem Eigentümer des „Herald“ die kurze Frage, ob er bereit ſei, ſich mit dem „Daily-Telegraph“ zur Ausrüſtung einer Afrika-Expedition unter Stanleys Führung zu verbinden, und raſch blitzt unter dem Meere die noch kürzere Antwort zurück: „Ja Bennett.“ Die Expedition iſt beſchloſſen, die nötigen Geldmittel geſichert, und Stanley trifft die Vorbereitungen zum Aufbruch.

Binnen 2 Wochen ſollte er ſchon aufbrechen. Die Vorbereitungen zur Reiſe mußten alſo mit der größten Eile getroffen werden. Nach Stanleys eigenen Angaben wurde von dem Schiffbauer Meſſanger in Teddington bei London ein Boot gebaut, welches in 5 Sektionen von je 8 Fuß Länge zerlegbar war, alſo leicht über Land transportiert werden konnte. Dieſes Boot, welches den Namen „Lady Alice“ erhielt, wurde aus $\frac{3}{4}$ Zoll dickem ſpaniſchem Zedernholz hergeſtellt, war 6 Fuß breit bei einer Länge von 40 Fuß und hatte 50 Zoll Tiefgang. Außer dieſem Boot wurden noch 2 kleinere und Pontons beſtellt. Ferner mußten all die zahlloſen Ausrüſtungsgegenſtände, welche die Expedition brauchte, angeſchafft werden: Waffen und Munition, Sättel, Seile, Lebensmittel, Arzneien, wiſſenſchaftliche Inſtrumente, und zu Geſchenken für die eingeborenen Häuptlinge wurden viele Ballen Waren verpackt. Zu allen dieſen Gegenſtänden, deren Mitnahme Stanley ſelbſt für notwendig hielt, kam in den letzten Tagen vor ſeiner Abreiſe eine wahre Hochflut von Geſchenken, mit denen ihn bekannte und unbekannte Freunde überſchwemmten: ein ganzes Warenlager von Piſtolen, Meſſern, Uhren, Pfeifen, Zigarren, Feldflaſchen, Arzneien. Fromme Seelen ſandten zur Verteilung an die Heiden ganze Ballen religiöſer Traktate, Gebetbücher und Bibeln. Das brauchbarſte Geſchenk waren 2 große Hunde, welche Stanley nebſt 3 dazu gekauften mitzunehmen beſchloß.

Wenn Stanley die Abſicht gehabt hätte, mit einem Heere am Kongo zu erſcheinen, ſo wäre es ihm leicht geworden, einige tauſend Mann für die Expedition anzuwerben. Über 1200 Briefe liefen ein, in welchen Perſonen aus allen Geſellſchaftsklaſſen ſich erboten, ihn zu begleiten. Der Augenblick zu einer Maſſeneinwanderung in das Kongogebiet war aber noch nicht gekommen, und Stanley begnügte ſich mit 3 Reiſe

[69]) Die höchſte vor Stanleys Reiſe bekannte Stelle am Kongo wurde im Jahre 1816 von der Expedition Tuckeys erreicht, welche von der Mündung des Stromes 400 Seemeilen aufwärts vordrang.

gefahrten, sämtlich jungen Engländern: dem Kommis Frederick Barker und den Söhnen eines Fischers in Kent, Frank und Edward Pocok, welche sich freiwillig als Begleiter angeboten hatten. Nachdem Stanley noch während eines fünftägigen Aufenthaltes in Amerika von seinen dortigen Freunden Abschied genommen, schiffte er sich nach Zanzibar ein.

Seine Erlebnisse in diesem Reiche, in welchem er kein Fremder mehr war, und sein Zug von Zanzibar zum Lualaba gehören streng genommen nicht in den Rahmen dieses Werkes und werden an anderer Stelle

Stanley vor seiner Reise.

geschildert werden (siehe „Europas Kolonien", Band III, „Ost Afrika"). Uns beschäftigen hier nur Stanleys Erlebnisse von dem Augenblick an, in dem er den von Livingstone entdeckten Lualaba erreichte. Der erste Teil des Zuges, von Zanzibar bis zu diesem Flusse, muß aber doch in Kürze erwähnt werden.

Am 12. November fuhr Stanley von der Insel Zanzibar nach dem gegenüberliegenden Kontinent, und 5 Tage später wurde der Marsch in das Innere angetreten. Da Stanley von seinem ersten Aufenthalte her in Zanzibar noch wegen seiner Freigebigkeit in gutem Angedenken stand, war es ihm nicht schwer geworden, eine genügende Anzahl Eingeborener zur Begleitung anzuwerben. Die Vorräte und sonstigen Ausrüstungs-

Eingeborene von Manyema

gegenstände der Expedition waren über 18000 Pfund schwer, also allein zum Transport derselben 500 Mann nötig, doch Stanley nahm noch 40 Mann als Reserve mit, um Ersatz für Kranke oder Ermattete zu haben. Die Leute verpflichteten sich durch schriftlichen Kontrakt vor dem amerikanischen Konsul, 2 Jahre lang Stanley treu zu dienen und ihm überallhin zu folgen, wohin er sie auch führen möge. Bei der Kontraktunterzeichnung erhielten sie 20000 Mark als Vorschuß; den Rest des Lohnes — je nach der Leistungsfähigkeit 2 bis 10 Dollars pro Monat — sollten sie nach beendigter Expedition erhalten und während der Reise von Stanley beköstigt werden.

Stanley zog nördlich von der gewöhnlichen Reisestraße nach Rosako, überschritt den Wamisluß, durchzog das Land Nguru und kam am 12. Dezember in Mpwapwa an. Als er von dort aufbrach, war seine Kolonne schon empfindlich geschwächt, denn 50 Mann waren unter Mitnahme ihrer Gewehre desertiert. Die Marenga-Mkali-Wüste wurde trotzdem ohne Verlust durchzogen, aber dann zwang die am 23. Dezember eingetretene Regenzeit, die mit einem heftigen Sturm begann, zu einem Aufenthalt in Singeh. Das Klima begann allmählich seine Macht fühlbar zu machen. Am 29. Dezember hatte die Expedition bereits 20 Kranke, und von den mitgenommenen 5 Hunden waren 3 gestorben. Stanley wandte sich nun norwestwärts, um das Südufer des Ukerewe zu erreichen. Durch ein bis zu 5800 Fuß über dem Meere emporsteigendes Hochland gelangte die Expedition in eine mit dicht verschlungenem Gestrüpp bestandene Wildnis, in welcher die Führer sich verirrten, 5 Mann den Tod fanden und die ganze Expedition, nachdem alle Lebensmittel aufgezehrt waren, mit Mühe und Not dem Hungertode entging. Einige Rasttage im Lande der Warimi stellten die Erschöpften wieder her, aber für viele waren die Strapazen des Marsches doch zu groß. Der Typhus wütete unter Stanleys Mannschaft, und am 18. Januar erlag demselben einer seiner europäischen Begleiter, Edward Pocock. Als Stanley nach einem 720 englische Meilen langen Marsch am 27. Februar (103 Tage nach dem Aufbruch) den Ukerewe erreichte, war die Expedition, trotzdem 89 Mann desertiert, 20 an Krankheiten gestorben und 24 im Kampfe gegen die Eingeborenen gefallen waren, noch 280 Mann stark, da es Stanley gelungen war, die Lücken durch Anwerbung neuer Mannschaft auszufüllen. Am Ukerewe gedachte Stanley längere Zeit zu verweilen, weshalb die „Lady Alice" zusammengesetzt und ins Wasser gebracht wurde.

Wir können hier Stanley auf seiner Umschiffung des Sees, auf seinen Reisen durch die Reiche Ukerewe, Uganda, dessen König Mtesa er auf einem Kriegszug begleitete, Udschidschi, Ubudschwe u. s. w. nicht folgen, und nehmen die Schilderung der Expedition erst von dem Tage wieder auf, an dem er das große Land Manyema erreichte, dessen Westgrenze der Lualaba bildet. Die Manyema, welche den echten äthiopischen Negertypus zeigen, tragen als Kleidung einen Schurz aus Antilopenfell oder Grastuch, und formen mit Zuhilfenahme von Lehm ihr Haar und ihren Bart zu Kegeln, Knöpfen, Knoten (siehe Seite 117), Halbmonden und Hörnern, während die Frauen ihr Haar über hutartige Einlagen von leichtem Rohr flechten, und es in Locken auf den Rücken herabfallen lassen. Ihre Hütten sind nicht kegelförmig, wie jene ihrer östlichen Nachbaren, sondern viereckig und tragen ein schräges Giebeldach. Die Vegetation in Manyema ist ungemein üppig. Bäume erreichen bis 100 Fuß Höhe und sind von Lianen umschlungen, die so dick sind wie Ankertaue, das Rohr wird so hart wie Bambus, und spitze und scharfe Gräser hemmen das Fortkommen, da sie wie Messer verwunden.

Am 11. Oktober erreichte die Expedition den Luama. Auch Livingstone und Cameron hatten diesen Fluß erreicht, aber beide waren, nachdem sie ihn überschritten, westwärts gezogen, während Stanley ihm bis zu seiner Mündung in den Lualaba zu folgen beschloß. Durch das Luamathal, in dem die Eingeborenen ihm freundlich entgegenkamen, dahinziehend, erblickte er am 17. Oktober von der Höhe eines Hügels den majestätischen Strom, von welchem bereits Livingstone berichtet hatte. In vielen Windungen schlängelte sich der Lualaba von Südost heran, und in seinem breiten Bette lagen viele mit Schilf und Bäumen bewachsene Inseln.

So stand denn nun Stanley an der Pforte jener geheimnisvollen Welt, in welche er eindringen wollte, und das große Rätsel, das seit Jahrhunderten der Lösung harrte, sollte vielleicht binnen kurzem gelöst sein.

Mit Jubelrufen hatten seine Gefährten den Strom begrüßt, und auch ihn erfüllte Begeisterung beim Anblick des Riesenstromes, der ihn an den heimatlichen Mississippi oberhalb seiner Vereinigung mit dem Missouri erinnerte. Der Weg, dem er zu folgen hatte, um seine Aufgabe zu lösen, war ihm genau vorgezeichnet. Wohin wälzten sich die Wassermassen, die er zu seinen Füßen sah? Ergossen sie sich in einen See im noch unbekannten Innern, oder flossen sie einem Strome zu, der in das Meer mündete? Die Antwort auf diese Frage mußte man erhalten, wenn man dem Lauf des Lualaba folgte, und Stanley beschloß, ihm zu folgen.

Unter heiteren Gesängen zogen seine Scharen am Flusse dahin und gelangten am 18. Oktober 1876 nach Nwana Namba, einer arabischen Handelsstation, wo Stanley mit dem Araber Tipputib zusammentraf, durch welchen er über Camerons Zug unterrichtet wurde. Er erfuhr, daß dieser nicht den Strom hinabgefahren war, sondern sich, von Tipputib begleitet, nach Süden gewandt hatte. Sein Plan, auf dem Lualaba abwärts vorzudringen, war an denselben Hindernissen gescheitert, welche bereits Livingstone nicht zu überwinden vermocht: an der Feigheit seiner Begleiter, an dem Widerstand der feindseligen Bevölkerung und am Mangel von Kanoes. Stanley schreckten aber solche Schwierigkeiten nicht ab. Er hoffte sie zu überwinden, wenn es ihm gelang, seine Schar durch einige hundert gut bewaffnete Leute zu verstärken, und es glückte ihm, mit Tipputib einen Vertrag zu schließen, in welchem dieser sich verpflichtete, gegen 5000 Dollars ihn mit einer Eskorte von 140 mit Gewehren Bewaffneten und 70 Speerträgern 60 Tagemärsche (von je 4 Stunden) flußabwärts zu begleiten. In Njangwe am Lualaba, welches Stanley am 45. Tage nach seinem Aufbruch vom Tanganjika erreichte, sollte Tipputib mit seinen Leuten zu ihm stoßen. Dann sollte sofort der Marsch durch Uregga angetreten werden, durch das Land der gefürchteten Menschenfresser, in welchem schon mehrere arabische Expeditionen ihren Untergang gefunden hatten.

Am 2. November kam Tipputib mit seinen Leuten an, und drei Tage später erfolgte der Aufbruch. Die Eskorte Stanleys bestand aus 400 Mann, welche Tipputib stellte (250 mit Gewehren bewaffnete Araber, Wangwana und Mischlinge, 100 mit Bogen, Speer und Schild ausgerüstete Eingeborne aus verschiedenen Ländern, der Rest Sklaven, dazu Weiber und Kinder), und aus Stanleys eigenen Leuten, zusammen 154 Männer, Frauen und Kinder mit 65 Gewehren.

Nun begann jener bewundernswerte Zug, welcher in der Geschichte der Entdeckungsreisen nicht seines gleichen hat, und auf welchem Stanley in 10 Monaten die 12 Längengrade breite Äquatorialzone des dunkeln Erdteils durchkreuzte, nach Überwindung unzähliger Hindernisse wohlbehalten an der Westküste des Erdteils ankommend, in welchen er von der Ostküste eingedrungen war. An die Fee des Märchens erinnert dieser Zug, unter deren Schritten überall aus dem sandigen Boden Blumen in üppigster Fülle hervorsproßten. In gleicher Weise bedeckten sich plötzlich wie mit einem Zauberschlag die weißen Flächen, welche auf den Karten Äquatorial-Afrikas die unerforschten Gegenden bezeichneten, mit einer Menge von Namen, und Gebirge, Flußläufe und menschliche Niederlassungen tauchten aus dem Dunkel hervor, das zu beiden Seiten des Äquators über dem Erdteil lagerte. Eine zweite Kolumbusfahrt hatte dem 19. Jahrhundert eine neue Welt erschlossen.

Die Expedition drang in den Mitamba genannten Urwald von Uregga ein, in welchem ein Chaos von Vegetation das Vordringen hinderte und das Laubdach so dicht war, daß kein Sonnenstrahl durchzudringen vermochte, und man im Walde nie wußte, ob außerhalb desselben die Witterung trüb war oder die Sonne hell schien. Aus dem schlammigen Boden des Weges spritzte bei jedem Schritte Wasser hervor, und von den Zweigen der Bäume träufelte ununterbrochen ein feiner Regen herab. Zu unserer Rechten und Linken, schreibt Stanley, türmte sich ungefähr zwanzig Fuß hoch das Unterholz auf, die niedere Welt der Vegetation. Der Boden, auf dem dasselbe gedeiht, ist ein dunkelbrauner vegetabilischer Humus, die seit Jahren angehäuften Überreste faulender Blätter und niedergefallener Zweige, ein wahres Treibhaus für das Pflanzenleben, ein Mistbeet, das, beständig mit Feuchtigkeit getränkt, in erstaunlichem Grade die Zeugungskraft der Natur in den feuchtwarmen Schatten der Tropen veranschaulicht. Da der unter dieser Dammerde liegende steife Lehm die Feuchtigkeit nicht durchläßt, so bietet sie beständig den Millionen von kleinen Wurzeln der Kräuter, Blumen

und Gebüsche reichliche Bewässerung. Die unzählbaren Arten von Gewächsen, welche mit so wunderbarer Schnelligkeit aufschießen, würden, wenn sie einem Sturme ausgesetzt würden, bald zum großen Teil auf dem Boden hingestreckt liegen. Aber wie vermöchten rauhe Windstöße in das tiefe Gefängnis dieses Waldschattens einzudringen? Der Sturm mag außerhalb dieser Welt von Blättern brausen, aber in ihrem tiefen Schoße würde doch die ungestörteste Stille herrschen. Man braucht nur an einem Bäumchen zu zerren und man bemerkt sogleich, daß die lockere Dammerde nicht die Kraft besitzt dasselbe festzuhalten und daß seine Wurzeln nicht in den Lehm eingedrungen sind. Selbst die Riesen des Waldes sind nicht tief eingedrungen, wie man an ihren zur Hälfte offen daliegenden Wurzeln sieht; sie scheinen sich in ihrer aufrechten Stellung mehr durch die Breite ihrer Basis, als durch einen festen, tiefen Griff in die Erde hinein zu erhalten.

In dieser Wildnis, in welcher Riesenschlangen im Laub verborgen auf Beute lauern, Scharen von Affen, Schimpansen und Lemuren brüllend sich von Ast zu Ast schwingen und es von unzählbaren Massen von Termiten auf dem Boden wimmelt, liegen die Dörfer der Kannibalen vom Stamme der Waregga zerstreut, 50 bis 175 Meter lange Reihen von Hütten, die dicht an einander gebaut sind. Bei diesem wilden Stamm fand Stanley ein in Afrika sehr seltenes Hausgerät, aus Wasserrohr zierlich gearbeitete Bänke mit Rückenlehnen, auf welchen 5 Personen bequem sitzen konnten. Die erwachsenen Männer trugen Mützen von Ziegen- oder Affenfell, die Häuptlinge aber solche aus Leopardenfell, wobei der Schwanz wie die Quaste am Fez hinten herabhing. Die Weiber trugen an den Armen und Beinen schwere eiserne Ringe, eine derselben wenigstens 12 Pfund eiserne und 5 Pfund kupferne neben einem Dutzend aus Muscheln (Achatina monetaria) zusammen gefügter Armbänder.

Täglich 8 bis 14 Meilen zurücklegend, kam Stanley am 15. November durch Wane Kirumbu, ein auf einer Anhöhe liegendes Dorf, von dem aus sich eine weite Fernsicht eröffnete. Was man sah, war aber nichts weniger als ermutigend. Soweit das Auge nach Norden und Nordosten zu dringen vermochte, gewahrte es nur waldige Hügel zwischen denen sich enge und tiefe Thäler hinzogen. Die Wangwana Tipputibs murrten schon seit einigen Tagen über die Strapazen, welche in diesem „Heidenwald" zu überwinden waren, und nun steigerten sich noch die Schwierigkeiten. „Das schreckliche Unterholz, welches hier den ganzen Raum unter dem Schatten der säulenförmigen Baumwoll- und der mastähnlichen Mvulé-Bäume vollstopfte, war ein Wunder der Vegetation. Es bestand aus Farnkräutern, Stechgras, Wasserrohr und orchideenartigen Pflanzen, untermischt mit wildem Wein, kabeldicken langen Zweigen der Ficus elastica und einzelnen Mimosen, Akazien und Tamarinden; ferner aus Lianen, Palmen verschiedener Arten, wilden Dattelbäumen, Raphia vinifera, Öl- und Fächerpalmen, Palmried und hundert anderen Varietäten, die sich jeden Zoll Raumes streitig machten und mit einer Üppigkeit und in solcher Dichtigkeit sich emporDrängten, wie sie nur eine so außerordentliche Treibhaus-Atmosphäre hervorbringen und erhalten konnte." Die Dunkelheit, die im Walde herrscht, die ungesunde Krankheiten erzeugende Atmosphäre, der feuchte Dunst, der aus dem Boden aufstieg und am Morgen so dicht war, daß man die Zweige in dem Laubdach droben nicht zu unterscheiden vermochte, der weiche Lehmboden, in welchem das Schuhwerk so abgenutzt wurde, daß Stanley bereits das letzte Paar Schuhe aus dem Vorratskoffer hervorholen mußte, und das dicht verschlungene Gewirr von Zweigen und Laubwerk, zwischen welchem man oft wilden Tieren gleich auf Händen und Füßen sich hindurchwinden mußte — alles das erschöpfte die Geduld der schwarzen Begleiter Stanleys, und Tipputib erklärte schließlich, daß seine Leute nicht mehr imstande seien, weiter vorzudringen. Er bat um Auflösung des Kontraktes, und nur mit großer Mühe gelang es Stanley, ihn zum Weitermarsch zu bewegen. Tipputib verpflichtete sich aufs neue, „Stanley" noch 20 Tagemärsche weit zu begleiten.

In Wane Kirumbu fand Stanley bei dem Häuptling gastliche Aufnahme und derselbe willigte auch, was von den Häuptlingen bisher am liebsten umgangen worden, in den Austausch von Geschenken. In Wane Kirumbu sah Stanley auch eine große Schmiede, in welcher Messer und Speerspitzen aus einem reinen Eisenerz verfertigt wurden. Der Ofen war ein 4 Fuß hoher Hügel aus festgestampftem Lehm, und das Erz wurde

in ein in seiner Mitte befindliches, zwei Fuß breites und ebenso tiefes Loch geschüttet. Vier Männer waren beschäftigt, vier Blasebälge mit doppelten Handgriffen in Bewegung zu setzen. Vier zum Boden des Schmelzofens geleitete Kanäle, in welche trichterförmige Thonröhren eingefügt waren, vermittelten den direkten Zutritt der Windströme, und am Fuße des Lehmhügels befand sich die Herdöffnung. Geheizt wurde der Ofen mit Holzkohlen. Dicht neben dem Herd befand sich die Schmiede, in welcher das Eisen verarbeitet wurde.

Kitete, Häuptling von Mpungu.

Stanley sah außer Waffen und Messern Bein- und Armbänder, kleine eiserne Knöpfe, Perlen u. s. w., und rühmt die Kunstfertigkeit, welche die Schmiede von Wane Kirumbu in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt erlangt haben.

Von Wane-Kirumbu ging es in nordwestlicher Richtung weiter, über hohe Bergrücken und durch schauerliche Schluchten, stets durch denselben düstern, feuchten Wald, in welchem große Tropfen von den

Bäumen niederträufelten. Nach 11 Meilen langem Marsch wurde das Dorf Kampunzu im Gebiet Avinza erreicht, in dessen Nähe noch mehrere kleine Dörfer liegen. Zu beiden Seiten der etwa 500 Meter langen Dorfstraße waren an 200 gebleichte Schädel halb in die Erde eingegraben. Es schienen Menschenschädel zu sein, Stanley erfuhr aber von seinen Führern, daß es Schädel der „Sokos" (Schimpansen seien, welche in den Wäldern häufig vorkommen und von den Eingeborenen gejagt werden, weil sie oft Raubzüge in die Bananenpflanzungen unternehmen. Das Fleisch wird verzehrt und soll wohlschmeckend sein. Aus dem dunkelgrauen Fell der Tiere werden Mützen verfertigt, die Zähne zur Verzierung von Sesseln benutzt, welche die Eingeborenen kunstvoll zu schnitzen verstehen. Der Häuptling ließ sich bewegen, mit seinen Leuten zur Affenjagd auszuziehen, da Stanley ein Sokofell mitnehmen wollte, aber der Jagdzug blieb erfolglos. Da Stanley nicht länger in Kampunzu verweilen konnte, begnügte er sich mit dem Ankauf einer aus Sokofell verfertigten Mütze und zweier Schädel, welche letzteren man ihm für einige Kauris überließ.

In Kampunzu schien Kupfer in Menge vorhanden zu sein. Es wurde sowohl zu Schmuckgegenständen, Arm- und Beinringen, Halsbändern aus Perlen und Kugeln, als auch zur Verzierung der Speerschafte und zu Messergriffen verwendet. Bewaffnet sind die Wawinzu mit kurzen Speeren und mit Bogen und Pfeilen, welche letzteren etwa einen Fuß lang aus Schilfrohr geschnitten, aber mit keiner Eisenspitze versehen, sondern einfach zugespitzt und in Pflanzengift getaucht werden, welches den größten Elefanten töten soll, wenn ihm auch nur eine leichte Wunde beigebracht wurde.

Nach eintägiger Rast in Kampunzu wurde am 19. November der Marsch fortgesetzt und die Karawane erreichte unter 5° 55′ südl. Br. und 25° 49′ östl. L. den nur noch 5 Meilen entfernten Lualaba, der an jener Stelle fast 1100 Meter breit war. Mit der Ankunft an diesem Flusse, den Stanley fortan den Livingstone nennt, hatte der erste Teil der großen Entdeckungsreise seinen Abschluß gefunden. Der breite schiffbare Fluß erleichterte nun das Vordringen. „Hier liegt," sagte sich Stanley, „eine breite Wasserstraße vor mir, welche sich, wie ein Pfad voll Licht, ihre Bahn durch das unbekannte Land nach irgend einem See hindurchgespaltet hat! Hier sind Wälder ringsum, mit denen sich tausend Flotten von Canoes bauen lassen. Warum sollten wir sie nicht bauen?"

Nachdem in geringer Entfernung vom Ufer ein Lager aufgeschlagen worden, versammelte Stanley seine Leute und hielt an sie eine feurige Ansprache, in welcher er ihnen mitteilte, daß er nun den gesuchten Pfad, der ihn zum Meere führen solle, gefunden habe. Dieser mächtige Strom fließe unbedingt ins Meer, und auf ihm wolle er hinabfahren. Er frage sie, ob sie bereit seien, ihm zu folgen.

Der Bootführer Uledi war der Erste, der sich bereit erklärte, Stanley zu folgen. „Und ich auch! Ich auch!" schallte es aus dem Haufen. Ein großer Teil stand aber still da und verhielt sich zurückhaltend, und als Stanley jene zählte, die fest entschlossen waren, ihm zu folgen, da waren es nur 38 — eine kleine Zahl, aber immerhin genug, um das Wagnis nicht für undurchführbar halten zu müssen, namentlich da man noch auf einer großen Strecke der Begleitung Tipputibs und seiner Leute sicher war.

Nachdem die Bootteile zusammengesetzt worden, bestieg Stanley mit seinen Leuten die „Lady Alice" und fuhr eine Strecke stromaufwärts zu einem Inselchen. Von dort konnte man durch das Fernrohr am linken Ufer zwischen den Bäumen halb verborgen mehrere Hütten unterscheiden, deren Bewohner am Wasser bei ihren Canoes versammelt waren und aufmerksam das Boot mit den fremden Männern zu betrachten schienen. Stanley fuhr zu dem Dorfe hinüber, und es gelang, sich mit den Bewohnern zu verständigen. Sie versprachen ihren Beistand bei der Überfahrt der Expedition, welche am nächsten Tage stattfinden sollte. Trotzdem wäre, wenn Stanley nicht mit großer Umsicht alle nötigen Anordnungen traf, um sich gegen Verrat zu schützen, am nächsten Tage wenigstens ein Teil der Expedition vernichtet worden, da die Eingeborenen plötzlich die Maske abwarfen und Miene machten, die Fremden anzugreifen. Als sie aber sahen, daß diese auf einen Widerstand vorbereitet seien, zogen sie sich schnell zurück, und Stanley benutzte den günstigen Augenblick, um einen Teil seiner Leute über den Fluß setzen zu lassen, die sich sofort oberhalb des Dorfes verschanzten.

Dann wurden die Eingeborenen durch einen Dolmetsch zur Einstellung der Feindseligkeiten aufgefordert, mit dem Bemerken, daß es nun, nachdem ein Teil der Expedition auf ihr Ufer gelangt sei, für sie besser sein dürfte, derselben freundlich zu begegnen. Sie ließen sich bewegen, Canoes zur Überfahrt zu stellen, und bald war die ganze Expedition bei ihrem Dorfe vereinigt.

Stanley lag daran, die Wenya — so hießen die Eingeborenen — freundlich zu stimmen, und er hoffte dies durch reiche Geschenke zu erreichen, aber die Scheu der Eingeborenen vor allen Fremden verhinderte die Ausführung dieses Planes, dessen Gelingen das Vorrücken der Expedition auf einer großen Strecke gesichert hätte. Alle Dörfer, die man am folgenden Tage besuchte, waren leer, die Bewohner derselben in die Wälder entflohen, und als die Leute, welche Stanley zum Einkauf von Nahrungsmitteln ausgesandt hatte, endlich in einem Dorfe auf Menschen stießen, wurden sie angegriffen und konnten sich nur durch schleunigste Flucht retten.

Stanley teilte nun seine Schar. Während 30 Mann auf der „Lady Alice" stromabwärts fuhren, rückte die Hauptmasse am Ufer vor. Wildes Kriegsgeschrei „Uhu-hu-hu!" ertönte aus allen Dörfern, denen sie sich näherten, aber überall flohen die Bewohner und ließen ihre ganze Habe schutzlos zurück. Nachmittags wurde die etwa 100 Meter breite Mündung des Flusses Ruiki erreicht, wo die Mannschaft der „Lady Alice" Halt machte, um das Eintreffen der zu Lande folgenden Abteilung abzuwarten, und indessen ein stark befestigtes Lager aufschlug. Als am nächsten Tage die zu Lande vorrückende Abteilung noch nicht eingetroffen war, fuhr ihr Stanley in der „Lady Alice" eine Strecke weit entgegen, ohne ihr zu begegnen. Auf dem Rückweg vernahm er Gewehrfeuer von seinem Lager her und kam gerade noch zu rechter Zeit, um entscheidend in einen Kampf einzugreifen, der sich dort entsponnen hatte. Etwa 30 Canoes hatten das Lager überfallen. Sie ergriffen, als Stanley sich ihnen näherte, unter wildem Kriegsgeheul die Flucht, einen Toten zurücklassend. Von Stanleys Leuten war trotz der großen Menge von Geschossen, welche in das Lager geschleudert worden, niemand verwundet. Schlimmer erging es der Landkolonne, welche erst am Nachmittag des zweiten Tages eintraf. Sie hatte sich im Walde verirrt und war dann von den Eingeborenen überfallen worden, welche drei Leute erschossen. Einer der Eingeborenen wurde gefangen genommen. Er sagte aus, daß sein Stamm den Namen Bakusu führe, und daß der große Strom weiter ostwärts fließe. Man zwang ihn, der Kolonne als Führer zu dienen, und so kam diese endlich in Stanleys Lager, wo man schon um sie besorgt zu werden begann.

Da der in den Livingstone mündende Ruiki den Weitermarsch hinderte, wurde durch die „Lady Alice" die ganze Reisegesellschaft in 4 Stunden auf das linke Ufer des Ruiki gebracht, und am folgenden Tage setzte man in derselben Weise wie bisher den Zug fort, nur hielt sich fortan die Land-Kolonne möglichst dicht am Ufer, um nicht wieder von dem Boote getrennt zu werden. Alle Dörfer, an denen man vorbeikam, waren verlassen. Wo man Eingeborene erblickte, ergriffen diese sofort mit dem Rufe „Wasambye! Wasambye!" die Flucht. Während der Fluß immer breiter wurde und die Entfernung zwischen den beiden Ufern allmählich auf 1600 Meter stieg, wurde das Vordringen auf dem Landwege immer schwieriger. Die Anstrengungen des Marsches, die Ausdünstungen der Dschungels und die unzureichende Nahrung hatten die Leute erschöpft, und der Kranken wurden mit jedem Tage mehr. Pocken und Ruhr brachen aus, und Stanley sah sich gezwungen, in mehreren verlassenen Canoes, welche man am Ufer fand und zusammenband, ein schwimmendes Lazaret zu errichten, da man die Kranken zu Lande nicht transportieren konnte.

Am 27. November verkündete unterhalb des Dorfes Nakanpemba dumpfes Brausen die Nähe von Stromschnellen. Stanley ließ die Landabteilung und das Lazaret unter Franks Befehl zurück und ging dann vorsichtig am Ufer weiter, um den fernern Stromlauf zu untersuchen. Er fand, daß die Weiterfahrt durch die Stromschnellen keineswegs unmöglich gemacht wurde. Felseninseln lagen in der Mitte des Stromes, und dort brauste dieser, zahlreiche Wirbel bildend, dahin, aber zwischen dem linken Ufer und den Inseln befand sich ein schmaler Kanal ruhigern Fahrwassers, welchem Stanley etwa 2 Meilen abwärts folgte. Er entdeckte

Großes Kriegscanoe der Aruwimi.

Kalulus Tod.

dabei 40 bis 50 mit Eingeborenen bemannte Canoes, welche in einem kleinen Schlupfhafen hinter überhängenden Zweigen halb verborgen im Hinterhalt lagen und offenbar auf den Moment warteten, in dem die Fremden auf dem Flusse vorbeikommen würden, um sie dann plötzlich zu überfallen. Er kehrte daher schleunigst, ohne bemerkt worden zu sein, in das Lager zurück. Dort erwarteten ihn unangenehme Nachrichten. Trotz seines strengen Verbotes, daß während seiner Abwesenheit niemand sich aus dem Lager entfernen dürfe, hatte Frank 6 Mann gestattet, in 2 Canoes die Stromschnellen hinabzufahren. Da diese unbedingt in den von Stanley entdeckten Hinterhalt geraten mußten, war keine Zeit zu verlieren, wenn man sie noch retten wollte. Mit 50 Mann auf dem bereits einmal betretenen Wege zurückeilend, erreichte Stanley den kleinen Hafen, in welchem früher die Canoes lagen, aber diese waren verschwunden. Bald entdeckten ausgesandte Kundschafter die Vermißten. Ihr Boot war in einen Strudel geraten, sie wurden unter das Wasser gerissen, kamen aber eine Strecke tiefer wieder an die Oberfläche. Es gelang ihnen, auf ihre umgestürzten Canoes zu klettern. Doch nun wurden sie von 6 feindlichen Canoes überfallen, deren sie sich mit Mühe und Not so lange erwehrten, bis Stanleys Leute herankamen und die Angreifer durch einige Schüsse vertrieben.

Dieser Vorfall hatte unangenehme Folgen. Tipputib und die Araber, die Stanley seit einigen Tagen nur widerwillig folgten, versuchten abermals ihn zur Umkehr zu bewegen. Sie wiesen darauf hin, daß die Mannschaft durch Drangsale, Entbehrungen und Krankheiten geschwächt sei, daß man sich in einem Lande befinde, in welchem man überall Spuren von Kannibalismus begegne, und daß nun sogar der Strom durch die Stromschnellen versperrt sei. Es gelang trotzdem nochmals, ihren Widerwillen gegen ein ferneres Vordringen zu überwinden. Stanley rekognoszierte erst mit 20 Mann den Strom, um sich zu überzeugen, ob weiter unten noch Stromschnellen vorkämen, und da er nirgends auf Hindernisse stieß, gab er am 29. November der Landkolonne und den Booten Befehl zum Aufbruch.

Während des nächsten Nachtlagers wurden 2 Eingeborene gefangen, die sich in das Lager verirrt hatten, ein Greis und ein etwa sechzehnjähriger Bursche. Beide waren echte Wilde, völlig vertiert, und die freundliche Aufnahme, die sie fanden, brachte auf sie keine Wirkung hervor. Der Greis riß Stanley die Kaurimuscheln, die er ihm anbot, aus der Hand, „wie ein bissiger Hund nach einem Stück Fleisch, das ihm ein Fremder reicht, schnappen würde", und der junge Bursche verweigerte bald unter dem Vorwand, daß er müde sei, jede Antwort. Man beschenkte beide und ließ sie laufen. Am Morgen kamen 3 Canoes zum Lager. Die in ihnen befindlichen Eingeborenen unterhielten sich eine Zeitlang mit Hilfe der Dolmetscher mit Stanley, und als auf ihre Bitte einer der Begleiter desselben Trommel und Schlägel ergriff und einen Wirbel erschallen ließ, brachen sie in Beifallsjubel aus, ruderten aber plötzlich davon.

Am 30. November erreichte die Expedition den Marktplatz Usako Ngongo am nördlichen Ufer eines kleinen Nebenflusses. Die Marktplätze am Livingstone, auf denen sich an bestimmten Tagen die Bewohner der Umgend einzufinden pflegen, sind große Grasplätze im Walde. Im Schatten mächtiger Bäume lagern dort die Bakusuleute „mit ihren Cassavekörben, ihren Matten aus Palmenfasern und Schilfgras, ihren Kürbissen voll Palmwein, ihren Bohnen und Mais, Hirse und Zuckerrohr, ihrer Töpferware, mit den Kupfer-, Eisen- und Holzarbeiten ihrer Handwerker, mit dem scharlachroten Gabanholze, mit ihren Gemüsen, Bananen und Pisangfrüchten, ihrem Tabak nebst Pfeifen und Troddeln, ihren Fischnetzen und Körben, mit ihren Fischen und einer Menge von Gegenständen, welche zu produzieren sie ihr Geschmack und ihre Bedürfnisse gelehrt haben. Alles ist dann voll muntern Lebens und eifrigen Tauschhandels bis um die Mittagszeit, wo der Platz wieder still und menschenleer daliegt, eine Beute der von keiner Nachfrage belebten düsteren Schatten, in denen der Habicht und der Adler, der Ibis, der graue Papagei und der Affe ungestört fliegen, kreischen und brüllen mögen." Der Marktplatz Ukongeh, der am 1. Dezember erreicht wurde, wird von den Wahika besucht, an deren Gebiet jenes der menschenfressenden Bakusu grenzt, von welchen die Araber wiederholt blutig zurückgeschlagen worden sind, wenn sie versuchten, in ihr Land einzudringen.

Am 5. Dezember wurde Ikondu (unter 2° 53′ südl. Br.) erreicht, ein sehr großes Dorf oder richtiger gesagt, eine ganze Reihe von Dörfern, da an einer etwa 50 Fuß breiten und 2 Meilen langen Straße mehrere Dörfer lagen, deren jedes vom andern höchstens durch einen Zwischenraum von 50 bis 90 Meter getrennt war, in welchem sich der Begräbnisplatz der Könige befand. Die zierlich aus Panicumgras (Fennich) verfertigten, 7 Fuß langen und 6 Fuß hohen Hütten glichen doppelten Vogelkäfigen, welche sich zwar unter demselben Dache befanden, aber durch ein in der Mitte befindliches Zimmer, in welchem die Familie Besuche zu empfangen und ihre häuslichen Geschäfte zu verrichten pflegte, geschieden waren. Einwohner waren nirgends zu sehen, obwohl in den Ortschaften mindestens 2000 Menschen leben mußten. Sie hatten bei der Annäherung der Expedition die Flucht ergriffen, alle ihre Habe zurücklassend. In den Häusern und in den Pflanzungen waren Lebensmittel in Menge vorhanden, aber die düstere Stimmung, welche die ablehnende Haltung aller Eingeborenen hervorgerufen, wurde dadurch nicht zerstreut. Die Begleitung Stanleys bot seit einigen Tagen ein Bild des Jammers. Die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle mehrte sich in erschreckender Weise, Pocken, Ruhr und Typhus forderten stets neue Opfer, „mehr als 50 litten infolge von Ansteckung an der Krätze, etwa 20 an bösen Geschwüren, viele klagten über Brustkrankheiten oder hatten Seitenstechen oder die Lungenentzündung.“ In Ikondu war die Zahl der Kranken bereits so groß, daß Stanley beschloß, ein am Ufer vorgefundenes schadhaftes altes Canoe ausbessern zu lassen, um auch dieses noch als Lazaret zu verwenden.

Während die Zimmerleute mit der Ausbesserung des Canoes beschäftigt waren, wurde in einem nahen Gebüsch ein Eingeborener entdeckt und ins Dorf gebracht. Er war nur 1,58 Meter hoch, krummbeinig und dünnschenkelig, die Haut hell schokoladenfarben, der Kopf groß, das Gesicht mit einem dünnen, zottigen Bart umrahmt. Bewaffnet war der Zwerg mit einem Bogen und winzig kleinen Pfeilen, die sich als vergiftet herausstellten. Da das von ihm ausgesprochene Wort „Watwa“ Stanley auf die Vermutung brachte, daß er ein Angehöriger eines den Watwa-Zwergen verwandten Stammes sein könne, befragte er einen seiner Führer, ob er diesen ähnlich sehe, was derselbe bestätigte, jedoch mit dem Bemerken, daß die Watwa, welche er gesehen habe, wenigstens um einen Kopf kleiner seien. Der Gefangene erteilte auch Auskunft über den Ort, wohin seine Stammesgenossen sich geflüchtet hatten: sie befanden sich sämtlich auf dem andern Ufer.

Der Zwerg erzählte dann von dem mächtigen Stamm der Wasongora Meno (das Volk mit den spitz gefeilten Zähnen), welche weiter flußabwärts wohnten. Die Bekanntschaft derselben sollte die Expedition schon am nächsten Tage in nichts weniger als angenehmer Weise machen. Um vier Uhr nachmittags ertönten vom rechten Ufer die Kriegshörner und 14 große Canoes näherten sich dem Lager, welches Stanley bei Unya-N'ginge, einer etwa eine Meile langen Stadt, hatte aufschlagen lassen. Obwohl ihnen sofort durch die Dolmetscher zugerufen wurde, daß man in friedlicher Absicht komme, gingen die Wasongora doch zum Angriff über und überschütteten das Lager mit ihren vergifteten Pfeilen, durch welche 3 von Stanleys Leuten verwundet wurden. Das Gewehrfeuer der Angegriffenen richtete jedoch in wenigen Minuten solche Verwüstungen in ihren Reihen an, daß sie umkehrten und in wilder Hast stromaufwärts ruderten. Die Expedition hatte keine Verluste zu beklagen, da durch sofortige Anwendung von Ätzmitteln die Verwundeten gegen die Wirkung des Giftes geschützt wurden.

Dieser Kampf war nur das Vorspiel zu einem viel heftigern und gefährlichern, den die Expedition am 18. Dezember zu bestehen hatte. Stanley war wieder mit den Booten, in denen sich über 70 Kranke befanden, vorausgefahren, als sie plötzlich aus dem Dickicht am linken Ufer beschossen wurden. Er ließ sofort auf das andere Ufer hinüberrudern und begann dort in größter Eile auf einem Markt-Grasplatz einen hohen Reisigzaun zu errichten, an dessen Ecken Schießstände für die Scharfschützen angebracht wurden. Die Befestigungsarbeiten waren kaum vollendet, als auch schon die ins Gebüsch gesandten Kundschafter mit der Meldung zurückkamen, daß der Feind anrücke, und bald darauf füllte sich der freie Platz vor dem Lager mit hunderten

Wilder, welche unter gellendem Geschrei und dem betäubenden Lärm der Kriegshörner heranstürmten. Ein erbitterter Kampf begann. „Immer wieder," schreibt Stanley, „sprangen die Wilden gegen unsere Pallisaden an und schleuderten Speer auf Speer mit tötlicher Kraft in das Lager, doch immer wieder wurden sie zurück getrieben. Bisweilen berührten die Mündungen unserer Flinten fast ihre Brust. Das Kreischen und Schreien, die ermutigenden Zurufe die knatternden Salven unserer Scharfschützen, die weithin schallenden Kriegshörner, das gellende und herausfordernde Geschrei der Kämpfer, das Stöhnen und Jammern der Weiber und Kinder in dem Lazaretlager alles dies zusammen brachte ein wüstes Gewirr gräßlichen Lärms und Getöses hervor, das nie aus meinem Gedächtnis schwinden wird." Zwei Stunden lang währte der Kampf, und erst mit Anbruch der Dämmerung zog der Feind sich ins Gebüsch zurück. In der Nacht versuchte er nochmals einen Angriff, der ebenfalls mißglückte.

Am Morgen fuhr Stanley auf das andere Ufer hinüber und rekognoszierte die Umgegend. Er entdeckte etwa eine Viertelmeile unterhalb seines Lagers eine große Stadt, die aus mehreren, durch kleine Zwischenräume voneinander getrennten Niederlassungen bestand, und faßte den Entschluß, sich einer derselben zu bemächtigen, um dort verschanzt die Ankunft der Landkolonne abzuwarten. Die Überfahrt gelang ohne Verlust, eines der leer stehenden Dörfer wurde besetzt, und als die Wilden bald darauf versuchten, die Eindringlinge zu verjagen, wurden sie durch das Feuer der an den Ausgängen des Dorfes postierten Schützen zurückgetrieben. Die kurze Waffenruhe, die dann eintrat, benutzte Stanley, um auf einer Strecke von 100 Metern rings um das Dorf alles Unkraut und Gras aushauen zu lassen, damit der Feind es nicht in Brand stecken könne. Das Dorf wurde außerdem in aller Eile so gut als möglich befestigt. Wie gut die von Stanley getroffenen Anordnungen waren, zeigte sich gleich am nächsten Morgen, da die zu einem neuen Angriff anrückenden Wilden sofort umkehrten, als sie, aus dem Walde herausdringend, die jetzt zwischen diesem und dem Dorfe befindliche Lichtung gewahrten. Gegen Mittag kam aber eine Menge Canoes in Sicht, in welchen sich 500 bis 800 Wilde befanden, welche unter Trommelwirbel, dem Schmettern von Kriegshörnern und wildem Kriegsgeschrei: „Bo-bo, bo bo, bo bo o o oh!" sich von der starken Strömung gegen das Dorf herabtreiben ließen, während gleichzeitig andere Scharen vom Walde her einen Angriff versuchten. „Dies war ein Moment," schreibt Stanley, „in welchem jeder Einzelne fühlte, daß ihm nur die Wahl zwischen einem tapfern Kampfe oder dem tragischen Geschick blieb, sich als kopfloser Leichnam in den Strom schleudern zu lassen. Unsere fortwährenden und erfolgreichen Kämpfe um ein sehr unsicheres Dasein hatten angefangen, selbst die Feigsten mit jenem Stolz des Lebens zu beseelen, den das Bewußtsein der Überlegenheit erzeugt, und mit jenem Gefühl der Unverletzbarkeit, welches das häufig geglückte Entkommen aus Not und Gefahr nährt und verstärkt." Die Leute Stanleys schlugen sich mit großer Bravour, und als während des Kampfes die Landkolonne eintraf, zog sich der Feind zurück jedoch nicht als ein verzagender Besiegter, sondern den Belagerten voll Verachtung zurufend, daß er sie doch noch bezwingen werde, und daß ihnen jede Möglichkeit sowohl zur Flucht als zum weitern Vordringen abgeschnitten sei.

Stanley beschloß, um sie einzuschüchtern, nun selbst offensiv vorzugehen, und benutzte die stürmische Nacht zur Überfahrt nach der gegenüberliegenden Insel hinter welcher die Canoes des sich zurückziehenden Feindes in geheimnisvoller Weise verschwunden waren. Auf der Insel brannten große Feuer, bei welchen man die Wilden lagern sah, die Canoes aber lagen unbewacht am Ufer festgebunden. Es gelang Stanley, indem er unter Vermeidung jeden Geräusches vorsichtig im Schatten der Ufer heranfuhr, unbemerkt 50 Canoes darunter mehrere große, abzuschneiden und in die Strömung hineinzustoßen. Frank Pocock, der mit etwa 20 Mann in vier Canoes unterhalb der Insel postiert war, fing die ihm entgegentreibenden Canoes auf, und um 5 Uhr morgens waren sie alle beim Lager in Sicherheit gebracht.

Die Wirkung dieses glücklichen nächtlichen Zuges blieb nicht lange aus: die Wilden begannen zu unterhandeln. Am 22. Dezember wurde mitten auf dem Strom Frieden und Blutsbruderschaft geschlossen. Die Wavongora erhielten 15 Canoes zurück, 25 aber behielt Stanley gegen eine hinreichende Entschadigung.

Obwohl die Expedition in den Kämpfen der letzten Tage 4 Tote und 13 Verwundete verloren hatte, waren diese Verluste gegenüber dem Gewinn einer so großen Anzahl Canoes, welche das fernere Vordringen wesentlich erleichtern mußte, von keiner großen Bedeutung. Doch gerade jetzt, als durch den Friedensschluß mit den Wasongora das größte Hindernis, welches dem weitern Vordringen entgegenstand, beseitigt war, erwuchs demselben ein neues: Tipputib kündigte Stanley an, daß er entschlossen sei, mit seinen Leuten umzukehren.

Von den 20 Tagereisen, zu denen Tipputib sich verpflichtet hatte, waren erst 12 zurückgelegt, aber Stanley willigte doch in die Auflösung des Vertrages, da er einsah, daß es unmöglich sei, die durch Krankheiten geschwächten und durch die letzten Kämpfe entmutigten Leute zum Ausharren zu bewegen. Er beschenkte sie trotz der Nichterfüllung des Vertrages noch reichlich und stellte an Tipputib nur die eine Forderung, daß er seinen Einfluß auf die Sansibarioten benutze, um wenigstens diese zum treuen Ausharren zu bewegen. Das Weihnachtsfest wurde froh verlebt, und mit einem Festmahl, Wettfahrten in den Canoes und Wettrennen gefeiert, an welchem letztern sich unter allgemeinem Jubel auch Frauen beteiligten. Und dann kam die Stunde der Trennung. Am 28. Dezember schiffte sich Stanley mit den ihm treu gebliebenen Sansibarioten, 149 an der Zahl, in 22 Canoes ein, deren je zwei zusammengebunden waren, um das Umschlagen zu verhindern, und während die zurückbleibenden Araber ein Abschiedslied anstimmten, fuhr die Flottille stromabwärts, einer ungewissen Zukunft entgegen . . .

Das Land Vinya-Dschara, durch das man fuhr, war stark bevölkert. Man kam an 14 Dörfern vorbei, die dicht bei einander lagen, und später noch an vielen kleinen Dörfern. Die Eingeborenen zeigten sich freundlich und tauschten Geschenke aus. Unterhalb der Mündung des Kasuku, wo der Livingstone beinahe 1650 Meter breit wird, zeigten sich in dem volkreichen Distrikt Luvala die Eingeborenen minder freundlich. Krieger in Federschmuck, mit schwarzen Holzschilden und langen Speeren kamen unter dem Schall der Kriegstrommel vom Ufer heran. Obwohl Stanley ihnen durch die Dolmetscher laut zurufen ließ: „Semmeneh!“ (Friede!), verwehrten sie doch die Weiterfahrt, und nur mit Mühe und Not konnte die Flottille sich ihrer Verfolgung entziehen. Auf dem rechten Ufer, an welches sie sich flüchtete, empfing sie gleichfalls der Lärm der Hörner und Trommeln, und in Canoes herankommende wilde Männer überschütteten sie mit einem Hagel von Speeren. „Fleisch! Fleisch!“ brüllten die Kannibalen. „Ah ha! Wir werden Fleisch in Menge haben! Bo-bo-bo-bo! Bo-bo-bo-bo-o-o!“

Die Expedition fuhr an der 365 Meter breiten Mündung des Urindi vorüber und schlug unterhalb derselben auf dem rechten Ufer ein Lager auf. Bald darauf ertönten auf dem 21 bis 24 Meter hohen gegenüberliegenden Ufer die Kriegstrommeln, und Canoes mit Bewaffneten kamen herübergefahren. Diese unternahmen zwar keinen Angriff, riefen aber den Fremden zu, daß sie am nächsten Morgen wiederkommen würden, um sie für einen großen Schmauß, den sie veranstalten wollten, zu schlachten. Stanley gab daher beim ersten Morgengrauen Befehl zum Aufbruch, und erreichte am 30. Dezember ungehindert die etwa 1000 Meter breite Mündung des imposanten, von Ost-Süd-Ost kommenden Low-wa oder Rowwa, wo ein plötzlich hereinbrechendes Unwetter ihn zwang, am Nordufer des Stromes im Urwalde ein Lager aufzuschlagen. Die Bewohner der Flußufer waren friedlich und brachten riesige Pisangfrüchte zum Verkaufe. Nachdem der Regen aufgehört hatte, wurde die Fahrt fortgesetzt, aber es hatte sich ein so heftiger Sturmwind erhoben, daß zwei Canoes umgeworfen wurden und zwei Leute ertranken. In den Canoes gingen 4 Gewehre und 1 Sack Pulver unter. Das linke Ufer schien dicht bevölkert zu sein. Wieder ertönte von dort die Kriegstrommel und Canoes stießen vom Ufer, aber die Strömung trieb die Boote der Expedition rasch vorüber, ohne daß es zum Kampfe kam. Der Neujahrstag dagegen brachte abermals einen Zusammenstoß mit Kannibalen, welche heulend nach „Wadschiwa-Fleisch“ verlangten und durch Gewehrsalven zurückgetrieben werden mußten, und am 2. Januar kam es zu einem mehrstündigen Kampf mit den Anu-Nyam. Der folgende Tag brachte eine angenehme Überraschung. Als sich vom Ufer Canoes näherten, rief man ihnen wie gewöhnlich „Semmeneh!“ zu, aber während in den letzten Tagen diese Aufforderung zum Frieden stets nur mit Hohn aufgenommen

worden, ertönte es jetzt freudig aus hundert Kehlen als Gegengruß: „Sennemeh! Sennemeh!“ Die Kankoro, wie sie sich nannten, verabscheuen den Genuß von Menschenfleisch, und die Expedition fand bei ihnen freundliche Aufnahme. Sie brachten Kürbisse, Hühner, Bananen, Gemüse, Kartoffeln, Cassava u. s. w. Durch sie erhielt Stanley auch Nachrichten über den weitern Lauf des Stromes. An das Land Kankoré sollte das Gebiet der Mwana Ntaba, eines kriegerischen Stammes grenzen, welcher bis zu den Wasserfällen wohne, wo das Wasser in wildtosendem Aufruhr sich über einen Berg hinabstürze. Die Kankoré rieten, umzukehren, da es unmöglich sei, über die Wasserfälle hinwegzukommen.

Was sie von ihren Nachbaren, den Mwana Ntaba, erzählt hatten, erwies sich als nur zu wahr. Eine Menge riesiger Canoes, in denen sich halb weiß, halb rot bemalte Krieger befanden, überfiel die Expedition. In dem Kampf, der sich entspann, wurde das größte der feindlichen Canoes, welches 26 Meter lang und an der Seite mit einem aus Holz geschnitzten Krokodil verziert war, genommen und von 50 Mann besetzt, wogegen eins der alten kleinen Canoes aufgegeben wurde. Um 4 Uhr nachmittags passierte man die Mündung eines 180 Meter breiten Flusses, den die Eingeborenen Kankora nannten und dem Stanley zu Ehren des Königs der Belgier den Namen Leopoldfluß gab. Bald darauf verengerte sich der Strom, und man vernahm immer deutlicher das dumpfe Brausen eines Wasserfalles. Es war der erste der 7 Katarakte der Stanley-Fälle, dem man sich näherte.

Gleichzeitig mit dem Rauschen des Wasserfalles vernahm man auch schon wieder das Kriegsgeschrei der Eingeborenen. Einen Augenblick unentschlossen, was zu thun sei, entschied sich Stanley schließlich dafür, die Wilden selbst anzugreifen. Eine Viertelstunde tobte der Kampf, aber der Feind wich diesmal nicht so leicht. Um ihn doch zu vertreiben, nahm Stanley seine Zuflucht zur List. Er fuhr eine Strecke stromaufwärts zurück, teilte dann seine Streitkräfte und sandte den Führer Manwa Sera mit einigen Leuten ans Land, um den Wilden in den Rücken zu fallen, während er sie mit dem Rest der Flottille nochmals vom Wasser aus angriff. Zwischen ein Kreuzfeuer genommen, wichen die Wilden zwar zurück und die Bootmannschaften konnten landen, aber der Kampf währte noch bis in die Nacht fort, und erst um 10 Uhr fanden die ermüdeten Leute Stanleys, nachdem sie noch in Eile eine Verschanzung von Reisig hergestellt, die so nötige Ruhe.

Der nächste Tag brachte neue Kämpfe. Die Mwana Taba, mit denen man bisher gekämpft, erhielten Unterstützung. Die unterhalb der Fälle wohnenden Wilden von der Baswa-Insel kamen ihnen zu Hilfe. Von 10 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags wurde gekämpft, wobei von Stanleys Leuten 2 getötet und 10 verwundet wurden; dann zog der Feind sich zurück und belästigte die Expedition während der nächsten Tage nicht mehr. Stanley benutzte die Friedenspause zur Untersuchung der Fälle. „Ich fand,“ schreibt er, „einen kleinen, etwa 180 Meter breiten Wasserarm, der von dem eigentlichen Hauptstrom durch einen Seiten damm von Feuersteinfelsen getrennt wurde. Dieser Hauptstrom führte das Boot unversehrt ein paar Meilen mit sich fort. Darauf erschienen alsbald andere Dämme, einige nur als niedrige und schmale Felskämme, andere aber viel breiter, mit hohen Bäumen bestanden und von dem Baswa-Stamme bewohnt. Zwischen diesen Inselchen stürzte sich der Strom zur Linken in Wasserfällen oder schiefen, schaumbedeckten Flächen über niedrige Terrassen mit einem Fall von 1 Fuß auf 10 Fuß herab. Die Baswa sind ohne Zweifel erst vor kurzem auf diese Inselchen als sichere Zufluchtsörter vor irgend einem mächtigen, westlich vom Flusse im Binnenland wohnenden Stamm geflohen. Der etwas über 800 Meter breite Hauptstrom lief mit Ungestüm nach Ost-Nord Ost und stieß sich nach einer Meile voll Stromschnellen gegen einen Bergrücken, der von Nord nach Süd strich und dessen Kamm etwa 90 Meter über dem Strome lag.“ Stanley überzeugte sich von einem Baume aus durch das Fernrohr, daß es unmöglich sei, auf der rechten Seite über die Stromschnellen hinab zufahren, und er bemerkte gleichzeitig, „daß sich der Strom an dem seinem Laufe sich entgegenstellenden Berg rücken in einer Art Wasserbecken zu sammeln schien, aus dem er über einen Wall zu einer Szene voll unbe schreiblicher Wirrnis in schreckliche Strudel und einen ganz tollen Zusammenfluß brausender und sich über

einander wälzender Gewässer hinabstürzte." Dies bewog ihn, sich für den Landweg zu entscheiden. Frank Pocock wurde beordert, mit 50 Mann einen Weg durch das Urwalddickicht zu hauen, und in 2 Tagen brachte man mit unsäglicher Mühe alle Canoes um den Wasserfall herum in einen ruhigen Creek zwischen dem linken Ufer und der Insel Baswa, aus welchem man bald in den Hauptstrom gelangte. Kaum war man jedoch eine kurze Strecke auf diesem abwärts gefahren, so schlug abermals der donnernde Schall eines Wasserfalles an das Ohr der Erschreckten, diesmal viel lauter und mächtiger als bei dem ersten Fall, eine Warnung, daß keine Zeit zu verlieren sei, wenn man dem drohenden Untergang entrinnen wolle. Jede Minute Verzug konnte verhängnisvoll werden. So gab denn Stanley Befehl, direkt auf eine Insel zuzurudern, welche etwa 150 Meter oberhalb der Stelle, an welcher der Strom sich hinabstürzte, erreicht wurde. Während man dort rasch ein Lager aufschlug und befestigte, floh die ganze Bevölkerung der Insel auf das linke Ufer, in einem Dorfe blieb aber eine an einem Fußgeschwür leidende alte Frau zurück, welche berichtete, daß die Insel Tscheandoah heiße und vom Baswa-Stamm bewohnt sei, der sich dorthin vor den Verfolgungen der am linken Ufer wohnenden Bakumu, ungemein kriegerischer Kannibalen, zurückgezogen habe. Die Insel mußte, nach der Zahl der Häuser zu schließen, dicht bevölkert sein, und die Baswa waren sehr geschickt in der Verfertigung von allerlei Gegenständen aus Eisen. In den verlassenen Hütten wurden große Mengen Speere, Messer, Hämmer, Beile, kleine Zangen, Bohrer, Angeln u. s. w. gefunden. Die Messer steckten in hölzernen, mit Ziegenfell überzogenen Scheiden, welche mit polierten Eisenringen verziert und an Koppeln von Ziegenleder befestigt waren, die über die Schulter gehängt werden konnten.

Der Dolmetsch vermochte sich mit der alten Baswafrau nur schwer zu verständigen, da er nur wenige Worte ihrer Sprache verstand. Dies war ein Anzeichen, daß man sich Ländern näherte, in denen die Dialekte, welche Stanleys Begleiter sprachen, bei der Verständigung mit den Eingeborenen nicht mehr von Nutzen sein konnten.

Von der Insel aus rekognoszierte Stanley den Wasserfall. „Östlich von Tscheandoah," berichtet er, „wurde der rechte Arm wieder von einer andern Insel gabelförmig geteilt, und die ganze Oberfläche des Stromes war über alle Beschreibung wild und der Lärm seiner tobenden Wellen betäubend, während der westliche Arm — so groß war seine Gewalt — eine Terrasse hinabrauschte und dann in einem ausgedehnten Becken, indem er an der äußern Rundung hinjagte, einen so gewaltigen Strudel bildete, daß das Wasser in der Mitte ganze 18 Zoll niedriger stand als an dem äußern Rande. Wir stießen ein verfaultes und abgedanktes Canoe in das Wasser über den Fall, beobachteten, wie es pfeilschnell hinunterschoß und um jenen furchtbaren Wirbel herumfuhr, wie es dann aber im nächsten Augenblick von jenem schrecklichen Strudel gleichsam eingesogen und gleich darauf mit dem Hinterteil voran gegen 50 Meter weiter unten wieder zur Oberfläche emporgeschleudert wurde. Dicht an dem Ufer waren Winkel und beckenartige Formationen in den Trappfelsen, in welchen das Wasser dann und wann stark aufwirbelte, und nachdem es dann ungefähr einen Fuß tief gefallen war, pflegte es sich wieder mit gewaltigem Ungestüm und furchtbarem Rauschen zu heben." Da demnach die Fahrt über die Stromschnellen unmöglich war, mußte der Landweg nötigenfalls mit Waffengewalt erzwungen werden.

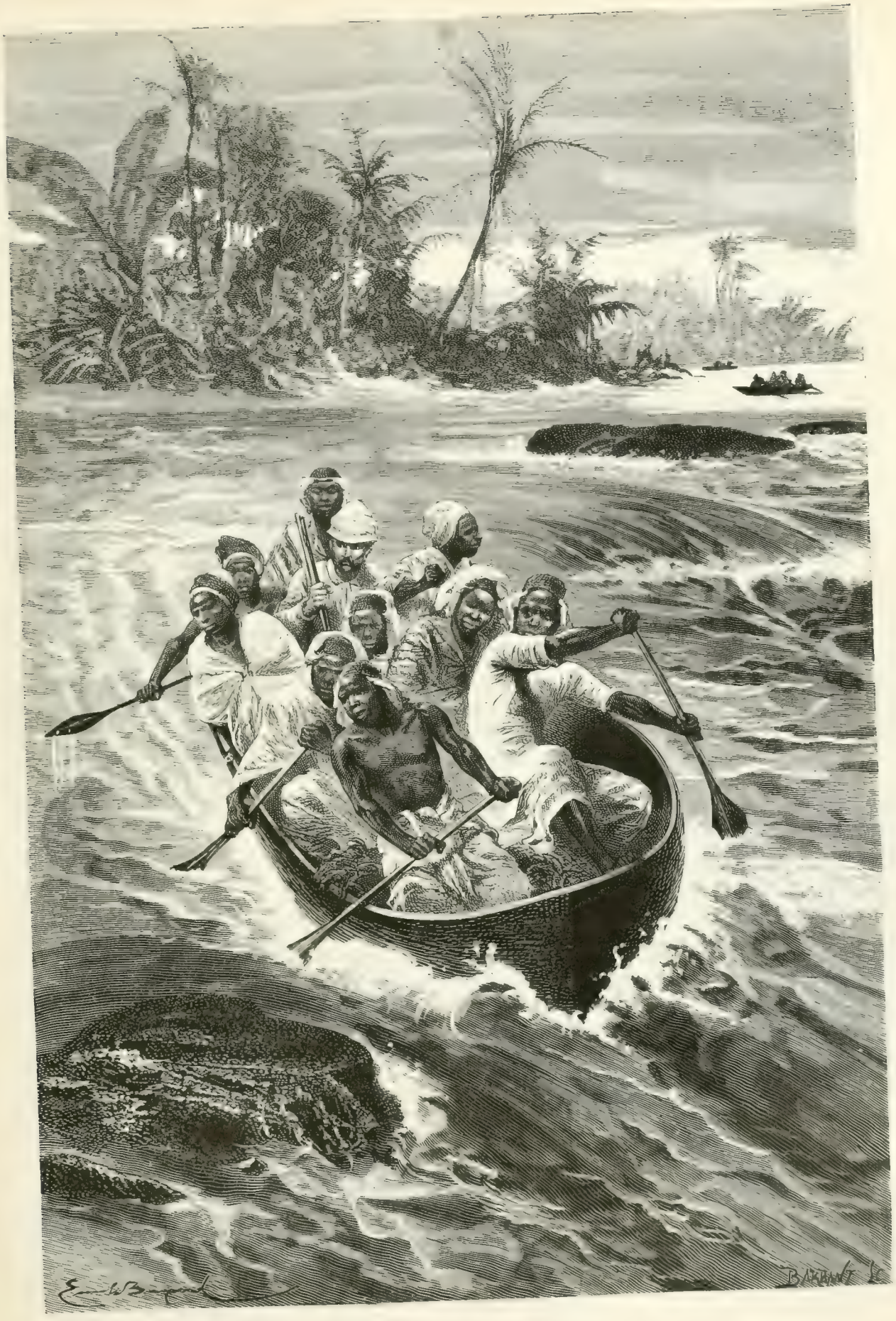
Man landete so nahe als möglich bei den Wasserfällen, und während Stanley mit einigen seiner Leute die Wilden vom Ufer vertrieb, arbeiteten die anderen unter der Leitung von Frank Pocock an der Errichtung einer Verschanzung. Der Transport der Canoes, der dann begann, ist unstreitig eine der glänzendsten Leistungen der von Stanley mit so viel Umsicht und Kaltblütigkeit geleiteten Expedition. Tag und Nacht wurde gearbeitet, um einen 3 Meilen langen Pfad durch den Wald zu hauen und in Zwischenräumen von je einer halben Meile Lager zu errichten. Am Morgen des 11. Januar konnten die Boote und das Gepäck bereits nach dem ersten dieser Lager gebracht werden. Die vereinigten Baswa und Bakumu versuchten zwar nochmals einen Angriff, waren aber dann nach einer abermaligen blutigen Zurückweisung so entmutigt, daß sie die Expedition in den folgenden Tagen nicht mehr störten. Rastlos an der Herstellung der Straße

arbeitend, rückten Stanleys Leute immer weiter vor und gelangten nach 4 Tagen voll schrecklicher Anstrengungen endlich unterhalb der Fälle wieder an den Fluß. Die Canoes wurden ins Wasser geschoben, aber schon nach kurzer Fahrt stieß man auf ein neues Hindernis. „Am nördlichen Ende der Insel Ntunduru vereinigen sich 4 getrennte, von Tscheandoah und den benachbarten Inseln herabfließende Flußarme, und ihre vereinigten Gewässer stürzen sich in einen ungeheuern aufsprudelnden und wallenden Kessel, aus dem bisweilen Wasserwälle sich emporheben, um dann mehrere Fuß weit mit entsetzlichem Lärm zusammenzustürzen.“ An den dicht beieinander gelegenen 2. und 3. Katarakt, die man unter so großen Anstrengungen soeben umgangen hatte, reihte sich der 4. und 5., „eine der wildesten Wasserszenen, die man sich nur denken kann.“ Wieder mußte

Tod Salaams in den Finga-Fällen.

ein fast 5 Meilen langer Weg nach dem ruhigen Creek gebahnt werden, und dabei kam es zu Kämpfen mit den Bewohnern der unterhalb der Fälle gelegenen großen Insel Asama. Durch eine List gelang es Stanley, sich zweier Dörfer zu bemächtigen und in denselben eine Menge Frauen und Kinder gefangen zu nehmen, durch deren Freilassung die kriegerischen Kannibalen freundlich gestimmt wurden. Unter Austausch von Geschenken wurde Blutsbruderschaft geschlossen, und bald herrschte zwischen Stanleys Lager und den Dörfern ein so freundlicher Verkehr, als ob beide Teile sich nie mit den Waffen in der Hand gegenüber gestanden hätten.

Stanley gönnte seinen Leuten hier einen Ruhetag und setzte erst am 19. Januar die Reise fort. Unterhalb der Insel Asama wurde der Strom über 1800 Meter breit und 10 bis 14 Meter tief. Den



Die „Lady Alice“ in den Stromschnellen.

Kandschabe Inseln gegenüber begann auf dem rechten Ufer das Land Aruko, ein Distrikt von Uregga, und auf dem linken Ufer war die Grenze von Wandeiwa. Tagsüber und während der Nacht im Lager blieb die Expedition unbelästigt, am Morgen aber entdeckte man, daß das ganze Lager mit einem aus starken Seilen verfertigten Netz umgeben war. Sobald man es zu zerschneiden begann, flogen Speere aus dem Gebüsch, in welchem Kannibalen auf der Lauer lagen. Als Stanley seine Leute in das Gebüsch eindringen ließ, fand sich, daß alle Pfade mit spitzigen Splittern von Pennisetum dicht besetzt waren, durch welche die Eindringenden an den Füßen verwundet wurden. Die Eingeborenen wurden zurückgetrieben und 8 derselben gefangen, die Stanley bei sich behielt, um sich von ihnen auf die Wasserfälle aufmerksam machen zu lassen, welche nach ihrer Angabe weiter stromabwärts noch vorhanden sein sollten. Nachdem auf dem rechten Ufer die Grenze des Landes Koruru und auf dem linken jene von Yambarri passiert war, hörte man das dumpfe Brausen der Fälle. Nachdem man gelandet, wurden die mitgenommenen Führer freigegeben, worauf sie eiligst stromaufwärts die Flucht ergriffen. Auch hier ließ der unvermeidliche Angriff der Eingeborenen nicht lange auf sich warten. Rasch nacheinander stürmten zuerst die Bakumu, die Land , dann die Inselbewohner, die Wana-Rukura, die schleunigst errichtete Verschanzung, nachdem aber ihre Angriffe abgeschlagen worden, störten sie die Expedition während des Landtransportes der Canoes nicht mehr. „Der 6. Wasserfall wird durch eine breite, grünliche Schieferfelsenmasse hervorgebracht, welche wallartig aus dem Fuße der steilen Ufer an der linken Seite des Stromes hervorspringt. Da dieser Thonschiefer aus vielen dünnen Schichten besteht, so hat die Strömung allmählich zahlreiche Spalten und Klüfte in denselben hineingerissen, und eine dieser Felsspalten an der linken Seite, wo die Strömung am gewaltigsten und die Szene der tobenden Gewässer am wildesten ist, hat eine bedeutende Breite und Tiefe. Näher nach dem rechten Ufer zu ähnelt der Katarakt in seinem Aussehen mehr einer Reihe wütender Stromschnellen, und ein schmaler Arm hat sich zwischen den zahlreichen Wana-Rukura-Inseln und dem rechten Ufer gebildet, welcher über 1 Dutzend Terrassenstufen von 6 Zoll bis 2 Fuß Höhe und in einer Reihe seichter Stromschnellen 6 Meilen weit hinab fällt, wo er dann das Niveau des Hauptstromes unterhalb des 6. Katarakts erreicht." Der Vorbeimarsch an dem Fall währte vom Morgen des 20. bis zum Mittag des 25. Januar. Am folgenden Tage wurde gerastet, um die Canoes auszubessern.

Noch ein Fall, der 7., war nun zu überwinden, aber auch diesen sollte die Expedition nicht ohne Kampf passieren. Die am Fall wohnenden Wenya - Stanley schätzte die Bevölkerung ihrer Dörfer auf mindestens 6000 - kämpften am ersten Tage mit zäher Hartnäckigkeit bis gegen Sonnenuntergang, räumten jedoch während der Nacht ihre Dörfer, so daß der Landmarsch an den Fällen vorbei ungehindert bewerkstelligt werden konnte. Der 7. Fall ist der großartigste von allen. „Man kann nicht sagen, daß der Strom in diesen letzten Katarakt der Stanley-Fälle herabfällt: er wird eine ganze Strecke hin heruntergestürzt. Die Ripon-Fälle am Ausfluß des Victoria-Sees erschienen nur matt und schwach im Vergleich mit diesem pfeilschnellen Herunterfließen an einem Abhange und mit diesem ungestümen Vorwärtsstürzen. Der Victoria-Nil bietet, während er in seinem jäh abschüssigen Bett nach Unyoro zu herabeilt, ein sehr hübsches, malerisches und sogar ziemlich aufregendes Schauspiel dar, aber der Livingstone, dessen Wassermasse reichlich zehnmal so groß ist als die des Victoria Nil, bringt uns, obgleich das Strombett hier auch nicht breiter ist, in viel großartigerer Weise den Charakter unwiderstehlicher Gewalt zur Anschauung und vereinigt eine gewaltige Tiefe mit einem wildlärmenden Hinabstürzen."

Ein breites, ruhiges Fahrwasser nahm nun die Flottille auf, die schwierigste Partie der großen Entdeckungsfahrt war glücklich überwunden. Tag und Nacht war die Expedition vom 6. bis 22. Januar von wilden Kannibalen umlagert gewesen, hatte mehr als 20 Gefechte mit denselben siegreich bestanden und doch nur 5 Leute eingebüßt. Diese verhältnismäßig geringen Verluste verdankte sie den Schilden, welche in den Gefechten erbeutet wurden. Sobald ein Angriff drohte, wurden dieselben stets so aufgestellt, daß die Scharfschützen hinter ihnen genügende Deckung fanden und auch die Steuermänner vollkommen geschützt waren. Da

die Holzschilde für Speere und Pfeile undurchdringlich waren, bildeten sie einen sichern Wall, während die Eingeborenen schutzlos dem Feuer von 45 Gewehren ausgesetzt waren.

Unterhalb des Falles wendet sich der Livingstone, der oberhalb nach Norden geflossen war, nach West-Nord-West. Die Uferbevölkerung blieb feindlich wie zuvor, und jeder Tag brachte neue Gefechte. Am 29. Januar wurde mit Leuten vom Stamm der Ituka gekämpft, die weiß und rot bemalt waren und mit dem Kriegsgeschrei „Ja-Mariwa!" angriffen. Die Boote hielten sich möglichst in der Mitte des Stromes und blieben trotzdem nicht unbelästigt. „Überall," schreibt Stanley, „erweckte unser bloßes Erscheinen die wütendsten Leidenschaften des Hasses und der Mordgier, geradeso wie in seichten Gewässern ein tiefgehendes Schiff den auf dem Grunde lagernden Schlamm aufwirbelt." Durch die unaufhörlichen Kämpfe waren die Leute gegen alle Schrecken abgestumpft und gingen der Gefahr ruhig und kaltblütig entgegen. Trotzdem erfüllten sie die lebhaftesten Befürchtungen, als sie am 1. Februar, in die Mündung des großen Nebenflusses Aruwimi einfahrend, vor sich eine Flotte riesiger Canoes erblickten, welche größer war als alle bisher gesehenen. Der Kampf, der sich hier entspann, eine wirkliche Schlacht, war der heftigste von allen, welche die vielgeprüfte Schar bisher zu bestehen hatte. Stanley brachte rasch seine Boote gegenüber den 54 feindlichen Canoes in Schlachtordnung, übernahm selbst das Kommando im Zentrum und überließ Frank Pocock den rechten, dem bewährten Manwa Sera den linken Flügel. Die nötigsten Vorbereitungen waren kaum getroffen, als schon die Speere zu fliegen begannen. Allen anderen voran schoß ein riesiges Canoes daher, von 80 Mann gerudert, während auf einer Platform am Bug 10 auserwählte Krieger im Federschmuck standen und 10 andere, vermutlich Häuptlinge, im Boot hin und her eilten. Unter dem betäubenden Lärm der Hörner und der großen Trommeln schoß dieses Boot auf die „Lady Alice" zu, als ob es sie in den Grund bohren wollte, schwenkte aber plötzlich beiseite, und ein Hagel von Speeren prasselte auf das Boot nieder. Die Überlegenheit der Feuerwaffen entschied auch diesen Kampf in wenigen Minuten, aber die zurückgeschlagenen Wilden versuchten sich weiter oben wieder zu sammeln. „Das Blut kocht uns jetzt in den Adern," fährt Stanley in seiner lebhaften Schilderung des Kampfes fort. „Es ist eine mörderische Welt, und wir fühlen zum ersten Mal, daß wir solch schmutziges, gefräßiges Gesindel hassen, das sie bewohnt. Wir lichten deshalb unsere Anker und verfolgen die Kannibalen stromaufwärts auf dem rechten Ufer entlang, bis wir, um eine Landspitze herumfahrend, ihre Dörfer zu Gesicht bekommen. Darauf fahren wir geradeswegs auf das Gestade los und setzen das Gefecht in den Dorfstraßen mit denen, die gelandet sind, fort, verjagen sie in die Wälder und lassen erst dann zum Rückzug blasen, nachdem wir den verwegenen Kannibalen in etwas rauher Form einen Gegenbesuch abgestattet haben." In einem der Dörfer fand man ein 4 Fuß hohes Götzenbild unter einem von 55 Elefantenzähnen getragenen kreisrunden Dach. Die Leute Stanleys bemächtigten sich dieser Zähne und brachten außerdem noch 100 Stück Elfenbein in die Canoes, darunter viele Stücke, die zu Kriegshörnern, Mörserkeulen, kleinen Hämmern, Armbändern u. s. w. verarbeitet waren. Man fand in den Dörfern eine Menge Gegenstände, welche auf eine nicht geringe Kunstfertigkeit dieser raubgierigen Kannibalen schließen ließen, prächtige große Messer in mit Eisen besetzten Scheiden, Massen von Speeren aller Größen, „Zangen, Hämmer, Pfriemen, Pfahlbrenner, Haarnadeln, Angeln, Arm- und Beinringe von Eisen und Kupfer, Eisenperlen und Bänder um das Handgelenk, eiserne Glocken, Ärte, Kriegsbeile, Dechsel, Hacken, Hauen" u. s. w. Große und kleine, aus Holz geschnitzte Götzenbilder waren ebenfalls in Menge vorhanden, und in der Holzschnitzkunst schienen die Aruwimi bereits bedeutende Fortschritte gemacht zu haben, wie die vorgefundenen Flöten, Trommeln, Tröge, Schöpfkellen, Löffel, Ruder u. s. w. bewiesen. Sehr schön waren ihre irdenen Gefäße und ihre Pfeifen. Auf Schritt und Tritt begegnete man Anzeichen, daß hier ein wohlhabendes und in vielen Handfertigkeiten erfahrenes Volk lebe, und doch war dasselbe zweifellos noch dem Kannibalismus ergeben. Wenn es nicht schon ihr Geschrei nach Menschenfleisch verraten hätte, so hätten die vielen Schädel von Menschen und Sokos und die abgenagten menschlichen Knochen, welche überall herumlagen, jeden Zweifel daran ausschließen müssen.

Die Niederlage, welche an der Mündung des Aruwimi die vereinigten Streitkräfte mehrerer Häuptlinge erlitten, hatte zur Folge, daß die Expedition auf der weitern Fahrt von den einzelnen Stämmen zunächst nicht belästigt wurde. Der Strom hatte unterhalb der Mündung des Aruwimi eine ungeheure Breite und wurde durch mehrere Reihen langer Inseln in 5 bis 6 Arme geteilt. Als man in das Gebiet der Bomberri kam, erschienen wieder Canoes mit Bewaffneten, die jedoch rasch zurückgetrieben wurden. Später folgten der Flottille noch meilenweit einige Canoes, aber ein Angriff wurde nicht mehr gewagt. Die Klagetöne, welche die Wilden ausstießen, schienen, da man häufig das Wort „Fleisch" unterschied, ihr Bedauern auszudrücken, daß es ihnen nicht möglich sei, die Fremden am Entkommen zu hindern.

Nach den entsetzlichen Kämpfen der letzten Wochen kam nun eine kurze Zeit der Ruhe. Am 8. Februar, als sich bereits Mangel an Lebensmitteln einzustellen begann, fand man bei den Rubunga freundliche Aufnahme. Der Häuptling derselben schloß mit Frank Blutsbruderschaft, Geschenke wurden an jeden Eingeborenen verteilt, und von ihnen dafür Bananen und Fische in Menge herbeigebracht. Stanleys Leute schlugen ihr Nachtlager auf einer kleinen Insel auf, und zum ersten Mal seit vielen Wochen schliefen sie diesmal ruhig und unbesorgt. Am nächsten Morgen sollte ihretwegen ein großer Markt stattfinden. Die Trommeln riefen die Uferbewohner herbei, doch diesmal nicht zum Kampf, sondern zu friedlichem Warenaustausch. Sie kamen sowohl aus Rubunga als aus anderen Ortschaften auf dem rechten und linken Ufer, und brachten Bananen, Fische, getrocknetes Hundefleisch, lebende Hunde, Ziegen, Brot, aber auch allerlei Erzeugnisse, wie Speere, Beile, Hämmer, Armbänder u. s. w. zum Verkauf mit. Eine freudige Überraschung bereitete Stanleys Leuten der Anblick einiger alter Gewehre, welche sich im Besitz von Rubungas befanden. Diese behaupteten zwar, Weiße noch nie gesehen und die Gewehre von schwarzen Händlern erhalten zu haben, welche zuweilen aus dem weiter stromabwärts gelegenen Lande Mangala kämen, aber das Vorhandensein von Schießwaffen war doch ein Anzeichen, daß man sich allmählich zivilisierteren Gegenden näherte, und überdies schwanden nun auch alle Zweifel, daß der Livingstone der Kongo sei.

Wiederholt wurde hier mit den Häuptlingen Blutsfreundschaft geschlossen, und die Weißen unterzogen sich der widerlichen Zeremonie, welche so recht den Blutdurst der Eingeborenen kennzeichnet, ohne Sträuben, da sie dadurch Bürgschaften für die Fortdauer freundlicher Beziehungen gewannen. Die Rubunga gaben ihnen, als sie endlich aufbrachen, Führer mit, welche sie noch eine Strecke flußabwärts begleiten sollten. Auch in Urangi, wohin sie zunächst kamen, wurden sie freundlich aufgenommen, doch hier kam es schon zu unliebsamen Szenen, da die Eingeborenen alles stahlen, was ihnen unter die Hände kam, und sich sogar auch schon zweier Gewehre bemächtigt hatten, als man den Diebstahl noch rechtzeitig bemerkte und die Waffen ihnen abnahm. Der große Häuptling von Urangi fand sich ein und schien durch die ihm zuteil gewordene freundliche Aufnahme und die empfangenen Geschenke befriedigt. Kurz, der Verkehr mit den Eingeborenen war plötzlich ein so freundlicher geworden, als ob ein jahrelanges Freundschaftsbündnis beide Teile verbände. Wie wenig ihnen trotzdem zu trauen war, sollte schon der nächste Tag zeigen. Als die Expedition aufbrach, kamen plötzlich mehrere Dutzend Canoes auf sie zu, die man ruhig näher kommen ließ, da man nach den Vorgängen der letzten Tage keine Feindseligkeiten erwartete. Plötzlich fiel ein Schuß und einer von Stanleys Leuten stürzte tot zu Boden. Stanley fand kaum Zeit, seine Leute in Schlachtordnung aufzustellen, als schon die Kugeln der Eingeborenen über die Boote hinpfiffen. Rasch wurden die Schilde aufgestellt, und das Feuer der Snidergewehre begann die Reihen der Angreifer zu lichten, dieselben folgten aber der Flottille in geringer Entfernung, und aus dem Distrikte Apakiwana kamen ihnen mehrere Canoes zu Hilfe. Erst als man gegen Mittag einen zwischen Inseln hinführenden Kanal erreichte, gelang es, von den Wilden loszukommen.

Auf den Inseln befand sich eine wundervolle Vegetation, und auch die Tierwelt war durch die mannigfaltigsten Spezies vertreten. Stanley sah einen Elefanten, eine Herde kleiner roter Büffel, Scharen von Pavianen, Makis und kleinen langschwänzigen Affen, und im Wasser wimmelte es von Flußpferden, Krokodilen und Monitoren (Warnern).

Am Morgen des 15. Februar erblickte man plötzlich bei der Mündung eines Flusses (des Sankuru?) mehrere Dörfer, und gleich darauf ließ sich der bekannte Klang der Kriegshörner vernehmen. In 70 Kähnen kamen mit Musketen bewaffnete Wilde heran, und der erste Schuß, der fiel, tötete Rehani, einen der besten Männer der Expedition. Nach halbstündigem Kampf war der Angriff abgeschlagen, aber in größerer Entfernung folgten die Canoes der Flottille noch 5 Meilen weit.

Stanley nach seiner Reise.

Daß die Expedition sich der Meeresküste nähere, war jetzt nicht mehr zu bezweifeln, aber so erfreulich diese Wahrnehmung einerseits war, so erfüllte sie doch Stanley andererseits mit banger Sorge. Je näher man der Küste kam, desto mehr mußten Gewehre die bisherigen Waffen der Eingeborenen verdrängen. Wenn man jetzt auf Feinde stieß, mußte man darauf gefaßt sein, daß sie über hunderte von Flinten verfügten. Allerdings war anzunehmen, daß Völker, welche Handel trieben, gegen Geschenke nicht unempfindlich sein würden.

Wurde die Aussicht, sie zu besiegen, geringer, so war es doch wahrscheinlicher geworden, daß man ihre Freundschaft werde erkaufen können.

Im Lande der Mangala wurde die Expedition am 14. Februar von 65 Canoes mit etwa 515 Gewehrträgern angegriffen. Vergebens hob Stanley rotes Tuch und Eisendraht in den Händen empor und machte ihnen durch Pantomimen Friedensanerbietungen — die Mangala antworteten mit Schüssen und Kriegsgeschrei: „Jaha-ha-ha, ja Bangala! Ja Bangala! Jaha-ha-ha!“ Der Kampf währte mehrere Stunden, da die Mangala mit großer Hartnäckigkeit immer wieder vordrangen. Zum Glück schossen sie meist zu hoch oder zu niedrig, und die Metallstücke, mit denen ihre Gewehre geladen waren, vermochten die Schilde von Stanleys Leuten nicht zu durchdringen, während die weittragenden Snidergewehre derselben unter den dichten Haufen der Mangala große Verheerungen anrichteten. Erst gegen 6 Uhr abends zog der Feind sich zurück, und die Expedition, welche nur einige Verwundete hatte, brach in dreimaliges Freudengeschrei aus.

Am 17. Februar kurz vor Sonnenuntergang bemerkte Stanley, daß der Strom sich allmählich gegen Süden wendete. Die Hoffnung, daß man sich dem Meere und zivilisierteren Gegenden nähere, begann wieder zu schwinden. Die Lebensmittelvorräte gingen zu Ende, und das Gespenst des Hungertodes tauchte wieder drauend vor den Verzweifelnden auf. In der höchsten Not kam auch hier wieder die Rettung. Um 7 Uhr morgens hatte man am 18. Februar wieder den Äquator passiert, also den großen Bogen zurückgelegt, welchen der Strom über dem Äquator beschreibt. Am folgenden Tage zeigten sich, nachdem man an der Mündung des Ikelemba, des größten bis jetzt entdeckten Nebenflusses des Livingstone vorbeigefahren war, unterhalb Ikengo die Eingeborenen entgegenkommender, schlossen Blutsbruderschaft und lieferten in Austausch gegen Waren Lebensmittel aller Art in Menge. Nach zweitägiger Rast wurde die Fahrt fortgesetzt. Der Strom wurde unterhalb Irebu wieder breit wie ein See und war mit zahllosen Inseln bedeckt. „Es war Wasser genug vorhanden, um die riesigsten Dampfboote, welche den Mississippi befahren, flott zu erhalten. Hier und da schimmerten zwischen den im frischen Grün prangenden Inseln breite Bänke weißen Sandes hervor, aber zu beiden Seiten strömte das Wasser mehrere hundert Meter breit und hatte in den Kanälen immer 5 Faden Tiefe.“ Am Nachmittag des 26. Februar erblickte man, aus den Inselgruppen herausfahrend, vor sich den ungeteilten Strom, der hier etwa 5700 Meter breit war. Auf dem linken Ufer erhoben sich die steilen, aber doch bebauten Abhänge von Bolobo, und auf dem rechten Ufer befand sich ein Hochland. Die Abhänge von Bolobo waren mit vielen Dörfern bedeckt, deren Bewohner sich freundlich zeigten. Der König von Tschumbiri sandte seine Söhne mit Geschenken zur Begrüßung der Fremden und kam am 28. Februar selbst „mit königlichem Pomp und Glanz“, begleitet von 5 mit Gewehrträgern bemannten Canoes angefahren. Der König war ein etwa 50 jähriger Mann mit kleinen Augen, einer wohlgebildeten Nase und dünnen Lippen. Auf seinem Kinn waren alle Barthaare sorgfältig ausgezupft. Er trug einen aus Fasern der Hyphaenepalme verfertigten Hut, dessen Form an jene der Hüte armenischer Priester erinnerte, an einem um die Brust geschlungenen Bande ein hippenartiges Schwert, und auf seiner linken Schulter stand aufrecht ein Borstenbüschel eines Elefantenschwanzes empor. In der Hand hielt er einen Büffelschwanz, den er als Fliegenwedel gebrauchte, und an seinem Handgelenk hingen kleine Zauberkürbisse, kleine Flanellpäckchen, welche Zauberpulver enthielten, ein Kürbis voll Schnupftabak, aus dem er fortwährend ungeheure Prisen einsog u. s. w. Mit freundlichem, aber dabei sehr zeremoniösem Wesen näherte er sich den Fremden und lud sie ein, sich in seinem Dorfe häuslich niederzulassen. Die Einladung wurde angenommen, und unter dem Klang der Trommeln und Doppelglocken hielt die Expedition ihren Einzug in Tschumbiri.

Der König von Tschumbiri besaß einen großen Harem, der, wie Stanley sagt, des Anschauens wert war. „Die Frauen waren wirklich hübsch, von einer tiefbraunen Hautfarbe, viele von ihnen großäugig und von schöner Gestalt.“ Die Mode schwang auch in Tschumbiri unerbittlich ihren Herrscherstab. Die Mehrzahl der Frauen trug zusammengelötete messingene Halsringe von 2 bis 5 Zoll Durchmesser, welche etwa 50 Pfund schwer waren. Der Hals war von diesen Ringen vollständig bedeckt, aber — „die Frauen hatten ihre Freude

an diesem Druck!" Jede der 40 Frauen, welche der König von Tschumbiri nach seiner Angabe besaß, mußte den ihr angelegten Ring zeitlebens tragen. Stanley schätzte das Messing, das so verarbeitet worden, auf mindestens 800 Pfund, und wenn man die 120 Pfund schweren Ringe der Königstöchter und die etwa 200 Pfund schweren der Lieblingssklavinnen dazu rechnet, besaß der König einen Vorrat von Messingringen im Gewichte von nahezu 1400 Pfund. Als Stanley den König fragte, was mit den Ringen geschehe, wenn eine Frau sterbe, lächelte Tschumbiri und „fuhr in bedeutungsvoller Weise mit seinem Finger über die Kehle."

Trotz der freundlichen Aufnahme, die ihm in Tschumbiri zuteil wurde, hält Stanley den König für den ärgsten Schelm in ganz Afrika. Dieser König mit dem sanften Wesen verstand es vortrefflich, seinen Gästen Geschenke zu entlocken und sich von ihnen für Leistungen bezahlen zu lassen, die er hinterher schuldig blieb. Beim Aufbruch gab er Stanley seinen Sohn als Begleiter mit, der ihn bis zu dem See führen sollte, welcher jetzt Stanley-Pool heißt. Die Führer verschwanden unterwegs plötzlich, aber Stanley glaubte deshalb doch nicht, daß Grund zu irgend welchen Befürchtungen vorhanden sei. Am übernächsten Tage landete er 6 Meilen unterhalb der Einmündung des Flusses Ukutu, um seine Leute ein Frühstück kochen zu lassen. Er hoffte, daß die verschwundenen Führer indessen nachkommen würden, doch statt derselben kam anderer, sehr unwillkommener Besuch. Plötzlich krachte eine Salve aus den Gebüschen, und 6 von Stanleys Leuten stürzten verwundet nieder. Nochmals kam es zum Kampf mit Eingeborenen, der eine Stunde währte. Die Wilden zogen sich zwar zurück, aber 14 von Stanleys Leuten waren verwundet.

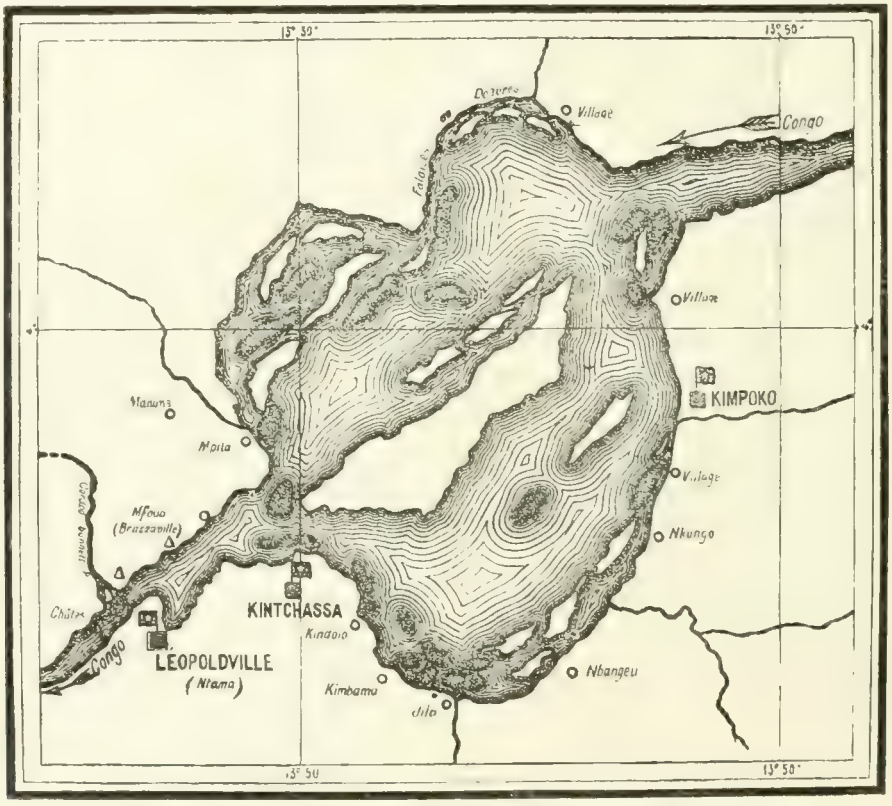
Mit diesem Gefecht, dem 32., welches die Expedition zu bestehen hatte, schließt die Reihe der blutigen Kämpfe, in denen Stanley vom 1. Januar 1875, dem Tage der ersten Schlacht im Lande Ituru, bis zu den Kämpfen mit den Aruwimi im Februar 1877 von den Eingeborenen 34 Begleiter getötet wurden. Am Nachmittag desselben Tages wäre es zwar beinahe wieder zum Kampfe gekommen, da Stanley vertrauensvoll einem am Ufer versammelten Haufen von Eingeborenen sich nähern wollte, aber die inzwischen eingetroffenen Führer aus Tschumbiri warnten ihn rechtzeitig und er entkam aus der Nähe der Wilden, bevor sie ihre Gewehre gebrauchen konnten. Der Sohn des Königs von Tschumbiri versuchte sich zwar eifrig zu entschuldigen, daß er Stanley nicht vor den Leuten gewarnt habe, die ihn überfallen und ihm so schwere Verluste beigebracht hatten, aber das Vertrauen zu der Verläßlichkeit der Führer war nun erschüttert. Als sie die Vorauszahlung des Lohnes verlangten, den Stanley ihnen für ihre Begleitung bis zu den Wasserfällen anbot, lehnte er dieses Ansinnen ab und beschloß, die Fahrt ohne Führer zu wagen.

Gegen Mittag des 12. März stieg die Breite des Stromes von 1300 gegen 2300 Meter. Eine seeartige Erweiterung lag vor den Reisenden. Vor ihnen „erhoben sich sandige Inseln wie ein Meeresstrand, und zur Rechten türmte sich weißschimmernd eine lange Reihe von Klippen auf, welche denen von Dover so ähnlich sahen, daß Frank sogleich ausrief, das sei ein Stückchen England." Auf Franks Vorschlag erhielten die Klippen den Namen Doverklippen und die etwa 50 □ Meilen bedeckende seeartige Erweiterung, welche alle sofort als einen Pfuhl bezeichnet hatten und die sich ostwärts bis zu 4° 3′ südl. Br., westwärts bis zu den Livingstone-Fällen erstreckt, wurde Stanley-Pool (Pfuhl) benannt.

Die Ufer des Stanley-Pool sind dicht bevölkert; auf dem linken Ufer wohnen die Nschasa, Ukunda und Utamo, auf dem rechten die Bateké, welche Menschenfresser sein sollen. Der Expedition kamen die Bateké freundlich entgegen. Ihr Häuptling Mankoneh begleitete sie bis in die Nähe des ersten Kataraktes und wies ihr das Dorf Itsis, des Häuptlings der Utamo, der mit mehreren Ältesten in Stanleys Lager kam und Lebensmittel als Geschenke überbrachte. Stanley hatte von Uregga 6 Paar Ziegen mitgenommen, um sie einem Versprechen gemäß einer hohen Dame in England zu überbringen. Dieselben waren unterwegs durch Krankheiten und Mangel an Pflege bis auf eine umgekommen, welche mit einem löwenähnlichen Widder aus Manyema die lange Reise überstanden hatte. Diese Ziege lenkte nun durch ihre Größe Itsis Aufmerksamkeit auf sich, und er verlangte sie zum Geschenk. Vergebens bot ihm Stanley statt derselben einen Esel. Die Utamo-Weiber bestürmten den Häuptling, ein solches Tier, welches sie zweifellos auffressen werde, nicht

in ihr Dorf zu bringen, und da die junge Freundschaft zwischen den Fremden und dem allmählich zornig werdenden Itsi durch die Ziege bedroht schien, gab Stanley endlich nach und überlieferte ihm das Tier, mit welchem er stolz heimkehrte „wie wenn er in den Besitz eines neuen Wundertieres gelangt wäre." Dafür erschien er am nächsten Morgen wieder und brachte 3 Ziegen, 20 Cassavabrote und einige Knollen, und auch der König Ntschuwira von Nkunda und der Bateke-Häuptling Mankoneh, die sich später einfanden, brachten Lebensmittel, leider viel zu wenig, denn bei der Verteilung des Proviants kamen auf jeden Mann der Expedition nur 2 Pfund.

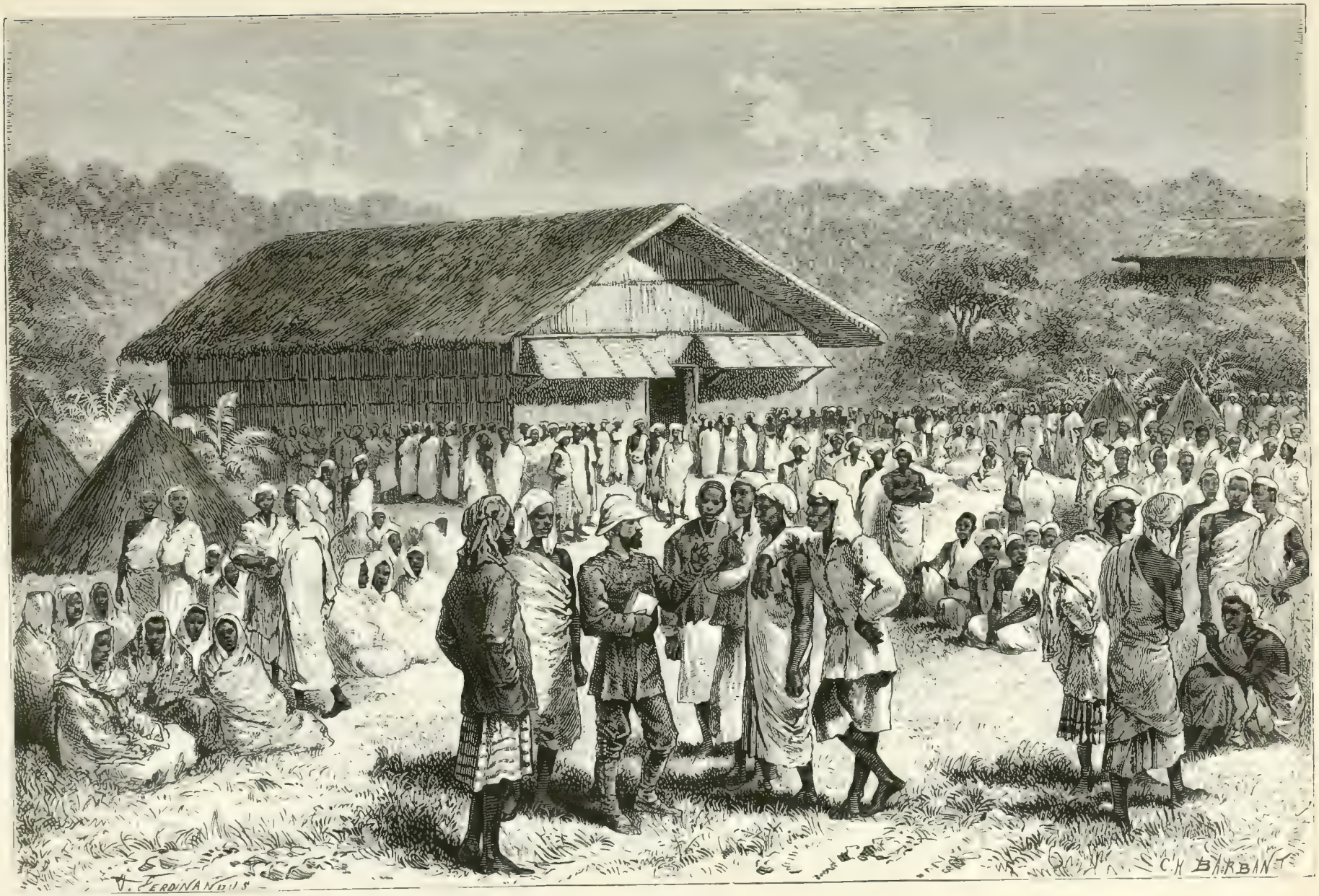
Der erste Katarakt der Livingstone Fälle, bei dem man nun angelangt war, befindet sich 549,39 Meter über dem Ozean. Schäumend stürzt sich von da der Livingstone auf einer von Felsenklippen eingefaßten, fast 50 deutsche Meilen langen Strecke hinab in den breiten Kongo, welcher etwa 333 Meter unter dem ersten



Der Stanley-Pool im Jahre 1884. Nach „Le Mouvement géographique".

Katarakt liegt. Neue Kämpfe erwarteten daher die Expedition, doch diesmal nicht Kämpfe mit nach ihrem Blut lechzenden wilden Menschen, sondern Kämpfe mit dem wilden Strom. Als der Livingstone noch auf 900 Meilen langer Bahn in majestätischer Breite dahinfloß, hatten sich überall die Kannibalen dem Vordringen der Expedition widersetzt; jetzt, da sie zu Stämmen gelangt war, welche ihr freundlich entgegenkamen, weil der Handelsverkehr bereits ihre Wildheit gemildert hatte, übernahm der Strom die Rolle der Wilden und türmte Hindernis auf Hindernis auf.

Die Eingeborenen berichteten von 5 Katarakten, welche sie das „Kind", die „Mutter" und den „Vater" nannten. Der gefährlichste war der letzte. Man nehme, berichtet Stanley, einen 4 Meilen langen und eine halbe Meile breiten Streifen des Ozeans und lasse einen Orkan auf ihm wüten, und man wird von diesen hochaufspringenden Wogen einen ziemlich genauen Begriff erhalten. Einige der Wassertröge waren



Die Expedition in Kabinda.

1000 Meter lang, und von dem einen stürzte sich der rasende Strom in den andern. Zuerst rauschte das Wasser auf einer schiefen Ebene in den Grund eines ungeheuern Troges hinunter, und dann hob sich bloß durch die Wucht seines mechanischen Gewichtes das enorme Wasservolumen steil empor, bis es, zu einem förmlichen Bergrücken angesammelt, plötzlich sich 6 bis 9 Meter hoch gerade emporschleuderte, bevor es sich zum nächsten Troge hinabwälzte. Wenn ich auf dieses furchtbar wilde Naturspiel auf und niederblickte, sah ich jeden Zwischenraum von 50 bis 100 Metern momentan durch Wellentürme bezeichnet, ich sah sie in Schaum und Flugwasser zusammenstürzen, ich hörte das tolle Gerassel und Brausen der Hügel bildenden Fluten, der zurückrollenden Wasserfälle und der mit riesiger Gewalt sich emporhebenden Wogen; dabei war zu beiden Seiten der Uferrand, der aus einer langen Reihe zu Mauern aufgetürmter, riesiger Felsblöcke bestand, in dem wilden Aufruhr der ungestümen Brandung vergraben. Der Lärm war fürchterlich und betäubend. Ich kann ihn nur mit dem Donnern eines durch einen Felstunnel fahrenden Schnellzuges vergleichen. Wollte man mit seinem Nachbar sprechen, so mußte man ihm ins Ohr schreien.

Während eine Abteilung unter Franks Kommando das Gepäck über Land um die Fälle brachte, wurden die Kähne teils an Seilen vom Ufer aus dirigiert, teils über Land gezogen. Die Eingeborenen blieben freundlich gesinnt und brachten Lebensmittel, aber die Leute erhielten doch zu wenig Nahrung, und die Kräfte begannen ihnen zu versagen. Unter einer Reihe von Unfällen wurden die Katarakte passiert. Drei Boote wurden von der reißenden Strömung (beinahe 15½ Meter in der Sekunde) den sie an Seilen haltenden Männern aus den Händen gerissen, und nur zwei konnten noch gerettet werden; Stanleys bestes, beinahe 25 Meter langes Canoe ging unter. Auf den von den Wellen glatt polierten Felsen stürzten mehrere Leute und verletzten sich nicht unerheblich, und Stanley selbst trug beim Sturz in eine Grube einige Quetschungen davon. Was waren aber alle diese Unfälle im Vergleich mit jenem, der am 28. März die Expedition bei dem nachher Kalulu-Fall genannten Katarakt traf! Das „Krokodil", in welchem sich Stanleys Lieblinge Kalulu, Mauredi und Feradschi nebst noch 5 Leuten befanden, geriet unmittelbar oberhalb des Falles in die stärkste Strömung und schoß in den schäumenden Abgrund hinab. Die Mannschaft eines zweiten Canoes, welches unmittelbar hinterher auf den Fall zuschoß, kam wie durch ein Wunder über die Fälle hinweg und konnte sich weiter unten an das linke Ufer retten, ein drittes Canoe jedoch, in welchem sich der brave junge Soudi befand, wurde von großen Wogen ergriffen, wild herumgewirbelt und verschwand. Man hielt ihn für tot und war daher freudig überrascht, als er sich am 1. April nebst den beiden ans andere Ufer Verschlagenen wieder einfand. „Indem ich mich fest an mein Canoe klammerte," erzählte er, „trug mich der wilde Strom immer weiter hinab, immer tiefer und tiefer, ohne Rast von Ort zu Ort, bisweilen dicht an einen Felsen, dann wieder ungefähr in seine Mitte, bis eine Stunde, nachdem es dunkel geworden war; da sah ich aber einen Felsen ganz in meiner Nähe, ich sprang hinaus, und es gelang mir, mein Canoe zu erfassen und es an das Ufer zu ziehen." Im nächsten Augenblick wurde er von 2 Männern überfallen, gefesselt und in ein Dorf gebracht. Dort sah ihn ein Mann, der ihn schon in Ntamo gesehen hatte. Er erkannte ihn wieder und bewirkte seine Freilassung. Man gab ihm sein Canoe zurück und Lebensmittel dazu, und trug ihm auf, seinem Herrn zu erzählen, daß er Freunde getroffen habe. Er traf später mit den beiden auf dasselbe Ufer Verschlagenen zusammen, und sie wagten vereint die Überfahrt, welche gelang.

Noch immer war kein Ende der fürchterlichen Stromschnellen abzusehen, und auch die Verluste hatten kein Ende. Am 5. April verlor Stanley in den Stromschnellen ein Canoe, welches 50 Elefantenzähne und einen Sack Perlen trug. Bei den „Lady-Alice-Stromschnellen" kam Stanley selbst in Lebensgefahr. Die „Lady Alice", in der er sich befand, war den Leuten entschlüpft, welche sie an einem Kabel vorsichtig über den Wasserfall sollten hinabgleiten lassen, und schoß nun in dem tobenden Strom blitzschnell dahin, bald auf zischende Schaumkämme emporgehoben, bald wieder in Abgründe hinabtauchend. Zwei Meilen jagte sie so dahin, und Stanleys Genossen hielten sich bereits für verloren. „Ein plötzliches, polterndes und raschelndes Geräusch, wie der abgeschwächte Ton eines Erdbebens, ließ uns nach unten blicken," schreibt Stanley, „und

wir sahen, wie sich der ganze Strom leibhaftig nach oben hob, wie wenn ein Vulkan eben begönne, ungeheure Wassermassen auszuspeien. Hinauf zu dem Gipfel dieses Wasserfalles wurden wir jetzt getrieben, und dann, im Vorgefühl dessen, was in den nächsten Augenblicken geschehen würde, schrie ich: „Rudert, Leute, es gilt Euer Leben!“ . . . Einige rasende, energische Ruderschläge trieben uns nach der untern Seite des Walles vorwärts, und ehe sein Zusammensturz erfolgt war und ehe die Gewässer ihren verhängnisvollen Malstrom gebildet hatten, wurden wir über einen kleinen Wasserfall vorwärtsgejagt und schossen nun hinab der Einfahrt zu, in welche der Nkenké-Katarakt stürzte, unterhalb der tiefsten Linien der von den Lady-Alice-Stromschnellen erregten Brandung.“ Die Gefahr war überstanden, und eine Stunde später war Stanley wieder mit seinen Leuten vereint, die ihn herzlich zu seiner Rettung beglückwünschten.

Um die Canoes auf der Strecke, welche Stanley in etwa 15 Minuten zurückgelegt hatte, an Tauen herabzulassen, brauchte man 4 Tage! Ein von 40 Männern gehaltenes Canoe wurde dabei diesen aus den Händen gerissen und mit dem Mann, der sich darauf befand, untergetaucht, doch gelang es beide zu retten. Dagegen wurde am 18. April ein Canoe in den Stromschnellen zerschmettert, und es mußte von Batéké-Fischern ein anderes gekauft werden. Am 20. April dehnte sich der Strom wieder zu etwa 750 Meter Breite aus, und bald darauf berichteten Uferbewohner vom Stamm der Basessé, welche Lebensmittel brachten, daß nur noch ein Katarakt vorhanden sei, welcher aber von bedeutender Höhe herabfalle. Während Stanleys Leute über diese Mitteilung in Verzweiflung gerieten, erfüllte sie ihn mit freudiger Hoffnung, da er Grund zu der Annahme zu haben glaubte, daß dieser letzte Wasserfall derjenige sei, welchen im Jahre 1816 die Expedition Tuckeys von der Kongomündung aus erreicht hatte. Von Europäern bewohnte Gegenden konnten nicht mehr fern sein.

Die Fälle, von denen die Basessé erzählt hatten, werden Inkisi (der Zauber) genannt. „Sie bilden keinen bestimmt begrenzten Wasserfall, sondern der durch eine nur 450 Meter breite Kluft hindurchgezwängte Strom hat zu beiden Seiten große, sich kräuselnde Wellen von zerstörender Wut, welche sich in der Mitte treffen, übereinander wegspringen und gegen einander schlagen, während tief unten ein absolutes Chaos von tollaufgeregtem Wasser, hochaufspringenden Wogen, tiefen Mulden, mit einander kämpfenden Wasserrücken entsteht und sich wie im wildesten Taumel 2 Meilen weit fortwälzt. Den Anfang dieses Schlundes bildet eine langgestreckte Insel, welche ein Stück oder gleichsam ein abgeschnittener Streifen des Tafellandes zu sein scheint, der von einer Höhe von 300 Meter platt auf den Boden heruntergestürzt ist.“ Eine Fahrt über diese Fälle war absolut unmöglich, und Stanley beschloß, nachdem er die Umgegend sorgfältig durchforscht hatte, die Canoes über die Berge schleppen zu lassen. Bis zum Abend war mit Hilfe der vielen Äxte, über welche die Expedition verfügte, ein 1400 Meter langer Weg durch den Bergwald gebahnt, welcher mit abgehauenen Zweigen belegt wurde. Am nächsten Morgen wurde das Boot und ein kleines Canoe glücklich auf die Höhe hinauf gebracht. Dieser Erfolg, den die Eingeborenen noch am Tage vorher für unmöglich gehalten hatten, erfüllte dieselben mit Staunen. Sie ließen sich nun auch bereit finden, dem weißen Mann, der so Wunderbares vollbracht hatte, beizustehen, und gegen ein Geschenk von 40 Stück Zeug halfen 600 Mann beim Hinaufziehen der großen Canoes, unter denen sich zwei befanden, welche etwa 3550 Kilogramm schwer waren. Nach dreitägiger Arbeit waren alle Canoes auf das Tafelland hinaufgebracht. Nun mußten sie aber noch 3 Meilen zu Lande weitergezogen werden, weshalb Stanley Manwa Sera mit der Beaufsichtigung ihres Transportes beauftragte und mit einem Teil seiner Leute, welche die Waren trugen, vorauseilte, um weiter unten ein Lager aufzuschlagen. Die riesigen Baumstämme, die er dort sah, brachten ihn auf die Idee, die Zeit bis zum Eintreffen der Canoes zum Bau einiger neuer Fahrzeuge zu benutzen. Am 1. Mai wurde ein Weihrauchbaum gefällt, und die Bootsleute machten sich sofort an die Arbeit, aus ihm ein Canoe zu verfertigen, welches den Namen Stanley erhielt. Am 8. Mai war das Canoe fertig, und da die nachfolgende Abteilung mit den Booten noch nicht eingetroffen war, wurde noch ein Baum gefällt und bis zum 16. Mai ein zweites Canoe, das „Jason“ benannt wurde, vollendet.

Am Abend vorher war Manwa Sera endlich mit den Canoes im Lager eingetroffen. Die Expedition fuhr nun eine Meile weit stromab, wo Stanley seinen Leuten in der Nähe des Nzabi Creek nach der anstrengenden Arbeit des Canoes-Transportes eine Ruhepause gönnte, welche jedoch, um sie nicht an Müßiggehen zu gewöhnen, zum Bau eines dritten neuen Canoes, des „Livingstone", benutzt wurde, wodurch die Zahl der zur Verfügung stehenden Fahrzeuge wieder auf 12 stieg. Erst am 25. Mai wurde aufgebrochen. Die Hoffnung, der Meeresküste nahe zu sein, begann wieder zu schwinden, denn der Häuptling von Nzabi, der Stanley beim Bau des Canoes eifrig Beistand geleistet, hatte erzählt, daß der Strom noch 3 Wasserfälle bilde. Diese Mitteilung war um so unangenehmer, als der Zustand, in dem die Expedition sich befand, immer bedenkenerregender wurde. Erkrankungen kamen wieder sehr häufig vor; einige Leute litten an chronischer Ruhr, zwei an schleichendem Fieber, andere an der Krätze oder schmerzhaften Geschwüren, und unter den letzteren war auch Frank Pocock. Die Warenvorräte gingen zu Ende, und da niemand wußte, wie lange

Fetische vom Kongo.

man noch unterwegs sein werde, mußten die Ausgaben möglichst eingeschränkt werden. Die Lebensmittel stiegen ohnehin, je weiter man kam, immer mehr im Preise. Europäische Erzeugnisse, Delfter Steingut, englische Töpferwaren, Glas, Messerschmiedewaren aus Birmingham, Gewehre u. s. w. waren in allen Dörfern vorhanden, Zeugstoffe in solchen Mengen, daß für ein Huhn 4 Ellen Leinwand verlangt wurden. Stanley und Frank, deren Thee- und Zuckervorräte aufgezehrt waren, begnügten sich daher fortan mit derselben Kost wie ihre Leute. In dieser bedrängten Lage wurde Stanley auch noch bestohlen. Aus einem Warensack wurden 3 Pfund schöne Perlen gestohlen, die ausgereicht hätten, die ganze Expedition zwei Tage lang mit Proviant zu versehen, und als der Dieb wurde Uledi entdeckt, einer von Stanleys tüchtigsten Gefährten, der schon 15 Personen vor dem Ertrinken gerettet und dabei sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Alle Männer wurden versammelt und ihnen die Frage vorgelegt, welche Strafe Uledi verdient habe. Sie stimmten für eine körperliche Züchtigung, aber Stanley begnadigte den Verbrecher, der sich durch sein früheres aufopferndes Benehmen ein Anrecht auf seine Dankbarkeit und Nachsicht erworben hatte.

Die ersten 2 Katarakte waren inzwischen ohne erheblichen Unfall überwunden und man kam in das Land Mowa, welches in 4 Distrikte zerfällt, deren jeder unter einem eigenen König steht. Die Könige beschenkten Stanley und Frank in Erwartung von Gegengeschenken reichlich mit Lebensmitteln, und auch ihre Unterthanen erwiesen sich als sehr gastfreundlich. Unter den Babwendé — so hießen die Eingeborenen — waren viele, welche Küstenplätze besucht hatten, und einige kannten auch Embomma (Boma). Trotz aller Freundlichkeit mußte doch sorgfältig darauf geachtet werden, daß niemand gegen ihre kleinen Eigentümlichkeiten verstieß, da sie sonst leicht erregt wurden. Sie wollten nicht dulden, daß Stanley in ihrem Gebiet irgend etwas auf Papier schrieb oder eine Gegend zeichnete oder Beobachtungen anstellte — ein Versuch, dies doch zu thun, hätte sofort Feindseligkeiten zur Folge haben können. Als sie Stanley etwas schreiben sahen, gerieten die Babwendé in furchtbare Aufregung, 500 bis 600 Krieger rückten bewaffnet gegen das Lager vor, und nur mit Mühe

Eingeborene von Vivi.

gelang es Stanley, sie dadurch zu beschwichtigen, daß er einen Band Shakespeare, dessen Einband jenem seines Notizbuches glich, für das Buch ausgab, in welches er geschrieben hatte, und ihn ins Feuer warf.

Der Aberglaube, der in diesen Gegenden herrscht, kann dem Reisenden oft sehr gefährlich werden. Wenn während seiner Abwesenheit im Orte z. B. zufällig irgend einer der Dorfbewohner von einem Felsen stürzt und das Genick bricht, oder vom Schlage gerührt wird, oder wenn eine Epidemie im Dorfe ausbricht — stets ist der Fremde an diesen Unglücksfällen schuld, seinem bösen Willen sind sie zuzuschreiben.

Durch das Autodafé, zu welchem Stanley sich bequemen mußte, war das gute Einvernehmen mit den Eingeborenen wieder hergestellt. Während seine Gefährten in der willkommenen Ruhepause sich rasch erholten, benutzte Stanley dieselbe zu einer Untersuchung des Stromes, die er bis zu den Massassa Fällen ausdehnte. „Bei Massassa endigt der verhältnismäßig eng eingemauerte Kanal, durch welchen der Strom in größter Unruhe von den Mowa-Fällen und dem tiefern Bassin (durch die Massassa Fälle) in das „Bolo bolo" (ruhig, ruhig) Bassin hinabstürzt. Wegen der großen Breite des Mowa Beckens (1650 Meter) wälzt sich der Strom

von oben eine Meile weit mit einem gewaltige Wogen auftürmendem Laufe durch den etwa 450 Meter breiten Spalt in den Felsendamm, scheint aber bei Massessé seine Geschwindigkeit zu vermindern. Hier wälzt der Strom, sich stauend, einen Teil seiner Wassermasse längs der Flanken nach oben zurück, und diese Gegenströmung streicht an dem Fuße der Mowa-Klippen vorbei und fließt dann in die Mowa Bucht hinein. Nachdem sie in die zungenähnliche Bucht wie eine Flutwelle hineingestürmt ist, läßt sie schnell nach, zieht sich längs des Fußes des Mowa-Felsdammes zurück und trifft nach einem 2 Meilen langen Kreislaufe mit den großen Fällen und mächtige Wogen bildenden Stromschnellen zusammen, und nun entsteht ein wilder Kampf zwischen den beiden entgegengesetzten Strömungen. Von Massessé aus nimmt dann der Strom seinen reißend schnellen, gleichmäßigern Lauf wieder auf, nur daß sich an allen Vorsprüngen Wellen bilden, aber im allgemeinen mit einer scheinbar ruhigen Oberfläche, wobei er freilich von dem eigentümlich gurgelnden Tone begleitete Strudel bildet. Wenn er sich dann der Massassa Spitze nähert, eine Meile unterhalb Massessé, so rennt er gegen hervorragende Felsmauern und hebt sich auf beiden Seiten zu kräuselnden Wellen, welche sich mitten im Strome etwa 200 Meter weiter unten begegnen; ein Wogenkamm schlägt hier gegen den andern, eine Welle trifft die andere, sie schlagen übereinander hinweg und ringen miteinander, sinken dann scheinbar ermattet zusammen, um sich gleich wieder in tiefbraunen Wogenbergen mit lautklatschenden Gipfeln hoch emporzuheben. Eine halbe Meile weit wälzen sich wilde Gewässer dem Bolo bolo-Bassin zu, wo sie sich auf diese Weise schließlich in einem ruhigen Teiche sammeln, woher der Name stammt." Anderthalb Meilen unterhalb der Massassafälle befinden sich die viel wilderen Zinga-Fälle, welche der Expedition verhängnisvoll werden sollten. Stanley brach am 5. Juli mit der „Lady Alice" auf, um Zinga, welches auf dem Wasserwege 2 Meilen näher lag als auf dem Landwege, vor dem Eintreffen seiner Karawane zu erreichen und sich dort rechtzeitig eine freundliche Aufnahme seitens der Eingeborenen zu sichern. Etwa $^3/_4$ Meile ging die Fahrt ohne Unfall von statten, dann aber geriet die „Lady Alice" in die Wirbel hinein und entrann nur durch verzweifeltes Rudern einer Art Malstrom, der sich plötzlich vor ihr gebildet hatte. Das Boot, welches vor einigen Tagen beim Auffahren auf den Strand leck geworden und dann notdürftig ausgebessert worden, hatte sich dabei halb mit Wasser gefüllt, weshalb Stanley umkehrte, um den Versuch, über die Fälle zu kommen, in einem der Canoes zu wiederholen. Als er Mowa erreichte, zerstreuten sich die von dem Kampf auf Tod und Leben ermüdeten Bootsjungen, um einige Nahrung zu suchen, und sie waren nirgends zu finden, als Stanley aufbrechen wollte. Da ihm daran lag, in Zinga bald einzutreffen, entschloß er sich rasch für den Landweg. Er erteilte Manwa Sera die nötigen Aufträge inbezug auf das Canoe „Jason", welches an Tauen über die Fälle hinabgelassen werden sollte, versprach Frank, der seit einigen Tagen durch die Geschwüre an seinen Füßen am Gehen gehindert wurde, ihm bald Träger mit einer Hängematte zu senden, und brach auf.

In Zinga wurde Stanley von 4 Königen und mehreren hundert Eingeborenen sehr lärmend, aber auch sehr freundschaftlich begrüßt und stand bald mit ihnen auf dem besten Fuße. Zu Mittag wurden einige Leute mit einer Hängematte nach Mowa geschickt, um Frank abzuholen, und später stieg Stanley auf einen Felsen oberhalb der Fälle, um nach dem erwarteten Boote auszusehen. Er war noch nicht lange auf diesem Beobachtungsposten, als er auf dem Strome einen dunkeln Gegenstand daherkommen sah, in welchem er bald ein umgestürztes Canoe erkannte, an welches sich mehrere Menschen anklammerten. Es waren Uledi und die Leute, welche ihm mit dem „Jason" folgen sollten. Sie bemühten sich, auf den Kiel emporzuklettern, was ihnen gelang, als sie aber sahen, daß die Strömung das Boot unaufhaltsam nach den Katarakten trieb, sprangen sie ins Wasser und suchten schwimmend das Ufer zu erreichen. Bald darauf kam Stanley einer seiner Leute mit der Schreckensbotschaft entgegen, daß von 11 Mann, die sich in dem Canoe befanden, 5 ertrunken seien, und daß sich unter den letzteren auch der „Kleinmeister" befinde. Mit diesem Namen pflegten die Schwarzen der Expedition Frank Pocock zu bezeichnen, und da Stanley wußte, in welchem Zustande er diesen verlassen, wollte er anfangs die Nachricht gar nicht glauben. Es klang doch gar zu unwahrscheinlich, daß der lahme Mann sich in ein Canoe gewagt haben sollte, um an einer so gefahrvollen Fahrt teilzunehmen! Leider war die Nachricht nur zu wahr.

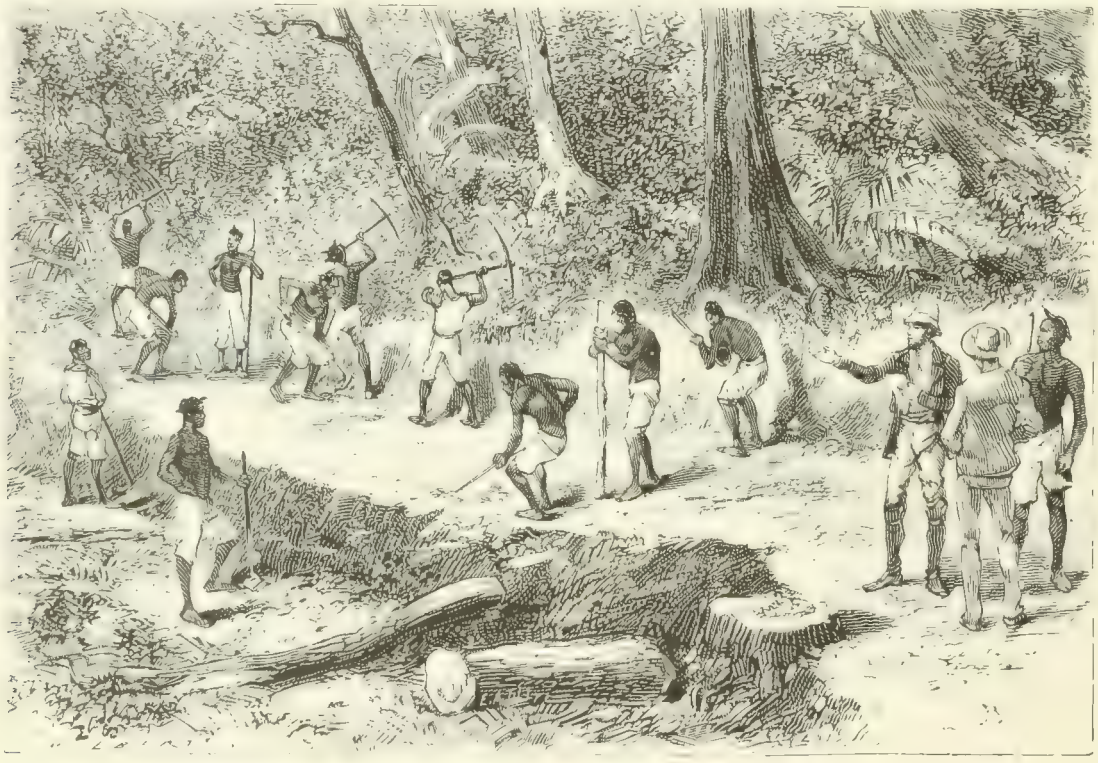
Frank empfand einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Getragenwerden. Er wollte nicht zu den Kranken und Maroden gezählt werden, welche der Expedition zur Last fielen, und er hatte Uledi gezwungen, ihn in das abfahrende Canoe aufzunehmen. Als Uledi unterhalb Massessé das furchtbare Brausen des Wasserfalles vernahm, erschreckte ihn dasselbe sosehr, daß er landete und einen Felsen erstieg, um sich den Wasserfall zunächst von dort anzusehen. Zurückgekehrt, erklärte er auf das Bestimmteste, es sei unmöglich, mit einem Canoe über den Fall zu gelangen, aber Frank beharrte mit dem Eigensinn eines Kranken auf der Weiterfahrt. Zwei Leute, welche den Felsen erstiegen, bestätigten Uledis Aussage, aber Frank beschuldigte sie der Feigheit. Sie wollten zu Lande nach Zinga eilen, um von dort eine Hängematte für ihn zu holen, doch dieser Vorschlag brachte ihn erst recht in Harnisch. Er war ein guter Schwimmer und hatte wiederholt geäußert, daß ihm die Fälle des Livingstone nichts anhaben könnten. Er schien begierig eine Gelegenheit zu suchen, seine Geschicklichkeit im Schwimmen und Tauchen zu zeigen, und Stanley hatte ihn deshalb, um ihn von unvorsichtigen Wagnissen abzuhalten, stets so viel als möglich bei der Landabteilung beschäftigt. Es gelang ihm, die Bootsmannschaft zu bereden, die Fahrt zu wagen. Sie versuchten die linke Seite des Flusses zu erreichen, aber die reißende Strömung erfaßte bald das Canoe und riß es nach dem Fall hin. „Die zornigen Gewässer bäumten sich hoch auf und sprangen in ihr Fahrzeug hinein, drehten sie wie um eine Angel herum, und so wurden sie über die sich kräuselnden, tanzenden und hüpfenden Wogenkämme in die Strudel fortgerissen, welche unten gähnten.“ Als das Boot wieder auftauchte, klammerten sich an dasselbe noch 8 Menschen an, aber kein Weißer war unter ihnen. Gleich darauf tauchte aber in der Nähe des Bootes Frank aus einem Strudel empor, und Uledi, die eigene Gefahr vergessend, ließ das Boot los und schwamm auf ihn zu. Im nächsten Augenblick zog ein Strudel sie beide in die Tiefe, bevor er ihn erreicht hatte, und als Uledi sich wieder emporarbeitete, war Frank Pocock nicht mehr zu sehen.[70])

So lautete der Trauerbericht, der sich mit Windeseile in allen benachbarten Ortschaften verbreitete, von wo die Eingeborenen herbeiströmten, um Stanley ihr Beileid zu bezeigen. Auf seine Begleiter brachte dieser neueste Unglücksfall eine tiefe Wirkung hervor. All ihr Mut, den sie so oft bewährt hatten, all ihr Selbstvertrauen war dahin. „Mit diesem Tage begannen sie jenes apathische, mürrische und grämliche Wesen, jenen Mangel an gefühlvollem Interesse an ihrem eigenen und ihrer Kameraden Wohl zu zeigen, wodurch sich ihr späteres Leben in den Katarakten leider auszeichnete.“ Nur der Führer der Expedition, den der Verlust des letzten weißen Begleiters am schwersten traf, durfte sich seinem Schmerz um denselben nicht hingeben; mehr denn je zuvor ruhte jetzt die ganze Sorge um das Wohl seiner Begleiter auf seinen Schultern. Am 14. Juni waren unter Manwa Seras Leitung die letzten Canoes von Mowa nach Massassa hinabgebracht worden, und Stanley, der inzwischen 2 Tage lang am Fieber krank gelegen, ging nun sofort ans Werk, den Transport der Canoes über die hohe Massassaspitze vorzubereiten. Drei Tage lang wurde gearbeitet, um den 550 Meter langen Weg, den man über den bewaldeten Felsen nehmen wollte, mit einer dichten Reisigschicht zu bedecken und alle Gruben und Vertiefungen auszufüllen. Zur nicht geringen Verwunderung der Eingeborenen wurden dann die Canoes über den Felsen bis etwa 200 Meter oberhalb der Zinga-Fälle gezogen. Als dort Stanley am 20. Juni wieder Befehl gab, Baumzweige abzuhauen und mit ihnen den Weg zu belegen, auf dem er die Zinga-Fälle umgehen wollte, kam das Mißvergnügen seiner Leute offen zum Ausbruch. Ein Teil verweigerte den Gehorsam. Sie hätten keine Lust mehr, sich noch ferner abzumühen, sagten sie, da der Tod ihnen doch gewiß sei. Kein Zureden vermochte sie abzuhalten, die anderen zu verlassen, als aber Stanley sah, daß der Rest der Leute treu bei ihm ausharrte, beschloß er, die Meuterer gewaltsam zur Pflicht zurückzuführen. Sie waren schon 15 Meilen entfernt, als die von Stanley benachrichtigten Häuptlinge ihnen

[70]) Einer von Stanleys englischen Begleitern, Edward Pocock, war — wie schon erwähnt — gleich zu Anfang der Reise am Typhus gestorben (18. Januar 1876), und der zweite, Ferdinand Barker, starb im April desselben Jahres. Sein Tod ist hier nicht erwähnt worden, weil derselbe in jenen Teil der Expedition fällt, welcher an anderer Stelle (Europas Kolonien Band III, Ost-Afrika) geschildert werden wird.

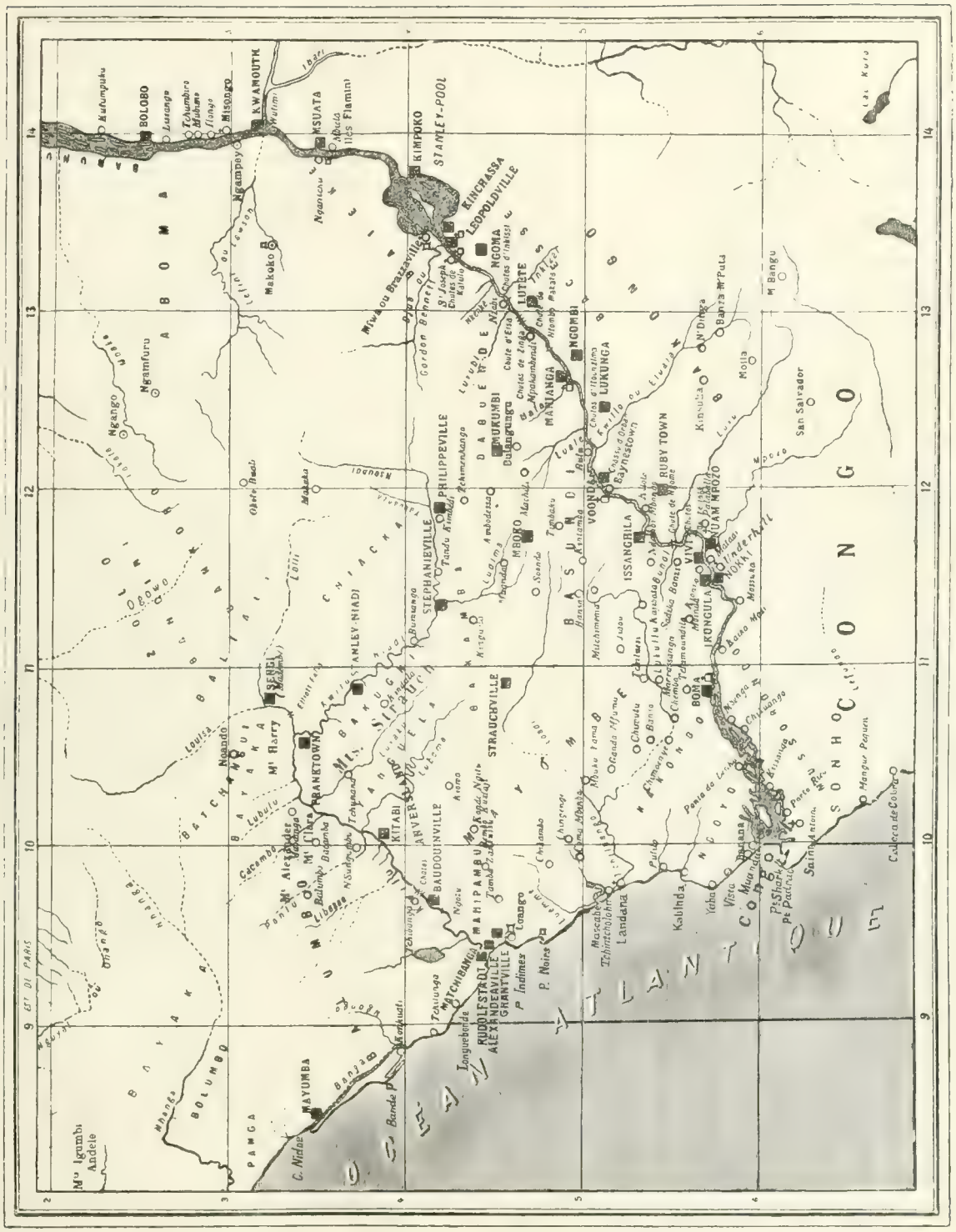
den Zug durch ihr Gebiet verweigerten. Die Kriegstrommel wurde geschlagen, die Flüchtlinge wurden angehalten, und da die Häuptlinge versprachen, ihnen Vergebung zu erwirken, kehrten sie reuig zu Stanley zurück, der ihnen verzieh.

Kaum war dieses Unheil von der Expedition abgewendet, so traf sie ein neuer Unglücksfall, der die düstere verzweifelte Stimmung der Leute noch verschlimmerte. Während das Canoe „Livingstone" den steilen Abhang emporgezogen wurde, rissen die Taue, und das Canoe schoß hinab in den Strom. Der Zimmermann Salaam Allah versuchte es aufzuhalten, wurde aber mit ins Wasser hinabgerissen und schwang sich dort in das Boot, welches sofort von der Strömung dem Wasserfall zugetrieben wurde. Uledi hatte sich rasch ins Wasser gestürzt und rief dem Zimmermann zu, aus dem Kahn zu springen, er werde ihn retten, aber dieser, der kein Schwimmer war, zögerte bis es zu spät war. Das Canoe flog in den Katarakt hinab, in dem es zwar noch dreimal auftauchte, dann aber in einem großen Strudel für immer verschwand.



Straßenbau am Kongo.

Am Abend des 25. Juni waren alle noch übrig gebliebenen Boote über die Fälle gebracht. Die nächsten Fälle, die nun noch zu überwinden waren, kosteten nicht so schwere Opfer, wie die Strecke von 3 Meilen von den Mowa Fällen bis unterhalb Zinga, zu welcher man 30 Tage gebraucht hatte. Die Ingulufi Fälle erwiesen sich als bloße Stromschnellen, und die Boote schossen anstandslos über dieselben hinweg. Den Mbelo Fällen näherte man sich sehr vorsichtig, während je 10 Mann die Boote am Bug und Stern an Rohrfaserseilen hielten. Da rissen plötzlich die Seile des Bootes, in welchem sich außer Stanley 7 Mann befanden, und es schoß mit unglaublicher Schnelligkeit zwischen den Felsen und Klippen dahin. Mit stumpfer Resignation sahen die in dem Boot Befindlichen der Gefahr entgegen. Die vielen Leiden und Unglücksfälle hatten sie apathisch gemacht, der drohende Tod schreckte sie nicht mehr. Sie kamen aber glücklich durch das Wogenbrausen hindurch und landeten weiter unten am Strand von Kilanga, von wo Stanley sofort zu seinen erschreckten Leuten zurückeilte, die ihren Augen nicht trauten, als sie ihn wohlbehalten vor sich sahen.


BOLOBO
KWAMOUTH
MSUATA
KIMPOKO
STANLEY-POOL
KINCRASSA
LEOPOLDVILLE
NGOMA
LUIBIE
NGOMBI
MANIANGA
LUKUNGA
MUKUMBI
DABOUEMONDE
PHILIPPEVILLE
STEPHANIEVILLE
MBOKO
VOONDA
RUBY TOWN
ISSANGHILA
IKONGULA
NOKKI
STANLEY-NIADI
STRAUCHVILLE
BAUDOUINVILLE
ANVERSVILLE
FRANKTOWN
MANIPAMBU
RUDOLFSTADT
ALEXANDEAVILLE
GRANTVILLE
MATCHINGAMBA
BAYUMBA
Makoko
Ngampoy
Ngamfuru
Mswata
Ngansou
Gordon Bennett
Mswou Brazzaville
Obobo
Obobo Tumba
Mt Harry
Mt Clara
Mt Alexandre
Mt Gordon Bennett
Mt Stanley
Mt Schweinfurth
Mt Emin Pasha
Mt Speke
Mt Baker
Mt Edward
Mt Gessi
Mt Ibrahim
Mt Ruwenzori
Mt Gordon
Mt Indimes
Mt Noire
Mt Bangu
Mt Kuru
Lac Kuru
Lac Leopold II
Lac Albert
Lac Edouard
Lac Kivu
Lac Tanganika
Lac Moero
Lac Bangweolo
Lac Dilolo
Lac Mweru
Lac Kisale
Lac Kamalondo
Lac Kabele
Lac Lincoln
Lac Mantumbi
Lac Leopold
Lac Mai Ndombe
Lac Tumba
Lac Ntomba
Lac Mantumbi

Es wurde beschlossen, sie loszukaufen, aber die Loskaufsumme verminderte die zusammengeschmolzenen Warenvorräte in bedenkenerregender Weise.

Die westlich von Nipakambendi wohnenden Babwende kamen der Expedition zwar anfangs mit Mißtrauen entgegen, da sie der Ansicht waren, daß das Erscheinen eines Weißen noch keinem Lande Segen gebracht habe, aber es gelang Stanley leicht, ihre Bedenken zu zerstreuen. Die Waren wurden hier wieder in die Boote gebracht, denn obwohl hier und da kleine Stromschnellen vorhanden waren, so war doch die Stromfahrt nicht mehr gefährlich. An den Wanson-Fällen fuhr man in einem Seitenkanal vorbei, fand bei den Kakongo, welche als sehr kriegerisch geschildert worden, freundliche Aufnahme und erhielt von ihnen Führer bis zu den Ntombo Mataka Fällen, welche unwiderruflich die letzten Wasserfälle des Stromes sein sollten, also der so heiß ersehnte Wasserfall Tuckeys sein mußten, der die Grenze des bekannten Kongolaufes bildete. Der Wasserfall wurde am 16. Juli erreicht, und die „ausnehmend wohlgesitteten und artigen" Bewohner von Ntombo Mataka – Stanley nennt sie die höflichsten Leute von Afrika – boten ihre Dienste bei der Überschreitung der Fälle an. Mit Hilfe von über 400 Eingeborenen wurden die Canoes über die Klippen gebracht.

Die freundliche Aufnahme, welche die Expedition in Ntombo-Mataka gefunden, war für lange Zeit der letzte Lichtblick in der Nacht ihres Elends. Am Mata, der am 20. Juli erreicht wurde, benahmen sich die Eingeborenen zwar nicht offen feindselig, begegneten aber den Fremden mürrisch und unfreundlich, und wollten Lebensmittel nur zu Preisen liefern, die man nicht zahlen konnte, und nicht besser benahmen sich weiter flußabwärts die Bewohner des Dorfes Kibonda, welches dem am linken Ufer in den Kongo mündenden Fluß Elwala gegenüberliegt. „Die Basundi," sagt Stanley, „sind eine höchst nichtswürdige, argwöhnische und verächtliche Rasse, dabei zanksüchtig und ungemein geneigt, alles gleich wie eine Beleidigung aufzufassen." Einer von Stanleys Leuten, der in einem Garten Knollen ausgegraben hatte, wurde hier gefangen genommen und mußte, da das verlangte Lösegeld den Wert der noch vorhandenen Waren um das Vierfache überstieg, seinem Schicksal überlassen werden. Trotzdem wurde schon wenige Tage später noch ein Mann wegen Diebstahls angehalten. Da Stanley, den Grundsätzen, welche ihn bisher geleitet, getreu, auch hier sich weigerte, seine Einwilligung zu einer gewaltsamen Befreiung des Diebes zu geben, verurteilten die Mitglieder der Expedition denselben zur Sklaverei und ließen ihn in den Händen der Eingeborenen zurück.

Nachdem am 23. Juli die Itunzima-Fälle, „wo der Fluß wieder einmal seine ganze Wut entwickelte", nach achtstündiger Arbeit hinter den Reisenden lagen, ging aus den Aussagen der Eingeborenen immer deutlicher hervor, daß man dem Meere nahe sei. Die erschöpften Begleiter Stanleys gerieten durch diese Freudenbotschaft in große Aufregung. Einer derselben wurde vor Freude verrückt, rannte in den Wald hinein und ward nicht mehr gesehen. Man hätte ihn vielleicht wiedergefunden, wenn man mehrere Tage verweilte, aber der drohende Hungertod trieb zur Eile. So rasch als möglich die Meeresküste erreichen — das war die allgemeine Losung.

Der Strom floß nun eine Zeitlang so ruhig dahin, wie man ihn seit Monaten nicht gesehen hatte, und auch als später wieder Stromschnellen vorkamen, war nur die eine Flußseite durch sie versperrt, auf der andern aber schossen die Boote von der Strömung getrieben rasch dahin. Im Distrikt Kilolo, in dem man auf einer malerischen Landspitze ein Lager aufschlug, wurden wieder mehrere Leute von den Eingeborenen gefangen genommen, weil sie Cassava und Bohnen gestohlen hatten. Stanley war kaum davon benachrichtigt worden, als auch schon bewaffnete Eingeborene herankamen. Mit Mühe wurde ein blutiger Zusammenstoß verhindert, aber als die Expedition ihre Fahrt fortsetzte, ließ sie 5 ihrer Angehörigen als Sklaven zurück.[71])

Am 30. Juli wurde endlich einer der von Tuckey erwähnten Fälle, der Wasserfall von Isangila erreicht. Die Bewohner von Mwato Zingé, Mwato Wandu und Mbinda nahmen Stanleys Leute zwar sehr

[71]) Einem derselben Ali Kiboga, gelang es später zu entfliehen, und er kam nach einer ungemein abenteuerlichen Reise in seine Heimat zurück. Auf der Fahrt vom Kap nach Sansibar litt er Schiffbruch, befand sich aber, obwohl man ihn bereits für ertrunken hielt, unter den Geretteten.

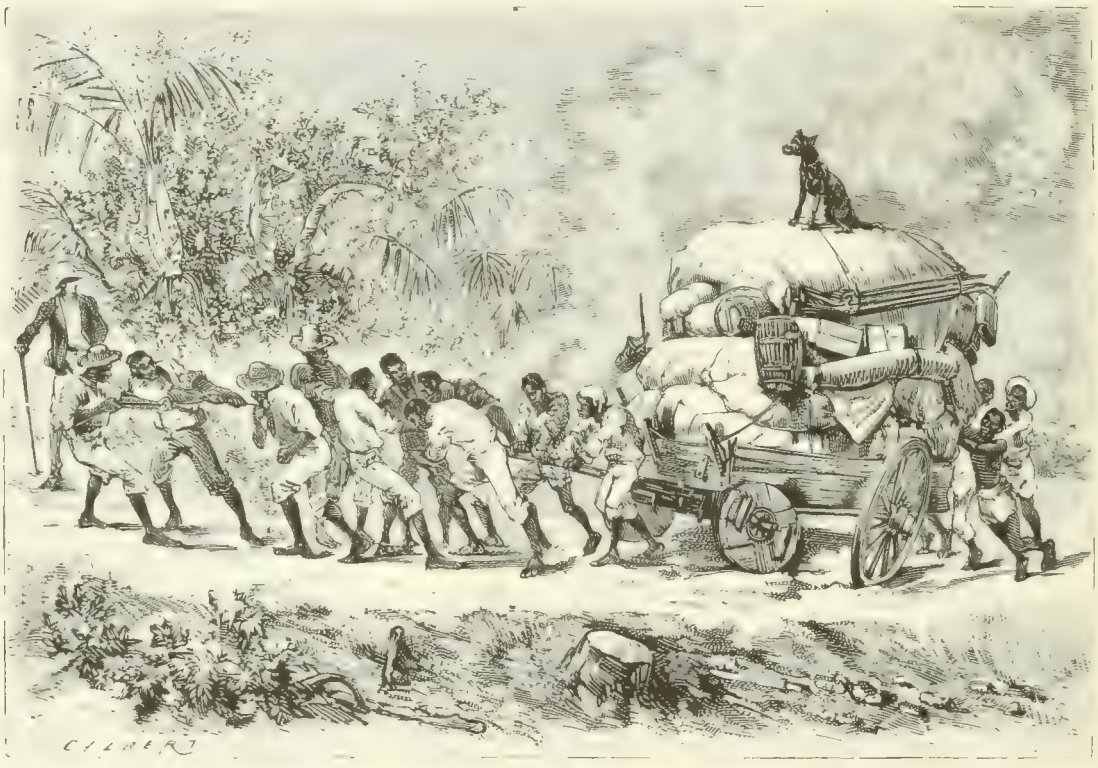
freundlich auf, aber für die wenigen Lebensmittel, die man von ihnen erhalten konnte, mußten kaum noch erschwingliche Preise bezahlt werden. Ein Trost in dieser Bedrängnis war die sich immer mehr befestigende Gewißheit, daß man dem Ende der Leiden schon sehr nahe sei. Embomma war nur noch 5 Tagereisen entfernt. Allerdings sollten zwischen Isangila und Embomma noch 3 große Katarakte und mehrere Stromschnellen vorhanden sein, doch solche Hindernisse waren jetzt von keiner Bedeutung mehr. Daß der Livingstone und der Kongo identisch seien, war zweifellos festgestellt — die Expedition fesselte also kein Interesse mehr an den Fluß, und Stanley beschloß deshalb, den Rest des Weges zu Lande zurückzulegen. Alle Gegenstände, welche man entbehren konnte, wurden verwendet, um dagegen Lebensmittel einzutauschen und sich mit Vorräten für die lange Wanderung zu versehen. Nur die „Lady Alice", seine unverwüstliche Begleiterin auf einer fast 7000 Meilen langen Fahrt durch Afrika, wollte Stanley nicht veräußern. Er ließ sie auf den Gipfel eines Felsens oberhalb des Wasserfalles von Isangila bringen. Dort sollte sie bleichen und in Staub zerfallen. Die Expedition aber trat am 1. August ihren letzten Marsch an, „eine vom Reisen abgemattete, schwache und von Leiden niedergebeugte Kolonne." Das letzte Tier, welches die Expedition mitgeführt hatte, Mirambo, der Reiteſel, brach gleich am ersten Marschtage erschöpft zusammen und mußte zurückgelassen werden. Rastlos wanderte die Karawane weiter.

Je weiter man kam, desto schwieriger wurde es, Lebensmittel zu erlangen. Von Kauris wollten die Eingeborenen nichts wissen, die Perlen und das Zeug, das man ihnen anbot, waren nicht nach ihrem Geschmack. Gegenstände, die im Osten zu den gangbarsten zählten, waren hier fast wertlos. Wenn sich jemand auf vieles Bitten herbeiließ, einige Erdnüsse oder Kartoffeln zu verkaufen, so nahm er für sie das Zwanzigfache ihres gewöhnlichen Preises. Meistens vertröstete man Stanley auf den nächsten Markttag, den er doch nicht abwarten konnte. Uledi befreite die Expedition von einem „König", der ungestüm als Zoll für den Durchzug durch „sein Land" Rum verlangte, durch eine schallende Ohrfeige, aber schon im nächsten Dorfe wurde das Verlangen nach Rum wieder laut, und nur gegen Rum wollte man Lebensmittel verkaufen. Am Abend des 3. Tages schlug man bei dem kleinen Dorfe Nsanda das Lager auf. Dort erklärte sich der Häuptling nach mehrstündigem Bitten bereit, am nächsten Morgen zwei seiner jungen Leute mit einem Briefe, welchen Stanley schreiben sollte, nach Boma zu senden. Bei einem improvisierten Lämpchen schrieb Stanley drei Briefe — in englischer, französischer und spanischer Sprache —, in denen er kurz die bedrängte Lage seiner Expedition mitteilte und dringend um schleunigste Entgegensendung von Lebensmitteln bat. „Diese Lieferungen," schrieb er, „müssen innerhalb 2 Tagen ankommen, oder ich werde eine schreckliche Zeit mitten unter Sterbenden durchleben müssen." Er adressierte die Briefe „an irgend einen Herrn in Boma", der die Sprache verstehe. Die Angaben der Eingeborenen über die in Boma ansässigen Europäer widersprachen sich, da einige behaupteten, es lebe dort ein Holländer, während andere von Engländern, Franzosen und Portugiesen sprachen. Da aber die meisten Kaufleute englisch, französisch oder spanisch verstehen, so hoffte Stanley zuversichtlich, daß die Europäer in Boma wenigstens einen seiner Briefe verstehen würden. Die Beförderung der Briefe übernahmen Uledi, Katschetsche und Muini Pembé, denen sich noch der Knabe Robert anschloß, der ihnen den Weißen gegenüber als Dolmetscher dienen sollte. Als die von dem Häuptling versprochenen Wegweiser kamen, brachen die 4 Boten auf.

Am folgenden Tage schleppten sich die Übrigen, welche in den Dörfern der Umgegend mühsam soviel Lebensmittel aufgetrieben hatten, daß sie wenigstens ihr Leben fristen konnten, langsam weiter. Im nächsten Dorfe verlangte der Häuptling von ihnen Tribut, und als dieser verweigert wurde, rief er Bewaffnete herbei. Stanley traf sofort Anstalten, einem Angriff zu begegnen, und erklärte dann dem Häuptling in drohendem Ton, er möge sich hüten, seine Leute zu reizen und zum Äußersten zu treiben; wenn sie einmal den Kampf begonnen hätten, könne nichts sie mehr aufhalten; es wäre auch möglich, daß sie alles Menschenfleisch, das sie in Nsanda fänden, aufessen würden." Die letztere Drohung wirkte. Die Schwarzen berieten sich flüsternd, und dann kam der Häuptling auf Stanley zu und reichte ihm lachend die Hand. In diesem Augenblick erschien auch der

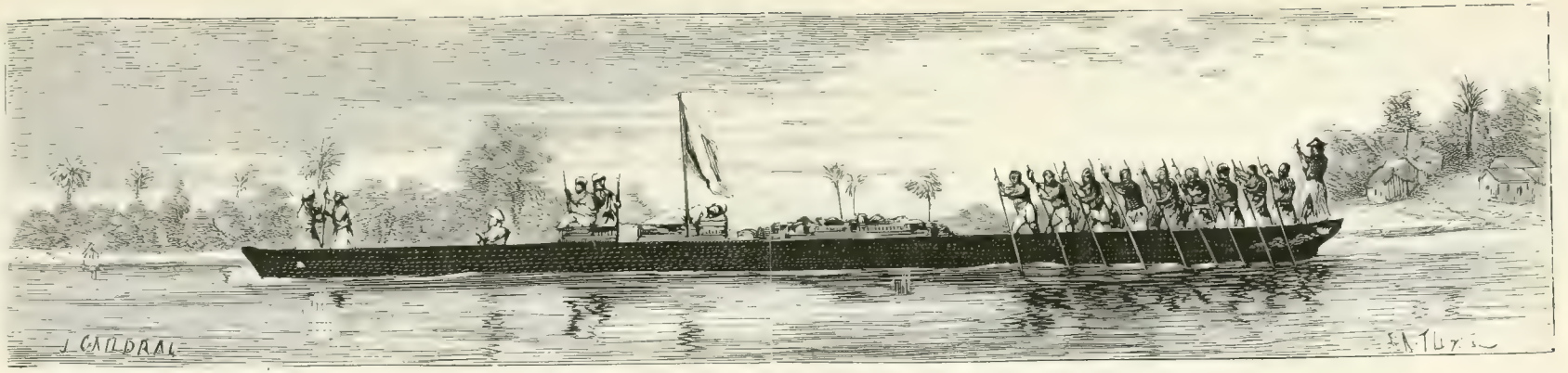
Häuptling von Nsanda, welcher Stanley die Führer nach Boma gestellt hatte, und als er erfuhr, was vorgefallen war, überhäufte er den Unterhäuptling mit Vorwürfen. Bei einigen Gefäßen voll Palmwein wurde die Versöhnung gefeiert, und Stanley versprach dagegen, dem Häuptling von Boma aus eine Flasche Rum zu schicken.

Nachmittags zog die Karawane weiter und sah endlich nach einem Marsch von 12 Meilen das dicht bevölkerte Thal von Mbinda vor sich liegen. In etwa 18 Dörfern wohnen dort gegen 5000 Menschen, die sich hauptsächlich mit der Kultur von Erdnüssen beschäftigen, welche nach Boma in die Faktoreien zum Verkauf gebracht werden. Die Expedition lagerte neben einem Begräbnisplatz, der auffallend sauber und reinlich gehalten war, aber einer Ruhestätte der Toten nichts weniger als ähnlich sah. Die Gräber waren nämlich dicht besetzt mit den verschiedenartigsten Gerätschaften, welche sich einst im Gebrauch des hier Begrabenen



Expedition Brazza: Wagentransport im Kongogebiet.

befanden, mit Töpfen, Kesseln, Kannen und Krügen, mit Gläsern, Flaschen, zinnernen Eimern u. s. w., und an den Zweigen eines Baumes, der seine Äste schützend über alle diese Gegenstände breitete, hingen die aus Palmfasern verfertigten Netztaschen des Verstorbenen. Alle Gegenstände waren jedoch unbrauchbar gemacht, da sonst wohl auch der starke Aberglaube, der hier herrscht, Diebe nicht abgehalten hätte, sich dieselben anzueignen. Während des nächsten Tages schleppte sich die Expedition noch durch mehrere Dörfer, und blieb endlich in Banza liegen. Die Leute konnten nicht mehr weiter, sie waren völlig erschöpft. „Und doch entschlüpfte den Verhungernden nicht ein einziges Wort des Vorwurfs; sie warfen sich mit einer von dem Elend und der Verzweiflung erzeugten Gleichgiltigkeit auf den Boden. Sie tobten nicht wegen der Qualen des Hungers, man hörte sie nicht laut klagen, sie machten nicht der von ihren peinigenden Eingeweiden erzeugten Angst durch Geschrei Luft, sondern setzten sich mit steinharter Ergebung hin, um unter dem duftigen Schatten einer Zwergakazie oder eines der Gebüsche auszuruhen.“ Da rief plötzlich ein Knabe: „O, ich sehe Uledi



Expedition Brazza: Ein Canoe der Eingeborenen.

Franceville.

mit vielen Männern den Hügel herabkommen!“ Alle sprangen auf und blickten nach der angegebenen Richtung, und da kamen in der That Uledi und Katschetsche in großen Sätzen durch das Gras dahergesprungen, und Uledi wies triumphierend schon von weitem einen Brief. Kein Zweifel mehr, die Expedition war gerettet!

Uledi und Katschetsche hatten auf dem Marsche nach Boma große Schwierigkeiten zu überwinden. Die vom Häuptling mitgegebenen Führer verließen sie, eingeschüchtert durch die Drohungen der Bewohner von Mbinda, aber die 4 wackeren Sendboten Stanleys wanderten unverdrossen weiter. Da Führer nicht zu erlangen waren, folgten sie dem Laufe des Flusses und kamen so endlich spät am Abend nach Boma, wo sie in der Faktorei von Hatton & Cookson von den Vertretern dieser Firma, den Herren A. da Motta Veiga und John W. Harrison freundlich aufgenommen wurden. Sofort wurde eine Menge Lebensmittel verpackt — Reis, süße Kartoffeln, Fische, Rum — dazu 50 Stück Zeug, jedes 24 Yards lang, Träger waren bald gefunden, und von Uledi und Katschetsche geführt, eilte die Karawane stromaufwärts, den Verhungernden Rettung zu bringen. Nicht enden wollender Jubel begrüßte die Träger der Lebensmittel. „Während die Vorsteher der einzelnen Tischgesellschaften die Säcke auftrennten und die Lebensmittel in gleichen Rationen verteilten, stimmte Murabo, der Bootjunge, einen glorreichen, laut anschwellenden Triumphgesang an, in welchen er ganz gewandt und mit dichterischer Freiheit Verse zum Lobe der weißen Männer der zweiten See einschaltete,“ und am Ende eines jeden Verses fiel der Chor mit ein:

„So singt denn, Freunde, singt! Die Reise ist beendet!
O Freunde, singet laut, singt dieser großen See!“

Als Stanley in sein Zelt trat, erwartete ihn eine Überraschung. „Sorgfältig und vorsichtig auspackend und jeden einzelnen Gegenstand fast zärtlich anfassend,“ erzählt er, „überreichte mir jetzt Katschetsche zunächst einige mysteriöse Flaschen, wobei der verschmitzte Schelm mein Gesicht mit seinen scharfen Späheraugen beobachtete und daraus das Vergnügen ablas, mit dem ich auf die Etiketten blickte. Englisches Pale Ale! Sherry und Portwein! Mehrere Brote, Weizen-, nicht Cassavabrot, für eine Woche ausreichend. Zwei Töpfe mit Butter. Ein Päckchen Thee! Kaffee! Zucker! Sardinen und Lachs! Plumpudding! Eingemachte Johannis-, Stachel- und Himbeeren!“ Alle Not hatte nun ein Ende, und die Expedition, welche noch vor einer Stunde dem Hungertode nahe war, schwelgte in Überfluß.

Nachdem die Leute an der gesunden Kost sich gestärkt und die Lumpen, welche ihre abgemagerten Körper umhüllten, mit neuem Zeug vertauscht hatten, setzte die Expedition ihren Marsch durch das kahle Land fort und erreichte am 9. August 1877, am 999. Tage nach der Abreise von Sansibar, die Handelsstation Boma, wo ihr vier europäische Händler einen herzlichen Empfang bereiteten. Zwei Tage später fuhr Stanley mit der ganzen Expedition — 115 Männern, Weibern und Kindern — auf dem Handelsdampfer „Kabinda“ den Strom hinab zum Ozean. Die Fahrt quer durch den dunkeln Erdteil war beendet.[72]

Noch gönnte sich aber Stanley keine Ruhe. Er hatte seinen Leuten versprochen, sie nach ihrer Heimat zurückzubringen, und er wollte dieses Versprechen halten. Als er nach einem achttägigen Aufenthalt in Kabinda, wo er bei den dortigen Engländern freundliche Aufnahme fand, auf dem portugiesischen Kanonenboot „Tamapa“ in San Paul de Loanda ankam und der Gouverneur ihm sofort ein Kanonenboot zur Fahrt nach Europa anbot, lehnte Stanley das verlockende Anerbieten dankend ab und schiffte sich mit seinen

[72] Stanley hatte vom Oktober 1874 bis zum 12. August 1877 teils zu Wasser, teils zu Lande 7158 engl. Miles zurückgelegt. Diese Wegstrecke verteilt sich auf die einzelnen Jahre folgendermaßen: **Oktober 1874:** im Rufidschi Delta 75 Miles; **1875:** von Bagamojo bis Kagehji (17. November 1874 bis 27. Februar 1875) 720 Miles; Fahrten auf dem Ukerewe (8. März bis 4. August) 1070 M.; über Land nach Uwuma und zurück nach Ntewi (21. August bis 20. November) 160 M.; **1876:** Reise nach dem Muta Nzige (26. November 1875 bis 10. Januar 1876) 194½ M.; von Muta Nzige nach Kafurro (14. Januar bis 25. Februar) 262 M.; Reisen in Karagwe (27. Februar bis 21 März 221½ M.; von Kafurro nach Udschidschi (25. März bis 27. Mai) 484 M.; Fahrt auf dem Tanganjika (11. Juni bis 2. August) 811 M.; Reise zum Lualaba (14. Sept. bis 19. November) 498 M. und mehrere kleinere Expeditionen 200 M.; **1877, Kongofahrt:** bis zum Isangila Fall (22. November bis 30 Juli) 1456 M., über Land nach Boma (1 August bis 9 August) 56 M., von Boma bis zur Kongomündung 11. bis 12. August) 70 Mile-

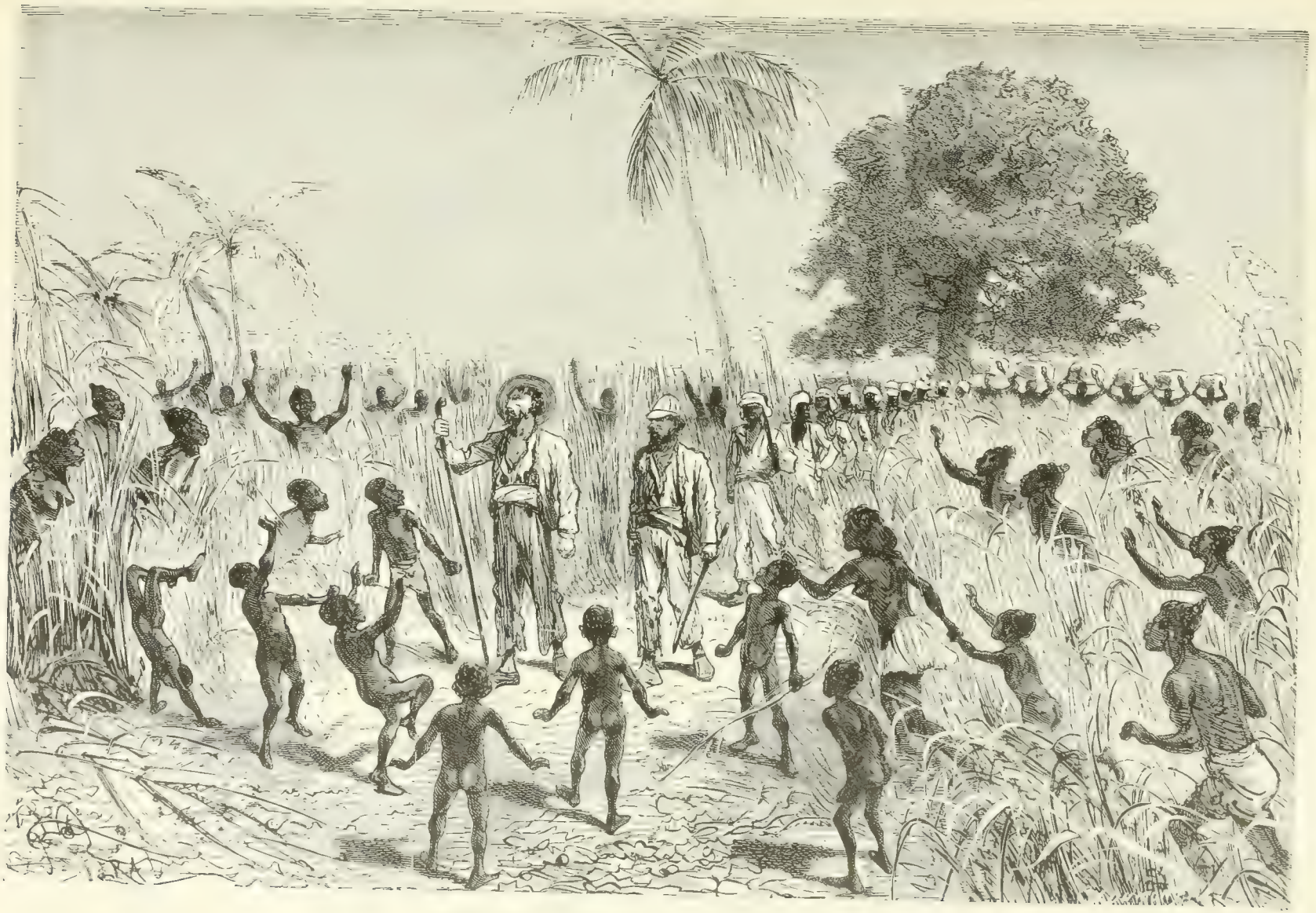
Leuten am 27. September auf dem englischen Kriegsschiff „Industry" nach der Kapstadt ein, wo ihm bei seiner Ankunft ein ehrenvoller Empfang zuteil wurde. Die Admiralität in London wies telegraphisch dasselbe Kriegsschiff zu seiner Weiterreise an, und nach 20tägiger Fahrt erreichte er auf demselben Sansibar. Die Leute Stanleys konnten den Augenblick der Landung kaum noch erwarten. Sie drängten in die Boote, und als sie dann den Boden der Heimatinsel unter ihren Füßen fühlten, da tanzten sie vor Freude, „knieten nieder, beugten ihr Gesicht bis an den teuern Boden und dankten mit tiefer Rührung Allah in lauten Gebeten." Rasch verbreitete sich die Nachricht, daß Stanleys Expedition zurückgekehrt sei, und von allen Seiten strömten Leute herbei, die Ankömmlinge zu begrüßen und zu beglückwünschen. Allerdings brachte Stanley von 356 Personen, die mit ihm ausgezogen waren, nur 108 zurück, die Mehrzahl der Fehlenden war aber nicht auf dem Zuge zu Grunde gegangen, sondern desertiert. Immerhin war die Zahl der unterwegs an Krankheiten Gestorbenen oder in Kämpfen Getöteten (114) größer als jene der Heimkehrenden.

Die nächsten Tage verwendete Stanley zur Abrechnung mit seinen Leuten, um sie für die geleisteten Dienste abzulohnen und auch die Verwandten der unterwegs Gestorbenen, welche Ansprüche erheben konnten, zu befriedigen. Fünf Tage erforderte die Feststellung und Befriedigung aller Ansprüche; dann war Stanley frei. Mit einem Dampfer der Britisch-Indischen Dampfschifffahrtsgesellschaft trat er am 15. Dezember die Reise nach Europa an.

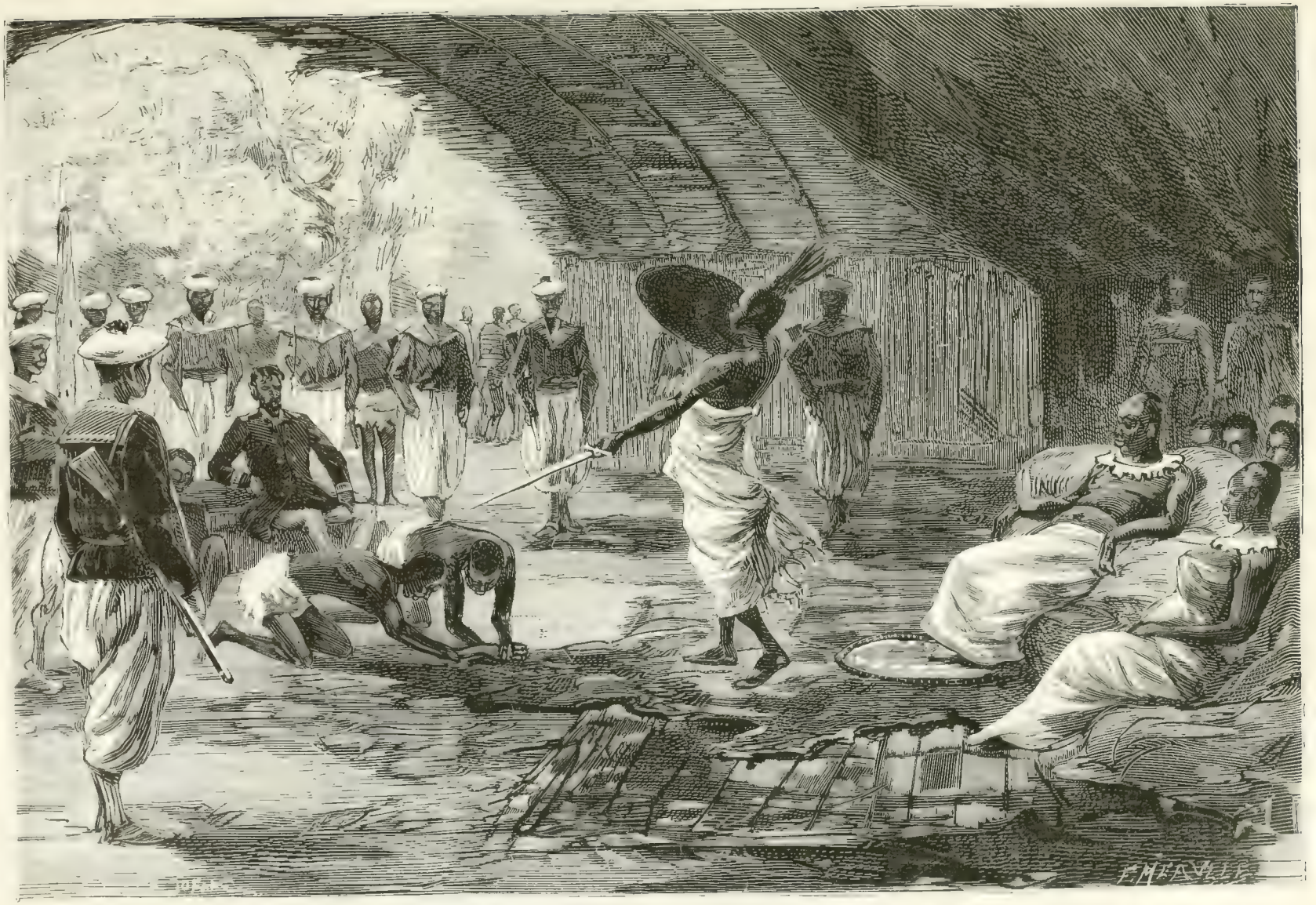
Der ehrenvolle, begeisterte Empfang, der dem kühnen Reisenden in Europa zuteil geworden ist, war der wohlverdiente Lohn für eine That, welche in der Geschichte der Entdeckungsreisen nicht ihres gleichen hat. Nicht minder ohne gleichen steht aber das große Zivilisationswerk da, welches sich an diese Reise anreihte. Jene Gebiete, durch welche sich Stanley noch mit den Waffen im Kampfe gegen die Kannibalen den Durchzug erzwingen mußte, sind heute der Kultur erschlossen und bilden einen „Staat" von etwa $2^1/_2$ Millionen □ Kilometer Flächenraum, mit einer Bevölkerung von vielleicht 40 Millionen! Weit hinein in das vor kurzem noch völlig unbekannte Land zieht sich eine Kette von Stationen, aus denen sich zweifellos in nicht zu ferner Zeit wichtige Handelsplätze entwickeln werden, und eine Flottille von Dampfern befährt den Oberlauf des Stromes. Wenige Jahre noch, und Eisenbahnzüge werden am Kongo dahinbrausen, und das letzte Hindernis, welches heute noch die Wasserfälle und Stromschnellen dem Handelsverkehr entgegenstellen, wird überwunden sein.

Welch gewaltiger Unterschied zwischen dieser Forschungsarbeit des 19. Jahrhunderts und den großen Entdeckungsreisen früherer Jahrhunderte! Damals waren Missionäre die kühnen Pioniere, welche in unbekannte Länder drangen, und hinter ihnen kam wilde Soldateska als Eroberer. Die ersten Blätter der Geschichte Amerikas füllen Berichte über grauenhafte Blutthaten, und erst durch völlige oder teilweise Ausrottung der Eingeborenen ist dort der Boden für den Samen der Kultur, die von Europa hinübergebracht wurde, empfänglich gemacht worden. Das Jahrhundert der Gewissensfreiheit hat andere Bahnen eingeschlagen. Der Missionär hat die Entdeckerrolle dem Forschungsreisenden überlassen und rückt erst auf dem Pfade vor, den jener geebnet hat. Statt bewaffneter Scharen erscheinen jetzt friedliche Eroberer, welche nicht gewaltsam durch Schwert und Scheiterhaufen bekehren, nicht ein freies Volk zu Knechten machen, sondern ihm die Segnungen der Kultur erschließen, es zur Arbeit und Gesittung erziehen wollen. Und das überraschende Fortschreiten des Zivilisationswerkes am Kongo zeigt uns, welch gewaltigen Einfluß die Überlegenheit der europäischen Kultur auf wilde Völker auszuüben vermag, wenn von derselben der richtige Gebrauch gemacht wird.

Ein wichtiger Faktor, der bei der Erschließung Afrikas neben Stanleys Thatkraft die Hauptrolle spielte, darf hier nicht übersehen werden: die reichen Geldmittel, welche dem Reisenden zur Verfügung standen. Nie zuvor war eine so große und so reich ausgestattete Expedition in das Innere eingedrungen, und auch nachher standen zur Fortführung des Werkes durch die Freigebigkeit des Königs der Belgier Summen zur Verfügung, wie sie bisher zu wissenschaftlichen Zwecken noch nicht aufgewendet wurden. Noch während Stanley in Afrika weilte, tagte in Brüssel eine von König Leopold einberufene Versammlung der hervorragendsten Geographen



Expedition Brazza: Marsch über die Ebene von Asciluva.



Expedition Brazza: Empfang beim König Makoko.

Europas, welche sich mit der Frage beschäftigte, wie die riesigen, noch unbekannten Strecken in Äquatorial-Afrika der Kultur erschlossen werden könnten. In ihrer 5. Sitzung am 14. September 1876 konstituierte sich die illustre Versammlung als „Internationale Afrikanische Gesellschaft" und wählte durch Akklamation den König zum Präsidenten. Mit großem Eifer wurden die Vorbereitungen zur Inangriffnahme des großen Werkes betrieben. In Deutschland beschloß das auf Grund der Beschlüsse der Internationalen Gesellschaft gebildete National-Komite die Gründung der Afrikanischen Gesellschaft (18. Dezember 1876), und in Österreich-Ungarn, in Frankreich, Rußland, Italien, Spanien, Portugal, Holland und der Schweiz entstanden National-Komites, welche mit der Brüsseler Gesellschaft Hand in Hand gingen. Hohe Persönlichkeiten, der König Alfonso von Spanien, der Kronprinz Rudolf von Österreich-Ungarn, der Großfürst Konstantin, der Herzog von Piemont standen an der Spitze der Komités. England hielt sich zwar fern, weil es sich nicht durch internationale Verpflichtungen binden wollte, aber in New-York bildete sich eine Zweiggesellschaft.

Alles dies hatte sich vollzogen, bevor die Nachricht von Stanleys Erfolgen nach Europa kam. Mit seinem Auftreten nahm das Unternehmen einen ungeahnten Aufschwung. Er war bereits in Sansibar (Dezember 1877) mit der ersten Expedition zusammengetroffen, welche die Internationale Gesellschaft unter Führung des Kapitäns Crespel ausgesandt hatte. Als er in Brüssel ankam, waren schlimme Nachrichten von dieser Expedition eingelaufen. Crespel war am 24. Januar 1878 ein Opfer des Klimas geworden und die Expedition dadurch ins Stocken geraten. Erst am 28. Juni gelang es Crespels Nachfolger, dem Leutnant Cambier, die Vorbereitungen zu vollenden, so daß der Marsch in das Innere angetreten werden konnte. Ein Mann, der auf so große Erfolge hinweisen konnte wie Stanley, war daher in diesem Augenblick doppelt willkommen, und er wurde rasch der eifrigste Förderer der großen Pläne, deren Verwirklichung König Leopold anstrebte.[73] Am 25. November konstituierte sich das Comité d'Études du Haut-Congo, zu dessen Präsidenten

[74] Stanley berichtet in seinem neuesten Werke über seinen Empfang in Brüssel: Im Anfang November 1878 erhielt ich die Aufforderung, mich an einem bestimmten Tage zu bestimmter Stunde im königlichen Schlosse zu Brüssel einzufinden, und als ich dieser Einladung pünktlich nachkam, bemerkte ich, daß verschiedene mehr oder weniger bedeutende Personen der Kaufmanns- und Finanzwelt aus England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland ebenfalls erschienen waren und mit mir sofort in den Beratungssaal geführt wurden. Wenige Minuten später erfuhr ich, daß der Zweck der Versammlung sei, zu beraten, wie das sehr bescheidene Unternehmen zur Erörterung der Frage, was aus dem Kongo und seinem Becken gemacht werden könne, am besten zu fördern sei. Die Herren wünschten zu wissen, wie weit der Kongo für Fahrzeuge mit geringem Tiefgang schiffbar sei; welchen Schutz die freundlich gesinnten eingeborenen Häuptlinge kaufmännischen Unternehmungen gewähren könnten; ob die Stämme am Kongo genügend Intelligenz besäßen, um zu begreifen, daß es für ihre Interessen besser sei, einen freundlichen Verkehr mit den Weißen zu unterhalten, als denselben zu beschränken; ob und welchen Tribut, welche Steuern und Abgaben man den eingeborenen Häuptlingen für das Wegerecht durch ihr Land zu bezahlen haben würde; welcher Art die Produkte seien, welche die Eingeborenen für europäische Waren austauschen können; in welchen Mengen für den Fall, daß später eine Eisenbahn vom untern Kongo nach dem Stanley Pool gebaut werde, die Produkte der Eingeborenen geliefert werden könnten. Einige dieser Fragen konnten auf der Stelle beantwortet werden, andere dagegen nicht, und es wurde deshalb beschlossen, auf dem Wege der Subskription einen Fonds zusammenzubringen, um eine Expedition auszurüsten, welche genaue Erkundigungen einziehen sollte. Die mit Beiträgen sich Beteiligenden sollten den Namen und Titel „Comité d'Études du Haut-Congo" annehmen. Ein Teil des auf 20000 Pfd. Sterl. bemessenen Kapitals für den nächsten Bedarf wurde auf der Stelle gezeichnet. Dann wurden eine Reihe von Bestimmungen getroffen, nach denen jeder der Unterzeichner sich verpflichtete, wenn weitere Gelder erforderlich würden, der bezüglichen Aufforderung zu entsprechen; auch wurden ein Präsident, ein Schriftführer und ein Schatzmeister ernannt. Die Expedition sollte sofort organisiert und ausgerüstet werden, und mir wurde die Ehre der persönlichen und materiellen Leitung und die Aufgabe zuteil, den Plan des Komités zur Ausführung zu bringen. Ich sollte den vorhandenen Mitteln entsprechend nach sorgfältiger Auswahl und genauer Erwägung des zukünftigen Nutzens der Örtlichkeit dem Überlandwege entlang Stationen zur Erleichterung des Transportes und zur Bequemlichkeit des die Aufsicht führenden Stabes von Europäern anlegen sowie eine Dampfschifffahrtsverbindung einrichten, wo dies angänglich war und mit Sicherheit geschehen konnte. Die Stationen sollten geräumig sein und allen Anforderungen, die man später vielleicht an sie stellen möchte, genügen. Durch Pacht oder Kauf sollte in der Nähe der Stationen so viel Grund und Boden erworben werden, daß diese in Zukunft imstande sein würden, zu ihrem eigenen Unterhalt beizutragen, falls die Eingeborenen zum Verkauf oder zur Verpachtung geneigt wären. Wenn es angemessen schiene, sollte auch auf beiden Seiten der Verkehrsstraße Land gepachtet oder gekauft werden, um uns feindlich gesinnte Personen zu verhindern, aus purer Lust zur Unheilsstiftung oder aus Eifersucht die Pläne des Komités zu durchkreuzen; doch sollte dieses Land Europäern, die sich verpflichteten, von allen Intriguen sich fern zu halten, die Eingeborenen nicht zu Feindseligkeiten aufzureizen und den Frieden des Landes nicht zu stören, gegen eine nominelle Pacht in Aftermiete gegeben werden. Kurz, es wurden in dieser und einigen späteren Versammlungen alle

Oberst Strauch gewählt wurde, und in der am 2. Januar abgehaltenen 3. Versammlung desselben wurden die von Stanley vorgelegten Pläne genehmigt und die von ihm verlangte Summe bewilligt.

Das neue Unternehmen sollte keine rein geographische Forschungs-Expedition sein. Die Bereicherung des dunkeln Erdteils um einige Namen von Dörfern, Völkern, Flüssen u. s. w. war kein genügendes Äquivalent für die Summe von 400000 Mark, welche zur Verfügung stehen sollte. Der Zweck der Expedition war ein philantropischer, ein wissenschaftlicher und ein kommerzieller. Es galt, „den Strom für die von unwegsamen, jedes Werk hindernden Regionen umgebenen Völker dienstbar zu machen", sie selbst an friedlichen, freundschaftlichen Verkehr mit den Weißen zu gewöhnen. Damit sollte der Versuch verbunden werden, mit den Stämmen im Innern Handelsverbindungen anzuknüpfen und sie zu veranlassen, ihre Produkte gegen die Fabrikate der Weißen einzutauschen.

Am 23. Januar waren alle Vorbereitungen, bei welchen Stanleys Anwesenheit erforderlich war, beendet, und er reiste nach Sansibar ab. Die neue Expedition sollte jedoch nicht von der Ostküste aus ins Innere eindringen; der Schwerpunkt der künftigen Operationen war endgiltig an die Westküste verlegt. Stanley ging bloß nach Sansibar, um dort neue Mannschaft anzuwerben, da die Sansibarer sich als die verläßlichsten und brauchbarsten unter allen Eingeborenen bewährt hatten. Seine Gefährten auf der großen Kongofahrt hatten ihn nicht vergessen, und 68 derselben ließen sich bereit finden, abermals in seine Dienste zu treten. Ihnen schlossen sich viele an, welche bereits mit Livingstone oder Abbé Debaize Expeditionen unternommen hatten. Mit 20 Weißen, darunter 7 belgische Offiziere und 160 mit Winchester-Gewehren bewaffneten Sansibarern, erschien Stanley an der Kongomündung.

Am Kongo fand die Expedition bereits alles vor, was zu der Errichtung fester Niederlassungen, die sie beabsichtigte, und zur Herstellung eines regelmäßigen Verkehrs zwischen denselben erforderlich war. Eine ganze Schiffsladung war in Banana-Point für die Zwecke der Expedition bereit: ein Haus für Stanley, welches den Hügel von Vivi krönen sollte, etwa 20 Hütten und eine Flottille von kleinen Dampfern, von Leichtern und Booten, deren Herstellungspreis 94300 Mark betrug. Das größte der Fahrzeuge war der Schraubendampfer „La Belgique" mit 16 Pferdekräften und 30 Tonnen Tragfähigkeit.

Nach den Beweisen von außerordentlicher Thatkraft, welche Stanley auf seiner letzten Reise geliefert hatte, und da man wußte, wie schnell er stets über seine Erfolge zu berichten pflegte, erwartete man von ihm bald Nachrichten über bedeutende neue Entdeckungen. Die Nachrichten blieben aus. Fast $1^1/_2$ Jahre vergingen, ohne daß vom Kongo etwas Neues gemeldet wurde, und man begann bereits an Stanleys Leistungsfähigkeit zu zweifeln, als endlich allmählich einige Kunde über die Vorgänge am Kongo in das große Publikum durchzusickern begann. Man erfuhr, daß Stanley, anstatt rasch ins Innere vorzudringen, alle seine Kräfte dazu verwendete, längs des Kongo gangbare Wege anzulegen, und daß er Dampfer stromaufwärts über die Wasserfälle zu bringen suche. Stanley hatte die Station Vivi errichtet, dann zur Umgehung der Jellala- und Isangila-Fälle einen Weg längs des Stromes bahnen lassen und auf diesem den Transport zweier zerlegbaren Dampfer und mehrerer Boote in Angriff genommen, um das freie Fahrwasser jenseits der Fälle zu erreichen und dann zu Schiffe weiter vordringen zu können.

Die erste Station sollte bei Vivi errichtet werden. Ein Dampfer brachte dorthin Werkzeuge und Lebensmittelvorräte nebst 100 Arbeitern, und sofort ging man ans Werk, durch das halbverbrannte Schilf einen Weg zu dem Gipfel des Felsens zu bahnen, welchen Stanley für die erste Niederlassung ausersehen

Maßnahmen, welche zur Förderung eines guten Einvernehmens mit den Eingeborenen und des Wohlwollens ihnen gegenüber dienen und die friedliche und gründliche Ausführung der versuchsweisen Bestrebungen in dem wenig bekannten Lande sichern konnten, besprochen und angeordnet. Der mildherzige und philanthropische Charakter des Unternehmens zeigte mir deutlich wessen Fürsorge und Güte die Bestimmungen getroffen hatte, selbst wenn ich nicht die Ehre gehabt hätte, die Ansichten des königlichen Begründers des Unternehmens in Privataudienzen aus dessen eigenem Munde zu hören. — Henry Stanley der Kongo und die Gründung des Kongostaates, Seite 27.

hatte. Am Morgen des 1. Oktober 1878 begann die Arbeit. Äxte, Hacken und Schaufeln, Brechstangen und Schmiedehämmer wurden eifrig gehandhabt, und in der jungfräulichen Einsamkeit der düstern, unfreundlichen Gegend erscholl der ungewohnte Lärm arbeitender Scharen. Neugierig waren die Eingeborenen herbei gekommen, um zu sehen, was denn der Weiße zu thun beabsichtige. Der Anblick ihrer kräftigen Muskeln brachte Stanley auf den Gedanken, ihre Kräfte für seinen Plan auszunutzen. Er forderte sie auf, ihm bei der Arbeit beizustehen, und versprach ihnen als Lohn eine Partie der Waren, welche er mitgebracht hatte, Zeuge, Tücher, Perlen und Armbänder. Staunend vernahmen die Eingeborenen das Angebot, welches der Dolmetscher ihnen übersetzte. „Welche Überraschung! Sie, die nur in ihren eigenen Gärten und Feldern gruben und schaufelten und die fruchtbaren Arachiden pflanzten, die Palmnüsse sammelten, um sie zu zerstoßen und den kostbaren Kern zu gewinnen, die gelbe Palmbutter auskochten, ihre Produkte in Canoes verluden und mit ihnen den Strom hinab nach Boma fuhren, wo sie Tage lang zum Verkauf ihrer Waren brauchten, dann wieder mühsam den Weg aufwärts machen und der wilden Strömung Trotz bieten mußten, sie hatten jetzt einen weißen Mann in ihrer Mitte, der gewillt war, die Stärke ihrer Arme, sofern sie zur Arbeit bereit waren, zu kaufen! Es war für sie ein Ereignis, an welches sie und ihre Vorfahren nie gedacht und von dem sie nie geträumt hatten, und das Unerwartete und Neue des Anerbietens überraschte sie so, daß sie die Häuptlinge um die Bedeutung und den Zweck fragten. Derartiges war noch nie vorgekommen. Sollte auch keine Gefahr damit verknüpft sein, von der sie keine Ahnung hatten?“ Das Ergebnis ihrer langen Beratung war, daß endlich 50 Männer, Frauen und Kinder sich Stanley zur Verfügung stellten. Das Terrain wurde gelichtet, die Steine entfernt, das Gras geschnitten, die Ameisenhaufen geebnet, ein breiter Weg zum Gipfel hergestellt. Ein Dampfer fuhr indessen täglich 2mal nach Mussuko, um Waren zu holen, welche dann auf den Berg hinauf gebracht wurden. Nachdem das kleine Plateau von Felsstücken und Gestrüpp sorgsam gereinigt war, wurde droben als interimistische Wohnung für Stanley ein Zelt aufgeschlagen. „Nunmehr,“ erzählt er, „machte ich mich, nachdem ich die Oberfläche von Vivi genau vermessen hatte, an die Aufgabe, unter gebührender und vorsichtiger Berücksichtigung der Feuersicherheit und einer etwaigen Verteidigung, falls während meiner Abwesenheit einmal ein Bruch mit den Eingeborenen geschehen sollte, mit der Feder auf dem Papier genau die Stellen zu bezeichnen, wo jedes Haus und jeder Speicher stehen sollte; dann dachte ich an einen Garten, ohne welchen es der Örtlichkeit an Anmut und Vollständigkeit mangelte, und schnell zeichnete ich ein langes Oval in die Mitte, welches eine Umzäunung darstellte, innerhalb deren sich das Grün entwickeln sollte, das dem von dem Blick auf die von der Sonne beschienenen, weiß angestrichenen Gebäude und die backsteinrote Fläche ermüdeten und schmerzenden Auge einen Ruhepunkt gab. Als ich mit den Plänen fertig war, ließ ich den Zimmermann mit seinen Gehilfen mit dem Bau der Holzhütten beginnen; ein Ingenieur, der schon längst mit dem Dienst an der Maschine einer Barkasse von 5 Tonnen unzufrieden war, wurde beauftragt, mit ein paar Leuten die eisernen Vorratskammern zu errichten; eine größere Anzahl Arbeiter mußte auf dem harten, unfruchtbaren Plateau ein ovales Loch von 45 Meter Länge, 12 Meter Breite und 45 Centimeter Tiefe herstellen; mit dem ausgehobenen Erdreich wurde der Boden geebnet und ein gleichmäßiges Fundament der Häuser hergestellt. Andere waren mit Brechstangen und Schmiedehämmern beschäftigt, die größeren Felsblöcke über den steilen Abhang in die Tiefe zu werfen oder sie für den Untergrund der Straße zu zerkleinern, der sofort mit einer etliche Zoll hohen Schicht lehmigen Erdreichs bedeckt werden mußte.“ Die Sprengung der Felsen, welche den mit der Führung des Schmiedehammers noch nicht vertrauten Eingeborenen wie ein Wunderwerk erschien, trug Stanley den Namen Bula-Matari, der Felsenbrecher, ein, unter welchem er bei allen Stämmen zwischen dem Meere und den Stanley-Fällen bekannt geworden ist.

Nachdem das zur Anlage eines Gartens bestimmte Oval ausgehöhlt war, ließ Stanley aus dem Thal schwarze Alluvialerde heraufholen. Binnen 20 Tagen wurden 5000 Kisten Erde, etwa 2000 Tonnen schwer, auf den Gipfel des Hügels gebracht und ein 2000 Fuß großer Flächenraum mit ihnen bedeckt. Dort pflanzte dann Stanley 9 Mangobäume, 6 Melonen, 5 Avocadabirnen, 6 Apfelsinen, 7 Limonen und

5 Guavenbäume, pflanzte Zwiebeln, Möhren, Kohl, Runkelrüben, Tomaten, Melonen, und säte auch einigen Blumensamen. Der so geschaffene Garten gedieh bei guter Bewässerung vortrefflich, und schon im Januar 1883 erntete Stanley die ersten Früchte von den Mangobäumen.

Die nächste Arbeit, die nach der Anlage des Gartens in Angriff genommen wurde, war die Errichtung von Wohn- und Lagerhäusern. Als Wohnung für Stanley wurde aus Brettern und Balken eine freundliche

Straße am Kongo.

zweistöckige Villa erbaut, neben den Zelten der aus Sansibar mitgebrachten Leute wurden Werkstätten für Schmiede und Zimmerleute errichtet, Schuppen für Heu- und Kleievorräte und Ställe für die Ziegen, Schweine und das Geflügel angelegt. Rastlos wurde von 6 Uhr morgens bis 11 Uhr und von 1 Uhr nachmittags bis 6 Uhr abends gearbeitet, und nach fast 4monatlicher Arbeit stand die erste Station fertig da. Ihre Vollendung wurde durch ein zweitägiges Fest gefeiert, bei welchem Stanley den Häuptling von Vivi und alle bei den Arbeiten beteiligt gewesenen Eingeborenen reichlich beschenkte. Wenige Tage später, am 1. Februar

1880 gelang es Stanley, in einer langen Besprechung mit den Häuptlingen dieselben zu veranlassen, mit ihm einen Vertrag zu schließen, durch welchen sie sich verpflichteten, ohne seine Zustimmung keinem andern Weißen die Niederlassung in Vivi oder irgend einem Teile des zugehörigen Distriktes zu gestatten.

Diese Schilderung der Festsetzung in Vivi zeigt, daß Stanley nicht so rasch vordringen konnte, wie man erwartete. Da lange Zeit keine und dann nur spärliche Nachrichten vom Kongo einliefen, begannen viele bereits zu glauben, daß das Unternehmen mißglückt sei, während thatsächlich Stanley bemüht war, auf den solidesten Grundlagen mit großer Vorsicht und Sorgfalt weiter zu bauen. Er kam zwar langsam vorwärts, aber was er hinter sich ließ, war ein sicher erworbenes Gebiet.

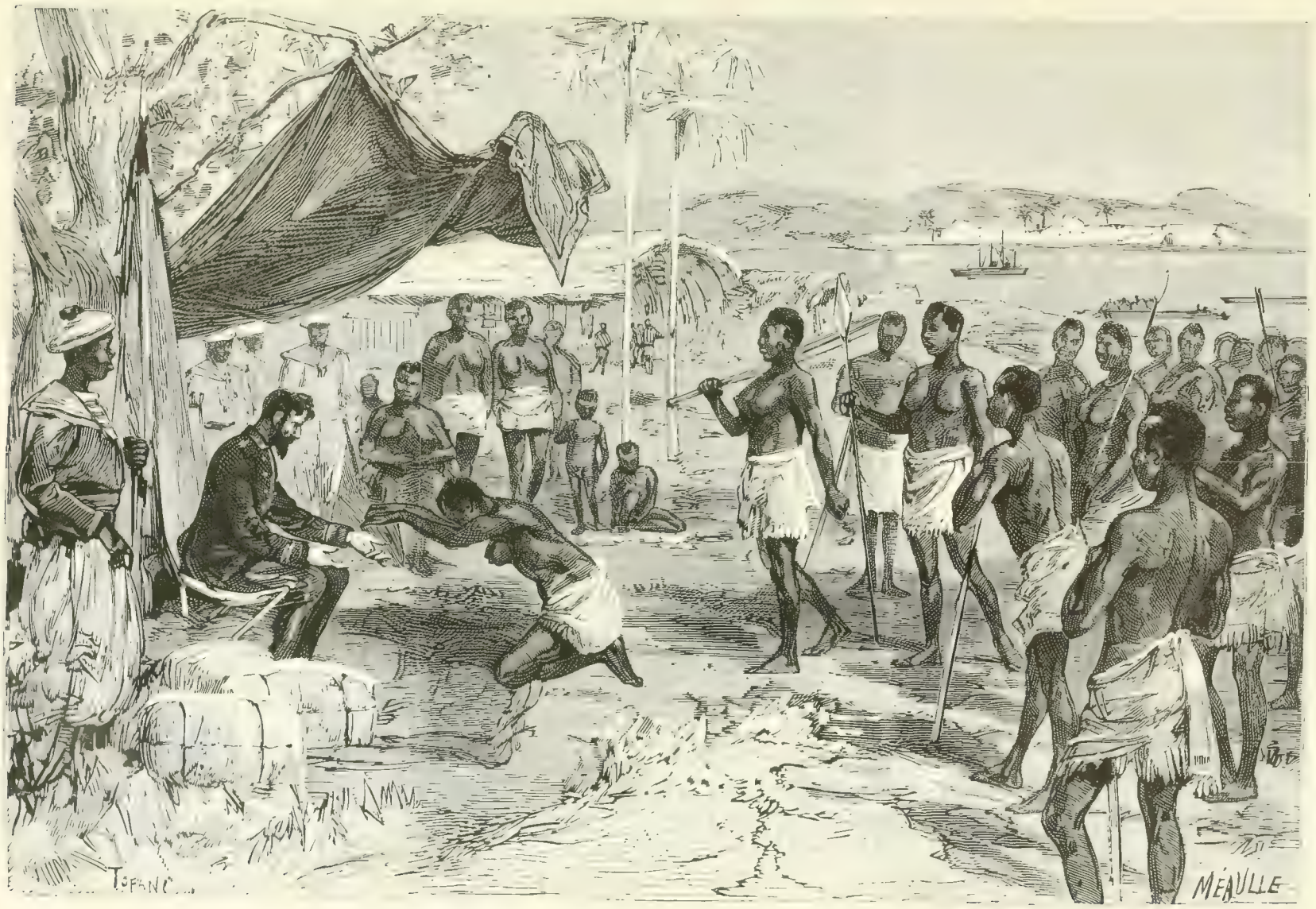
Am 21. Februar verließ Stanley Vivi und unternahm einen Rekognoszierungsmarsch nach Isangila. Der Ruf seiner Thaten war ihm bereits vorangeeilt, und Fama hatte seine Leistungen gewaltig übertrieben. Man erzählte sich, daß er bei Vivi eine Stadt gebaut habe, „größer als Boma", daß dann alle Häuptlinge von Vivi sich in einer Versammlung geeinigt, ihm ihr Land zu übergeben, und daß sie jetzt alle in Überfluß schwelgen. Der weiße Mann wolle nun auch in Isangila eine Stadt bauen, wenn er die Häuptlinge bereit finde, ihm den dazu nötigen Boden abzutreten. Die Häuptlinge von Isangila, welche Stanley bei seinem ersten Besuch auf der Fahrt stromabwärts so unfreundlich entgegengekommen, waren nun völlig umgestimmt, und die reichen Geschenke, welche ihnen verabreicht wurden, bewogen sie rasch zu dem Versprechen, Stanley so viel Land abzutreten, als er zum Bau einer „Stadt" brauche. Stanley kehrte nach Vivi zurück, um sich zu dem schwierigsten Teil seiner Aufgabe zu rüsten. Von Vivi mußte eine Straße nach Isangila gebaut und auf dieser die Vorräte und die Dampfer nach dem Platze transportiert werden, an dem man die neue Station anzulegen gedachte. Der Transport der Vorräte und Dampfer erforderte nicht weniger als 5 Märsche nach dem etwa 80 Kilometer entfernten Isangila. Es war also hin und zurück eine Wegstrecke von 800 Kilometer zurückzulegen, und da man aufwärts einen Monat, auf dem Rückweg ohne Lasten 20 Tage brauchte, der Bau der Straße etwa 50 Tage in Anspruch nahm, so konnte die Expedition im günstigsten Fall erst nach 10 Monaten 10 Tagen die 2. Station erreichen. Stanley legte den Weg vom 18. März 1880 bis zum 18. Februar 1881 zurück, und 5 Tage nach seiner Ankunft in Isangila waren die Dampfer und Boote ins Wasser gelassen.

Es war ein ereignisreiches Jahr voll mühsamer Arbeit, aber der Erfolg war auch der Mühe wert. Anfangs ging die Arbeit rasch von statten. „Am 18. März 1880," berichtet Stanley, „brachen wir mit sämtlichen Arbeitern aus Vivi, welche 70 Säcke mit Bohnen, Erbsen, Linsen und Reis, den ersten Proviantvorrat der Pionierkolonne, trugen, nach dem Loa-Flusse auf, wo wir ein Lager aufschlugen, nachdem wir am Morgen die Straßenlinie traciert hatten. Dies geschah vermittelst einer Reihe von langen Stöcken mit weißen Fahnen, sowie einer hohen Trittleiter, welche dazu dienten, den Trägern der etwa $^3/_4$ Kilometer langen Meßleine die Richtung durch das Gras anzugeben, das an vielen Stellen 5 Meter und in den mit alluvialen Niederschlägen gefüllten Niederungen sogar $4^1/_2$ Meter hoch war. In den Monaten Juli, August und September hatten Feuersbrünste zwar das alte Gras verzehrt, jedoch ist dessen Wachstum von dem Augenblick des Keimens im September ein so rasches, daß es um Mitte März schon so hoch wie ein junger Wald ist. Um Mittag wurden die Pioniere mit der Hacke in der Hand längs der Meßlinie aufgestellt, und auf ein gegebenes Zeichen begannen alle mit dem Ausroden des Grases. Gegen Abend hatten wir bereits eine Strecke von 761 Meter Länge und $4^1/_2$ Meter Breite, bis zum Abend des 21. März insgesamt $5{,}_{55}$ Kilometer des Weges freigelegt." Eine Menge Bodenvertiefungen mußten ausgefüllt, im Wege stehende Bäume mußten gefällt, Gesträuche ausgerodet werden, Flüsse zwangen zum Bau von Brücken. Sobald eine größere Wegstrecke hergestellt war, verlegte man das Lager an das Ende derselben und brachte alle Gegenstände, welche man mitführte, dorthin. Am 26. März waren bereits 15 Kilometer, am 6. April über 26 Kilometer zurückgelegt. Oberhalb der Jellala-Fälle wandte man sich wieder dem Kongo zu, welcher am 22. April erreicht wurde. Bei Makeja Manguba wurde ein Lager aufgeschlagen und dann in mehreren Märschen von Vivi die zerlegten Dampfer

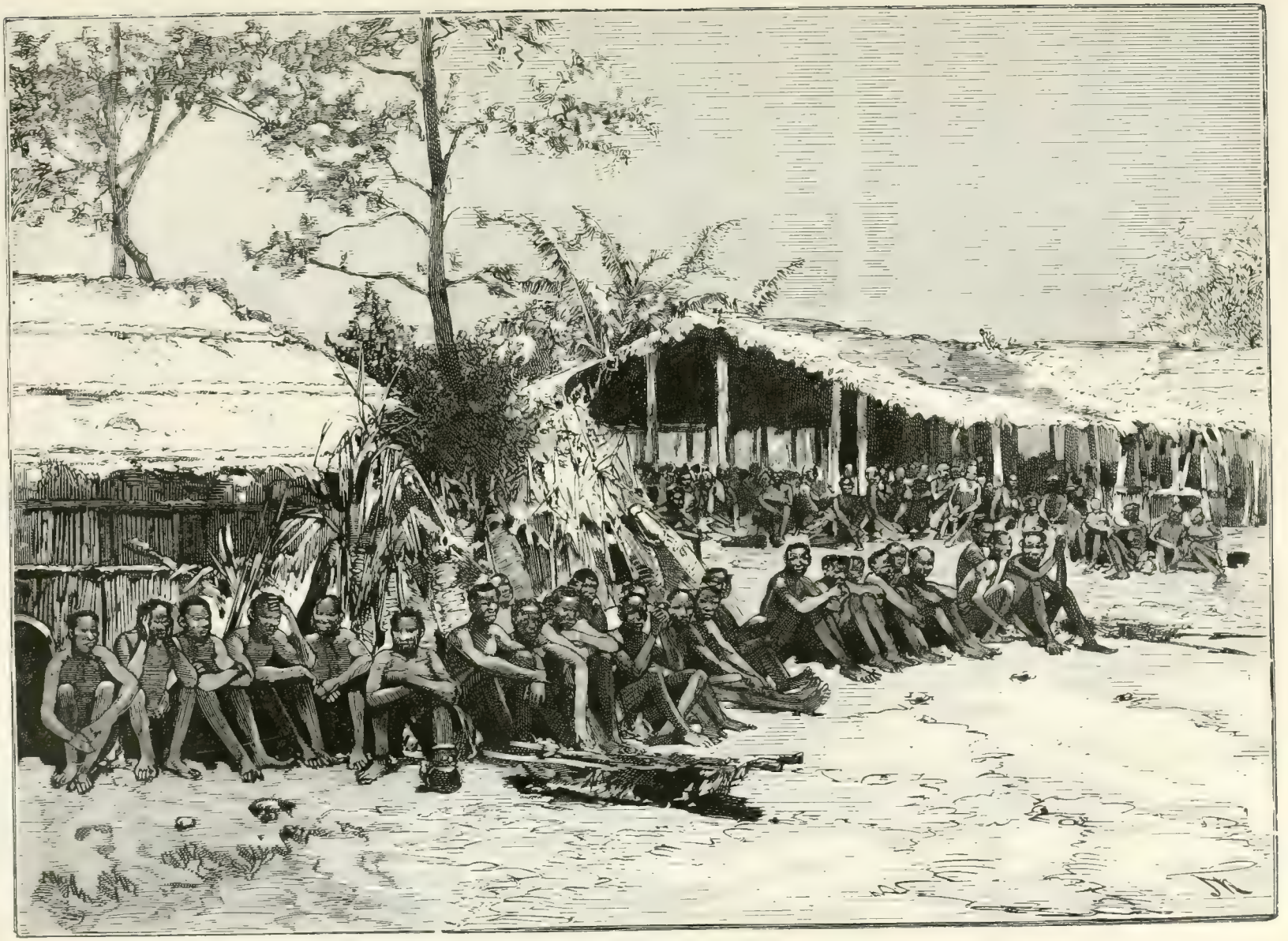
„En Avant“ und „Royal“ nebst 2 stählernen Leichtern und verschiedenen Ausrüstungsgegenständen abgeholt. Am 30. Juli waren 1830 Traglasten oder fast 54 Tonnen von Vivi nach Makeja-Manguba geschafft, und die Expedition hatte, die Märsche beim Straßenbau und dann jene bei der Abholung des Gepäcks von Vivi zusammengerechnet, in 100 Tagen 1490 Kilometer zurückgelegt. Alle diese Märsche hatten sie aber dem Stanley-Pool nur um 33 Kilometer näher gebracht!

In Makeja-Manguba wurde alles Gepäck auf den „En Avant“ und die Leichter geladen und man fuhr mit denselben am 3. und 4. August in den Bundi-Fluß ein, welcher 2½ Kilometer aufwärts schiffbar ist. An dessen Ufer wurde ein Lager aufgeschlagen und sofort wieder begonnen, einen Weg durch das Dickicht zu bahnen. „Zehn Tage lang fällten die Holzhauer die wundervollen Stämme der Teak-, Mahagoni-, Guajak- und Wollbäume, und eine Stunde um die andere hallte das Echo der tiefen Waldschluchten das laute Krachen der stürzenden Waldriesen wieder, während Spitzaxt, Schaufel und Hacke in den zahlreichen Spalten und Vertiefungen, sowie auf den felsbesäeten Abhängen des zur Rechten liegenden Inga-Plateaus gruben und schaufelten.“ Die Schwierigkeiten mehrten sich, je weiter man vordrang. Die Zahl der Kranken wurde von Tag zu Tag größer, und Anfang September blieb im Lager am Luanda-Fluß schon etwa ein Sechstel der Expedition wegen Krankheit zurück. Die Beschaffung der nötigen Lebensmittel bereitete Stanley viele Sorge, doch wurde auf den Rekognoszierungszügen in die Umgegend viel Wild entdeckt, und es gelang wiederholt, Büffel und Hartebeets zu schießen. Die Eingeborenen blieben zum Glück freundlich, und ein Zusammenstoß mit dem brutalen Häuptling Lutete vom Bansa-Lungu-Plateau, der auf Stanley schießen wollte, nahm einen guten Verlauf. Der Häuptling wurde entwaffnet und gefesselt, und der Spruch des von Stanley wegen dieses Friedensbruches angerufenen Schiedsgerichtes fiel zu Ungunsten des Häuptlings aus, der verurteilt wurde, dem Kläger 4 Schweine und 4 Ziegen zu liefern, welche Strafe jedoch Stanley ermäßigte.

Am 20. September konnte Stanley dem Komité in Brüssel melden: „Wir haben 3 Brücken gebaut, etwa 20 Schluchten und Spalten an den Kreuzungspunkten ausgefüllt, 6 Hügel planiert, uns durch 2 dichte Wälder von hartem Holze hindurchgehauen und eine Straße von 38 Kilometer Länge hergestellt.“ Im Laufe des Oktober wurden die Dampfer, Boote und Waren über den Luanda-Fluß gebracht und jenseits desselben eine der größten Steigungen (1 : 4) glücklich überwunden. Da dieser Aufstieg die Schwierigkeiten, mit denen die Expedition zu kämpfen hatte, vortrefflich illustriert, sei die Schilderung desselben mit Stanleys Worten hier eingefügt: „Zu dieser schwierigen Aufgabe sind die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen; zunächst liegen vier große Flaschenzüge, die an starken Bäumen an den Seiten des Weges befestigt sind, bereit, ferner sind an dem stählernen Gestell des Wagens ein paar Stroppen angebracht, das schwerste Kabeltau, welches wir besitzen, eine Trosse von 5 Zoll Stärke und 60 Faden Länge, am Bergabhang hinaufgelegt und 2 neue dreizöllige Manilaleinen zum Ziehen ausgebreitet. Dann wird jede Menschenseele im Lager zur Arbeit herbeigerufen, und mit dem üblichen eintönigen Gesange, dessen Refrain ähnlich wie das „Ho-hoi-ho“ der Matrosen klingt, das schwere Werk begonnen. Dasselbe schreitet langsam aber sicher und stetig vorwärts. Jede Verwirrung, jedes Mißverständnis beim Empfang der Befehle, jede Zögerung beim Festkeilen der Räder, wobei die Ziehenden einen Augenblick mit der Arbeit aufhören müssen, wird vermieden, und keiner der Leute darf sich der letztern entziehen, da die Aufseher beständig auf- und ablaufen und mit heiserer Stimme und erhobenen Armen jeden, der nicht das Tau fest anfaßt, antreiben. Nach einer Stunde haben wir den steilen Abhang überwunden und stehen mit dem Wagen oben auf der Krone des Hügels jenseits des Lagers. Alle Mann stimmen laut in das „Hip, hip, hip, hurrah!“ mit ein. Wir haben eine volle Stunde zu thun, um die Befestigungen des Dampfers zu lösen und denselben vom Wagen abzuladen; eine Stunde später befindet sich letzterer schon wieder unten am Lulu-Flusse, um den Dampfer „Royal“ aufzunehmen, dessen Verladung vermittelst einer Schraubenhebewinde und sichere Verschnürung auf dem Gefährt den Rest des Morgens in Anspruch nehmen. Dann wird eine Stunde gerastet, um das Frühstück einzunehmen, das die Köche mittlerweile angerichtet haben, und um 1 Uhr nachmittags steigen wir wieder zum Lulu hinab, um den „Royal“ heraufzuholen. Auch dieser



Expedition Brazza: Empfang eines Abgesandten des Königs Makoko.



Bateke in einer Station.

Transport erfolgt mit größter Sicherheit. Am Abend des 2. Tages nach unserer Ankunft sind auch die anderen Boote, Kessel, Maschinen, Ausrüstung und die schweren Gegenstände nach dem Lager geschafft."

Am 6. November sah Stanley von der Höhe aus das ganze Kongothal bis zu den Isangila-Fällen vor sich liegen. Der folgende Tag war ein Sonntag, und alle freuten sich, nach der anstrengenden Arbeit der letzten Tage sich wieder einmal behaglicher Ruhe hingeben zu können. Niemand ahnte, wie unangenehme Kunde schon die nächsten Stunden bringen sollten.

Da meldete Stanley einer der mit dem Bau der Straße zwischen Vivi und Isangila beschäftigten Neger, daß ein Weißer am Kongo entlang aus dem Innern komme. Stanley zuckte ungläubig die Achseln; er hielt es nicht für möglich, daß ein anderer in das zuerst von ihm betretene Innere gedrungen sei, und er war nichts weniger als angenehm überrascht, als er 24 Stunden später Brazza ankommen sah. Zu spät bereute er nun, daß er dem Rate des Königs Leopold nicht gefolgt war. Der König hatte ihm empfohlen, so rasch als möglich zum Stanley-Pool vorzudringen und mit den dortigen Häuptlingen Verträge abzuschließen, um zu verhindern, daß irgend eine andere Macht sich dort festsetze. Überzeugt, daß die großen Gefahren einer Reise zum Stanley Pool jeden von einem solchen Versuche abschrecken würden, hatte Stanley sich nicht beeilt, das Ziel zu erreichen, und alle Zeit darauf verwendet, sich eine sichere Basis zu fernerem Vordringen zu schaffen, Wege längs des Flusses anzulegen und Stationen zu errichten. Nun war der kühne französische Reisende, der bereits einmal, auf seiner ersten Reise vom Ogowe zur Alima, nahe daran war, den Kongo weit oberhalb des Stanley-Pool (zwischen 1° und 1° 35′ südl. Br.) zu erreichen, dennoch an den Kongo gelangt, und Stanley blieb nicht lange im Zweifel darüber, ob und wie sein Rivale den errungenen Vorteil ausgenutzt habe. Brazza teilte ihm mit, daß er am Stanley-Pool eine Station errichtet und dort einen Sergeanten der Senegal-Armee und zwei Schwarze zurückgelassen habe, doch dies war nur ein kleiner Teil seiner Errungenschaften — die volle Wahrheit sollte Stanley zu seinem Entsetzen erst einige Wochen später kennen lernen.

Brazza hatte am 27. Dezember 1879 Europa verlassen und sich abermals an den Ogowe begeben. Während Stanley die mühsame und langsam fortschreitende Arbeit des Straßenbaues begann, fuhr Brazza den Ogowe hinauf und gründete, 6 Monate nach seiner Abreise, im Lande der Ondoumbo und Aumbo bei Nghimi am Zusammenflusse des Ogowe und Passa eine Station, welche den Namen Franceville erhielt. Dieser erste Posten im obern Ogowegebiet war 815 Kilometer von Gabun entfernt, stand aber durch den schiffbaren Fluß in direkter Verbindung mit demselben. Das Land rings um die Station war fruchtbar, das Klima gesund, die Bevölkerung friedlich und den Bestrebungen der Weißen freundlich gesinnt. Brazzas Begleiter Michaud fuhr mit 740 Eingeborenen, Aduma und Okanda, in 44 Pirogen den Fluß hinab bis zur Mündung, dadurch darthuend, daß das Handelsmonopol der Uferbewohner nicht mehr existiere und nun auch der Oberlauf des Flusses dem europäischen Handel erschlossen sei.

Anfang Juli 1880 vertraute dann Brazza die Leitung der Station Noguez an und brach zu einem Zuge durch das unbekannte Land im Süden auf, um zu versuchen, den Kongo vom Ogowe aus zu erreichen. Es war ein friedlicher Eroberungszug. Stanley, der sich in 32 Gefechten den Weg zur Küste gebahnt, hatte weithin Schrecken verbreitet, und andererseits war auch Kunde von Brazzas friedlichem Vorgehen und von den Einrichtungen, welche er bereits am obern Ogowe getroffen, tief ins Innere gedrungen, und er erntete nun die Früchte seiner Bemühungen. Anfangs dem Laufe des Flusses Passa folgend, wandte er sich später ostwärts und erreichte nach einem Marsch durch eine schwach bevölkerte Gegend den Leketi, einen Nebenfluß der Alima. Auf dem von ihm zurückgelegten Wege konnte von der Station am Kongo in 4 Tagen die schiffbare Strecke der Alima erreicht werden. Brazza überschritt den Leketi und gelangte nun auf das große Plateau von Aschikuya, 800 Meter über dem Meeresspiegel. Das Plateau ist sehr fruchtbar und dicht bevölkert, die dort wohnenden Bateke friedlich. Ungehindert zog Brazza durch ihr Land (siehe Seite 156), setzte über den M'Pama, welcher ostwärts dem Kongo zufließt, und erreichte das nicht minder dicht

bevölkerte und fruchtbare Aboma-Plateau. Er betrat hier bereits das Reich des mächtigen Königs Makoko, dessen freundliches Entgegenkommen ihm die Wege zum Kongo ebnete. Durch N'Gamforou, einen der Häuptlinge der Aboma, erfuhr Brazza, daß Ntamo (Stanley-Pool) in 4 Tagen erreicht werden könne, aber er wandte sich nicht diesem zu, sondern beschloß, den Versuch zu wagen, mit den weiter aufwärts am Kongo ansässigen Oubandji, mit denen sowohl er auf seiner ersten Reise als auch Stanley Kämpfe zu bestehen hatte, ein freundliches Einvernehmen zu erzielen. Der König von Makoko hatte seinen Häuptlingen befohlen, Brazza nach Kräften zu unterstützen, und unter ihrem Schutze fuhr er auf einem Floß den Lefini (von Stanley „Lawson" genannt) hinab. Da er darauf gefaßt sein mußte, daß er am Kongo feindliche Stämme traf, wollte er dieselben nicht durch sein plötzliches Erscheinen auf dem Flusse überraschen, und schlug daher, als er dem Kongo schon ziemlich nahe gekommen war, den Landweg ein. Das Gepäck blieb unter Bewachung seiner Leute im Lager am Lefini zurück, und nur von 5 Mann begleitet, setzte Brazza den Marsch fort. Nach zwei forzierten Märschen stand er am Ufer des Kongo. Er wurde in N'gambey von dem Häuptling, der ein Unterthan von Makoko ist, freundlich aufgenommen und beauftragte denselben, mit den Oubandji, mit deren Hauptort Bolobo er in Verkehr stand, in seinem Namen Unterhandlungen anzuknüpfen. Ohne den Erfolg der Bemühungen des Häuptlings abzuwarten, kehrte er zu seinen am Lefini lagernden Leuten zurück und führte sie auf das Plateau von Makoko, zu der Hauptstadt des Königs, der ihm schon, obwohl er ihn gar nicht kannte, so viele Beweise freundschaftlicher Zuneigung gegeben und ihn nun zu einem Besuche in seine Residenz geladen hatte. Der König vermittelte eine Zusammenkunft Brazzas mit den Häuptlingen der Oubandji, und dank der Vermittelung des Königs Makoko erklärten sich alle bereit zum Abschluß von Freundschaftsbündnissen. Brazza war reichlich mit französischen Fahnen versehen. Er verteilte dieselben an die Häuptlinge und forderte sie auf, die Fahnen in ihren Ortschaften aufzustecken, damit man sie sofort als Freunde der Weißen erkenne. König Makoko aber, der bereits wußte, daß Europäer den Kongo herauf kamen, und der deshalb befürchtete, es könnte zu einem feindlichen Zusammenstoß mit denselben kommen, unterzeichnete einen Vertrag, durch welchen er sein Land unter französischen Schutz stellte und sich bereit erklärte, Brazza den zu einer Niederlassung nötigen Grund und Boden zu überlassen. Begleitet von einigen Häuptlingen der Oubandji begab sich nun Brazza nach Ntamo, wo er eine Station gründen wollte. Am 1. Oktober war der Stanley-Pool erreicht.

Brazzas Expedition war nicht so ausgerüstet wie jene Stanleys. Ohne das überraschende Entgegenkommen Makokos wäre es ihm trotz aller bisher erzielten Erfolge nicht möglich gewesen, sich am Stanley-Pool zu behaupten, und alle Mühen und Anstrengungen wären vergebens gewesen. Seine Mittel erlaubten ihm auch nicht, am Stanley-Pool eine wohl eingerichtete Station zu hinterlassen. Die Wichtigkeit seiner Errungenschaft in ihrem vollen Umfange erkennend, war aber Brazza entschlossen, sie um jeden Preis zu behaupten. Er ließ Malamine, einen Sergeanten der Senegal-Armee, mit zwei Negern dort zurück, übergab ihnen, was er von Schießbedarf und sonstigen Gegenständen entbehren konnte, mit der Weisung, bis zu seiner Wiederkehr ihren Lebensunterhalt durch die Jagd zu decken, und zog mit dem Rest seiner Begleiter längs des Flusses weiter nach der Küste. In N'dambi Mbonga stieß er dann, wie schon oben erwähnt, auf Stanleys Leute, die mit dem Straßenbau und dem Transport der Dampfer beschäftigt waren.

Die Begegnung mit Brazza hatte Stanley gezeigt, daß ein anderer ihm zuvorgekommen war. Brazza wollte, wie er mitgeteilt, sich zunächst nach Europa begeben, um dort eine neue Expedition auszurüsten, aber obwohl mehrere Monate vergehen mußten, bevor diese am Kongo eintraf, war doch offenbar keine Zeit zu verlieren, wenn man das Versäumte einholen wollte. Die Europäer, die sich bei Stanley befanden, litten alle am Fieber, (6 waren bereits gestorben), und einige waren so geschwächt, daß sie zurückgesandt werden mußten. Die ganze Last des Unternehmens ruhte auf Stanleys Schultern. Trotzdem war am 18. Februar Isangila erreicht und die Fahrzeuge ins Wasser gelassen. Die Expedition war nun 80 Kilometer ins Innere vorgedrungen, hatte aber auf den durch den Transport der Fahrzeuge und Waren nötig gewordenen wiederholten Touren 5784 Kilometer zurückgelegt und fast ein volles Jahr zum Zurücklegen dieser Strecke gebraucht.

Da nun eine schiffbare Strecke des Flusses erreicht war, verminderten sich die Schwierigkeiten, welche dem Vordringen entgegenstanden, ganz bedeutend. Bald durchschnitt der erste Dampfer die Fluten, welche bisher nur leichte Canoes getragen hatten. Als die Schaufelräder das Wasser aufzuwühlen begannen, kamen die Krokodile scharenweise an die Oberfläche, und wie früher die Menschen das Eindringen der Weißen in ihr Gebiet zu verhindern suchten, so wollten jetzt die Krokodile den Eindringling nicht in ihrem Gewässer dulden. Sie glaubten wohl, daß der Dampfer ein ihnen unbekanntes Tier sei, und kamen heran, um den Kampf mit ihm aufzunehmen. In größter Wut umschwärmten sie das Fahrzeug, dem sie nicht beikommen konnten, und folgten ihm auf seiner Fahrt, die funkelnden Augen unablässig auf den unverwundbaren Feind gerichtet.

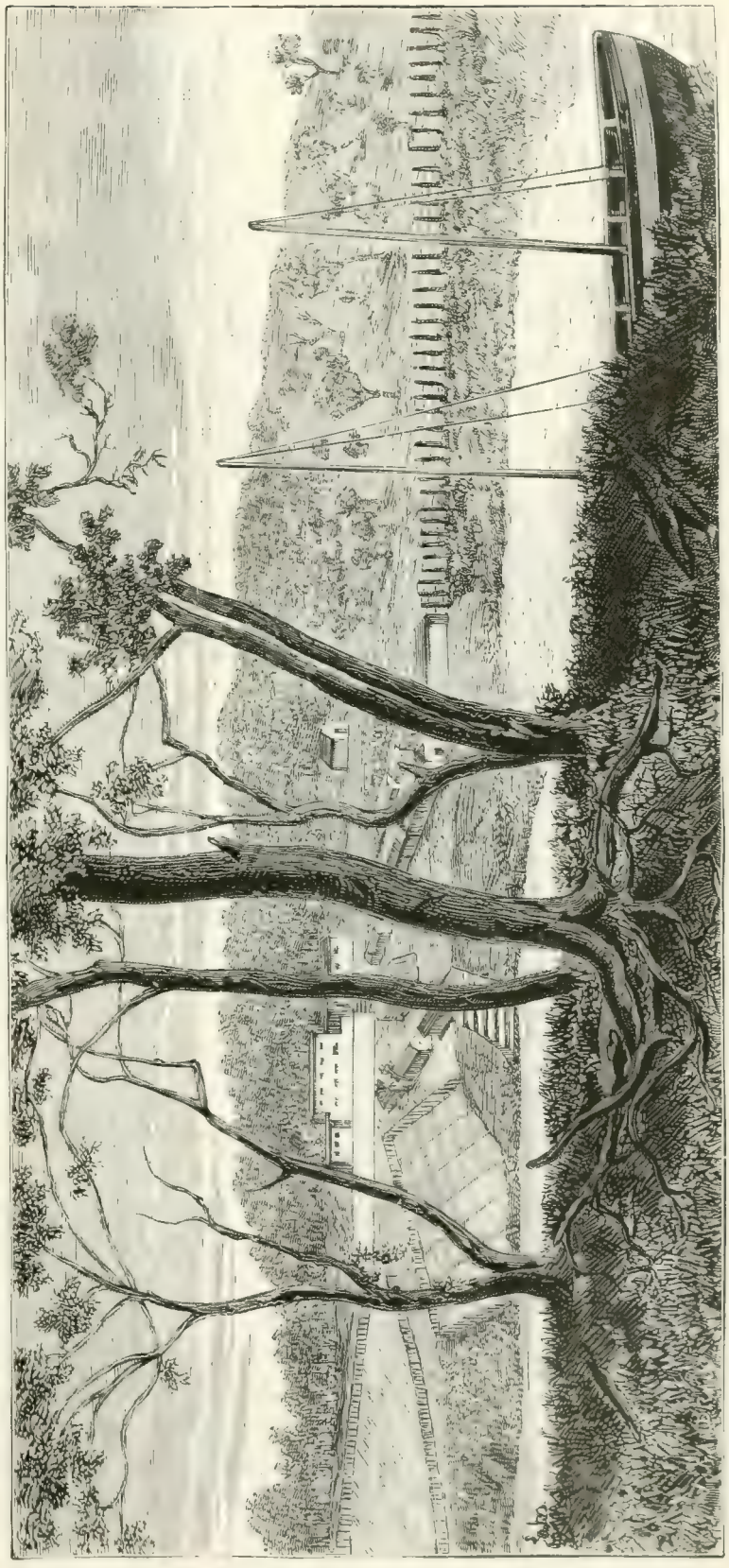
Nach 70 Tagen, während welcher auf Hin- und Herfahrten 3962 Kilometer zurückgelegt wurden, befand sich die Expedition bei Manjanga, 225 Kilometer oberhalb Vivi. Die Anstrengungen der letzten Wochen waren auch für Stanleys eiserne Natur zu groß gewesen, und das Fieber überfiel ihn nun mit solcher Heftigkeit, daß er mehrere Wochen ans Bett gefesselt blieb. Er erholte sich nur langsam, aber kaum war er wieder soweit gekräftigt, daß er das Lager verlassen konnte, so traf er auch schon die Vorbereitungen zu einer Reise nach dem Stanley-Pool. Die Häuptlinge von Manjanga hatten sich anfangs nicht sehr entgegenkommend gezeigt, und schienen gar nicht darüber erfreut zu sein, daß er in ihrem Gebiet eine „Stadt" gründen wollte, aber während der langen Krankheit Stanleys hatten sie Zeit gehabt, über seine Vorschläge nachzudenken, und als er nun verlangte, daß sie ihm Land zur Anlage einer Station überlassen sollten, erklärten sie sich dazu bereit. Es vergingen trotzdem noch mehrere Tage, bevor der Vertrag abgeschlossen wurde. Am 19. Juli konnte Stanley endlich die Reise nach dem Stanley-Pool antreten. Ein Deutscher, Herr Lindner, der während seiner Krankheit eingetroffen war, wurde beauftragt, die Wagen und Waren zu Wasser nach dem 55 Kilometer von Manjanga entfernten Nipakambendi zu bringen und dort vom Ufer aus eine für Wagen fahrbare Straße nach dem Plateau anzulegen, während Stanley, von 2 Europäern begleitet, direkt nach dem Stanley-Pool vordringen wollte.

In neuerer Zeit sind die Leistungen der deutschen Mitarbeiter Stanleys von gewisser Seite ziemlich abfällig beurteilt worden. Dieselben sollten weit hinter den Engländern, Franzosen und Belgiern, die am Kongo thätig waren, zurückstehen, ja man bezeichnete sie geradezu als unbrauchbar und als eine Last für das Unternehmen. Diesen Beschuldigungen gegenüber enthält Stanleys Urteil über Herrn Lindner, der sich rasch sein volles Vertrauen zu erwerben wußte, eine glänzende Anerkennung deutscher Leistungsfähigkeit. „Wäre ich," schreibt er, „schon bei Beginn der Expedition so glücklich gewesen, zwei solche Männer wie Herr Lindner in meinen Diensten zu haben, dann würde ich bereits im September 1879 den Stanley-Pool erreicht haben."

Das einzige bedeutende Hindernis auf dem Landwege war nun der Lubamba-Fluß oder – wie er bei der Mündung in den Kongo heißt – Nkenke, ein reißender, etwa 40 Meter breiter Strom. Auf einer Fähre, welche dort eingerichtet ist, gelangte Stanley mit seinen Begleitern über den Fluß und erreichte am 27. Juli das am Gordon-Bennett-Fluß gelegene Dorf Buabua-Ndjali, wo sich wieder eine Fähre befindet. Dem Häuptling dieses Dorfes, der durch seine Fähre ein reicher Mann geworden ist, widmet Stanley eine ausführliche Beschreibung:

„Er ist Schauspieler, d. h. ein Mann, der etwas zu sein vorgiebt, was er nicht ist. Höflich seinen Gästen gegenüber, gleichviel wie oft dieselben kommen, sucht er vom ersten Augenblick der Bekanntschaft mit einem Fremden auf systematische Weise dessen Freundschaft zu gewinnen mit der Absicht, ihn zu plündern. Er macht zuerst den Eindruck, als sei er eitel wie ein Weib und übermütig wie ein Kind; allein ehe man schließlich von ihm Abschied nimmt, hat man die Überzeugung gewonnen, daß er ein grundsatzloser Schurke ist. Stets heißt es: „Mein Bruder, was ist dies? Mein Bruder, was ist das? Oh, wirklich, mein Bruder! Lege das fort, mein guter Bruder! Wirklich ist mein Bruder gekommen, das Land zu sehen? Lieber, guter Bruder!

Wahrhaftig, ein Bruder unter Brüdern! Mein eigener lieber Bruder!“ So ſchwirrt es beſtändig um einen herum, und dabei wandern ſeine Augen fortwährend von der Perſon zum Eigentum des Fremden, damit ihm nichts entgehe. Und mit welchem Staat umgiebt er ſich bei der Ankunft eines Fremden! Ein Löwenfell — ein echtes Löwenfell wird ausgebreitet, ein fettes hochrotfarbiges Polſter, welches die Stelle eines Staatsſeſſels vertritt, wird hingelegt, und reſpektvoll im Kreiſe ſetzen ſich die hervorragendſten Angehörigen ſeines Stammes. Während man auf ſein Erſcheinen wartet, bereitet Buabua-Ndjali ſich auf die Zuſammenkunft vor, indem er ſich in einem Dutzend an den Wänden ſeines Hauſes hängenden Spiegeln beſchaut, das Haar glättet, Wangen und Stirn aufs neue mit Ocher beſchmiert, unter dem einen Auge einen gelben, unter dem andern einen weißen Strich zieht, den Naſenrücken mit Holzkohle noch ſchwärzer färbt, den Zopf liebreich ordnet und die rote Decke in glatte, maleriſche Falten wirft. Dann erſt erſcheint Buabua-Ndjali! Ich habe oft, wenn ich die Bemühungen der afrikaniſchen Häuptlinge ſah, die prahlende Majeſtät des Königlichen nachzuäffen, darüber nachgedacht, welches großartige Vorbild ſich dieſelben zum Muſter genommen haben mögen. Mteſa von Uganda iſt zu weit entfernt, und in der Nachbarſchaft habe ich keinen König entdeckt und von keinem Fürſten gehört, deſſen Pomp ſo berühmt iſt, daß derſelbe zur Nachahmung dieſes phantaſtiſchen Königtums Veranlaſſung geben könnte. Ich muß daher wohl annehmen, daß dieſes Streben dem Menſchen angeboren iſt — dem afrikaniſchen Nſumu ſo gut wie dem engliſchen



Station am Stanley-Pool.

Gerichtsdiener. Doch hat Buabua Ndjali auch einige gute Eigenschaften, welche Leute von solch ungeheurer Eitelkeit gewöhnlich besitzen. Er ist — was man nicht von allen afrikanischen Häuptlingen sagen kann — an seinem Körper sehr reinlich und keineswegs unansehnlich von Gestalt oder von der Natur stiefmütterlich behandelt, vielmehr ein bronzefarbiger, wohlproportionierter Mann von 55 Jahren. Wenn er große Gegengeschenke erwartet, giebt er zuvor reichlich, wenigstens übertrafen seine Gaben alle anderen, welche ich zwischen Vivi und seinem Dorfe erhalten hatte. Vielleicht hat er auch andere gute Eigenschaften, die noch in seiner halbverborgenen Persönlichkeit schlummern."

Stanley war kaum im Dorfe Buabua Ndjalis angekommen, als sich ihm ein Neger in Uniform näherte, welchem 2 Neger-Matrosen folgten, deren einer die französische Trikolore trug. Es war der von Brazza am Stanley-Pool zurückgelassene Sergeant Malamine. Er wies ein Schriftstück vor, welches die Übersetzung des von Brazza mit König Makoko geschlossenen Vertrages vor. Brazza, erklärte er, habe ihn beauftragt, dieses Schriftstück allen Europäern zu zeigen, welche in diese Gegend kämen; andere Instruktionen, fügte er hinzu, habe er nicht erhalten. Der schwarze Sergeant sprach geläufig französisch und erwies sich als ein sehr gewandter, der Situation vollkommen gewachsener Mann. Wie groß sein Einfluß bereits war, lernte Stanley bald kennen. In dem großen Dorfe Malina, in dessen Häuptling Gamankono er einen alten Bekannten von seiner letzten Reise wiederfand, war die Stimmung seinen Plänen nicht ungünstig. Gamankono wollte von einer Oberhoheit des Königs Makoko nichts wissen, und erklärte, er sei ebenso Häuptling in Malina wie Makoko Häuptling in Nibe, obwohl der letztere reicher sei und über mehr Krieger gebiete. Gamankono war bereit, Stanley einen Platz zur Ansiedelung zu überlassen, als aber am Abend Malamine in das Dorf kam, änderte sich plötzlich das Benehmen des Häuptlings. Ob ihn nun Malamine durch allerlei Schaudergeschichten, welche er von den Weißen erzählte, mißtrauisch gemacht oder andere Erwägungen ihn beeinflußt haben, kurz, er untersagte plötzlich seinen Leuten allen Verkehr mit Stanley und verweigerte auch den Verkauf von Lebensmitteln. Am nächsten Tage wurde die Stimmung der Eingeborenen von Stunde zu Stunde eine gereiztere, so daß Stanley endlich das Dorf verließ, um unterhalb Nfwa ein Lager aufzuschlagen und von dort aus Unterhandlungen mit einem Häuptling am südlichen Ufer anzuknüpfen. Auf dem Wege nach Nfwa kam es fast zu einem Zusammenstoß mit Eingeborenen, welche Stanleys Kolonne den Weg versperrten, und nur der Hinweis auf die Überlegenheit seines Gefolges bewog sie, sich zurückzuziehen. Bei Nfwa wurde ein Lager aufgeschlagen, aber die Kunde der Vorgänge in Malina war Stanley vorausgeeilt, und die Bevölkerung der ganzen Umgegend verhielt sich ablehnend. Lebensmittel waren nirgends zu erlangen, alle in die Dörfer ausgesandten Booten kamen mit leeren Händen zurück.

Stanleys Lage begann bereits bedenklich zu werden, als Ngaljema, der Häuptling des am andern Ufer gelegenen Dorfes Ntamo, sich in seinem Lager einfand. Freudig überrascht erkannte Stanley in ihm jenen Häuptling Itsi, mit dem Frank im Jahre 1877 Blutsbruderschaft geschlossen hatte. Itsi war in der Zwischenzeit durch Elfenbeinhandel ein reicher Mann geworden und hatte seinen Reichtum zur Erweiterung seiner Macht benutzt. Großer Ehrgeiz beseelte ihn, und nachdem er seinen Einfluß über die im Innern wohnenden Wambundu ausgedehnt hatte, strebte er danach, der mächtigste Häuptling zu werden. „Das," sagt Stanley, „war der Mann, welcher das Geschick der Association Internationale du Congo in Händen hielt, auf dessen Gnade unsere einzige Hoffnung auf eine friedliche Niederlassung am obern Kongo beruhte." Itsi oder Ngaljema brachte zwar Ziegen, Schweine und einige Brote als Geschenk für den Blutsfreund mit, aber er verstand es auch, sich für seine Freigebigkeit schadlos zu halten, und erpreßte unter allerlei Vorwänden von Stanley eine Menge Geschenke. Trotz langen Palavers war er nicht zu bewegen, sofort seine Einwilligung zu einer Niederlassung der Weißen zu geben. Die Basombo und Bakongohändler sollten gedroht haben, ihm und seinen Leuten kein Elfenbein mehr zu verkaufen, wenn er gestatte, daß Weiße sich in der Nähe des Stanley Pool ansiedelten. Schließlich erklärte er, Stanley solle zehn seiner Sansibarer bei ihm lassen und zu

seinen nachrückenden Leuten zurückkehren; er wolle indessen mit den anderen Häuptlingen überlegen, ob man ihm die Niederlassung gestatten könne. Und dabei blieb es.

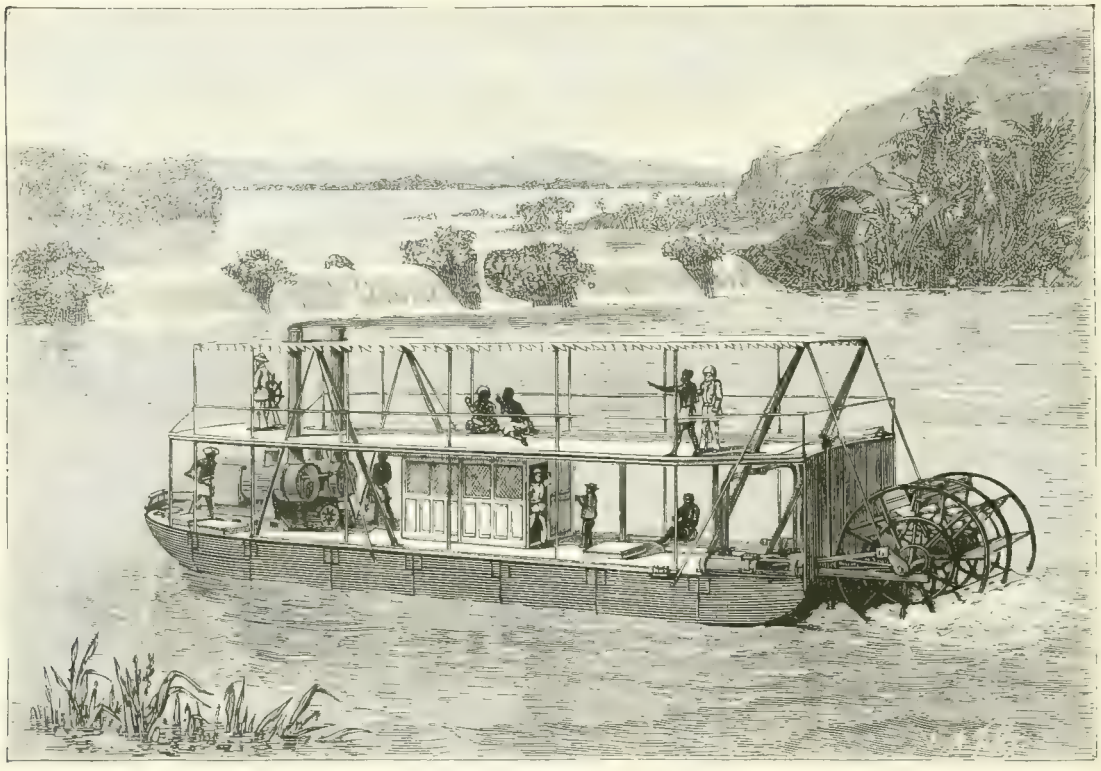
Zehn Sansibarer unter Kommando Susis, der schon Livingstone gedient hatte, zurücklassend, eilte Stanley seiner Pioniereexpedition entgegen und traf Herrn Lindner am 21. August auf dem Plateau von Mpakambendi. Mit Hilfe der von Stanley mitgebrachten frischen Mannschaft rückte nun die Expedition rasch vorwärts. Am 31. August erreichte man den volkreichen Singa-Distrikt, überschritt dann den Fluß Inkissi auf einer von Herrn Albert erbauten festen Brücke und wandte sich jenseits des Flusses wieder dem Kongo zu, da die vielen Unebenheiten des Bodens zwischen dem Inkissi und Kinduta das Vordringen zu Lande zu sehr erschwert hätten. Die Boote wurden ins Wasser gebracht, und am 10. Oktober war das untere Ende der Lady Alice-Stromschnellen erreicht, von wo aus wieder eine Straße gebaut werden mußte. Während die Leute mit dem Verladen der Kessel und Maschinen auf die Wagen beschäftigt waren, traf Susi mit den bei Ngaljema zurückgelassenen Sansibarern ein. Was er berichtete, war nicht sehr erfreulich. Händler aus Sombo hatten den Wambundu gedroht, allen Handelsverkehr mit ihnen abzubrechen, wenn sie den Weißen gestatteten, sich unter ihnen niederzulassen, und die eingeschüchterten Häuptlinge hatten schließlich die Sansibarer gezwungen, das Land zu verlassen.

Aus Susis Bericht ergab sich, daß Ngaljema, der Stanley gegenüber den allmächtigen Häuptling gespielt hatte, nichts anderes war als ein reicher Elfenbeinhändler, der über eine Masse bewaffneter Sklaven gebot. Er war ein Fremdling im Lande der Wambundu, dem diese gestattet hatten, sich dort niederzulassen und das Dorf Kintamo oder Ntamo zu erbauen. Er verfügte über 150 Gewehre, und durch Bündnisse mit mehreren Bateke-Häuptlingen und durch Verschwägerung mit den Häuptlingen von Lema und Kimbangu hatte er sich einen großen Anhang verschafft, welcher im Kriegsfalle mehr als 1000 Gewehre zur Verfügung hatte, doppelt soviel als alle Wambundu-Häuptlinge. Der Handel hatte ihn allerdings zum reichen Mann gemacht, und in Kintamo lagerten große Vorräte von Elfenbein, Seide, Samt, Baumwollstoffen, Glas- und Töpferwaren u. s. w. Stanley schätzte seinen Besitz, die Sklaven ungerechnet, auf 60000 Mark. War ein solcher Mann kein gering zu schätzender Gegner, so blieb doch nach Klarstellung seines Verhältnisses zu den Wambundu die Hoffnung, daß es gelingen werde, die letzteren der Expedition freundlich zu stimmen. Das langsame Vorrücken der Expedition bot Gelegenheit, manche Vorurteile der Eingeborenen zu zerstreuen und die Gerüchte zu widerlegen, welche die um ihr Handelsmonopol besorgten Elfenbeinhändler verbreitet hatten. Trotzdem sollte der schlaue Ngaljema in den nächsten Wochen noch eine wichtige Rolle spielen und durch seine Falschheit und seine Intriguen Stanley noch manche sorgenschwere Stunde bereiten.

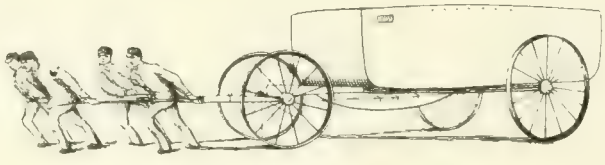
Wir können hier nicht auf die Einzelheiten der langwierigen Verhandlungen eingehen, welche Stanley mit Ngaljema und den Häuptlingen am Stanley-Pool zu führen hatte und die er in seinem neuesten Werke ausführlich schildert. Trotz der vielen und wertvollen Geschenke, welche er erhielt und trotz immer wieder erneuter Freundschaftsversicherungen sann Ngaljema stets aufs neue auf Vorrat, und man mußte ständig auf der Hut sein, um nicht von ihm überfallen zu werden. Nachdem die Wambundu-Häuptlinge ihre Zustimmung zur Errichtung einer Station in der Kintamo Bucht gegeben und Stanley einen Landstrich am Flusse abgetreten hatten, war übrigens die Hauptschwierigkeit beseitigt.

Die Errichtung der Gebäude der neuen Station, welche den Namen Leopoldville erhielt, nahm fast 5 Monate — Dezember 1881 bis Ende Februar 1882 — in Anspruch, denn die gefährliche Nachbarschaft des ränkevollen Ngaljema zwang zu außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln. Es wurde ein solides Blockhaus errichtet, ein für die Eingeborenen uneinnehmbares Gebäude, „trotz seines Grasdaches feuerfest, weil unter dem letztern eine 2 Fuß dicke Erdschicht liegt, auf welcher das Feuer sich ohne weitern Schaden ausbrennen kann." Von dem Blockhaus führt eine aus 2 Reihen Lehmhütten, den Wohnungen der Sansibarer, bestehende Straße zum Landungsplatze, wo der Dampfer und die Boote lagen. Stanley entwirft von der Station eine begeisterte Schilderung:

„Gerade vor dem Wohnhause des Chefs der Station, welches durch fleißige Arbeit mit der Zeit noch sehr hübsch werden kann, liegt das Becken, auf das seine Arbeit sich bezieht. An Sonntagen haben die Europäer Gelegenheit zu prächtigen Spaziergängen auf einer bequemen Straße zum Leopold-Berg hinauf, von dem man stets eine sehenswerte Aussicht genießt. Von diesem hervorragenden Punkte kann man in mäßiger Entfernung die springenden Gewässer des Kintamo-Wasserfalls, das runde, von Bergen, Klippen und isolierten Gipfeln eingefaßte Becken des Stanley-Pool, die große Insel Bamu und die unzähligen zierlichen Schwesterinseln bewundern, entweder im Sonnenschein oder von leichten Nebeln bedeckt oder von schwarzen Wolken



Der zerlegbare Dampfer „Stanley".



Transport der Bestandteile des Dampfers.

beschattet, welche alles mit Regen zu überfluten drohen und durch ihre Dunkelheit die Wut des kommenden Sturmes ankündigen. Ist schon in der Nacht Regen gefallen und verspricht der bläulich schillernde Himmel einen hellen, klaren Tag, dann findet die Schönheit des Stanley-Pool und der ihn umgebenden Hügel, Berge und bewaldeten Abhänge kaum ihresgleichen. Dann treten die Berge und die von ihnen umschlossene, mit Inseln besäete Wasserfläche, der seeartig verbreiterte Fluß mit einer solchen Klarheit des Details und Schönheit der Umrisse dem Beschauer entgegen, daß er sie immer von neuem betrachten muß, selbst wenn er jeden Punkt der Landschaft schon bis zum Überdruß gesehen zu haben glaubt. Aber auch der Blick nach dem Innern des

Landes und nach Westen ist nicht zu verachten. Um einen wirklichen Genuß zu haben, kann ich den Aufstieg auf das Dach eines der Gebäude auf dem Hügel in Wahrheit empfehlen, weil dort die Aussicht auf die ganze Umgegend durch die Kronen der in der unmittelbaren Nachbarschaft stehenden Bäume nicht behindert wird. Man wird von dem weitern Gesichtsfelde, der größern Schönheit der wilden Felskegel und Tafelberge, der gewundenen waldbedeckten Schluchten, der schlangenförmigen Vertiefungen und unregelmäßigen Wellenform des Landes geradezu überrascht. Dort liegt die massive Felsmasse des kahlen Jjumbi-Gipfels, der Kegel des Nsangu und der fast viereckige Kinduta-Berg; zur Linken dehnt sich der düster bewaldete Rücken von Lama-Lankori aus, zur Rechten steigt die hohe Bergkette von Usansi auf. Jenseits des Kongo erstrecken sich die mit üppigem braunen Grase bedeckten Ebenen von Mundele-Masuna bis weit ins Innere, und gerade gegen-

Typen der Haoussa.

über liegen die dichten Haine, welche die Dörfer Buabua-Ndjalis und Gampas beschatten. Aus den Tiefen des dunkeln grünen Laubwerks schießen die beiden silberfarbenen Ströme des Gordon-Bennett hervor, während ein von der Sonne beschienener langer breiter Wasserstreifen sich in der Ferne immer weiter nach dem Herzen des Berglandes zu verliert."

Ngaljema hatte, nachdem alle seine Ränke an Stanleys Vorsicht und energischem Auftreten zu schanden geworden, für gut befunden, einzulenken und sich ebenfalls die Freundschaft der Weißen zu sichern. Die Zeremonie des Brüderschaftsschließens endete am 9. April die Periode der Anfeindungen, deren Gegenstand die Expedition monatelang gewesen war. Sie wurde hier in feierlicherer Weise vollzogen als bei den wilden Völkerschaften am obern Kongo, wo die Blutsbrüder einer das Blut des andern aufsaugen, welches aus einer Wunde hervorquillt, die sie sich am Arm beigebracht haben. Auch hier wurden, während Stanley und

Ngaljema die Arme über Kreuz hielten, Einschnitte in dieselben gemacht, dann aber etwas Salz auf die Wunde gestreut, und während sie sich gegenseitig rieben, von Susi und dem Fetischmann von Kintamo alle möglichen bösen Folgen auf das Haupt desjenigen herabbeschworen, der die Brüderschaft verletzen würde.

Nachdem alle Arbeiten in der Station vollendet und dieselbe möglichst gesichert war, trat Stanley am 19. Mai auf dem Dampfer „En Avant" eine Forschungsreise nach dem Kwa-Flusse an, welcher, von Nord-Ost kommend, auf dem linken Ufer in den Kongo einmündet. Der Kwa ist sehr reißend und bei seiner Mündung 410 Meter breit, oberhalb des Dorfes Mabua steigt aber seine Breite auf mehr als 5 Kilometer, so daß er fast dem Kongo gleich wird. Unzählige Inseln liegen dort in dem Flusse, die mit Gras bewachsen und von Scharen von Silberreihern, Enten und Pelikanen bewohnt sind, während Flußpferde das Wasser beleben. Bei dem großen Dorfe Musije vereinigen sich zwei Flüsse, der Mfini, dessen Wasser so dunkelbraun wie Kaffee ist, und der hellgraue Mbihe, und bilden den Kwa, an dessen beiden Ufern noch lange Zeit die dunklere oder hellere Färbung des Wassers erkennbar bleibt. Die Dörfer, welche die Niederlassung Musije bilden, dehnen sich 7½ Kilometer weit ohne Unterbrechung am Ufer aus und dürften von etwa 5000 Menschen bewohnt sein. Stanley wurde von den Eingeborenen, welche der Anblick des Dampfers mit Staunen erfüllte, überall freundlich aufgenommen. Auch hierher war schon die Kunde von Bula Matari gedrungen. Die Königin Gankabi von Musije versuchte zwar, ihn von der Weiterfahrt abzuhalten, indem sie erzählte, daß die weiter flußaufwärts wohnenden Leute schlecht seien und ihn töten würden, aber er ließ sich dadurch von seinem Entschluß, den Mfini bis zur Grenze seiner Schiffbarkeit hinaufzufahren, nicht abbringen. Der Lohn seiner Ausdauer war die Entdeckung eines großen Sees, welcher den Namen König Leopold-See erhielt. Stanley umfuhr denselben vom 27. Mai bis zum 1. Juni und erreichte am 28. unter 1° 28′ südl. Br. das Ende desselben. In jede tiefere Bucht wurde hineingesteuert, in der Hoffnung, dort die Mündung eines Flusses zu entdecken, aber man fand nur einen am nördlichsten Ende, den man etwa 7½ Kilometer weit hinauffuhr. Die Eingeborenen ergriffen überall vor dem Dampfer scheu die Flucht, und einmal nahmen sie, als man sich dem Ufer näherte, eine so drohende Haltung an, daß Stanley nicht zu landen wagte. Die Lebensmittel gingen indessen zu Ende, und bei Stanley begannen sich die Anzeichen eines nahenden Fiebers einzustellen. Er mußte sich daher mit dem bisher Gesehenen begnügen und die Rückfahrt antreten.

Die größte Tiefe, welche man in dem See gemessen hatte, betrug 7,5 Meter, durchschnittlich war er etwa 5 Meter tief und bedeckte etwa 1860 □ Kilometer. Das nördliche Ufer besitzt mehrere Buchten und kleine Häfen und besteht aus einer dicht bewaldeten Hügelkette. Am Abfluß des Mfini fand man viel Tierleben. „Bachstelzen und Strandläufer liefen am Strande lebhaft umher; Elstern hüpften von Busch zu Busch; ernste Fischadler betrachteten uns neugierig von ihrer hohen Warte auf den Bäumen; Papageien schwirrten mit schwerfälligem Fluge und schrillem Gekreisch über unseren Köpfen hin; eine Familie von Webervögeln, mit der gelben Brust nach oben, hockte unter ihren Nestern; Taucher verschwanden ängstlich aus unserer Nähe, und hier und dort kroch ein faules, wohlgenährtes, fettes Krokodil, erbost über die Störung, langsam dem Wasser zu."

Als Stanley in Musije ankam, war das Fieber bereits zum Ausbruch gekommen, und der Dampfer blieb deshalb 4 Tage beim Dorfe der Königin Gankabi liegen, ohne daß Stanleys Zustand sich besserte. Nachdem man Leopoldville erreicht, mußte er in die Station getragen werden und lag dann mehrere Tage bewußtlos. Als er für wenige Augenblicke das Bewußtsein wieder erlangte, gab er Befehl, ihn nach Vivi zu bringen. Obwohl sich während des Transportes auch noch eine Magenentzündung einstellte, siegte doch seine kräftige Natur über die böse Krankheit, und als er am 8. Juli in Vivi ankam, war er zwar noch sehr entkräftet, aber doch schon außer Gefahr. In Vivi fand er Dr. Pechuel-Lösche vor, der von der Association abgesandt worden, um ihn im Falle einer Krankheit zu vertreten. Nichts konnte Stanley in diesem Augenblick willkommener sein als die Ankunft eines Stellvertreters, umsomehr, da ihm derselbe als ein höchst energischer Mann geschildert wurde. Nachdem er ihm die nötigen Informationen erteilt und ihm die Leitung des ganzen

Unternehmens übergeben hatte, schiffte sich Stanley auf dem Dampfer „La Belgique" ein, der ihn nach San Paulo de Loanda brachte, von wo er sich nach Europa begab.

Das ganze Unternehmen am Kongo hatte völlig auf Stanleys Schultern geruht, und nach seiner Abreise mußte unbedingt ein Stillstand in den Arbeiten und dann ein Rückschritt eintreten, wenn sein Nachfolger nicht ein Mann war, der ihn in jeder Beziehung zu ersetzen vermochte. Der Rückschritt trat nun auch wirklich ein und Stanley fand, als er 1882 an den Kongo zurückkam, alle Stationen in einem trostlosen Zustand und manche dem Verfall nahe, aber trotzdem war seine durch Gesundheitsrücksichten erzwungene Reise nach Europa für das Unternehmen ein Glück, da sie ihm Gelegenheit bot, die Pläne seines Rivalen Brazza kennen zu lernen und Maßregeln zur Abwendung einer neuen drohenden Gefahr zu treffen.

Brazza war indessen nicht müßig gewesen. Sein Zusammentreffen mit Stanley war auch für ihn eine Mahnung, keine Zeit zu verlieren. Anstatt, wie er anfangs beabsichtigt, nach Europa zurückzukehren und dort eine neue Expedition auszurüsten, landete er in Libreville, entschlossen, den Vorsprung, den er bereits vor Stanley erlangt hatte, auszunutzen. Nach nur zweitägigem Aufenthalt fuhr er schon wieder stromaufwärts, ohne abzuwarten, bis Dr. Ballay und Leutnant Mizon, die ihn begleiten sollten, angekommen waren. Von einer mit Aduma- und Okanda-Leuten bemannten Flottille begleitet, erreichte er ohne Unfall Franceville. Da er dort seine Reisegefährten, welche ihm die nötigen Ausrüstungsgegenstände nachführten, erwarten mußte, benutzte er die Zeit seines gezwungenen Aufenthaltes zur Errichtung eines Postens am Zusammenfluß des Ngele und Gamboa, welcher den Namen Alima erhielt. Erst Ende September 1881 traf Leutnant Mizon ein und übernahm das Kommando der Station Franceville. Dr. Ballay war noch am Gabun zurückgeblieben, da die Dampfschaluppe, welche er nach Franceville bringen sollte, Reparaturen erforderte. Brazzas Ungeduld ertrug keine neue Verzögerung. Er sah, daß seine Pläne seitens der Regierung nicht jene Unterstützung fanden, welche er für wünschenswert hielt, und rasch entschloß er sich, nach Frankreich zurückzukehren und dort selbst für die gründliche Ausnutzung seiner Errungenschaften zu wirken. Der kürzeste Heimweg war die Fahrt den Ogowe abwärts, aber Brazza wollte auch die Zeit, welche er zur Heimreise brauchte, ausnutzen, und beschloß daher, durch unbekanntes Gebiet zur Küste vorzudringen. Er verließ Franceville im Dezember 1881, folgte bis auf das Plateau von Ascikuya dem ihm schon von seiner frühern Reise bekannten Wege, wandte sich aber dort nach Süden und drang zum Niadi vor, dessen Lauf er folgte. Vergebens versuchten die Bakamba, ihm den Weg zu versperren. Er schlug ihren Angriff zurück und erreichte am 17. April Landana. Der Wall, welchen einige Jahre zuvor die Loango-Expedition vergebens zu durchbrechen sich bemüht, durch den auch die Missionäre nicht zu dringen vermocht, war durchbrochen. Wieder hatte es sich gezeigt, daß Forschungsreisen von Osten her leichter durchzuführen sind als von Westen, wo der Eigennutz und das Handelsinteresse zahlreicher kleiner Machthaber auf Schritt und Tritt dem Reisenden Schwierigkeiten in den Weg legen. Brazza war überdies insofern günstiger gestellt als die Mitglieder der Loango Expedition, als er nicht auf den Beistand von Eingeborenen als Lastträger angewiesen war, da er in den Laptots, welche er vom Senegal mitgebracht, eine genügende Anzahl verläßlicher Träger besaß.

Für Brazzas Erwerbungen am obern Ogowe und Kongo war diese Reise von der größten Wichtigkeit. In 4 Monaten hatte der unermüdliche Reisende eine neue Straße nach dem obern Kongo eröffnet, und das Kuilu-Thal, durch welches er gezogen, gewährte überdies so große Vorteile beim Warentransport, daß es unbedingt als die bequemste Straße nach dem Innern angesehen werden mußte, mit welcher die so viele Schwierigkeiten bietende Straße von Boma zum Stanley-Pool nicht zu konkurrieren vermochte, ganz abgesehen davon, daß die im Kuilu-Thal vorhandenen reichen Kupfer und Bleilager den Wert dieser Route erhöhten.

Von Landana begab sich Brazza sofort nach Frankreich, um dort persönlich für seine Pläne Propaganda zu machen. Er konnte den Boden des Heimatlandes zu keiner günstigern Zeit betreten. Der Feldzug gegen Tunis war vor kurzem beendet, Frankreichs Kolonialbesitz an der Nordküste Afrikas durch das über Tunis

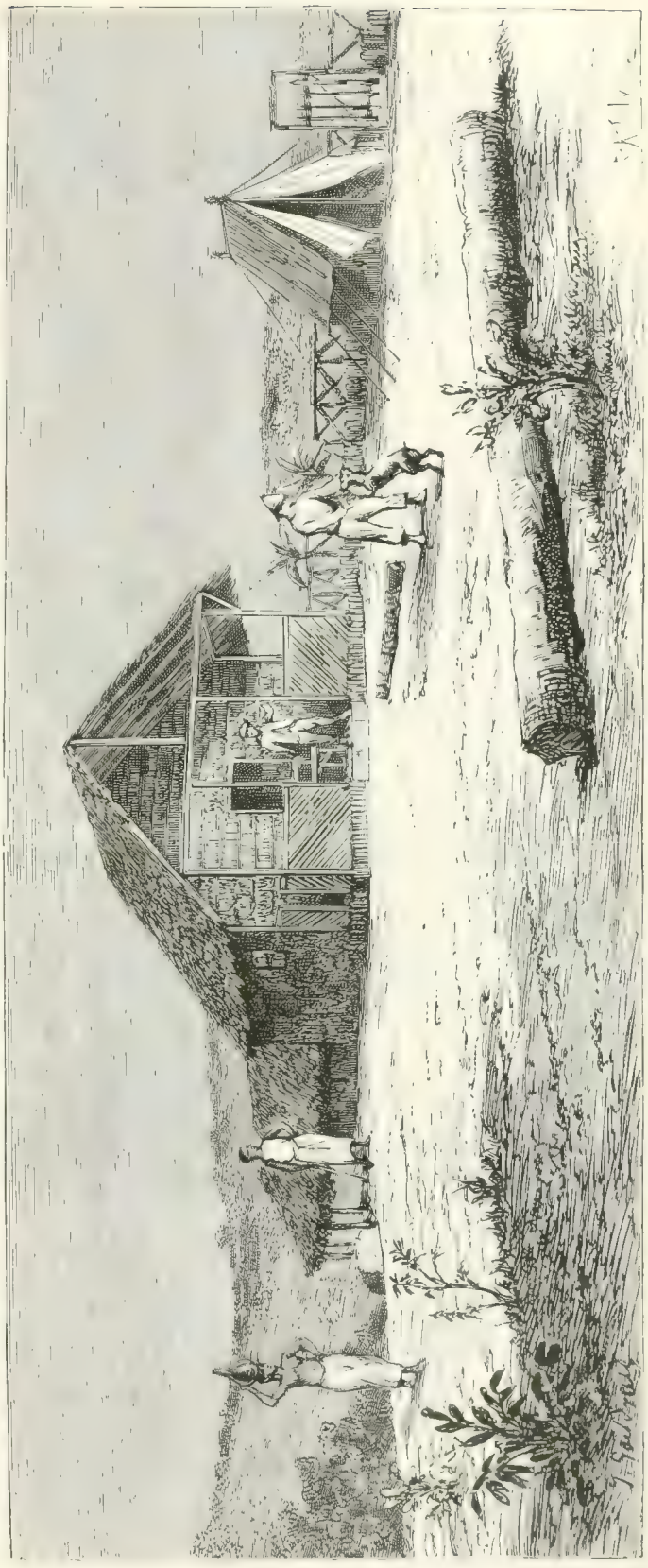
erlangte Protektorat bedeutend vermehrt und infolge dessen auch in Frankreich die Lust zu kolonialen Unternehmungen wieder rege geworden. Die Agitation Brazzas, der auf so große Erfolge hinweisen konnte, fand in der Bevölkerung günstige Aufnahme, und die Regierung konnte unter dem Druck der öffentlichen Meinung nicht länger zögern, ihm die ausgiebigste Unterstützung zuteil werden zu lassen. Die Kammer genehmigte den Vertrag, den Brazza mit König Makoko geschlossen hatte, und bewilligte am 11. Januar 1883 zur Ausrüstung einer neuen Expedition und zur Errichtung von Stationen in dem erworbenen Gebiet 1 275 000 Franken. Außerdem wurden Brazza vom Kriegsminister Waffen, Munition und Fahrzeuge zur Verfügung gestellt. Zum Vertreter Frankreichs im Kongo-Gebiet ernannt, schiffte sich Brazza schon am 21. April abermals ein, um sich an die Loango Küste zu begeben und von dort nochmals ins Innere vorzudringen. Diesmal war aber trotz aller Eile, mit der die Ausrüstung betrieben worden, Brazza derjenige, der zu spät kam. Stanley hatte nicht nur am Kongo große Fortschritte gemacht, sondern auch Expeditionen unter der Leitung belgischer und englischer Offiziere in das Kuilu Thal gesandt, welche mit vielen Häuptlingen Verträge abgeschlossen und auch schon Stationen errichtet hatten. Brazza mochte geahnt haben, daß sein Rival in dem großen Kampfe um den Kongo seine Abwesenheit benutzen werde, um für die Überrumpelung am Stanley Pool Revanche zu nehmen. Er hatte deshalb die Absendung des Aviso „Sagittaire" an die Loangoküste veranlaßt, durch welchen noch vor dem Eintreffen seiner Expedition an der Küste Fuß gefaßt werden sollte. Nun war man doch zu spät gekommen und mußte sich zunächst mit der Besetzung von Loango und Ponta Negra, sowie mit der Errichtung der Station Ngotu am untern Kuilu begnügen. Brazza, der indessen mit 50 Europäern und einer Schar von 550 Laptots und Krulenten in Libreville angekommen war, von dort aber sofort an die Loango Küste eilte, erkannte alsbald, daß die Früchte seiner Entdeckungen unwiderruflich zum großen Teil schon von anderen geerntet waren und daß man mit dem vorlieb nehmen müsse, was noch zu erlangen war. Was hier verloren worden, sollte durch rasches Vordringen vom obern Ogowe aus wieder eingebracht werden, und Brazza eilte daher zu seiner Expedition zurück, welche indessen an der Ogowe Mündung und dann bei den ersten Stromschnellen, wo die Schiffbarkeit des Stromes für die Dampfer aufhörte, mit der Errichtung neuer Stationen begonnen hatte.

Die Überflügelung Brazzas war Stanley dasmal dadurch gelungen, daß er vor demselben an den Kongo zurückkehrte, sobald er während seines Aufenthaltes in Europa durch die Vorgänge in Frankreich belehrt worden, daß dem Unternehmen der Association ernstlich Gefahr drohe. Er hatte, obwohl seine Gesundheit noch nicht völlig hergestellt war, die Leitung der ferneren Unternehmungen wieder übernommen, unter der Bedingung, daß ihm bald ein tüchtiger Mann nachgesandt werde, um die Oberaufsicht in den Niederlassungen am untern Kongo zu führen. Die Unzuverlässigkeit, Untauglichkeit und der Ungehorsam der mit der Leitung der einzelnen Stationen betrauten Europäer hatte ihn früher so oft in seiner freien Bewegung gehindert, daß er diese Last jetzt unbedingt von sich abwälzen wollte. Er ahnte damals noch nicht, in welchem Zustande er bei seiner Rückkehr seine Schöpfungen wiederfinden sollte, und wie wenig sich die am Kongo zurückgelassenen Europäer bewährt hatten.

Als er nach fünfmonatlicher Abwesenheit in Vivi ankam, fand er die Station im Zustande des Verfalls und der größten Unordnung. „Der deutsche Herr," schreibt er, „der mir so vorzügliche Zeugnisse hinsichtlich seiner gewaltigen Charakterstärke und seines ernsten Willens, seiner allbekannten Erfahrungen und wissenschaftlichen Kenntnisse überbracht hatte, war fort und schon vor fast einem Monat nach Hause gereist! Die Expedition war beinahe 4 Wochen ohne Führer. Der Chef von Vivi, der zweite im Rang, war ebenfalls verschwunden; der Agent von Leopoldville, die drittwichtigste Person, genoß den Landaufenthalt an der Küste; der Chef von Isangila war in die Heimat geeilt, der zweite Vorsteher von Leopoldville geflohen, der Kapitän der „La Belgique" von irgend jemand entlassen, der „En Avant" von einem rachsüchtigen Bösewicht seines Dampfventils beraubt, und hatte seitdem unthätig und unbrauchbar wie ein Stück Holz am Landungsplatz von Leopoldville gelegen."

Während Stanleys ganze Kraft durch die Reinigung dieſes Augiasſtalles in Anſpruch genommen wurde, verlor er doch die nicht minder wichtige Aufgabe, Brazza zuvorzukommen, nicht aus den Augen. Unter Führung des Kapitäns Elliot wurden 4 Europäer und einige 70 Farbige am 15. Januar 1883 nach dem Kuilu-Niadi geſandt, um dort für die Aſſociation ſowohl im Binnenlande als an der Küſte nördlich vom Kongo Erwerbungen zu machen. Nachdem dann in der Station die Ordnung wieder hergeſtellt war, ging Stanley daran, mit allen Häuptlingen der Umgegend Verträge abzuſchließen und ſie zu bewegen, ihre Souveränetätsrechte der Aſſociation abzutreten. Von Iſangila, wohin er ſich zunächſt begab, ſandte er unter Führung des Leutnants van de Velde am 5. Februar eine zweite Expedition an den Kuilu-Niadi und ſetzte dann die Verhandlungen mit den Häuptlingen wegen Abtretung der Hoheitsrechte fort.

Die ſchlimmſten Zuſtände traf Stanley in Leopoldville. Er hatte gehofft, dort eine Reihe neuer Wohnhäuſer und Magazine, neuangelegte Gärten und Felder vorzufinden, und mußte nun ſehen, daß die Expedition nicht nur keine Fortſchritte aufzuweiſen hatte, ſondern noch zurückgegangen war. Wohin er blickte, begegnete er Anzeichen der Verwahrloſung. Überall Gras: „auf der Terraſſe Gras, an ihren Abhängen hohes, üppiges, dickes Gras, in den Spalten der Mauern des einen Wohngebäudes Gras, auf den der Rinde entkleideten 3 Pfeilern der Veranda ein feuchtes Grün, die breite Straße des Arbeiterdorfes wie ein von Gras bedeckter Sumpf, über welchem die Dächer der Hütten nur von den höheren Punkten der Terraſſe aus zu entdecken waren.“ Der Dampfer und das Walfiſchboot, welche nie gereinigt worden, waren verroſtet und faſt ruiniert. Das Schlimmſte war aber, daß während Stanleys Abweſenheit das gute Einvernehmen mit den Eingeborenen getrübt worden, und



Station Iſangila.

seitdem aller Verkehr derselben mit der Station unterbrochen war. Es kostete viele Mühe, die Häuptlinge zu versöhnen, und erst nach langem Palaver, zu welchem alle Häuptlinge der Umgegend mit großem Gefolge erschienen waren, gelang es Stanley, das frühere Verhältnis wieder herzustellen. Zugleich bewog er die Häuptlinge zum Abschluß eines Vertrages mit der Assoziation, in welchem dieser das ausschließliche Recht zugestanden wurde, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Die Häuptlinge verpflichteten sich auch, keinem Fremden, der sich nicht durch eine Empfehlung der Beamten der Assoziation legitimieren könne, den Aufenthalt in ihrem Lande zu gestatten und ihre Verbindung mit der Assoziation an jedem Sonntag durch Aufhissen der Flagge derselben zu manifestieren.

Bald darauf verlangten auch die Häuptlinge von Kinchassa den Abschluß eines Vertrages, und nach längeren Verhandlungen wurde die Errichtung einer neuen Station vereinbart, deren Leitung Herr Swinburne übernahm.

Die Zwischenzeit benutzte Stanley zu einer völligen Reorganisation der Station. Er hatte den Häuptlingen im Palaver versprochen, alle Europäer, welche mit ihnen in Streit geraten waren, aus der Station zu entfernen. Schon am 1. April hatte der Chef der Station, der sein Amt so nachlässig verwaltet hatte, den Abschied erhalten. Dann wurde der Bau neuer Wohngebäude begonnen, das überwuchernde Gras überall ausgerissen, die Terrasse vor dem Blockhaus erweitert, ihre Abhänge mit Steinen belegt, Bananen, Mangos und Flaschenkürbisse gepflanzt. Die Eingeborenen, welche sich so lange von der Station, wo man sie während Stanleys Abwesenheit schlecht behandelt hatte, ferngehalten, kamen nun wieder regelmäßig dorthin und brachten Waren zum Verkauf. Während der abgesetzte Chef gezwungen war, Leute meilenweit zum Einkauf von Lebensmitteln wegzusenden, und die Station infolge dessen ständig von Hungersnot bedroht war, hatte man jetzt Lebensmittel in Überfluß.

Nun konnte Stanley wagen, die Station sich selbst zu überlassen und die Führung einer Expedition zu übernehmen, welche stromaufwärts zu weiteren Entdeckungen ausziehen sollte. Eine kleine Flottille verließ am 9. Mai 1885 Leopoldville: die beiden Dampfer „En Avant" und „Royal", eine indessen vollendete Dampfbarkasse „A. J. A." und das Walfischboot. Die Expedition, welche aus 80 Mann bestand, nahm das vollständige Material zum Bau von 2 Stationen mit und Proviant für dieselben für 6 Monate.

Nachmittag wurde die Station Kimpoko erreicht und dort Halt gemacht. „Kimpoko sollte eigentlich „Schöne Aussichts-Station" heißen, weil man von dort einen herrlichen Blick auf den prächtigen, breiten Strom hat, der sich hier volle $7^1/_2$ Kilometer weit ausdehnt, während man denselben abwärts 20 bis 25 Kilometer weit bis zum grauen Horizont verfolgen kann. Im Norden sieht man eine lange Strecke der Bamu-Insel, und weit hinter den höchsten Bäumen derselben erheben sich die purpurnen Hügel, welche de Brazzas Ansiedelungen umgeben, während im Osten die halbmondförmigen Mauern der Dover Klippen aufsteigen. Eine Strecke vom Uferrande entfernt stehen einige Pfeilern gleiche Hyphaena-Palmen, deren fächerartige Blätter im Winde rauschen, und in der Nähe, $^1/_2$ Kilometer vom Wasser, beginnen niedrige Hügel, hinter denen ein höherer Rücken sich erhebt, für welchen wieder die Ausläufer des unter der Herrschaft von Nfumu-Nguma stehenden Hochlandes von Banfumu den Hintergrund bilden."

Mehrere Stunden Fahrt brachten die Expedition am folgenden Tage zur nordöstlichen Einfahrt in den Stanley Pool, und sie erreichte am Abend des 3. Tages Nsuata, wohin Stanley schon vor einem Jahre den Leutnant Janssen gesandt hatte. Hier war kein Anlaß zur Unzufriedenheit, die von Leutnant Janssen errichtete Station befand sich in gutem Zustand, und der Häuptling von Nsuata, Papa Gobila, ein alter, sehr beleibter Mann, mit ihm in herzlichem Verkehr. Die Expedition versorgte sich in Nsuata mit frischem Proviant und brach erst nach mehrtägigem Aufenthalt nach Bolobo auf. Nachdem man früh morgens an der Mündung des Kwa-Flusses vorbeigefahren, hatte man zur Rechten das Land Ujansi, zur Linken Nbe. Längs des linken Flußufers (in Ujansi) erstreckten sich niedrige Höhenzüge, die sich allmählich senkten und gegen den Fluß zu in steile Felsenspitzen ausliefen, während die auf dem rechten (Nbe-) Ufer bis etwa 90 Meter ansteigenden

Hügel meist bewaldet waren. Gegen Mittag erreichte man die etwa 250 Meter breite Mündung des Lawson Lufini-Flusses, in welcher mehrere kleine Inseln liegen, die den Fluß in zwei Hauptarme teilen. Er bildet die Grenze zwischen dem von Fumu Ntaba beherrschten Bateke-Gebiet Nbe, und den Dörfern der Bateke, welche unter der Herrschaft der Häuptlinge Muidjuba und Kamolondo stehen. Bald nach seiner Einmündung in den Kongo ändert sich die Landschaft: auf dem linken Ufer sieht man von Palmengruppen umgebene Dörfer und Palmenhaine, die sich stellenweise bis zum Flusse erstrecken, während in der Ferne wieder Höhenzüge auftauchen, und auf dem rechten Ufer treten die Hügel zurück, und fruchtbares Land breitet sich zwischen ihnen und dem Flusse aus.

„Nachdem man die „Felsenspitze" passiert hat," sagt Stanley, „und die Verbreiterung des Flusses in Sicht gekommen, ist man erst in die eigentliche Region des obern Kongo eingetreten. Von Boma an, wo der untere Flußlauf mehr die Breite eines Meeresarmes besitzt, sind wir bis jetzt in einem Engpaß oder Défilé gefahren; von Boma nach Vivi dampften wir zwischen zwei gebirgsartigen Höhenzügen dahin; zwischen Vivi und Isangila zogen wir durch eine der spaltenförmigen Mulde des Kongo parallel laufende schmale Vertiefung; zwischen Isangila und Manjanga liefen unsere Boote durch ein gewundenes schluchtartiges Thal, und zwischen Manjanga und Leopoldville marschierten wir dem Rande eines tiefen Risses in dem Hochplateau entlang, durch den der Kongo sich mit beständigem Tosen hindurchwälzt. Nachdem wir dann in der seeartigen Ausweitung des Flusses, dem Stanley-Pool, eine Weile aufgeatmet hatten, wurden wir aufs neue eingeengt von zwei Höhenzügen von mehr oder weniger malerischer Schönheit, bis wir die Felsenspitze oberhalb Tschumbiri erreichten, wo wir in eine zweite seeartige Ausweitung gelangten, welche die ungestümen Gewässer aus den niedrigen Vorlanden und Ebenen herausgespült haben, die sich ohne irgendwelche wahrnehmbare Erhöhung oder Hügelbildung nach beiden Seiten weithin ausdehnen, bis wir uns dem Nebenfluß Bijerre nähern. Diese fruchtbare Zentralregion, deren unbegrenzter und unvergleichlicher Bodenreichtum die Mühe und Arbeit, sie in den Bereich Europas zu bringen, vollauf bezahlt machen wird, ist das eigentliche Herz des äquatorialen Afrika. Nicht die Hochlande der Seegegend mit den Millionen Schluchten und backofenheißen Thälern, kahlen, kaum mit Gras bewachsenen Hügelspitzen und kleinen Grasebenen, auf denen hier und dort eine Baumgruppe oder ein dschungelartiger Wald wie eine Insel über der weiten Graswüste hervorragt, strebte ich zu erreichen, sondern diese Millionen Äcker des ebensten Bodens, der eigentliche Kern Afrikas, sind es, welche die Mühe wert sind, die 300 Kilometer dicke, rauhe Bergschale zu durchbrechen, welche ihn von der Energie der Europäer trennt, die, wenn sie nur dahin gelangen könnten, der Welt bald zeigen würden, wie viel Gutes aus Afrika kommen kann."

Der Strom wird oberhalb Tschumbiri wieder seeartig breit, und die Expedition brauchte eine volle Stunde, um vom rechten auf das linke Ufer hinüberzukommen. Weiterhin teilen ihn viele Inseln in 3 breite Arme. Einzelne Inseln sind mit dichtem Wald bedeckt, aus welchem mächtige Baumwollbäume emporragen. Bei der sogenannten Zwei-Palmen-Spitze wurde gelandet und ein Lager aufgeschlagen. Dort kam unangenehme Nachricht. Eingeborene überbrachten einen Brief, in welchem gemeldet wurde, daß zwei Leute von der in Bolobo errichteten Station von einem benachbarten Häuptling ermordet worden seien. Bei der Ankunft in Bolobo fand Stanley die beiden Offiziere, welche mit 25 Mann als vorgeschobener Posten dort lebten, in der größten Erregung. Der Häuptling Ibaka, von welchem Kapitän Hanssens seiner Zeit die Erlaubnis zum Bau einer Station erhalten hatte, ein sehr energischer Mann, hatte in langen Kämpfen die schon von seinem Vater ausgeübte Herrschaft über ganz Bolobo sich sichern müssen, und die anderen Häuptlinge sahen daher mit Neid und Mißgunst seine Verbindung mit den Weißen, durch welche nach ihrer Ansicht sein Übergewicht noch vermehrt wurde. Haß gegen die Weißen war die nächste Folge, und sie suchten denselben auf alle mögliche Art Schwierigkeiten zu bereiten. Trotzdem schien sich allmählich ein besseres Verhältnis herauszubilden, als plötzlich ihr Haß neue Nahrung erhielt. Der Häuptling Gatula beschuldigte seine Frau unerlaubten Umgangs mit Leuten von der Station, und als er dort in ungestümer Weise sich beschwerte und deshalb

schimpflich aus der Station gejagt wurde, rächte er sich, indem er 2 zum Holzfällen ausgesandte Leute erschoß. Am Tage darauf forderte ein in den Zweigen eines Baumes versteckter Mann aus Gatulas Dorfe den Sergeanten Khamis heraus und wurde von diesem erschossen.

Vivi im Jahre 1883.

Das war der Thatbestand, den Stanley feststellte. Die Lage war eine sehr schwierige. Die Tötung seiner Leute durfte nicht ungestraft bleiben, da sonst leicht der Fall eintreten konnte, daß jeder dieselben für vogelfrei hielt und sie bei der ersten besten Gelegenheit niederschoß. Andererseits war, wenn der Thäter sich

Bootfahrt über Stromschnellen.

nicht zu einem gütlichen Ausgleich herbeiließ und ein Sühnegeld zahlte, seine Züchtigung durch Zerstörung seines Dorfes zwar leicht zu erreichen, aber solch feindliches Auftreten konnte für die weitere Ausbreitung der Weißen verhängnisvoll werden. Blutvergießen mußte, da man noch weiter stromaufwärts vordringen wollte, um jeden Preis vermieden werden, denn wenn die Nachricht davon, durch allerlei Gerüchte ausgeschmückt, zu

Alter und junger Wollbaum (Eriodendron anfractuosum).

anderen Völkern kam, konnte sofort das Mißtrauen derselben erregt werden. Es kam also alles darauf an, ob Gatula sich bereit finden ließ, ein Sühnegeld zu zahlen, oder ob er es auf die Entscheidung durch die Waffen ankommen lassen wollte. Gatula und der ihm befreundete Manga begannen sich in ihren Dörfern zu verschanzen und sandten ihre Frauen und Kinder landeinwärts, aber durch Stanleys energisches Auftreten und dank der Vermittelung Ibakas kam doch ein friedlicher Ausgleich zustande. Stanley hatte als Blutgeld für die Familien der Ermordeten 3000 Messingstangen, welche einen Wert von etwa 1000 Mark hatten, verlangt, ermäßigte aber seine Forderung auf etwa 840 Mark, welche Gatula zahlte. Da er die Kosten des von Ibaka mit mehreren anderen Häuptlingen abgehaltenen Gerichts — 120 Messingstangen im Werte von 60 Mark — ebenfalls tragen mußte, hatte er eine empfindliche Einbuße erlitten, und es war anzunehmen, daß er sich künftighin hüten werde, mit den Weißen wieder in Konflikt zu geraten.

Nachdem diese schlimme Angelegenheit erledigt war, wurde es Stanley nicht schwer, in einer großen Versammlung der Häuptlinge diese zu bewegen, einen Vertrag mit der Association abzuschließen, in welchem die Abtretung des derselben überlassenen Gebietes bestätigt wurde.

Mit dem Friedensschluß mit den Häuptlingen der Bolobo schließt der erste Band von Stanleys neuestem Werke „Der Kongo", bis zu welchem dasselbe beim Erscheinen dieser Zeilen vorgeschritten ist. Betreffs der ferneren Vorgänge am Kongo sind wir auf die zerstreuten Berichte über die Thätigkeit der einzelnen Expeditionen angewiesen. Stanley setzte seine Fahrt Kongo aufwärts diesmal bis zum Äquator fort und gründete dort an der Mündung des großen Uriki (Mahindu) eine Station, welche den Namen Äquator-Station erhielt. Eine kleine Strecke unterhalb derselben fuhr Stanley in einen Nebenfluß des Kongo ein und entdeckte den großen See Mahumba, dessen südliches Ende dem Nordende des König Leopold-Sees bis auf etwa 30 miles nahekommen soll.

Von all den großen Erfolgen, welche Stanley auf seiner Äquatorfahrt erzielt, wurde die Welt nur durch einen Brief von wahrhaft lakonischer Kürze in Kenntnis gesetzt. Seitdem Stanley wußte, daß er einen Konkurrenten am Kongo hatte, war der Schleier, welcher alle Vorgänge in dem Flußgebiet umgab, noch dichter geworden als er früher schon war, und erst die vollzogenen Thatsachen wurden bekannt. Eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit herrschte nach Stanleys Rückkehr von Europa am Kongo, und die Jahre 1883 und 1884 weisen eine Reihe großartiger Fortschritte des Zivilisationswerkes auf. Stanley selbst ging allen mit gutem Beispiel voran, denn kaum war die Expedition vom Äquator zurückgekehrt, rüstete er sich schon wieder zu einer neuen.

Am 24. August 1883 brach Stanley auf dem „En Avant" von Leopoldville auf. Bei der Station Msuata schlossen sich ihm der „Royal", „l'Association internationale africaine" und das große Boot „l'Eclaireur" an, und am 27. war die kleine Flottille bereits bei der neugegründeten Station Kwamouth, welchen in vortrefflicher und gesunder Lage errichteten Posten der schwedische Leutnant Papels leitete, angelangt. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter nach Bolobo, wo ernste Streitigkeiten mit den unruhigen Bajanzi zu schlichten waren. Die Entfernung des Chefs, welcher während Stanleys Anwesenheit in Europa mit den Häuptlingen in Streit geraten war, hatte die Beziehungen zu denselben zwar gebessert, aber nur für kurze Zeit. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Weißen und den Eingeborenen nahm bald ein Ende, und als eines Tages wieder Streitigkeiten ausbrachen, griffen die Bajanzi die Station an und steckten sie in Brand. Es kostete nun viele Mühe, eine Versöhnung zustande zu bringen und das alte Verhältnis wieder herzustellen. Stanley blieb 2 Wochen in Bolobo, bis nach Unterzeichnung des Friedensvertrages die Station wieder aufgebaut war.

Auf der Fahrt nach der Äquator-Station, welche man in 15 Tagen erreichte, wurde noch an der Mündung des Mbossi (Alima) in einer sehr fruchtbaren Gegend beim Dorfe Lukolela eine neue Station gegründet, und dann der Häuptling Irebu von Usindi besucht, den man noch ebenso freundlich gesinnt fand wie vor einigen Monaten. Am 29. September war die Äquator-Station erreicht, wo Stanley fast

3 Wochen verweilte, um sowohl die neue Station Lukolela von dort aus zu verproviantieren, als auch die Vorbereitungen zu der Expedition nach den Stanley-Fällen zu vollenden. Erst am 17. Oktober lichtete die Flottille wieder die Anker.

Am 18. Oktober erreichte die Expedition das am Nordufer gelegene Uranga und entdeckte bei diesem Dorfe den Lulemgu, einen großen Nebenfluß des Kongo, den man bisher übersehen hatte. Die Eingeborenen kamen Stanley freundlich entgegen, ebenso jene von Bangala, deren Gebiet 3 Tage später erreicht wurde. Das war das Volk, welches Stanley auf seiner ersten Kongofahrt unter dem Kriegsgeschrei: „Ja Bangala!“ angegriffen und mit dem er ein hitziges Gefecht zu bestehen hatte (siehe Seite 138). Die Bangala, die sich damals seiner Fahrt durch ihr Gebiet so hartnäckig widersetzt, ließen sich nun bewegen, ihm zur Errichtung einer Station das nötige Land abzutreten. Am 1. November wurde Rubunga erreicht.. Dort war Stanley seiner Zeit von dem großen Häuptling freundlich empfangen worden (siehe Seite 136), hatte sich aber der diebischen Unterthanen desselben kaum zu erwehren vermocht, und auf der Weiterfahrt erfolgte jener verräterische Angriff, dem einer von Stanleys Leuten zum Opfer fiel. Nun gingen die Rubunga bereitwilligst auf Stanleys Vorschläge ein. Bei der Fahrt durch die von den vielen Inseln gebildeten Seitenarme geriet die Expedition in einen Nebenfluß des Kongo auf dem rechten Ufer, welchen Stanley auf seiner ersten Fahrt nicht bemerkt hatte, weil er damals, um von den Uferbewohnern nicht gesehen zu werden, seinen Weg durch das Inselgewirr genommen. Man fuhr diesen Fluß mehrere Stunden aufwärts, bevor der Irrtum entdeckt wurde, worauf man sofort zu dem Hauptstrom zurückkehrte.

Wichtige Ereignisse brachte der 15. November. An diesem Tage erreichte die Expedition den Aruwimi, in welchen einfahrend Stanley vor 6 Jahren sich jener großen Kriegsflotte gegenüber fand, mit welcher er eine förmliche Schlacht zu bestehen hatte. Dieser Fluß war eines der interessantesten Probleme, welche Stanleys Kongofahrt angeregt hatte, da sich allgemein die Ansicht Geltung verschaffte, daß er der vielbesprochene Uelle Schweinfurths sei. Vielleicht war es der Expedition beschieden, diese Frage zu lösen. Alles hing aber davon ab, wie die wilde Bevölkerung diesmal die Fremden aufnahm. War sie durch die Niederlage, welche Stanley ihr beigebracht, eingeschüchtert, oder mußte man sich auf eine Wiederholung des erbitterten Kampfes vom 1. Februar 1877 gefaßt machen?

Die Expedition sollte über die Gesinnungen der Bevölkerung des Landes Kororu nicht lange in Zweifel bleiben. Als die Flottille am Nachmittag des 15. November gegenüber den Dörfern der Kannibalen vor Anker ging, erscholl alsbald auf dem ganzen linken Ufer der Lärm der Kriegstrommeln, und binnen wenigen Minuten wimmelte es am Strande von bewaffneten Kriegern, aber dieselben stürzten sich nicht in die Boote, um über den Strom zu fahren und die Fremden anzugreifen, sondern betrachteten staunend und erschreckt die ihnen völlig neuen Dampfer. Sie sahen in den großen Schiffen, die sich ohne Ruder und Segel fortbewegen konnten, übernatürliche Wesen und scheuten sich, dieselben anzugreifen. Stanley ließ ihnen Zeit zur Überlegung. Erst nach etwa einer Stunde dampften der „En Avant“ und „Royal“ mit der Barkasse nach dem andern Ufer hinüber und machten in geringer Entfernung von demselben Halt. Der den Schlöten entsteigende Dampf, die das Wasser zu Schaum peitschenden Räder, alles fesselte die Wilden sosehr, daß sie an Angriff und Kampf gar nicht mehr dachten, und als sie endlich sich zu den Schiffsungetümen heranwagten und zu unterhandeln begannen, war schnell ein freundschaftlicher Verkehr angebahnt. In dieselben Dörfer, welche er vor 6 Jahren erstürmt und der Plünderung preisgegeben, zog Stanley nun als Freund und Gast der Kannibalen ein.

Die Verhältnisse am Aruwimi hatten sich seit Stanleys erster Reise sehr geändert. Der Unterlauf des Flusses war allmählich dem Handel erschlossen worden, da Araber vom Sudan aus hierher vorgedrungen, wahrscheinlich um Elfenbein zu holen. Die Aruwimi berichteten auch noch von einem wilden Stamm auf dem linken Kongoufer, den Bahunga, mit denen sie häufig Kriege führten. Über den Fluß, an dem sie wohnten, konnten sie aber keine Auskunft erteilen, und Stanley beschloß daher, obwohl sie ihm entschieden

davon abrieten, den Aruwimi hinaufzufahren. Drei Tage folgte er seinem Laufe stromaufwärts und erreichte am 20. November unter 2° 15′ nördl. Br. das Dorf Jambunga, wo eine Weiterfahrt unmöglich war, da Stromschnellen den Weg versperrten. Stanley kehrte mit der Überzeugung um, daß der Aruwimi mit dem Uelle Schweinfurths identisch sei, in welcher Ansicht ihn hauptsächlich die Wahrnehmung bestärkte, daß die Bauart der Hütten, welche den am Kongo vorkommenden nicht im geringsten gleichen (sie sahen wie große Pilze aus), auf den Beginn einer andern Kulturregion hinwies.

Die Expedition kehrte zum Kongo zurück, den sie am 23. November erreichte, und fuhr am folgenden Tage weiter stromaufwärts. Bald sah man den Fluß mit vielleicht 1000 Kähnen bedeckt, in denen sich dichte Massen von Eingeborenen befanden. Sie kamen der Flottille langsam entgegengefahren. Die vielen Boote glichen, von Ferne gesehen, einer schwimmenden Stadt. Stanley befürchtete einen Angriff, aber die Boote fuhren ruhig vorüber. Am folgenden Tage begegnete man noch mehrmals solchen Flotten, die jedoch minder groß waren. Bei den Mawembu (auf dem rechten Flußufer) erfuhr Stanley, was diese Völkerwanderung veranlaßt hatte. Die ganze Gegend war verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, die Palmen- und Bananenpflanzungen vernichtet. Die Dörfer waren bei Nacht von Sklavenhändlern überfallen und alles, was sich zur Wehr setzte, niedergemacht worden. Viele hundert Gefangene, Männer, Frauen und Kinder, wurden in die Sklaverei fortgeschleppt. Die Kunde von dem Überfall hatte sich schnell verbreitet, und die benachbarten Stämme begannen ihre Wohnsitze zu verlassen und sich gegen Norden zurückzuziehen.

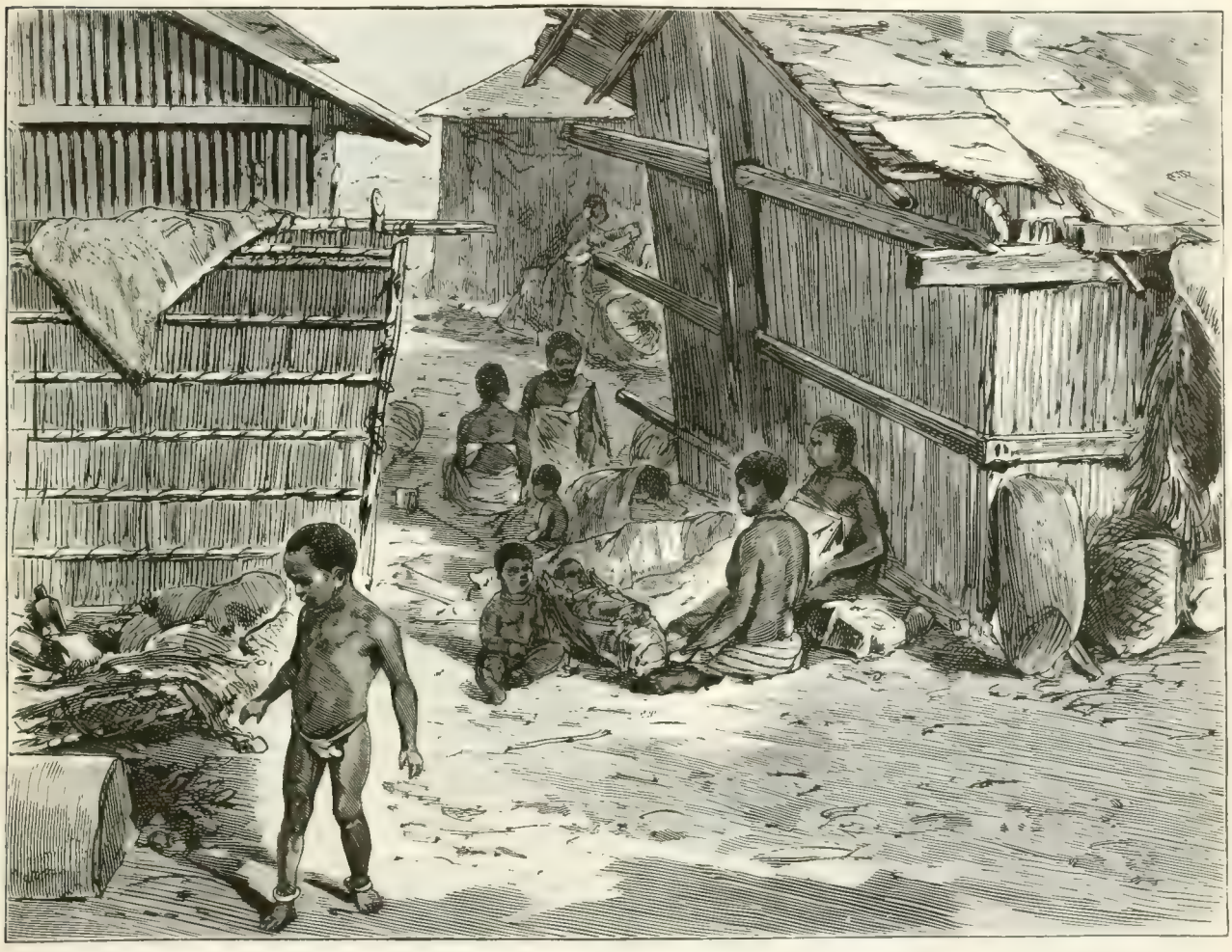
Da der Überfall erst in der letzten Nacht stattgefunden, konnten die Räuber nicht fern sein. Stanley fand sie am 27. November am Ufer des Kongo, wo sie ein Lager aufgeschlagen hatten, in welchem sich mehr als 1500 Gefangene befanden, aber er verfügte leider nicht über genügende Macht, um die Gefangenen befreien zu können, für welche überdies in der verwüsteten Gegend die Befreiung in diesem Augenblicke mit dem Hungertode gleichbedeutend gewesen wäre. Die Sklavenjäger luden ihn ein, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, ein Anerbieten, welches er selbstverständlich ebenso freundlich ablehnte, wie jenes der Sklavenjäger in Tabora, Udschidschi und Nyangwe, mit denen er auf seiner ersten Reise zusammengetroffen war. Was er gesehen, hatte ihn übrigens in der Überzeugung bestärkt, daß man nur durch eine Reihe von Stationen, welche den Eingeborenen einen Rückhalt gewähren konnten, dem Unwesen der Menschenjagden ein Ende bereiten könne.

Er verabschiedete sich von den Sklavenjägern und setzte die Fahrt zu den Stanley-Fällen fort, welche er am 1. Dezember erreichte. Während die 4 Dampfer in einiger Entfernung vom Nordufer vor Anker gingen, näherte sich der „l'Éclaireur", an dessen Bord sich der mitgenommene Dolmetsch befand, den Dörfern. Die Verhandlungen mit den Eingeborenen nahmen einen befriedigenden Verlauf, denn schon nach einer Stunde kehrte der „l'Éclaireur" mit mehreren Häuptlingen zurück. Wie sehr hatten sich auch hier die Verhältnisse seit Stanleys erster Reise verändert! Beim letzten der Stanley-Fälle hatte damals ein erbitterter dreitägiger Kampf mit den Wenya die Reihe der 20 Gefechte beschlossen, in denen er sich vom 6. bis 23. Januar den Weg an den 7 Fällen vorbeibahnen mußte (siehe Seite 154). Von feindlicher Stimmung war heute keine Spur mehr. Die Eingeborenen begrüßten Stanley in der herzlichsten Weise, und nach einem langen Palaver fuhren alle Schiffe bis dicht zu den Fällen, wo sie Anker warfen. Die Häuptlinge gaben ihre Zustimmung zur Errichtung einer Station, und nach gründlicher Besichtigung der Umgegend der Fälle entschied sich Stanley für die mitten im Strom gelegene, 1800 bis 2000 Meter lange und stellenweise 600 bis 700 Meter breite Insel Wana Rusani, welche etwa 4 Kilometer vom untersten Fall entfernt ist (0° 10′ nördl. Br.).

Auf seiner ersten Fahrt hatte Stanley, durch den Landtransport seiner Boote und durch die Kämpfe mit den Kannibalen in Anspruch genommen, den Fällen nicht viel Aufmerksamkeit widmen können; jetzt wurden sie eingehend besichtigt. Von Wasserfällen kann hier streng genommen nicht die Rede sein. Der Strom stürzt über treppenartige Absätze von vulkanischem Gestein, welches in seinem Bette lagert, hinab, und die eingeengten Gewässer bilden ein Chaos von Wirbeln und Strudeln. Wütend schießen sie über das Gestein dahin, prallen an dasselbe an, bäumen sich schaumbedeckt hoch empor und erzeugen ein Getöse, welches weithin vernehmbar

ist. Jetzt vermochte Stanley auch festzustellen, daß bei seiner eiligen Aufnahme der Katarakte Fehler unterlaufen waren und daß dieselben auf der Karte weit östlicher verzeichnet werden mußten als dies bisher der Fall war.

Die Wahl der neuen Station war eine sehr glückliche. Auf der Insel Wana-Rusani befinden sich viele Dörfer mit einer Bevölkerung von etwa 1500 Seelen. Dieselbe gehört zum Stamm der Wenya, einem betriebsamen Volke, welches in der Holzschnitzerei ziemliche Fortschritte gemacht hat. Elfenbein ist in den Dörfern in großen Mengen vorhanden.



Kru-Wohnungen am Kongo.

Stanley verweilte 9 Tage bei den Fällen. Diese Zeit wurde außer zur Erforschung derselben zum Abschluß von Verträgen mit den Häuptlingen und zum Bau des Stationsgebäudes benützt. Die Leitung der Station, in welcher 10 Sansibarer und 20 Haussas, mit Vorräten für ein Jahr versehen, zurückgeblieben, übernahm ein Engländer, der Ingenieur Bennie. Bevor Stanley den Rückweg antrat, sandte er noch einen Boten mit einem Briefe über Nyangwe an den Kommandanten der Station Karema, um ihn zu benachrichtigen, daß die Flagge der Assoziation nun im Herzen Afrikas wehe und sein vorgeschobenster Posten nur noch etwa 100 Meilen vom Tanganjika entfernt sei.

Die Rückfahrt nach Leopoldville ging schnell von statten. Die Uferbevölkerungen zeigten sich überall freundlich gesinnt. Ein Unfall, der dem Dampfer „Royal" zustieß – er wurde durch einen schwimmenden Baumstamm schwer beschädigt – zwang zu viertägigem Aufenthalt, um den Schaden auszubessern; dann ging es wieder ungehindert weiter. Stanley landete am 20. Dezember noch im Gebiet von Upoto, um mit dem Häuptling desselben, der über alles Land bis zu den Upotobergen herrscht, einen Vertrag abzuschließen. Der Häuptling nahm seine Vorschläge freundlich auf und überließ ihm ein großes Stück Land zur Anlage einer Station. Auch im Bangala-Lande wurde angehalten, aber der alte Häuptling, mit welchem Stanley auf der Reise flußaufwärts verhandelt hatte, war abwesend, und als er nach 2 Tagen noch nicht eingetroffen war, setzte Stanley die Fahrt fort, nachdem er den Unterhäuptlingen versprochen, ihnen recht bald einen weißen Mann zur Errichtung einer Station zu schicken. Bei der Mündung des Lulemgu wurde der Häuptling von Uranga nochmals besucht. Er schloß mit Stanley Blutsbruderschaft, unterzeichnete den ihm vorgelegten Vertrag und bat dringend um Errichtung einer Station in seinem Gebiet.

Auf dieser Rückfahrt zeigte sich deutlich, welch gewaltiger Umschwung sich während der letzten 5 Jahre in den Gesinnungen der Uferbevölkerungen vollzogen hatte. Damals suchten Tausende mit den Waffen in der Hand die Europäer vom Eindringen in ihr Gebiet abzuhalten – jetzt bemühten sie sich eifrig um ihre Freundschaft und beruhigten sich nicht eher, als bis sie das Versprechen erhalten hatten, es werde in ihrem Gebiet eine Station errichtet werden.

Am 30. Dezember erreichte Stanley die Grenze des alten Gebietes der Association, die Äquator-Station. Die beiden Belgier, Leutnant Coquilhat und Van Gèle, denen die Leitung der Station übertragen war, hatten sich bewährt und ernteten von Stanley das Lob, daß ihre Station eine der am besten geleiteten am ganzen Kongo sei. Auch die Station Lukolela war in befriedigendem Zustand und der Verkehr mit den benachbarten Dörfern wurde immer lebhafter. Weniger erfreuliche Wahrnehmungen machte man in Bolobo. Das erst vor wenigen Monaten nach seiner Zerstörung wiederaufgebaute Stationsgebäude war niedergebrannt, und zwischen dem Leiter der Station, Herrn Brunfaut, und dem Häuptling Ibaka herrschte wieder Feindschaft. Da es danach schien, daß Herr Brunfaut nicht imstande sei, ein gutes Einvernehmen mit den Eingeborenen zu erzielen, wurde an seiner Stelle der belgische Artillerie Leutnant Lieberechts zum Chef von Bolobo ernannt.

In den folgenden Stationen, in Kwamuth, Msuata und Kinschaschа am Stanley-Pool, wurde alles in bester Ordnung vorgefunden, und als die Expedition am 20. Januar Leopoldville erreichte, fand sie auch dort alles in erfreulichem Gedeihen. Eine stattliche Reihe Häuser war längs der Terrasse entstanden, die Magazine mit Waren und Lebensmitteln reichlich gefüllt, der Gesundheitszustand ein vortrefflicher. Stanley selbst kam krank nach Leopoldville zurück. Die Expedition war 4 Monate und 20 Tage unterwegs gewesen, und die großen, ununterbrochenen Anstrengungen während dieser Zeit hatten seine Kräfte erschöpft, aber Ruhe und gute Pflege in Leopoldville stellten ihn bald wieder her.

Als Stanley von seiner erfolgreichen Reise nach Leopoldville zurückkam, erwarteten ihn erfreuliche Nachrichten vom Kuilu, wo weite Gebiete für die Association erworben worden. Er traf in Leopoldville auch den tüchtigsten aller seiner Mitarbeiter, den Kapitän Hanssens, der das Kongowerk so fördern sollte wie kein zweiter außer Stanley. Dagegen ging der Association um dieselbe Zeit die Mitwirkung eines Mannes verloren, von dessen Unterstützung sie sehr viel erwartet hatte. General Gordon, der bereits die Einladung der Association, welche ihm die Stelle eines General-Administrators des Kongogebietes anbot, angenommen hatte, verzichtete auf diesen Posten, als Englands bedrängte Lage in Ägypten sein Erscheinen in dem insurgierten Sudan wünschenswert machte.

Das Jahr 1884 brachte trotzdem großartige Fortschritte am Kongo. Am 23. März hatte Kapitän Hanssens seine erste Reise Kongo aufwärts angetreten. Er erforschte zunächst zwei Nebenflüsse des Kongo, den Ngala oder Mangala auf dem rechten, und den Mbula oder Bulumbu auf dem linken Ufer. Den Ngala fuhr er 150, den Mbula 75 Kilometer aufwärts. Die Eingeborenen erzählten, daß der erstere aus einem

See Bukumba komme, welcher in 15 Tagereisen zu erreichen sei. Am Nibula (dem Itembiri Stanleys) wohnt der Stamm Yankowe; auf dem rechten Ufer liegt das Land Itembo, links Busombi, Libuki und Bumbuni. Am 24. Juni erreichte Hanssens die Aruwimi-Station. Von dort verdankte man ihm die Mitteilung, daß der Aruwimi von den Eingeborenen Ubingi genannt wird, während die am Flusse wohnenden Basoko dem Kongo den Namen Aruwimi gegeben haben. Die Station Aruwimi fand Hanssens, wie überhaupt alle Stationen, in erfreulicher Ordnung, die Bevölkerung war überall freundlich, und ohne die geringste Unannehmlichkeit gelangte die Expedition, welche am 3. Juli bei den Fällen eingetroffen war, nach einer Fahrt von 132 Tagen nach Leopoldville zurück.

Leider sollte der tüchtige Mitarbeiter und Stellvertreter, den Stanley in Hanssens gewonnen hatte, ihm nicht lange erhalten bleiben. Eine 2. Reise, zu der er sich bereits rüstete, sollte er nicht mehr unternehmen. Krankheit zwang ihn bald nach der Ankunft in Leopoldville zur Einstellung seiner Thätigkeit. Er hoffte, daß eine Ruhepause seine Gesundheit wieder kräftigen werde, und begab sich daher nach Vivi, wo auch in der That eine Besserung in seinem Befinden eintrat. Da überfiel ihn plötzlich das Fieber abermals und er erlag demselben in Vivi Ende Dezember 1884.

DieThätigkeit der Association war nun in eine neue Phase getreten. Ursprünglich beabsichtigte sie nur die Erforschung des Kongobeckens und die Unterdrückung des Sklavenhandels in Zentral-Afrika. Dann hatten die Berichte über die Beschaffenheit des Landes und seine Bewohner den Plan angeregt, in Zentral-Afrika einen internationalen Staat zu gründen, welcher sich über den Kongo, alle Nebenflüsse desselben und die großen Seeen im Osten ausdehnen sollte. Die reichen Geldmittel, welche durch die Freigebigkeit des Königs der Belgier zur Verfügung standen, ermöglichten es, binnen 4 Jahren ein riesiges Gebiet teils unter den Einfluß der Association zu bringen, teils ihr den unbeschränkten Besitz desselben zu sichern. Diese überraschenden Fortschritte rüttelten aber jene Völker, welche nördlich und südlich von der Kongomündung Kolonien besaßen, die Franzosen und Portugiesen, aus ihrer Unthätigkeit auf. Wir haben bereits gesehen, wie Brazza vom Ogowe gegen den Kongo vordrang, um Frankreich eine Stellung an dem Riesenstrome zu sichern, und wie dann, durch seine ersten Erfolge angeregt, die Lust zu kolonialen Unternehmungen in Frankreich immer stärker wurde. Streitigkeiten zwischen Brazza und den Beamten der Association, endlose Eifersüchteleien, die auch bei dem Zusammentreffen der beiden Forscher in Europa zu unangenehmen Auftritten führten, waren die Folge. Der eine strebte danach, die Früchte seiner großen Entdeckungen allen Völkern gleichmäßig zugänglich zu machen, während der andere sie ausschließlich Frankreich zu sichern suchte. Portugal dagegen betrachtete sich wegen seiner schon vor Jahrhunderten angeknüpften Verbindungen mit dem Kongo als Herr des untern Laufes desselben und hielt sich durch die Bestrebungen der Association in seinem Besitz für bedroht.

Da die Portugiesen ihre Ansprüche auf das untere Kongogebiet auf ihre alten Handelsverbindungen stützten, dürfte hier ein Blick auf die Handelsverhältnisse am Kongo angezeigt sein. Die Portugiesen waren zwar die Entdecker des Stromes, aber nachdem sie aus San Salvador vertrieben worden und der 150 Jahre später unternommene Versuch, das Missionswerk von Neuem aufzunehmen, mißglückt war, kümmerten sie sich nicht mehr um den Kongo, und erst durch einen deutschen Reisenden, Dr. Bastian, der von den Ruinen San Salvadors berichtete, wurde im Jahre 1857 wieder die Aufmerksamkeit den verschollenen Gegenden zugelenkt. Die Portugiesen besaßen damals am Kongo nicht nur keine Niederlassung, sonder waren dort auch so verhaßt, daß die Eingeborenen z. B. Leutnant Grandy den Zug durch ihr Land verwehrten, weil sie fürchteten, daß ihm Portugiesen folgen könnten. Als der Sklavenhandel in voller Blüte stand, besaßen die Portugiesen an den Ufern des Stromes allerdings einige Stationen, in welchen Sklaven gekauft und nach Amerika eingeschifft wurden, als aber die Nachfrage sich verminderte und Angola imstande war, allein den Bedarf der brasilianischen Pflanzer zu decken, wurden auch diese Stationen aufgegeben. Im Jahre 1877 befand sich der Handel des Kongo hauptsächlich in den Händen dreier Firmen: Der Holländischen Handelsvereinigung in Rotterdam, der Firma Hatton und Cookson in Liverpool und Daumas, Beraud & Co. in Paris. Neben diesen trieben nur

einige kleine portugiesische Handler unbedeutenden Handel, die meisten am Kongo lebenden Portugiesen waren blos Kommissionäre der Holländer, Engländer und Franzosen, von denen sie die Waren bezogen, oder in den großen Firmen als Kommis und Unteragenten beschäftigt. Als jene großen Firmen ihre Thätigkeit am Kongo begannen, gab es nämlich dort eine Menge armer Portugiesen, welche früher am Sklavenhandel beteiligt gewesen und seit dem Verbot desselben sich ihres Erwerbes beraubt sahen. Man fand in ihnen billige Arbeitskräfte und bediente sich ihrer um so lieber, als sie durch langen Aufenthalt im Lande mit der Sprache, den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Bevölkerung wohl vertraut, überdies bereits akklimatisiert waren. Eine Menge solcher Leute fand Beschäftigung als Lotsen, als Arbeiter bei den Ausladestellen und auf den Werften, aber aus solcher Thätigkeit ließ sich doch unbedingt ein Beweis für das Vorhandensein irgendwelcher Ansprüche Portugals auf die Kongomündung ebensowenig ableiten wie aus dem Umstande, daß die portugiesische Sprache unter den Eingeborenen verbreiteter war als irgend eine.

Im Vergleich mit den Fortschritten auf der Strecke von Vivi zu den Stanley-Fällen ist überhaupt am untern Kongo bisher nur wenig geleistet worden, und das, was geschaffen wurde, ist zum weitaus größern Teil ein Werk der Holländer, so daß auch daraus Portugal keine Ansprüche auf die Kongomündung ableiten konnte. Trotz des ziemlich regen Handelsverkehrs in Banana ist dort von einer kulturellen Thätigkeit wenig zu sehen. „Das Zentraldepot ist in Banana Point, wo die Waren aus den Ozeandampfern empfangen, gelöscht und in den Speicherräumen und Vorratshäusern gelagert werden, bis sie durch Privatdampfer der Zentral-etablissements nach den einzelnen Faktoreien geschafft werden. Die Holländer besitzen vier Dampfer: „Prince Hendrik", „Carl Nieman", „Banana" und „Morian", von denen die drei ersten geräumige Schiffe sind, die nach Europa fahren könnten, während der „Morian" ein Schleppdampfer von 40 Tonnen Gehalt ist und die Galioten, Schuner, Barkassen und Leichter nach den oberen Stationen des untern Kongo bugsiert. Der „Prince Hendrik" und der „Carl Nieman" holen die Produkte von den Niederlassungen an der Küste zusammen, und zu bestimmten Zeiten trifft ein Ozeandampfer nach fünfundzwanzigtägiger Fahrt von Rotterdam und Madeira in Banana Point ein, um nach kurzem Aufenthalt mit Kautschuk, Öl, Gummi, Kernen, Erdnüssen, Elfenbein, Orseillemoos, Kaffee und anderen Artikeln beladen nach Europa zurückzukehren. Das englische Haus hat einen Küsten- und Flußdampfer von 250 Tonnen Gehalt, den „Kabinda", der die afrikanischen Produkte auf den zerstreut liegenden Faktoreien sammelt, um dieselben für ihren Liverpool Dampfer „Angola" herbeizuholen. Die Kongo- und Zentralafrikanische Gesellschaft beschäftigt einen Dampfer von 250 Tonnen, den „Albuquerque", in derselben Weise. Die Franzosen und Portugiesen besitzen nur Galioten, Schuner, Barkassen und verschiffen die Produkte häufig mit Segelschiffen. Fügt man diesen Schiffen, welche beständig zwischen Banana und Boma auf dem Kongo auf- und niederfahren, die den eingeborenen Häuptlingen gehörenden Canoes noch hinzu, so kann man wohl sagen, daß es dem Kongo nicht gänzlich an Beweisen einer Handelsbewegung mangelt. Und dennoch ist das allgemeine Aussehen, einerlei ob vom Flusse oder vom Lande aus, keineswegs ein einnehmendes zu nennen, das Auge bleibt unbefriedigt und sehnt sich nach Zeichen von Leben und Bewegung, und der Instinkt des an ein Zusammensein mit seinesgleichen gewöhnten Lebens wird durch die unerklärliche Einsamkeit beleidigt und gekränkt. Schaut man von der Spitze des Hügels über die Faktoreien genau in die Ferne, dann wird man verstehen, weshalb dies geschieht. Nach Norden dehnt sich die großartige Masse auf- und niedersteigender massiver Hügel, eine lange, wellenförmige Linie hohen Landes aus, bis dieselbe in grauer Ferne verschwindet, zu Füßen bewegt sich eine mächtige, lebende Wassermenge langsam dem Meere zu, aber gerade in diesem Augenblicke vermag man weder ein großes, noch ein kleines Boot auf den vielen hundert Quadratmeilen Wasserfläche zu entdecken, auf dem unendlichen Landareal, auf Hügeln und Ebenen keine schlanke Thurmspitze, keinen Dom, keinen Schornstein zu sehen; ja man erblickt nicht einmal etwas, das Ähnlichkeit mit einer menschlichen Wohnung hat, keine in der stillen Luft aufsteigende Rauchsäule, welche den Trost geben würde, daß man nicht allein ist. Alles ist großartige, weite, anscheinend nie vom Menschen berührte und betretene Natur."

Und doch betrug die Einfuhr nach dem Kongogebiet im Jahre 1885 nahezu 17,7 Millionen Mark und die Ausfuhr nahezu 38 Millionen! Die Holländische Handelsvereinigung exportierte 1879 für ungefähr 19 Millionen, und importierte für etwa 5,7 Millionen Mark; den Umsatz des Hauses Hatton & Cookson kann man auf etwa $^3/_4$, jenen von Daumas, Beraud & Co. auf die Hälfte dieser Summe schätzen. Dazu kommt in den letzten Jahren die bedeutende Einfuhr der Internationalen Gesellschaft, welche 1885 sich auf etwa 700000 Mark belief, und die Einfuhr der englischen Mission, welche in demselben Jahre ungefähr 160000 Mark betrug. Genaue Zahlen anzugeben ist ja heute noch unmöglich, aber nach Stanleys Schätzung betrug der Umsatz im Kongogebiet schon 1885 in runder Summe etwa 56 Millionen Mark.

Das Gebiet, auf welches dieser Handel sich erstreckte, umfaßte etwa 39000 □ Kilometer, denn es kam nur der schiffbare Unterlauf des Flusses bis Vivi und ein 160 Meilen langer Küstenstrich in Betracht.

Lotsenboot in der Kongomündung.

Was ist zu erwarten, wenn erst die 235 Meilen lange Strecke zwischen Vivi und dem Stanley-Pool in den Handelsverkehr hereingezogen sein wird, wenn die Völkerschaften zu beiden Seiten des Flusses mit ihren Tauschartikeln auf dem Markte erscheinen werden! Dieses Gebiet umfaßt einen Flächenraum von 62400 □ Kilometer. „Es steht an Fruchtbarkeit, sowie an Gewerbefleiß, Fähigkeit und Geneigtheit der Eingeborenen für den Handel nicht hinter dem untern Gebiet zurück, dessen jährlicher Handelsumsatz ungefähr 56 Millionen Mark beträgt; was die Gesundheitsverhältnisse und die Bevölkerungsziffer anbetrifft, so steht es über den Küstengebieten. Oberhalb Leopoldville bis nach den Stanley-Fällen finden wir eine freie, breite Stromstrecke von 1000 englischen Meilen Länge; die großen Zuflüsse, die sich hier in den Kongo ergießen, geben ein weites schiffbares Stromgebiet von zusammen 2000 (engl.) Meilen Länge, so daß wir 3000 Meilen Wasserweg haben, der nach allen

Richtungen hin in das Land eindringt und sich über einen Flächenraum von 500000 Meilen erstreckt. Jeder Einfluß, der auf dieser obern Flußstrecke ausgeübt wird, muß sich daher in diesem ganzen Gebiet, welches Frankreich und Deutschland zusammengenommen gleichkommt, nach der einen oder andern Richtung hin fühlbar machen, sowohl was den Handel, als auch was Religion oder Politik anbelangt. Das Gebiet, welches dieser stolze Strom und seine Zuflüsse durchschneiden, enthält den reichsten Boden in ganz Afrika; jetzt ist jedoch der Ertrag auf einige Tonnen Elfenbein, Gummi, Kopal und Rotholz beschränkt, weil Transportmittel fehlen. Der bestimmte und bleibende Weg, der eine so große Wohlthat für die soeben beschriebene Region der Katarakte sein würde, wäre dies noch in größerem Maße für den obern Kongo und seine ziemlich ebenen Landschaften, sowie für die schneidigen, unternehmenden und mutigen Bewohner derselben. Selbst jetzt fährt manche kleine Flotte den großen Strom 500 Meilen weit hinunter bis nach Stanley-Pool und wartet dort geduldig monatelang, bis ihre Waren an die unteren Kongo-Karawanen abgegeben werden können; ungefähr 50 Karawanen oder mit anderen Worten 1000 Mann sind heute schon wöchentlich dazu erforderlich, um das, was in Stanley-Pool käuflich ist, zu befördern.“ [74]) Durch jahrelange mühsame Arbeit war die Verbindung der großen Absatzgebiete im Innern mit der Küste hergestellt worden, und nun war diese Verbindung in Gefahr, durch eine Macht unterbrochen zu werden, deren Begehrlichkeit, wie Stanley trotz mancher unberechtigten Animosität gegen die Portugiesen sich vollkommen treffend ausdrückt, in demselben Maße wuchs, in dem die Stationen der Association in das Innere vorrückten und der Wert der durch sie dem Handel erschlossenen Gebiete sich steigerte. Selbst unfähig, ein solches Werk zu vollbringen, wollte Portugal doch die Früchte der Arbeit ernten, indem es sich des Eingangsthores von Zentral-Afrika bemächtigte, von wo aus es mit der Zeit leicht werden mußte, unter irgend einem Vorwand das ganze Gebiet der Association an sich zu reißen. Das greifbare Resultat dieses Strebens war der zwischen Portugal und England am 26. Februar 1884 abgeschlossene Staatsvertrag über die Anerkennung der portugiesischen Souveränetät an der Westküste Afrikas und die Handels- und Schifffahrtsfreiheit auf dem Kongo.

Die wichtigsten Bestimmungen dieses Vertrages waren: Die Anerkennung der Souveränetät Portugals in dem Gebiete zwischen dem 8.° und 5° 12′ südl. Br., und zwar landeinwärts längs des Kongo bis Noki, längs der Küste soweit, als sich die Herrschaft der dort ansässigen Negerkönige erstreckt. Allen Nationen steht es frei, in diesem Gebiete Missionsanstalten und Faktoreien zu errichten; jede Nation und Konfession ist der portugiesischen gleichgestellt. Auf dem Kongo und allen Flüssen und Gewässern dieses Gebietes sollen Handel und Schifffahrt völlig frei sein. Jede Art von Monopolisierung bleibt ausgeschlossen, wenn nicht durch spätere Vereinbarungen zwischen England und Portugal Beschränkungen eingeführt werden. Eine Regulative für die Schifffahrt und die Handhabung der Polizei auf dem Kongo wird durch Delegierte Englands und Portugals verfaßt werden. Diese werden zugleich eine Kommission zur Überwachung des Schiffverkehrs bilden. Durch die Regulative, welche sie ausarbeiten werden, sollen Schifffahrtsgebühren nur in einer solchen Höhe erhoben werden, als unbedingt zur Deckung der durch Arbeiten zur Erleichterung des Verkehrs verursachten Ausgaben erforderlich ist. Für Waren, welche auf dem Wasserwege transportiert werden, sollen Transitzölle nicht erhoben werden; ebenso nicht für Waren, welche behufs Weitertransports an einem Landungsplatz umgeladen werden, doch soll die Umladung im Beisein portugiesischer Beamten stattfinden müssen, und die Kosten sind von den betreffenden Kaufleuten zu bezahlen; ihre Höhe bestimmt die englisch-portugiesische Kommission. Den Kaufleuten, Karawanen und Reisenden stehen alle Wege nach dem Innern offen. Artikel 7 und 8 des Vertrages sicherten die Freiheit der Religionsausübung und der Missionsthätigkeit, sowie Rechte und Eigentum der Eingeborenen, soweit letztere nicht mit den Souveränetätsrechten Portugals kollidierten. Artikel 9 bestimmte die Eingangszölle. Während der nächsten zehn Jahre sollte kein höherer Tarif als in Mozambik eingeführt

[74]) Vortrag Stanleys in der außerordentlichen Generalversammlung der Handelskammer in London am 18. September 1884.

werden. England wurden die größten Begünstigungen zugestanden: englische Schiffe sollten dieselben Gebühren zahlen wie portugiesische, und Waren, welche Eigentum von Engländern oder auf englischen Schiffen verfrachtet oder englischen Ursprungs waren, sollten genau so wie portugiesische behandelt werden. Den Unterthanen Großbritanniens wurde in allen afrikanischen Besitzungen Portugals die Stellung der meistbegünstigten Nation eingeräumt. Schließlich wurde bestimmt, daß englische Kreuzer berechtigt sein sollten, zur Unterdrückung des Sklavenhandels in allen Häfen, Baien und Flußmündungen, wo portugiesische Beamte nicht vorhanden waren, einzulaufen und verdächtige Schiffe anzuhalten.[75])

Über den letzten Punkt (Artikel 12) hatten lange Unterhandlungen stattgefunden. Portugal wollte anfangs England die Unterdrückung des Sklavenhandels an den portugiesischen Küsten Afrikas nur während der nächsten 5 Jahre gestatten, aber England beharrte fest auf seiner Forderung, obwohl Portugal sie für eine schreiende Ungerechtigkeit erklärte und sie als einen Beweis „unverdienten Mißtrauens" bezeichnete. England gab schließlich nur insofern nach, daß es das Kontrollrecht seiner Schiffe auf jene Teile der Küste beschränkte, wo sich keine portugiesischen Beamten befanden. Dagegen erlangte England für seine Kaufleute noch eine Begünstigung, indem die Zölle von Mozambik, welche am Kongo für die englische Einfuhr als Norm gelten sollten, bedeutend ermäßigt wurden.[76])

Dieser Vertrag war kaum bekannt geworden, als auch schon lebhafte Proteste gegen denselben laut wurden. Belgien, Frankreich, Holland, die Vereinigten Staaten legten Verwahrung gegen denselben ein, aber auch in England und Portugal war man mit den Vereinbarungen nicht zufrieden. Die Portugiesen betrachteten sich als übervorteilt und empfanden die Bestimmungen wegen Unterdrückung des Sklavenhandels, sowie die Fixierung der Grenzen nach dem Innern, wodurch einer Ausdehnung ihrer Souveränetät eine Schranke gesetzt wurde, als eine Demütigung, und die englische Kaufmannswelt rief eine lebhafte Agitation ins Leben, um die Bestätigung des Vertrages durch das Parlament zu verhindern.

Die Opposition gegen den Vertrag war zunächst durch die Besorgnis beeinflußt, daß der Handel am Kongo leiden müsse, wenn man dort den maßgebenden Einfluß einer Macht einräumte, welche nicht in dem Rufe stand, auf dem Gebiete der Kolonisation Vorzügliches zu leisten. Mehr als hohe Eingangszölle fürchtete man die Zollplackereien und das Unwesen in den portugiesischen Zollämtern. Dazu kam dann noch, daß der Vertrag streng genommen allen Staaten außer Portugal und England den Handel am Kongo so erschwerte, daß derselbe unbedingt mit der Zeit zum Monopol Portugals und Englands werden mußte, welches letztere ja gleich von vornherein durch die Gleichstellung mit Portugal eine bevorzugte Stellung erhielt. Indem man die Grenze des portugiesischen Gebietes am Kongo bis Noki vorschob, zwang man Schiffe, welche das neutrale Gebiet hinter Noki wegen ihres Tiefgangs nicht erreichen konnten (und das waren voraussichtlich die meisten) zum Umladen ihrer Waren, wodurch sie allen Chikanen der bestechlichen portugiesischen Zollbeamten preisgegeben wurden. Es lag also auf der Hand, daß alle Bestimmungen des Vertrages über Freiheit des Handels im Kongogebiet nur Phrasen bleiben und Engländer und Portugiesen allein die Früchte der Forschungsarbeit am Kongo ernten würden.

Die Internationale Afrikanische Gesellschaft wurde durch die Publikation des Vertrages aus ihrer Zurückhaltung herausgetrieben. Sie ließ am 22. April 1884 im weißen Hause in Washington eine Note überreichen, in welcher sie anzeigte, daß ihr von den Fürsten am Kongo, Kuilu Niadi u. s. w. Land „zum Wohle und Nutzen von Freistaaten abgetreten worden, welche unter ihrem Schutze gegründet worden sind und im Begriffe stehen, gegründet zu werden." Ein blaue Fahne mit goldenem Stern werde die Flagge der Gesellschaft und der freien Staaten sein.

[75]) Siehe „Times" vom 4. März 1884.

[76]) Der Zoll betrug in Mozambik 24 bis 40%, für Pulver sogar 72% und für geistige Getränke 120%. Die beiden letzteren blieben nun bestehen, aber alle anderen Zölle (nur noch jenen auf Tabak ausgenommen) wurden auf 10% des Wertes der Ware herabgesetzt.

Seitens der Vereinigten Staaten erfolgte darauf sofort die Anerkennung dieser Flagge als der Flagge einer befreundeten Regierung, aber die Verhältnisse waren dadurch nur noch verwirrter geworden. Über Nacht war ein Staat entstanden, aber welch ein seltsames Geschöpf war dieser neueste Staat! Er war, wie die Gesellschaft selbst erklärte, noch nicht fertig, er „stand im Begriffe gegründet zu werden." Ein Staat ohne Grenzen, ohne Unterthanen, ohne Gesetze, ohne Oberhaupt — dergleichen hatte die Welt noch nicht gesehen! Kein Wunder, daß das Mißtrauen erwachte. Nun hatte man die Lösung des Rätsels entdeckt, nun wußte man, in welcher Absicht Millionen für angeblich rein philantropische Pläne ausgegeben worden. Man munkelte auch bereits, daß die Gesellschaft damit umgehe, für den Fall ihrer Auflösung Frankreich zum Erben ihres Kongogebietes einzusetzen.

Deutschland war vorerst an der Entwickelung der Dinge im Kongogebiet nicht direkt interessiert, da deutsche Kaufleute dort nicht ansässig waren, aber deutsche Waren gingen bereits in großen Mengen dorthin, und dieser Import im Verein mit der lebhaften deutschen Schifffahrt ließ die Annahme zu, daß über kurz oder lang auch Deutsche sich am Kongo niederlassen würden. Die Reichsregierung hatte durch Entsendung Dr. Nachtigals auf der „Möve" sich Aufklärung über die Verhältnisse verschafft, und sie zögerte dann nicht, mit Entschiedenheit für die Wahrung der Interessen ihrer Reichsangehörigen einzutreten.

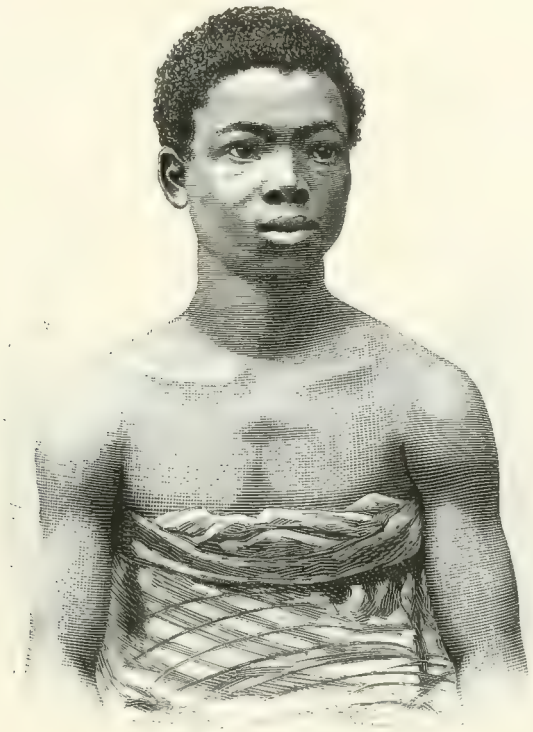
Die Notwendigkeit einer völkerrechtlichen Regelung der Verhältnisse am Kongo trat immer mehr zu Tage. Schon im Herbst 1885 hatte sich die Versammlung des völkerrechtlichen Institutes in München damit beschäftigt, nachdem eine erste Anregung, welche auf der Versammlung des Institutes in Paris (1878) von Herrn Moynier ausging, keine Beachtung gefunden hatte. Im Mai 1884 trat der englische Gesandte in Lissabon mit der Idee hervor, durch eine internationale Konferenz das Verhältnis des zu gründenden Kongostaates zu den anderen Mächten zu regeln. Es überrascht gewiß jeden, daß Portugal sich dieser Idee sofort bemächtigte und eifrig das Zustandekommen der Konferenz betrieb, aber der scheinbare Widerspruch zwischen diesem anfänglichen Eifer und dem spätern Verhalten Portugals auf der Konferenz, welche durch dasselbe fast zum Scheitern gebracht worden wäre, erklärt sich leicht: mehr als irgend ein anderer Staat hatte Portugal ein Interesse daran, Klarheit in die verwirrten Verhältnisse zu bringen und die Berechtigung seiner Ansprüche feststellen zu lassen. Den Verlauf, den die Konferenz nehmen sollte, ahnte man in Lissabon damals noch nicht, sonst würde man von Anfang an eine andere Stellung eingenommen haben.

Es war kaum zu erwarten, daß Fürst Bismarck unterlassen würde, in einer Frage von so allgemeinem Interesse das Gewicht Deutschlands in die Wagschale zu legen. Da England die Konferenz Idee sehr unsympathisch war, wäre dieselbe kaum über das erste Stadium des Vorschlags hinausgelangt, wenn Fürst Bismarck sich nicht rasch der Initiative bemächtigte und nach schnell beendigten geheimen Verhandlungen mit Frankreich gemeinsam mit diesem England zur Beschickung einer Konferenz einlud, auf welcher sowohl die Kongofrage als auch die Frage der freien Schifffahrt auf dem Niger vor dem europäischen Areopag zum Austrag gelangen sollte.

Da das englische Kabinet von den Verhandlungen Deutschlands mit Frankreich keine Ahnung hatte Fürst Bismarck nahm sich hier einmal die Handlungsweise des englischen Ministeriums zum Muster und lüftete den Schleier des Geheimnisses erst, als vollzogene Thatsachen vorlagen überraschte die Einladung in London aufs höchste. Man sah ein, daß eine Ablehnung der Einladung unmöglich sei, hatte aber doch keine Lust, derselben zu folgen, und griff daher zu dem altbewährten Mittel der Verschleppung, indem man zunächst über einzelne Punkte Aufklärung verlangte. Dergleichen verfing aber gegenüber einem Gegner wie Fürst Bismarck nicht, der schnell erriet, auf was man im Foreign Office abzielte.

Als seine Erwiderung, daß die Konferenz selbst die Aufklärungen zu geben habe, welche die englische Regierung vorher verlange, die Angelegenheit noch nicht in Fluß brachte, erhielt der deutsche Botschafter Graf Münster den Auftrag, der Mißstimmung des Fürsten Bismarck über die Verzögerung unumwunden Ausdruck zu geben. Seine am 19. Oktober abgegebene Erklärung, daß der deutsche Reichskanzler vermute, man wolle

in London die Angelegenheit verschleppen, erzielte die erwartete Wirkung. Lord Granville bestritt zwar die ihm zugeschriebene Absicht, aber die Verhandlungen kamen nun in Fluß und England erklärte sich bald darauf bereit, die Konferenz zu beschicken. Nun kam aber für den englischen Staatsmann eine bittere Pille: Graf Münster erklärte nämlich, daß die Grundsätze, welche England bei den Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten über die Oregon-Mündung geleitet, den Fürsten Bismarck zu der Annahme veranlaßten, daß England, auch wenn es imstande sei, sein Anrecht auf die Nigermündungen zu beweisen, doch nicht die Absicht habe, andere Nationen von der freien Schiffahrt auf dem Niger auszuschließen. So sehr man sich auch winden und sträuben mochte, die eiserne Faust des deutschen Reichskanzlers lenkte das Steuer der Konferenz, und überall trat klar sein fester Entschluß hervor, jede Zweideutigkeit und Unklarheit auszuschließen, aus welcher sich später etwa neue Verwickelungen ergeben konnten.



Wy-Neger vom Kongo.

Die Konferenz wurde am 15. November 1884 um 2 Uhr nachmittags eröffnet.[77]) Die auf derselben vertretenen Mächte waren: Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Rußland, Österreich, Schweden-Norwegen, Dänemark, die Niederlande, Belgien, Portugal, Spanien, Italien, die Türkei und die Vereinigten Staaten. Rußland ausgenommen, welches, da sein Botschafter abwesend war, in der Person des Ministers Grafen Kapnist einen besondern Bevollmächtigten gesandt hatte, waren alle Mächte durch ihre Berliner Botschafter und Gesandten vertreten, und Portugal, Belgien und die Vereinigten Staaten hatten noch je einen zweiten Bevollmächtigten ernannt. An der Konferenz nahmen daher teil: der deutsche Reichskanzler, Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, Staatssekretär Graf von Hatzfeld, Unterstaatssekretär Busch, Geheimer Legationsrat von Kusserow;

[77]) Die Afrikanische Konferenz in Berlin. Nach den offiziellen Quellen von Art. Hauptmann E. Böttticher. „Das Ausland", 1885, Nr. 4, 13, 14. — Der Kongo-Staat von A. von Schweiger Lerchenfeld. „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik", 1885, VII. Heft, Seite 388. — Abdruck der General-Akte der Berliner Konferenz (in verkleinertem Maßstabe) in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 24. Mai 1885. — Le mouvement géographique, 1885, N. 17—20 etc.

der französische Botschafter Baron von Courcel; der britische Botschafter Sir Edward Malet; Minister Graf Kapnist (Rußland); der österreichische Botschafter Graf von Szechenyi; der schwedisch-norwegische Gesandte General Baron von Bildt; der dänische Gesandte Jonkheer van der Hoeven; der belgische Gesandte Graf von der Straten Ponthoz; der portugiesische Gesandte und der Rat von Serpa-Pimentel; der spanische Gesandte Graf von Benomar; der italienische Botschafter Graf von Launay; der türkische Botschafter Said Pascha; der Gesandte der Vereinigten Staaten John A. Kasson mit dem Bevollmächtigten Henry S. Sanford. Nachdem Fürst Bismarck die Konferenz mit einer kurzen Ansprache eröffnet, wurde er einstimmig zum Präsidenten gewählt, mit der Befugnis, einen der anderen Vertreter Deutschlands zu seinem Stellvertreter zu ernennen.[78] Nachdem noch der französische Botschaftsrat Raindre, Graf Wilhelm von Bismarck und der Vizekonsul Dr. Schmidt zu Sekretären ernannt worden, entwickelte Fürst Bismarck in längerer Rede die Aufgabe der Konferenz. Wir müssen darauf verzichten, die s. Z. im Deutschen Reichs-Anzeiger in den Sitzungsprotokollen der Konferenz veröffentlichte Rede auch nur im Auszuge wiederzugeben. „Der lebhafte Anteil," sagte Fürst Bismarck zum Schluß, „den alle in dieser Konferenz vertretenen Völker an der Entwickelung der Zivilisation in Afrika nehmen, eine Anteilnahme, die unausgesetzt durch kühne Forschungsunternehmungen, durch die Handelsbewegung und durch die von jedem Volke für einen dieser Zwecke gebrachten Opfer und Mühen bezeugt wird, giebt uns eine Sicherheit für den Erfolg der Arbeiten, denen wir uns zu dem Zweck hingeben, die Handelsbeziehungen unserer Landsleute mit diesem Erdteil zu regeln und zu entwickeln und zugleich der Sache des Friedens und der Humanität zu dienen." Nun, diese Hoffnung ist in Erfüllung gegangen, obwohl die Erzielung einer vollen Übereinstimmung viele Mühe und schwere Kämpfe kostete, während welcher das Einigungswerk mehr als einmal fraglich zu werden schien.

Keine der früheren Konferenzen hatte so viele und so wichtige Prinzipienfragen zu entscheiden, bevor sie an ihre eigentliche Aufgabe herantreten konnte, wie die Afrikanische Konferenz in Berlin. Da handelte es sich um die Prüfung historischer Ansprüche, welche Jahrhunderte zurück datierten; da wollte die Anwendbarkeit verschiedener völkerrechtlicher Bestimmungen erwogen werden; da waren schwierige geographische Fragen zu entscheiden, die sich auf ein zum großen Teil noch unerforschtes Land bezogen u. s. w. Diese große Mannigfaltigkeit des Stoffes brachte es mit sich, daß bald von dieser, bald von jener Seite Opposition laut wurde und bald England, bald Frankreich, bald Portugal, in der Sklavenfrage sogar die Türkei Einwände erhoben, nur unter Vorbehalt ihre Zustimmung geben wollten, oder gar unumwunden protestierten. Schon in der 2. Sitzung traten die Bevollmächtigten Portugals und der Vereinigten Staaten mit zwei diametral entgegengesetzten Forderungen auf. Während jener die historischen Rechte Portugals geltend machte, empfahl dieser die Neutralisierung des Kongogebietes und wünschte eine möglichst weite Ausdehnung desselben.

Nachdem eine Kommission den ersten Verhandlungspunkt, die Erklärung der Handelsfreiheit im Kongogebiet, vorberaten und sich hauptsächlich mit der Feststellung der Grenzen jener Gebiete beschäftigt hatte, welche „das Becken des Kongo und seiner Zuflüsse" bilden, trat die Konferenz am 27. November zu ihrer 3. Sitzung zusammen. Der von der Kommission ausgearbeitete Bericht enthielt Vorschläge 1) über die Ausdehnung des geographischen Kongobeckens; 2) über die Gebiete nördlich und südlich von der Kongomündung, welche im Interesse des Handels mit ihm zu verbinden wären; 3) über die eventuelle Ausdehnung der Handelsfreiheit auf einzelne Gebiete im Osten Afrikas.

Wir können hier die Verhandlungen der Konferenz nicht im Detail wiedergeben, und müssen uns darauf beschränken, die wichtigsten Vorgänge und Beschlüsse hervorzuheben. Unter diesen steht obenan die Erklärung der Handelsfreiheit im Becken des Kongo. Als die Kommission, welche mit den Vorarbeiten inbezug auf eine Stromfahrtsakte betraut war, in ihrem Bericht die Artikel 108 bis 116 der Schlußakte des Wiener

[78]) Die Association, welche von den europäischen Mächten noch nicht anerkannt war, blieb ohne Vertretung auf der Konferenz, aber ihr Präsident, Oberst Strauch, weilte in Berlin. Stanley nahm als amerikanischer Delegierter an der Konferenz teil.

Kongresses (und die ergänzenden Artikel 15 und 16 des Pariser Traktates vom 30. März 1856) auf die Kongoschiffahrt anwendete, stieß sie auf heftigen Widerstand seitens Rußlands, dessen Vertreter darauf hinwies, daß die in der Wiener Schlußakte für die Schiffahrt auf der Donau festgestellten Bestimmungen niemals in der Weise zur Anwendung gelangt seien, welche dem Kongresse vorschwebte. England sträubte sich ebenso hartnäckig gegen die Ausdehnung der Kongo-Schiffahrtsakte auf den Niger, weil es dort bereits geordnete Zustände geschaffen habe, und erklärte dann auch eine internationale Stromkommission für überflüssig, weil der untere Niger unter englischer Oberhoheit stehe. Erst nach langen Verhandlungen gelang es, den Widerstand Englands zu beseitigen, indem man den ihm zugute kommenden Vorbehalt annahm, der freie Verkehr auf dem Niger solle unter Anerkennung der Hoheitsrechte Englands allen Nationen gestattet sein. In engem Zusammenhange mit der Schiffahrtsakte stand die gleichzeitig vorgelegte „Deklaration der Handelsfreiheit im Becken des Kongo, seiner Mündungen und benachbarten Länder". Durch dieselbe wurde bestimmt: daß die Flaggen aller Nationen freien Zutritt haben sollen; daß Waren jeder Ursprungsart, welche importiert werden, keine anderen Taxen zu entrichten haben, denn solche, welche als eine billige Kompensation für dem Handel nützliche Ausgaben erhoben werden können, daß dagegen Erhebung von Differentialabgaben verboten sei; daß die importierten Waren von Eingangs- und Durchgangszöllen frei sein sollen und in Handelssachen keinerlei Monopole eingeräumt werden dürfen; die Fremden sollen inbezug auf den Schutz ihrer Person und ihres Eigentums, das Erwerbs- und Übertragungsrecht ihres beweglichen und unbeweglichen Besitzes und die Ausübung ihres Berufes den Nationalen vollkommen gleichgestellt sein. Fernere Bestimmungen bezogen sich auf den Schutz der christlichen Missionäre und Forschungsreisenden, auf die Gewährleistung religiöser Duldung und freier Ausübung aller Gottesdienste u. s. w. Alle diese Bestimmungen sollten Geltung haben: 1. In allen Gebieten, welche das Becken des Kongo und seiner Mündung ausmachen. Dieses Becken wird begrenzt durch die Gebirgsrücken der anstoßenden Becken, nämlich insbesondere des Niari, des Ogowe, des Schari und des Nil im Norden; durch den Tanganjika-See im Osten; durch die Gebirgsrücken der Becken des Zambesi und des Logé im Süden. Demnach begreift es in sich alle durch den Kongo und seine Zuflüsse, einschließlich den Tanganjika-See und seine östlichen Zuflüsse entwässerten Gebiete. 2. In der Küstenzone, die sich auf den Atlantischen Ozean von Setta-Camma bis zur Logé-Mündung erstreckt. Die Nordgrenze wird dem Laufe des Logé bis zur Quelle dieses Flusses folgen und an der Quelle desselben sich östlich wenden, bis sie mit Vermeidung des Ogowe-Beckens auf das geographische Becken des Kongo stößt. Die Südgrenze wird dem Laufe des Logé bis zur Quelle dieses Flusses folgen und von da ostwärts bis zur Verbindung mit dem geographischen Becken des Kongo geführt. 3. In der sich ostwärts vom Kongobecken erstreckenden Zone, wie dieses oben abgegrenzt ist, bis zum Indischen Ozean, vom fünften Grad nördlicher Breite bis zur Sambesi-Mündung im Süden; von diesem Punkte wird die Demarkationslinie dem Sambesi bis auf Meilen aufwärts vom Zusammenfluß mit dem Schire folgen und sich fortsetzen mittelst der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Nyassa-Sees und denen des Sambesi, um endlich die Scheidegrenze zwischen den Wassern des Sambesi und des Kongo zu erreichen.

Bei Beratung der Schiffahrtsakte für Kongo und Niger hatte der Vertreter der Vereinigten Staaten den Vorschlag unterbreitet, die für Kongo und Niger für den Fall eines Krieges vereinbarte Neutralität auf das ganze Kongo-Becken auszudehnen. Fürst Bismarck legte darauf in der 6. Sitzung einen „Zusatzartikel zur Erklärung über die Handelsfreiheit" vor und begründete denselben mit folgender Ansprache:

„Die kaiserliche Regierung stellt mit Befriedigung die Thatsache fest, daß die Konferenz nach langen und emsigen Beratungen zum Einverständnis über einen großen Teil des ihr unterbreiteten Programms gelangt ist. In Wahrheit sichern die in der Erklärung der Handelsfreiheit im Kongo-Becken und in der Kongo- und Niger-Schiffahrtsakte aufgestellten Grundsätze dem Handel aller Nationen freien Eingang in einen ausgedehnten Teil des afrikanischen Kontinents. Wenn aber diese einmütig angenommenen Grundsätze wirklich die Früchte tragen sollen, welche wir uns davon versprechen, müssen dieselben nach der Ansicht der

deutschen Regierung mit einer sie ergänzenden Sicherheit bekleidet werden, welche die Handelsunternehmungen ermutigt, indem sie ihnen gegen Kriegsgefahr den Schutz des internationalen Rechtes gewährt. Diese Gewährleistung wäre dadurch geschaffen, daß die Mächte sich gegenseitig verpflichteten, in Kriegszeiten die Feindseligkeiten nicht auf das Gebiet des Kongo-Beckens auszudehnen. Diese Verbindlichkeit würde nur die Vervollständigung der von der Konferenz bereits getroffenen Anordnungen sein. Mangels Sicherheit gegen Kriegsgefahr würde den in diesen Ländern zu gründenden Anstalten die Hauptbedingung für den Erfolg fehlen,

Oberst Strauch, Minister des Kongostaats.

nämlich das Vertrauen auf die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und auf die Sicherheit der erworbenen Rechte. Aus diesen Gesichtspunkten hat die kaiserliche Regierung den von dem Herrn Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten von Amerika eingebrachten Vorschlag zur Neutralisierung des Kongo-Beckens mit lebhafter Befriedigung begrüßt. In den Ausführungen, welche seinen Vorschlag begleiten, hat Herr Kasson dargelegt, welche Gefahren die Handeltreibenden und ihre Unternehmungen laufen, wenn die Mächte sich nicht zur Neutralisierung des Kongo-Beckens verstehen sollten. In der That bieten die Verhältnisse, unter denen Zentral-

Das Herrscherpaar des Kongostaats.

afrika jetzt der Kultur geöffnet wird, manche Ähnlichkeit mit den ersten Zeiten der Geschichte der amerikanischen Union. Es würde also sehr wohl angebracht sein, den Rat zu benutzen, der von der Regierung eines Landes ausgeht, das so sehr unter den Kriegen zwischen den europäischen Mächten und unter dem Verhalten der Eingeborenen gelitten hat. Die deutsche Regierung ist bereit, dem amerikanischen Vorschlage zuzustimmen."

Eine sofortige Beratung dieses Zusatzantrages war nicht möglich. Abgesehen von den ungenügenden Vollmachten der einzelnen Vertreter, in denen diese Frage nicht vorgesehen war, stand ihrer Erledigung hauptsächlich die noch immer nicht behobene Unklarheit des Begriffes Kongostaat entgegen, die jedoch nun bald beseitigt sein sollte.

Noch während der Verhandlungen der Konferenz kam es außerhalb derselben zu wichtigen Vereinbarungen. Die Internationale Gesellschaft hatte mit Frankreich und Portugal einen Ausgleich vereinbart und durch große Konzessionen an dieselben die Anerkennung des Restes ihres Besitzes erkauft. Das Bewußtsein, daß ihr die Mittel fehlten, einen Besitz gegen den Willen jener beiden Mächte zu behaupten, hatte sie zur Nachgiebigkeit bewogen. Am 5. Februar 1885 wurde von der französischen Regierung und der Gesellschaft ein Vertrag unterzeichnet, welcher die Grenze ihrer Gebiete festsetzte. Die Grenze sollte danach längs des Flusses Tschiloango laufen, von dessen Mündung zum rechten Ufer des Kongo, und längs diesem von der Station Manyanga bis zu einem später zu bestimmenden Punkte zwischen dem Äquator und 1° nördl. Br. Frankreich erhielt durch diesen Vertrag ein riesiges Gebiet, das ganze Becken des Kuili-Niadi, die Küste bis zum Tschiloango und alles Land nördlich vom Kongo auf der Strecke von Manyanga bis über den Äquator. Brazzas Thätigkeit war nicht erfolglos gewesen: Frankreich hatte im Zentrum Afrikas am Kongo Fuß gefaßt.

Portugal, welches am Kongo gar nichts geleistet, setzte alle seine Forderungen durch. In dem am 14. Februar 1885 abgeschlossenen Vertrage wurde festgesetzt, daß der portugiesische Besitz am Südufer des Kongo von seiner Mündung bis Noki reichen solle, während nördlich von der Kongomündung die etwa 50 Kilometer lange Küste von der Mündung des Tschiloango bis Yuva als portugiesischer Besitz anerkannt wurde. Portugal vermochte streng genommen Ansprüche nur auf die Gebiete nördlich von der Kongomündung nachzuweisen, wo Kabinda und Malemba wiederholt in alten Urkunden als portugiesische Gebiete erwähnt werden. Diesen Besitz Portugals hatte Frankreich schon 1786, England 1810 anerkannt. Von der Kongomündung ist aber in allen Schriftstücken, die sich auf portugiesische Niederlassungen an der Westküste Afrikas beziehen, keine Rede, und Portugal hatte vor Stanleys Reise und vor dem Beginn der Thätigkeit der Association dieses Gebiet auch nie als sein Eigentum in Anspruch genommen. Um das Zustandekommen des großen Friedenswerkes nicht zu stören, gab die Association endlich nach und unterzeichnete auch diesen Vertrag, so daß ihr und dem im Entstehen begriffenen Kongostaat von der 700 Kilometer langen Küste von der französischen Ogowe-Kolonie bis Ambriz nur eine etwa 50 Kilometer lange Strecke übrig blieb, durch welche die Verbindung des Kongogebietes mit dem Meere hergestellt wurde.

Am raschesten wurde die Frage des Sklavenhandels erledigt. Die Konferenz nahm in der nur eine halbe Stunde dauernden 7. Sitzung am 7. Januar die von der Kommission ausgearbeitete „Erklärung über den Sklaven-Handel" an, welche also lautet: „Da in Übereinstimmung mit den völkerrechtlichen Grundsätzen, wie solche von den Vertragsmächten anerkannt sind, der Sklavenhandel verboten ist und die Unternehmungen, die zu Lande oder zur See dem Handel Sklaven liefern, ebenfalls als verboten betrachtet werden müssen, so erklären die Mächte, welche Hoheitsrechte oder Einfluß im Gebiet des konventionellen Kongo-Beckens ausüben oder ausüben werden, daß dieses Gebiet weder als Markt noch als Durchgangsstraße für den Handel mit Sklaven, gleichviel von welcher Rasse, benutzt werden darf. Jede dieser Mächte verpflichtet sich, alle ihr möglichen Mittel aufzubieten, um diesem Handel ein Ende zu machen, und diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, zu bestrafen." Die Verhandlungen über die Erklärung der Förmlichkeiten, welche zu beobachten sind, damit neue Besitzergreifungen an den afrikanischen Küsten als zu Recht bestehend angesehen werden, konnten noch nicht eröffnet werden, da der englische Bevollmächtigte immer noch keine Verhaltungs-

vorschriften empfangen hatte. Herrn Gladstones Verschleppungskunst brachte dadurch die Arbeiten der Konferenz 3 Wochen lang zum Stocken, denn erst am 28. Januar konnte die Konferenz die Beratung des vorliegenden Entwurfes beginnen. In der 8. Sitzung am 31. Januar erfolgte dann die Annahme folgender Erklärung:

1. Die Macht, welche von nun an ein außerhalb ihrer gegenwärtigen Besitzungen gelegenes Gebiet auf den Küsten des afrikanischen Kontinents an sich nehmen oder, bis jetzt besitzlos, ein solches erwerben wird, und desgleichen die Macht, welche dort eine Schutzherrschaft aufrichten wird, soll die betreffende Handlung mit einer an die Unterzeichner gerichteten Anzeige verbinden, um dieselbe in Stand zu setzen, gegebenen Falls ihre Einsprüche geltend zu machen. 2. Die Vertragsmächte anerkennen die Verpflichtung, in den von ihnen auf den Küsten des afrikanischen Kontinents besetzten Gebieten das Vorhandensein einer Autorität zu sichern, welche hinreicht, die erworbenen Rechte zu schützen und die Freiheit des Handels und des Durchgangsverkehrs, wo sie statthaft, genau so, wie sie festgesetzt worden, aufrecht zu erhalten.

Der amerikanische Bevollmächtigte hatte eine Erklärung zu Protokoll gegeben, welche im Hinblick auf das Vorgehen der Vereinigten Staaten gegenüber den Indianerstämmen etwas seltsam klang. „Das moderne internationale Recht," lautete diese Erklärung, „verfolgt mit Festigkeit eine Richtung, welche zur Anerkennung des Rechtes der eingeborenen Rassen führt, frei über sich selbst und den väterlichen Boden zu verfügen. Im Einklang mit dieser Richtung würde meine Regierung gern einer erweiterten Regel beitreten, welche grundsätzlich die freiwillige Zustimmung der Eingeborenen, deren Land in Besitz genommen wird, ins Auge faßte, sofern dieselben das Zugreifen nicht herausgefordert haben." Zu einer Debatte über diese Erklärung kam es nicht; sie wurde durch die Erwiderung des Vorsitzenden, daß sie ein Gebiet berühre, welches außerhalb der Sphäre der Konferenz liege, beseitigt.

Die letzte Frage, welche die Konferenz beschäftigte, war die Erklärung der Neutralität aller im konventionellen Kongobecken eingeschlossenen Gebiete. Eine Einigung über diesen letzten Punkt war so lange unmöglich gewesen, als der „Kongo-Staat" noch keine bestimmten Formen angenommen hatte und niemand wußte, was eigentlich unter diesem Namen zu verstehen sei. Inzwischen wurde die Internationale Kongo-Gesellschaft, welche bereits (22. April 1884) von den Vereinigten Staaten anerkannt war, successive auch von den anderen Staaten als ein Staat anerkannt, dessen Flagge ein goldener Stern im blauen Felde ist. Deutschland hatte auch hier die Bahn gebrochen, indem es am 8. November 1884 die Gesellschaft als Staat anerkannte;[79]) dann folgten am 16. Dezember England, am 19. Dezember Italien, am 24. Österreich-Ungarn, am 27. die Niederlande, am 7. Januar Spanien, am 5. Februar Frankreich und Rußland, am 10. Schweden und Norwegen, am 14. Portugal und am 23. Februar Belgien und Dänemark. Hierauf kamen die langwierigen Verhandlungen der Gesellschaft mit Frankreich und Portugal wegen Abgrenzung ihrer Gebiete, wobei das letztere auf Umwegen zu erlangen suchte, was ihm durch Deutschlands Protest gegen den Kongovertrag ent-

[79]) Der zwischen Deutschland und der Internationalen Kongo-Gesellschaft abgeschlossene und in ihrem Namen am 8. November 1884 in Brüssel vom Grafen von Brandenburg und Oberst Strauch unterzeichnete Vertrag enthielt folgende Bestimmungen: Die Internationale Kongo-Gesellschaft verpflichtet sich, in ihren jetzigen und künftigen Besitzungen am Kongo, Kuilu-Niadi und an der Küste des Atlantischen Ozeans von den eingeführten Waren keinerlei Zölle zu erheben, speziell nicht auf der Straße längs der Katarakte. Die Angehörigen des deutschen Reiches sollen berechtigt sein, sich in dem Gebiet der Gesellschaft aufzuhalten und niederzulassen. Sie genießen inbezug auf Schutz ihrer Person und ihres Eigentums, auf freie Ausübung ihrer Religion u. s. w. alle Vorteile der Angehörigen der meist begünstigten Nation. Sie können im Gebiet der Gesellschaft Grund und Boden kaufen, Handelsniederlassungen gründen und unter deutscher Flagge Handel treiben. Die Gesellschaft verpflichtet sich, alle Bevorzugungen, die sie später etwa anderen Nationen zugestehen wird, auch den deutschen Reichsangehörigen zuzugestehen. Sollte sie später irgend einen Teil ihres Gebietes einer andern Macht abtreten, so sollen die von ihr eingegangenen Verpflichtungen auf den neuen Erwerber übergehen. Das deutsche Reich erkennt dagegen die Flagge der Gesellschaft — eine blaue Fahne mit goldenem Stern in der Mitte — als die eines befreundeten Staates an. Gleichzeitig erkennt das deutsche Reich die Grenzen des Gebietes der Gesellschaft, sowie des von ihr zu gründenden Staates, an, wie sie auf einer der Vertragsurkunde beigefügten Karte verzeichnet sind. — Siehe Le mouvement géographique, 1884, N. 21, Seite 86.

rissen worden und es wirklich dahin brachte, daß dem riesigen Gebiet, das die Internationale Gesellschaft im Binnenlande behielt, nur eine winzig kleine Ausgangspforte zum Weltmeer blieb. Nach Beendigung dieser Verhandlungen konnte endlich die Gesellschaft am 25. Februar der Konferenz anzeigen, daß die Grenzen des neuen Staates festgestellt und dieser selbst von allen Konferenzmächten anerkannt sei, worauf die Konferenz noch an demselben Tage die Beratung der Neutralitätserklärung begann.

Die Neutralitäts-Erklärung wurde in nachstehender Fassung angenommen: „Um Handel und Gewerbe eine neue Gewähr der Sicherheit zu geben und durch Erhaltung des Friedens die Entwickelung der Zivilisation in den im Art. 1 genannten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Ländern zu begünstigen, verpflichten sich die hohen Unterzeichner dieses Vertrages und diejenigen, welche demselben für die Folge beitreten, die Neutralität der zu den genannten Gegenden gehörigen Gebiete oder ihrer Teile, einschließlich ihrer Gewässer, so lange zu achten, als die Mächte, welche Hoheitsrechte oder Schutz in diesen Gebieten ausüben werden, in Benutzung des Rechts sich neutral zu erklären, die Pflichten erfüllen, welche die Neutralität auflegt. In dem Falle, daß eine Macht, welche Hoheitsrechte oder Schutz in den im Art. 1 genannten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Ländern ausübt, in einen Krieg verwickelt wird, verpflichten sich die hohen Unterzeichner dieses Vertrages und diejenigen, welche ihm für die Folge beitreten, ihren Einfluß aufzuwenden, damit die dieser Macht gehörigen und in die konventionelle Zone der Handelsfreiheit einbegriffenen Gebiete mit gemeinsamem Einverständnis dieser Macht und der anderen krieg führenden Partei oder Parteien für die Dauer des Krieges unter die Geltung der Neutralität gestellt und als zu einem nicht kriegführenden Staate gehörig angesehen werden; die kriegführenden Parteien sollen von da an darauf verzichten, die Feindseligkeiten in die auf diese Art neutralisierten Gebiete zu tragen, sowie darauf, diese als Basis für Kriegsoperationen zu benutzen. In dem Falle, daß sich anläßlich oder innerhalb der im Art. 1 aufgeführten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Gebiete eine ernste Meinungsverschiedenheit unter den Mächten, die diesen Vertrag unterzeichnet haben oder demselben für die Folge beitreten, erhebt, verpflichten sich diese Mächte, bevor sie zu den Waffen greifen, die Vermittelung einer befreundeten Macht oder mehrerer anzurufen. Für denselben Fall behalten sich die Mächte vor, freiwillig zu dem Verfahren eines Schiedsspruches Zuflucht zu nehmen."

So war das große Werk glücklich zu Ende geführt. Ein neuer Staat war geschaffen, der räumlichen Ausdehnung nach einer der größten unter den Staaten der Erde. Seine Grenze lief von der Mündung des Kongo aufwärts mitten im Strom bis Noki, von dort auf dem Parallelkreise dieses Ortes (annähernd 5° 40′ südl. Br.) bis zum Kuango, diesem Strom folgend bis zum 6.° südl. Br. und auf letzterem entlang zum 24. Längengrad, dann südlich zur Grenze der Freihandels-Zone und längs dieser zum Bangweolo- und Moero-See, alsdann weiter zum Westufer des Tanganjika, dieses entlang zum Nordostende des Uzige-Sees, von dort parallel mit dem 30. Längengrade bis zum 4. Breitengrad, auf diesem bis zum 17. Längengrade, auf diesem südwärts bis 0° 20′ nördl. Br., von dort zum rechten Kongo-Ufer gegenüber der Mündung des Ruki. Nun liegt die Grenze wieder mitten im Strom bis zu den Katarakten von Ntombo Makata, wendet sich dann nordwestwärts und folgt der Wasserscheide zwischen Kongo und Kuilu Niadi bis zum Tschiloango, zieht sich längs dieses Flusses westwärts, worauf sie bis etwa 5° 38′ nach Süden zurückweicht und dort dem Breitengrad parallel zur Meeresküste läuft. Das ganze Gebiet umfaßt etwa 2400000 □ Kilometer und ist (Schätzung Stanleys) von 35 bis 40 Millionen Menschen bewohnt.

Dieser Staat und außer ihm noch ein großes Gebiet um seine Grenzen war allen handeltreibenden Völkern zum freien, durch keine Zollschranken gehinderten Wettbewerb erschlossen und als Stätte friedlichen Wettstreits für immer dem Einfluß der Feindseligkeiten entrückt, welche später zwischen einzelnen Staaten ausbrechen konnten. Das 19. Jahrhundert hatte sich, schon seinem Ende nahe, ein herrliches Denkmal gesetzt und die Macht der Zivilisation, welcher es in dem dunkeln Erdteil eine Bahn brechen wollte, glänzend dargethan durch ein Werk, welches man noch vor einem Jahrzehnt für eine Unmöglichkeit, für ein Hirngespinst gehalten

hätte. Indem wir aber staunend betrachten, was vor unseren Augen entstanden, dürfen wir nicht vergessen, wessen Werk wir eigentlich bewundern. Neben den Männern, welche in mühesamer jahrelanger Arbeit die einzelnen Bausteine zusammentrugen, neben dem hochherzigen König der Belgier, neben Stanley, Hanssens, Oberst Strauch und all den vielen, welche das Kongowerk gefördert, tritt uns der Name des deutschen Reichskanzlers, dessen Initiative und energischer Förderung der Kongostaat so viel verdankt, in erster Reihe entgegen. Mit berechtigter Genugthuung konnte er daher in der Schlußsitzung der Konferenz am 26. Februar seiner Freude mit folgenden Worten Ausdruck geben:

Meine Herren! Nachdem nun unsere Konferenz nach langen und mühsamen Beratungen ihre Arbeit beendet hat, stelle ich mit hoher Befriedigung fest, daß Dank Ihrem Bemühen und Dank dem versöhnlichen Geiste, der in unseren Unterhandlungen vorgewaltet hat, vollständiges Einverständnis über jeden Punkt des uns vorgelegten Programms hergestellt worden ist. Die Beschlüsse, welche wir nunmehr mit unserer Unterschrift bekräftigen wollen, sichern dem Handel aller Nationen freie Bahn bis in das Herz des afrikanischen Kontinents. Die Bürgschaften, welche die Handelsfreiheit im Kongo-Becken sichern, und die Gesamtheit der in der Kongo- und der Niger-Schiffahrtsakte niedergelegten Anordnungen gewähren für Entwickelung und Sicherheit des Handels und der Industrie aller Nationen sehr günstige Vorbedingungen. In einer Reihe anderer Bestimmungen haben Sie Ihre Vorsorge für das sittliche und leibliche Wohl der eingeborenen Bevölkerung offenbart, und wir dürfen hoffen, daß diese von einem Geiste weisen Maßhaltens getragenen Grundsätze fruchtbar sein und dazu beitragen werden, diese Bevölkerung an den Kulturwohlthaten teilnehmen zu lassen. Die eigenartigen Zustände, welche in den von Ihnen den Handelsunternehmungen geöffneten weiten Gebieten obwalten, haben besondere Bürgschaften für die Erhaltung des Friedens und der öffentlichen Ordnung fordern lassen. In der That würde die Kriegsfurie einen ganz besonders verderbenbringenden Charakter annehmen, wenn die Eingeborenen dazu gebracht würden, in den Zerwürfnissen der Kulturmächte Partei zu nehmen. In richtiger Voraussehung der den Interessen des Handels und der Kultur aus dieser Möglichkeit erwachsenden Gefahren haben Sie die Mittel gesucht, welche einen großen Teil des afrikanischen Kontinents den Wechselfällen der allgemeinen Politik entziehen und dort die nationale Nebenbuhlerschaft auf friedliche Mitbewerbung in Handel und Industrie beschränken. In demselben Geiste haben Sie Mißverständnissen und Streitigkeiten, zu denen neue Besitznahmen auf den afrikanischen Küsten Veranlassung geben könnten, vorbeugen wollen. Die Erklärung über die Förmlichkeiten, welche erfüllt werden müssen, wenn diese Besitznahmen als thatsächlich betrachtet werden sollen, führt eine neue Regel in das öffentliche Recht ein, die ihrerseits dazu beitragen wird, Ursachen zu Meinungsverschiedenheit aus den internationalen Beziehungen auszuscheiden. Der Geist gegenseitigen guten Einvernehmens, der Ihre Beratungen ausgezeichnet hat, überwog gleicherweise in den Unterhandlungen, welche außerhalb der Konferenz zur Lösung schwieriger Grenzfragen unter den Parteien stattgefunden haben, welche Hoheitsrechte im Kongo-Gebiete ausüben werden und infolge ihrer Stellung vornehmlich berufen sind, die Wächter des Werkes zu werden, welches wir in Vollzug setzen. Ich kann diesen Gegenstand nicht berühren, ohne den Ausdruck unserer Huldigung für die edlen Bemühungen Sr. Maj. des Königs der Belgier, des Begründers eines Werkes, das heute fast von allen Staaten anerkannt ist und das, wenn es sich befestigt, der Sache der Humanität kostbare Dienste wird leisten können. Meine Herren, ich bin von Sr. Maj. dem Kaiser und König, meinem erhabenen Herrn, beauftragt, Ihnen Seinen wärmsten Dank auszusprechen für den Anteil, welchen Jeder von Ihnen an der glücklichen Erfüllung der Aufgabe der Konferenz genommen hat. Ich erfülle eine letzte Pflicht, wenn ich dem Danke der Konferenz Ausdruck gebe, welchen dieselbe denen schuldet, die sich den schwierigen Kommissionsarbeiten unterzogen haben, vorzüglich dem Herrn Baron de Courcel und dem Herrn Baron Lambermont. Ebenso danke ich den Herren Delegierten für den wertvollen Beistand, welchen sie uns geliehen haben, und nicht minder dem Sekretariat der Konferenz, das durch die Genauigkeit seiner Arbeiten zur Erleichterung unserer Aufgabe beigetragen hat. Meine Herren, die Arbeiten der Konferenz werden wie alles Menschenwerk verbessert und vervollständigt werden können, aber sie

sind, wie ich hoffe, ein Markstein der fortschreitenden Entwickelung in den internationalen Beziehungen und schlingen ein neues Band der Gemeinschaft zwischen den Kulturvölkern.

Als Doyen des diplomatischen Korps ergriff dann der Vertreter Italiens Graf Launay das Wort, um im Namen der anderen Bevollmächtigten dem „Urheber des Zusammentrittes der Konferenz, dem Verfasser des Programms, welches die Grundlagen ihrer Beratungen bildete, Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck" den Dank auszudrücken. Graf Launay, der besonders hervorhob, wie unser Reichskanzler es verstanden, sowohl aus der Ferne wie aus der Nähe den Arbeiten die beste Richtung zu geben, schloß mit dem Ausdruck des Dankes für das durch Seine Majestät den deutschen Kaiser den Teilnehmern an der Konferenz entgegengebrachte Wohlwollen und die freundliche Aufnahme derselben. Hierauf ergriff Fürst Bismarck noch mals das Wort, um mitzuteilen, daß die Internationale Kongo Gesellschaft am 26. Februar ihren Beitritt zur General Akte der Berliner Konferenz angezeigt habe, worauf die vorliegende General-Akte von den Bevollmächtigten aller Staaten unterzeichnet wurde, womit die Konferenz ihren Abschluß erreichte.

Am 25. April gelangte dann an die belgische Kammer folgende Botschaft des Königs Leopold III:

„Meine Herren! Das in Afrika durch die Internationale Kongo Gesellschaft geschaffene Werk hat einen großen Aufschwung genommen. Der neue Staat ist gegründet, seine Grenzen sind hergestellt und seine Flagge ist fast von allen Mächten anerkannt. Es erübrigt nun, an den Ufern des Kongo die Regierung und die Verwaltung zu organisieren. Die Bevollmächtigten der auf der Berliner Konferenz vertretenen Nationen haben sich dem unternommenen Werke günstig gezeigt, und seitdem haben die gesetzgebenden Kammern, die hervorragendsten Städte des Landes und eine große Anzahl von Körperschaften und Vereinen Mir über diese Angelegenheit ihre höchst sympathischen Gefühle zum Ausdruck gebracht. Angesichts dieser Ermutigungen vermag Ich vor der weitern Verfolgung und Vollendung einer Aufgabe, an der Ich thatsächlich einen bedeutenden Anteil genommen, nicht zurückzuweichen, und da Sie, Meine Herren, so wie Ich der Ansicht sind, daß diese Aufgabe dem Lande Nutzen bringen kann, ersuche Ich Sie, von der gesetzgebenden Kammer die Mir notwendige Zustimmung zu erlangen. Der Wortlaut des Artikels 62 der Verfassung kennzeichnet selber die zu schaffende Situation. Als König der Belgier würde Ich zugleich der Souverän eines andern Staates sein. Dieser wäre, so wie Belgien, unabhängig und würde wie Belgien der Wohlthat der Neutralität teilhaftig sein. Er hätte für seine Bedürfnisse aufzukommen; die Erfahrung, sowie das Beispiel der benachbarten Kolonien ermächtigen Mich zur Behauptung, daß diesem Staate die notwendigen Hilfsmittel zur Verfügung ständen. Zu seiner Verteidigung und zu seiner Polizei hätte er eingeborene Streitkräfte, welche von europäischen Freiwilligen befehligt würden. Es bestände somit zwischen Belgien und dem neuen Staate lediglich ein persönliches Band. Ich hege die Überzeugung, daß diese Union für das Land vorteilhaft sein würde, ohne ihm irgend welche Lasten aufzuerlegen, und verwirklichen sich Meine Hoffnungen, so werde ich darin eine genügende Belohnung für Meine Anstrengungen finden. Belgiens Wohl ist, wie Sie wissen, meine Herren, das Ziel Meines ganzen Lebens. Leopold."

Die Kammer gab in ihrer Sitzung vom 28. April die Zustimmung zur Annahme der Hoheitsrechte über den neuen Staat durch den König, welcher den Titel „Souverän des Kongostaates" führen sollte. Für die Verwaltung des Staates wurden „General-Direktionen" ernannt, welche ihren Sitz in Brüssel hatten. Das vom König seit 7 Jahren mit so großen Kosten und mit unermüdlicher Ausdauer verfolgte Werk war vollendet.

Viel war zur Zeit, als die Internationale Gesellschaft zum erstenmal mit ihrer Idee, am Kongo einen Staat zu bilden, vor die Öffentlichkeit trat, über diesen Staat gespottet worden — nun stand er doch fertig da und hatte ein Oberhaupt. Ein seltsames Staatengebilde, dem die Geschichte nichts Gleiches zur Seite zu stellen vermag, bleibt er trotzdem. In dem weitaus größern Teil des Gebietes, dessen Souverän der König der Belgier geworden ist, kennt die Bevölkerung dessen Namen gar nicht, weiß gar nicht, daß sie über Nacht einen neuen Oberherrn erhalten hat, und ihre Könige dürften wohl kaum geneigt sein, denselben als über sich

stehend anzuerkennen. In dem Rest des Gebietes sind zwar die Souveränetätsrechte durch Verträge mehr oder minder auf die Internationale Gesellschaft und dann durch diese auf den neugebildeten Staat übergegangen, aber dieser Teil des Kongostaates bildet — wie wahrscheinlich auch die noch unerforschten Teile — ein mosaikartiges Gefüge von Einzelstaaten, welche in den meisten Fällen nichts weiter sind als Dorfkönigreiche, unabhängige Dörfer unter der Herrschaft eines Häuptlings oder „Königs", auch jetzt noch ohne andern Zusammenhang als das Band, welches die Konferenz so mühsam gewoben und dessen Bedeutung ihnen ziemlich unklar sein dürfte.

Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung des Kongo Gebietes gehört der großen Bantu-Familie an, welche sich wie ein breiter Keil zwischen die Niederlassungen der Hottentotten und Buschmänner im Süden und der verschiedenen Negerstämme im Norden einschiebt, das ganze riesige Gebiet vom Tanganjika und Ukerewe bis zur Kongomündung und hinab bis zum Sambesi bevölkernd. Nur vereinzelt trifft man am Kongo zwischen den Bantustämmen andere Rassen. Der Flußmündung zunächst wohnen die Kakongo und Mussirongo; dann folgen die Bakongo, Basundi, Babwende, Wabuno, Bateke, Wabuma, Bamnu und Bajansi. Die Mussirongo, wie sie die Portugiesen nennen, oder Basirongo (richtiger Basikongo) sind nur ein entarteter, wahrscheinlich mit einer vor dem Eindringen der Bantu Rasse hier ansässigen Negerbevölkerung vermischter Zweig der von Banana bis zum Stanley-Pool ansässigen Bakongo, welche dieselbe Sprache, das „Fiote", sprechen. Die unvermischten Bakongo waren die Gründer des Königreiches Kongo, welches die Portugiesen an der Küste vorfanden. Auch heute noch besteht ein Königreich Kongo, dessen König in der alten Residenzstadt San Salvador seinen Sitz hat, aber die Macht und Herrlichkeit des Reiches ist dahin und dem König nur noch ein kleiner Landstrich zwischen San Salvador und dem Strome unterthan. Römische und Baptisten-Missionäre haben in seinem Reiche den Versuch unternommen, das Land, welches schon einmal zum Christentum bekehrt war, demselben zurück zu erobern, und der König schwankt noch zwischen beiden Konfessionen hin und her.

Bei den Völkern am obern Kongo dürfte wenig oder gar keine Mischung mit Negerblut stattgefunden haben, und dieselben repräsentieren wahrscheinlich die völlig reine, unverfälschte Bantu-Rasse von schokoladenähnlicher Hautfarbe. Westlich vom Stanley-Pool bis zum Gordon-Bennett-Fluß und über diesen hinaus wohnen am Nordufer die Bateke, deren Wohnsitze sich bei Kintamo auch auf das südliche Ufer erstrecken; weiterhin folgen die Wabumba und Bajansi. Charakteristisch für alle diese Völker ist, daß sie keine Religion besitzen. Eine sehr verschwommene Vorstellung von einem Gott ist zwar vorhanden (das Wort, womit sie ihn bezeichnen, wird auch für „Himmel" oder „Luft" gebraucht), und man glaubt auch an ein Leben nach dem Tode, weshalb am Grabe des Häuptlings Sklaven geschlachtet werden, um ihm als Begleiter auf seiner Reise ins Jenseits zu dienen, aber eine bestimmte Verehrung der Gottheit ist nirgends zu finden, nur für die Verehrung der Vorfahren haben sich gewisse Normen herausgebildet. „Von Charakter sind die Rassen des obern Kongo gutmütig, leichten Sinnes und sehr empfänglich für Schönheit. Sie sind Verehrer von Farben und Musik und lieben den Tanz, den sie graziös und mit Verständnis ausführen. Sie haben entschieden verliebte Anlagen, aber es liegt eine gewisse Poesie in ihren Gefühlen, welche ihre Liebe veredelt und über die rein geschlechtliche Sinnlichkeit des Negers erhebt. Die Ehemänner lieben ihre eigenen Weiber wie auch die anderen Leute, und man könnte manches hübsche Familienbild in ihren Behausungen malen, wenn Vater und Mutter sich mit ihren Kindern herumbalgen oder in einer gierig essenden Gruppe um den Suppentopf herumsitzen." [80])

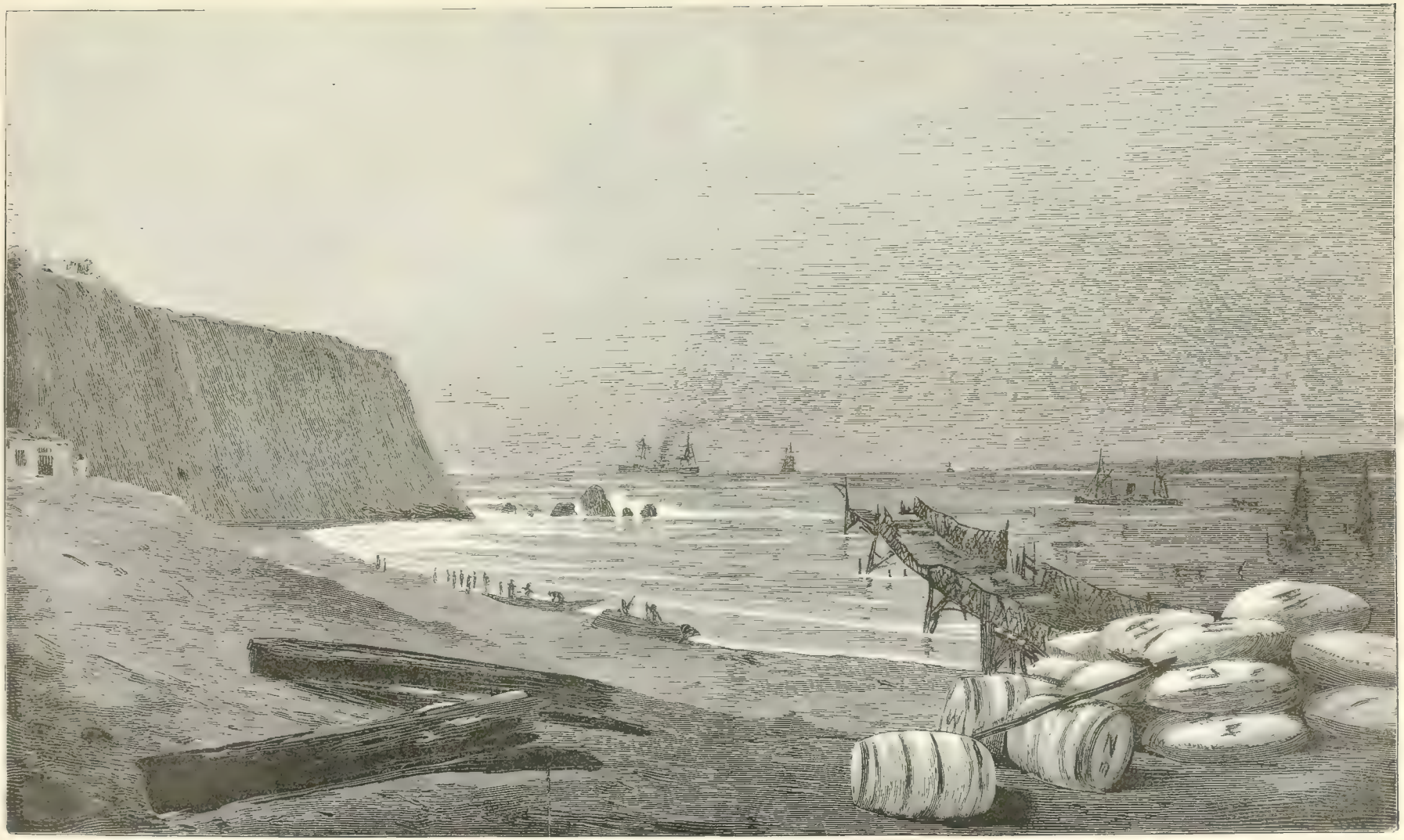
Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Stämmen der Bantu-Rasse ist im Laufe der Zeit völlig zerrissen worden, und nirgends am obern Kongo trifft man große Staatenbildungen. Auch der König Makoko, mit welchem Brazza verhandelte, sowie sein Nachfolger Nipumo Ntaba, der König Ibaka, der bei Stanleys

[80]) H. H. Johnston, Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo. Übersetzt von W. von Freeden. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884, Seite 407.

Erwerbungen am Pool eine Rolle spielte, und andere sich für sehr mächtige Fürsten ausgebende Häuptlinge herrschen höchstens über einige tausend Unterthanen. Gewöhnlich bildet jedes Dorf einen Staat für sich, ohne alle Verbindung mit den benachbarten Dörfern. Dies hat das Vordringen der Association wesentlich begünstigt. Hätte alles Land um den Stanley Pool einem einzigen Herrscher gehört, dann wäre es Stanley, nachdem Brazza ihm zuvorgekommen, kaum möglich geworden, am obern Kongo festen Fuß zu fassen, während er so, in einem Dorfe abgewiesen, sich nach dem nächsten wenden konnte, wo man ihn vielleicht mit Freuden empfing. Der Plan, der vor kurzem angeregt worden, die Kongostämme zur Bildung eines großen nationalen Staatswesens zu veranlassen, ist daher keineswegs empfehlenswert. Ein großer, einheitlich regierter Eingeborenen-Staat am Kongo wäre kein Gewinn, sondern ein Hindernis der Zivilisation. Überall in Afrika, wo die Europäer große geordnete Staatswesen vorfanden, wie z. B. in Dahome, stieß die Zivilisation auf fast unüberwindliche Hindernisse, während sie dort, wo ihre Erfolge nicht von der Laune eines mächtigen Despoten abhängen, rasch Eingang findet. „Der schwarze Mann kann nie herrschen, wohl aber einen willigen Unterthan abgeben. Die Völker sind geneigt, in ihrer gegenwärtigen Lage Kultur anzunehmen, aber die Zivilisation muß nicht als demütige Bittstellerin kommen, sondern als eine Gebieterin. Sie muß sowohl Achtung als naive Bewunderung einflößen können, und darum hat gerade die von Stanley geleitete Expedition so viel Erfolg gehabt."

Wer vermag heute vorauszusagen, welchen Verlauf die Entwickelung des Kongostaates nehmen wird? Auf Schritt und Tritt sehen wir uns am Kongo Rätseln gegenüber, welche nur die Zukunft zu lösen imstande sein wird. Daß die Neger oder wenigstens die meisten Negerstämme einer höhern Kultur fähig sind, daß sie bei der Berührung mit der Zivilisation nicht dahinschwinden werden wie die Indianer und die anderen Eingeborenen Amerikas, kann heute bereits als zweifellos gelten, denn zahlreiche Beispiele beweisen die Bildungsfähigkeit der Rasse. Schwieriger als die Verbreitung der Zivilisation dürfte sich die Bekämpfung des Islam gestalten, der seit Jahrhunderten langsam aber stetig nach Süden vordringt und schon riesige Landstriche im Innern und an den Küsten erobert hat. Zwei verschiedene Kulturen werden sich begegnen, und der Entscheidungskampf zwischen Islam und Christentum um die Herrschaft in Afrika kann wohl aufgeschoben, aber nicht verhindert werden. Gegenwärtig haben die Sendboten des Islam in ganz Afrika noch günstigere Chancen als die christlichen Missionäre, da ihre Lehre der Fassungskraft der Eingeborenen mehr entspricht und durch ihren sinnlichen Inhalt, namentlich durch die gestattete Polygamie dieselben mehr anzieht als die Christenlehre. Der Kongostaat ist der Repräsentant des Friedens inmitten zahlreicher kriegerischer Nachbaren. Er verfügt noch nicht über die Mittel, sich gegen einen kühnen Eroberer, wie deren der Islam in Afrika viele hervorgerufen, mit den Waffen zu verteidigen, und er wird diese Mittel vielleicht noch lange nicht besitzen. Die Allarmnachricht von einem Eroberungszuge des bekannten Tippu-tib nach dem obern Kongo hat sich zwar zum Glück nicht bewährt, aber heute oder morgen kann doch der Fall eintreten, daß die Schöpfungen Stanleys durch feindliche Scharen bedroht werden. Ob an eine Masseneinwanderung von Europäern, wie dieselbe Amerika der kaukasischen Rasse erobert hat, in der nächsten Zeit auch hier schon zu denken ist und ob sie überhaupt möglich sein wird, ist noch sehr fraglich. Das Eindringen von Europäern ist ja allerdings durch die große Wasserstraße und die vielen herrlichen Nebenströme des Kongo sehr erleichtert. Wenn man für den Hauptstrom eine Ausdehnung der Schiffbarkeit von 1000 engl. Meilen annimmt, ferner für den Kuango 300 Meilen, für die Seeen 420 Meilen, für den Kassai etwa 800, für den Pankuru 300, für den Aruwimi 500 und für die noch unerforschten Wasserstraßen 1000 Meilen, so wird das ungeheure Becken durch etwa 4000 Meilen schiffbare Stromläufe erschlossen.[81] Ob aber das Klima nicht stets ein Hindernis für europäische Niederlassungen bilden und das Entstehen der großen Städte im Innern, welche Stanley und mit ihm viele andere bereits im Geiste an den Ufern des Kongo sich erheben sehen, gestatten wird — das ist doch

[81] Siehe Stanleys Brief an Mr. Johnston aus Leopoldville vom 25. Juli 1883.



Küſte bei Ambris.

noch sehr fraglich. Stanley, der mit begeisterten Worten für die Gründung von Niederlassungen am Kongo plaidierte und den neuen Staat den Europamüden als Ziel ihrer Auswanderung empfahl, hat damit vielseitigen lebhaften Widerspruch hervorgerufen, und die ersten Autoritäten sind gegen ihn ins Feld geführt worden, um die Unmöglichkeit seiner Kolonialprojekte zu beweisen.[84]) Nur der Erfolg oder Mißerfolg des Unternehmens wird — wie in so vielen ähnlichen Fällen — die Frage entscheiden können.

„Daß der gegenwärtige König der Belgier so lange leben wird, daß er seinen Plan völlig verwirklicht sieht," sagt Johnston, „ist unwahrscheinlich, gerade wegen der Größe seiner Anlage, aber wenn erst in nicht mehr ferner Zukunft Leopoldville eine gedeihliche Stadt geworden ist und in ihrem Glücke das Andenken ihres frühesten Beschützers dankbar ehrt, so wollen wir hoffen, daß die Marmorstatue Leopold II. von ihren sonnigen Terrassen und waldreichen Abhängen hinausblicken möge über die breiten Massen des großen Stromes, die er im Leben niemals sehen sollte, mit deren Erschließung zur Zivilisation aber sein Name unauflöslich verbunden ist." Schon finden wir aber, wenn wir das Kongowerk überblicken, in dem neuen Staate so viele Schöpfungen, wie sie in so kurzer Zeit kein anderes Land aufzuweisen hatte, in welches Europäer zum ersten mal durch feindliche Bevölkerungen eindrangen. Die in Boma ansässigen Kaufleute haben seit Stanleys Reise 15 Handelsstationen zwischen Boma und Vivi gegründet, und von der Association sind 25 Stationen errichtet worden; Vivi und Leopoldville sind zu kleinen Städten herangewachsen; eine Strecke von 1100 Kilometer Länge, von der Flußmündung bis zur Äquator Station, ist dem Handelsverkehr eröffnet, und man kann heute durch jene Gegenden, in welchen Stanley noch schwere Kämpfe zu bestehen hatte, ebenso sicher und ungehindert reisen, wie von Banana nach Vivi; vom Stanley Pool aus führt eine Straße zur Flußmündung, und eine andere zum Kuilu Niadi, dessen ganzer Lauf erforscht ist und an dessen Ufern eine Reihe rasch aufblühender Niederlassungen entstand; Dampfschiffe befahren den Kongo nicht nur im untern Lauf bis Vivi, sondern auch auf der ganzen großen Strecke zwischen den beiden Kataraktengruppen, und die zwischen diesen gelegenen Nebenflüsse; längs der ganzen Ufer, zwischen denen Stanley vor einigen Jahren als gehetzter Flüchtling hindurcheilte, gilt heute sein Wort als ausschlaggebend, sein Einfluß hält den Frieden aufrecht und schlichtet den Streit der Eingeborenen; und auch die Missionäre, denen so lange das Eindringen ins Innere des Landes verwehrt war, sind nun am Kongo erschienen und wetteifern in Thätigkeit mit dem Kaufmanne und dem Forschungsreisenden.

Drei Missionen sind im Kongo-Gebiet thätig: die Livingstone-, die Baptisten- und die römisch-katholische Mission. Bevor noch Stanley am Pool festen Fuß gefaßt hatte, und während ihm von den Eingeborenen, um

[84]) „In der ganzen langen Geschichte der Kolonisation in tropischen Klimaten giebt es nur zwei erfolgreiche Unternehmungen: Indien und Java. Alles andere brach binnen kurz oder lang in nichts zusammen. Es ist bei der so höchst lehrreichen Geschichte sämtlicher Kolonisationsversuche nur zu wundern, wenn Stanley in einem jüngsten Briefe Zentralafrika für deutsche Kolonisation anempfehlen konnte' Er sagt: „Ich werde sehr gerne die Distrikte angeben, welche ich den Kolonisten als gesund und fruchtbar empfehlen möchte . . . wir würden sehr gern eine Eisenbahn bauen, welche die Kolonisten sicher nach den gewünschten Gegenden oberhalb Stanley Pool bringen sollte u. s. w." Ähnliche Äußerungen Stanleys findet man in vielen anderen Briefen, Interviews ꝛc., und daraus kann man schließen, daß der kühne Reisende den festen Glauben hat, im äquatorialen Afrika etwa ähnliche Freistaaten zu gründen, wie in Südafrika oder Südamerika. Da vor Stanley niemand mit diesem Gedanken die Regionen am Oberlaufe des Kongo und die Ländereien zwischen diesem und dem Tanganjika-See besucht hat, so können wohl auch die in seinen Schriften, Briefen und Interviews enthaltenen enthusiastischen Schilderungen, welche er von jenen Gegenden entworfen hat, nicht leicht widerlegt werden. Aber wir haben denn doch wissenschaftliche Autoritäten, welche dem kühnen Journalisten Stanley in bezug auf seine Staatengründungsprojekte die Stange halten können. Da ist vor allen anderen Bastian der gründlichste, gelehrteste Kenner aller Tropen sowie aller Kolonien, welcher der Kolonisation und Staatengründung am Kongo jedwede leiseste Möglichkeit abspricht. Da sind Leroy Beaulieu Pechuel Loesche, Nachtigal, endlich Schweinfurth, der hierüber vor kurzem folgendes schrieb: „Keineswegs gebe ich mich dem Glauben hin, als könnten daselbst viele Tausende von weißen Ansiedlern eine zweite Heimat finden. Im Lande der Termiten wird der Weiße stets ein Fremdling bleiben." Ueber die enorme Fruchtbarkeit des großen, überaus reich bewässerten und zudem von genügenden Wasserstraßen durchzogenen Kongogebietes dürfte wohl kein Zweifel herrschen denn Livingstone, Cameron Stanley und nun der Allerjüngste, H. Johnston, sind sich darüber einig. Übrigens ist dies schon aus der üppigen tropischen Vegetation, welche das ganze Gebiet mit Ausnahme weniger Stellen bedeckt, ersichtlich. Aber die Haupttaktoren, welche einer Kolonisation im wahren Sinne des Wortes hier gewaltig entgegentreten, sind das Klima und der Mangel an Arbeitskräften" — „Die Kolonial-Projekte am Kongo" von Ernst von Hesse-Wartegg. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 1885, 2. Heft Seite 51.

ihn zu vertreiben, die Lieferung von Lebensmitteln verweigert wurde, traf dort schon ein französischer Missionär ein, P. Augouard, welcher 27 Tage gebraucht hatte, um von Vivi zum Stanley-Pool zu gelangen. König Makoko, der den Vertrag mit Brazza unterzeichnet hatte, nahm den Missionar zwar freundlich auf, wollte ihm aber doch vor der Rückkehr Brazzas, welche vor 6 Monaten nicht zu erwarten war, nicht gestatten, irgend welche Thätigkeit zu beginnen. Auch das Geschenk eines roten, goldverzierten Mantels, der ihm große Freude bereitete, vermochte daran nichts zu ändern, doch versprach er P. Augouard, wenn er später wiederkomme, ihm die Niederlassung in seinem Gebiet zu gestatten. Der Missionär trat auf dem Dampfer „Royal", den Stanley ihm zur Verfügung stellte, den Rückweg an.[83])

Seitdem haben sich die Missionen am Kongo rasch vermehrt. In Boma befindet sich eine blühende katholische Mission. Weiter flußaufwärts hat sich in Underhill die Mission der Baptisten niedergelassen. Als Johnston im Jahre 1882 den Kongo hinauf fuhr, war das kleine Missionshaus noch im Bau. Das Material, das zum Bau desselben, wie überhaupt fast aller Gebäude am untern Kongo verwendet wurde, nennen die Portugiesen „Bordão", die Engländer „Bambu". „Es ist nichts anderes als die starken Rippen der vollausgewachsenen Wedel von Phoenix spinosa, einer Art Zwergpalme, die in Überfluß auf den morschigen Strichen und flachen Schlammufern wächst, welche den untern sich weitenden Stromlauf bis zum Meere einfassen. Das Gerippe des Hauses wird zuerst durch ein Gerüst starker Pfähle gebildet, wozu die jungen Bäume des benachbarten Waldes dienen müssen, und zwischen diese werden die Bambusstäbe verflochten, welche dann eine ausgezeichnete und starke Scheidewand bilden, durch deren Ritzen die Luft frei durchstreichen kann." Weiter vorgeschritten war damals bereits die Livingstone-Binnenland-Mission in Pallaballa, unweit Vivi. Johnston spricht zwar der Bevölkerung von Pallaballa alle Veranlagung ab, das Christentum zu verstehen, das ändert aber doch nichts an der Thatsache, daß es dem Missionär gelungen war, eine stattliche Gemeinde, welcher auch der König-Mpaka angehörte, um sich zu versammeln. Einer religiösen Vertiefung scheint der Neger auf seiner jetzigen Kulturstufe nicht fähig zu sein, und Johnston verlangt wohl zu viel von den Neubekehrten, wenn er hervorhebt, daß der König während der Predigt stets verstohlene Blicke auf seine vor dem Hause arbeitenden Weiber warf, um ihre Thätigkeit zu kontrollieren. Der Gottesdienst wurde entweder in dem von der Mission errichteten Schulhause, oder im Hause des Königs abgehalten. Der Missionär hielt zunächst eine Predigt in Fiote, der Landessprache, wobei der König stets „das Ende einer jeden Periode auffaßte und es mit patronisierendem Interesse nach dem Missionär wiederholte, um damit seine Aufmerksamkeit kundzugeben", während die übrigen Anwesenden stumm und unbeweglich dasaßen; dann folgte ein Gesang in Fiote, und ein kurzes Gebet beschloß den Gottesdienst, worauf noch eine Zeremonie folgte, auf welche die Eingeborenen nicht verzichten wollen: einer nach dem andern trat an den Missionär und die anderen anwesenden Weißen heran und reichte ihnen mit einem „Gu' Nacht Herr" die Hand. Sie haben diese Begrüßung von den Missionären gelernt, und auf seiner Wanderung durch das Dorf wurde Johnston überall mit „G' Morgen!" begrüßt.

Am Stanley Pool hatten sich schon im Jahre 1882 zwei englische Missionen niedergelassen, beide auf Grund und Boden, der ihnen von der Association abgetreten wurde, die eine rechts, die andere links von der durch Stanley errichteten Station.

„Die eine liegt auf dem Leopold-Berg und nennt sich die Arthington-Mission der Baptistenkirche; die andere führt keinen besondern Namen und gehört der Livingstone-Inland-Kongo-Mission an. Die erstere stand unter Aufsicht des Herrn T. J. Comber, die zweite wurde von Dr. Sims geleitet; beide Herren haben ein warmes Herz für ihre Anstalt, sind außerordentlich energisch und zeichnen sich durch großen Eifer bei Wahrung der ihnen anvertrauten wichtigen Interessen aus. Es war ein scharfer Wettkampf um ein großes Ziel; die Baptisten gewannen am Stanley-Pool den Sieg; Dr. Sims war der erste, welcher die Gewässer des obern Kongo befuhr. Die Baptisten kamen den Konkurrenten mit der Anlage einer Station oberhalb des Stanley-

[83]) Les missions catholiques, 1882, Seite 100 ꝛc.

Pool zuvor, doch hatten diese dafür sich bald darauf auf einer Station am Äquator festgesetzt. Die Baptisten besaßen den ersten Dampfer auf dem Kongo, aber auch die Livingstone-Missionare bauten schon einen solchen in Leopoldville, als jener vom Stapel lief. Es war ein seltsamer religiöser Zweikampf, welchen diese beiden Missionen der protestantischen Kirche miteinander ausfochten; die Chefs von beiden hatten abwechselnd einer dem andern den Rang abgelaufen und außerordentliches individuelles Geschick bewiesen. Wann und wo dieser eigenartige Wettstreit aufhören wird, weiß niemand. Solange die Missionen durch die jährlichen Beiträge ihrer gläubigen und getreuen Anhänger unterstützt werden, wird derselbe zweifelsohne fortgesetzt, bis das Kongobecken überwunden, moralisch besiegt und dem christlichen Glauben gewonnen ist."

Die Baptisten sind auch noch weiter vorgedrungen und haben in Lukolela eine Station errichtet, und kaum daß sie dort festen Fuß gefaßt hatten, rüsteten sie sich zu einer großen Expedition, zu welcher Mr. Hartington 40000 Mark zur Verfügung stellte: sie wollten versuchen, vom obern Kongo zum Ukerewe und nach Muta Nzige vorzudringen. Jedenfalls können sie mit ihren bisherigen Erfolgen zufrieden sein, denn seit der Gründung ihrer ersten Station in San Salvador, welche 1878 durch die Missionäre Comber und Grenfell errichtet wurde, haben sie es bis auf ein halbes Dutzend Stationen am Kongo gebracht: San Salvador, Underhill, Bayneston, Wathen (Manyanga gegenüber), Arthington am Stanley-Pool bei Leopoldville und Lukolela. Sie haben am Stanley-Pool einen eigenen Missionsdampfer „Peace" erbaut, mit welchem zunächst eine Rekognoszierungsfahrt auf dem Kuango unternommen wurde, wobei man in 5 Tagen bis oberhalb des Zusammenflusses von Kuango und Wabuma vordrang. Für die fernere Ausbreitung des Wirkungskreises der rührigen Mission wird dieser Dampfer gewiß noch von großer Wichtigkeit werden.

Die englische Mission hat ihre Erfolge nicht leicht errungen.[1] Es galt hartnäckigen Widerstand der Eingeborenen zu besiegen, und die ersten Errungenschaften der Missionäre waren mit Blut erkauft. Die Missionäre Comber und Hartland ließen sich durch die unfreundliche Haltung der Eingeborenen nicht abschrecken und drangen bis zum Kiloa, einem Zufluß des Kongo vor. Dort änderte sich die Szene. Die Eingeborenen flohen nicht mehr vor ihnen wie bisher, sondern nahmen eine drohende Haltung an. „Nie," schreibt Combers Begleiter, „werde ich den Empfang vergessen, der uns zuteil wurde. Wir treten in das Dorf und fragen die Einwohner nach seinem Namen. Man antwortet uns nicht. Die Eingeborenen ziehen sich ein wenig zurück; dann schreit ein Mann: „Ndabonga ukeli; paunda mundele!" Holet die Gewehre! Tötet die weißen Männer!) Sie stürzen fort, kommen aber bald wieder, bewaffnet mit langen Stöcken, mit großen Steinen, mit Messern und Gewehren. Ohne sich in eine Unterhandlung einzulassen, beginnen sie um uns herum zu tanzen und zu springen und ihre Waffen zu schwingen. Herr Comber setzt sich vor ein Haus, und ich will soeben dasselbe thun, als unsere Angreifer schreien: „Auf! Auf!" Nie habe ich so grausame, so wilde, so teuflische Gesichter gesehen. Wir erheben uns; wir rufen ihnen zu, einzuhalten, und sagen, daß wir schon gehen. Alles vergebens! Steine fliegen hinter uns her, man schwingt Stöcke und Messer gegen uns. Wir sehen ein, daß diese Leute entschlossen sind, nicht nur uns aus ihrem Dorfe zu vertreiben, sondern uns zu ermorden. Unsere einzige Hoffnung auf Rettung beruht in der Flucht, aber unsere Lage erscheint verzweifelt. Wir sind alle verwundet, aber es gelingt uns, einen Hügel zu erreichen. Da hören wir mitten in dem Geheul hinter uns einen Schuß und sehen Herrn Comber, der uns voraneilte, fallen. Ich stürze auf ihn zu und will ihn beim Aufstehen unterstützen, aber er sagt: Nein, John, es ist unnütz . . . ich bin verwundet . . . rettet euch!" — Zum Glück war Herr Comber nur leicht verwundet und vermochte den Fliehenden zu folgen. Man erreichte das nächste Dorf, und durchzog dasselbe, trotzdem man jeden Augenblick das Eintreffen der Verfolger fürchten mußte, in langsamem Zug, um keinen Verdacht zu erregen. Die Einwohner hatten den Schuß gehört und kamen bewaffnet aus ihren Häusern, waren aber unschlüssig, was sie thun sollten, und ließen die Flüchtlinge

[1] D. Neuville & Ch. Bréard, Les voyages de Savorgnan de Brazza. Voyages des missionaires anglais à Stanley-Pool. Paris, Berger-Levrault et Cie, 1884, Seite 221 u. f.

ungehindert vorbeiziehen. Bald kamen aber einige hinter ihnen her und verfolgten sie mit Steinwürfen noch mehrere Stunden weit, bis die Ermüdung sie bewog, die Verfolgung aufzugeben. Obwohl Herr Comber sehr entkräftet war, wurde die Flucht doch noch bei Nacht fortgesetzt, bis man endlich Träger fand, welche den Verwundeten in 2 Tagen zum Kongo brachten, wo die Kugel aus der Wunde gezogen wurde.

Um dieselbe Zeit drangen 2 andere Missionäre, Herr Crudgington und Herr Bentley, ins Innere vor. Sie beabsichtigten den Stanley-Pool auf dem Nordufer des Kongo zu erreichen. Am 17. Februar verließen sie Vivi und erreichten nach einem Marsch von 21 Tagen Ntamo. Am Gordon-Bennett wurden sie zwar von einem Häuptling freundlich aufgenommen, der ihnen erzählte, daß Weiße in der Nähe seien, aber als sie am folgenden Tage den Stanley-Pool erreichten, sahen sie sich plötzlich von 150 bis 200 Schwarzen umringt, welche drohend ihre Speere schwangen. Brazzas Vertreter, der Sergeant Malamine, stellte sich bald darauf ein, aber er vermochte ihnen nicht zu helfen, sondern riet, sobald als möglich die Gegend zu verlassen. Die Missionäre befolgten den Rat, aber beim Dorfe Nshasa fanden sie sich wieder einem bewaffneten Haufen gegenüber. Alle Beteuerungen, daß sie Freunde der Franzosen seien, nützten nichts: die Neger erklärten, da sie nicht Franzosen seien, müßte man sie als Feinde betrachten, und es blieb ihnen schließlich keine andere Wahl als die Umkehr.

Diese Expedition der beiden Missionäre versetzte die Baptisten am Kongo in die größte Aufregung. Sie begannen eine fieberhafte Thätigkeit zu entwickeln. Stanley hatte ihnen den Weg gewiesen, den sie einzuschlagen hatten, um mit Aussicht auf Erfolg ins Innere vorzudringen. Er riet ihnen, dem Landweg von Vivi bis Isanghila zu folgen und dann ein gutes eisernes Schiff ins Wasser zu lassen, auf dem sie leicht bis Manyanga gelangen könnten. Die Baptisten boten sofort alle ihre Kräfte auf, um dieses Ziel zu erreichen. Ein Geschenk von 80000 Mark, das ihnen um diese Zeit zufiel, setzte sie in den Stand, ihre Pläne in großem Maßstabe auszuführen. Von dieser Summe bestimmten sie 20000 Mark für den Bau eines Dampfers, welcher nach Stanleys Angaben in Limehouse erbaut wurde und den Namen „Plymouth" erhielt. Als im Juli 1881 einer der beiden Missionäre, welche den Stanley-Pool erreicht hatten, nach London kam und dort eifrig für die Kongo-Mission zu wirken begann, waren bald 40000 Mark gesammelt. Die Missionäre wanderten abermals zum Stanley-Pool hinauf, wo die Mission ein kleines Gebiet erworben hatte. Sie gründeten zunächst eine Station in Manyanga, wo sich rasch auf einem Hügel auf dem rechten Ufer ein freundliches Häuschen erhob, dann eine zweite in Isanghila. Nun lag die schiffbare Flußstrecke vor ihnen, kein Hindernis stand mehr ihrem Vordringen entgegen. Heute besitzen die Missionäre zwei Dampfer auf dem Strom, „Plymouth" und „Peace", und in Underhill, dem frühern Wanga-Wanga, wohin sie bald ihr Zentral-Depot von Mussuko verlegten, eine feste Basis am Unterlauf des Flusses, von wo aus alle tiefer landeinwärts gelegenen Stationen leicht mit allem Nötigen versehen werden können.[85])

Uns erübrigt nun noch, einen Blick auf die jüngsten Expeditionen zu werfen, welche das Kongobecken zu ihrem Wirkungsfeld ausersehen hatten. Wir verließen Brazza, als er abermals den Ogowe hinauffuhr. Anfang Juli war er in Franceville, nachdem er mit allen Häuptlingen an beiden Ufern des Flusses Verträge geschlossen, welche die Freiheit der Schiffahrt sicherten, und im Okanda-Lande den Posten Boue, im Aduma-Lande Nghimi (Niati) gegründet hatte. Er teilte das ganze Gebiet zwischen Franceville und der Küste in 3 Distrikte: Alima, Ober- und Mittellauf des Ogowe, und Unterlauf des Ogowe (incl. Küstengebiet), deren jeder der Leitung eines Europäers anvertraut wurde. Dann bewog er die wilden Afurus an der Alima zu einem Freundschaftsvertrag, gründete an der Mündung des Flusses Leketi den Posten Alima-Leketi, und Dr. Ballay fuhr die Alima hinab in den Kongo, wo sich herausstellte, daß dieselbe mit Stanleys Kunja identisch war. Endlich wurde noch nahe der Mündung des Lefini die Station Nganschuno errichtet. Das

[85]) Jos. Tritton, der Schatzmeister der Baptisten-Mission, hat die bis zum Jahre 1884 erzielten Erfolge in Rise and progress of the work on the Congo river zusammengestellt.

waren sehr große Erfolge in überraschend kurzer Zeit, zu denen sich nun noch die Ergebnisse der Forschungsreise des Leutnants Mizon gesellten, der am 9. August 1885 von Franceville den Ogowe bis zur Mündung des Libombi hinabfuhr, dann sich landeinwärts wandte und nach langen Kreuz- und Querzügen Ende Oktober die französische Faktorei in der Nähe der Lagune Banja erreichte. Von praktischer Bedeutung für den Handelsverkehr war zwar diese Reise nicht, aber durch die zahlreichen, von Leutnant Mizon unterwegs vorgenommenen Höhenmessungen wurden die sorgfältigen Arbeiten der deutschen Loango-Expedition ergänzt und die Karte des Gebietes zwischen der Küste, dem Ogowe und Kongo wesentlich bereichert.

Gleichzeitig hatten die Expeditionen, welche Stanley vom Kongo zum Kuilu-Niadi abgesandt, große Erfolge erzielt. Bei der Sendung des Kapitäns Elliot, des Leutnants van de Velde und den anderen, rasch folgenden Expeditionen[86]) kam es Stanley hauptsächlich darauf an, in dem Gebiet zwischen Kuilu und Kongo festen Fuß zu fassen, um sich einen zweiten Weg zur Küste zu sichern. Da kein Opfer gescheut wurde, um die Häuptlinge zum Abschluß von Verträgen zu veranlassen,[87]) entstanden rasch die Stationen Bulangungo und Nibokko-Songho zwischen Kongo und Niadi, Nkula am obern Luemme, Philippeville, Stéphanieville und Stanley-Niadi am Niadi, Sengi (Madembe) am Louassa, Franktown an der Mündung des Louassa in den Kuilu, Kitabi und Baudoinville am Kuilu, und an der Mündung des letztern Rudolfstadt und Grantville. Stanley war also den Franzosen auch hier zuvorgekommen, aber durch die während der Berliner Konferenz zwischen der Association und Frankreich und Portugal abgeschlossenen Verträge ging dieses große Gebiet verloren und gelangte, wie wir bereits berichtet, zum großen Teil in den Besitz Frankreichs, dessen Kolonie Gabun dadurch einen Zuwachs von 440800 □Kilometer erhielt.

Ein reiches Arbeitsfeld eröffnet sich noch der Forschung in den südlichen Zuflüssen des Kongo. Dort begegnen wir auch der deutschen Thätigkeit, die der Leser bei der bisherigen Schilderung des Kongo-Gebietes vermißt haben wird, auf Schritt und Tritt. Wiederholt hat seit dem Jahre 1875 die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland dorthin Reisende entsendet. In San Paulo de Loanda, dem Ausgangspunkt aller Reisen in das Innere, war schon am 3. Februar 1875 unter Führung des Hauptmanns A. von Homeyer die deutsche Lassange-Expedition eingetroffen, bei welcher sich Dr. Pogge, Hermann Soyaux und A. Lux befanden. Die Expedition brach nach 14tägigem Aufenthalt in San Paulo de Loanda nach dem Innern auf, aber schon nach wenigen Tagen wurde ein Teilnehmer nach dem andern vom Fieber ergriffen, und einer nach

[86]) Siehe Leutnant S. Israel, Eine Forschungsreise nördlich des Kongo am Kwilu-Niadi im Auftrage Stanleys. Berlin, Ferd. Dümmler, 1885. — Eine Zusammenstellung der Erwerbungen der Association bis zum Zusammentritt der Konferenz enthält A. J. Wauters, Les Belges au Congo, Bruxelles, Institut national de géographie, 1884.

[87]) Als Muster der von der Association mit eingeborenen Häuptlingen abgeschlossenen Verträge sei jener mit dem Häuptling Manipambo mitgeteilt: 1. Artikel. Der Häuptling Manipambo erkennt es als äußerst wünschenswert an, daß das Komitee in seinem Territorium eigene Stationen zu Gunsten des Handels und zur Sicherung der Vorteile, welche daraus für das Land und die Bewohner desselben entspringen, gründe und befördere. Zu diesem Zweck zediert und überläßt Manipambo als vollkommenes Eigentum dem Komitee die Territorien in der Umgebung von Rudolfstadt und Tschissanga, ferner das Land von Rudolfstadt 40 Kilometer flußaufwärts bis Mamanya matali mit allen Inseln des Kuilu, ausgenommen die früher abgetretenen Ländereien von Saboga, Aquello, Silva, Silveiro und Picho. 2. Artikel. Manipambo bestätigt in aller Form, daß diese Territorien einen Teil seines Gebietes bilden und daß er freies Verfügungsrecht darüber besitzt. 3. Artikel enthält den Kaufpreis in Waren: 200 Stränge rote Perlen, 1000 Stück Zeug, 25 Fäßchen Pulver, 24 Anzüge, 25 Gewehre, 100 Stück Töpferwaren, eine Küste Haumesser (Machete), 420 Liter (1 Pipa) Rum, 50 Kisten (je 12 Flaschen) Genèvre und Branntwein, und außerdem als Leibrente monatlich 3 Stücke Zeug und 1 Gallone, d. i. 4½ Liter Rum. (Das Ganze dürfte nach unserem Gelde nicht mehr als 5000 Mark wert sein.) 4. Artikel. Durch die Session des Territoriums werden alle Souveränetätsrechte auf das Komitee übertragen. 5. Artikel. Das Komitee garantiert ausdrücklich den auf dem abgetretenen Territorium angesessenen Eingeborenen Eigentum und freie Nutznießung ihrer Grundstücke. Es verspricht, ihre Person und ihre Besitztümer gegen alle Angriffe und Belästigungen zu verteidigen, sollte irgend jemand ihre persönliche Freiheit bedrohen oder die Frucht der Arbeit ihnen zu entreißen suchen. 6. Artikel. Wege und Straßen dürfen in der ganzen Ausdehnung des Territoriums jetzt und in Zukunft vom Komitee angelegt werden, ebenso, wenn es für opportun zur Bestreitung der Kosten erachtet würde, Zölle auf diesen Straßen zu Gunsten des Komitee erhoben werden. 7. Artikel. Der Häuptling verpflichtet sich, seine Streitkräfte dem Komitee zur Verfügung zu stellen, sollte von irgend jemand, von welcher Farbe er auch sei, ein Angriff auf das Territorium gemacht werden. 8. Artikel. Manipambo verpflichtet sich, nur dem Komitee den Bau einer Eisenbahn zu erlauben und jedem andern dies zu verweigern. — Das Ausland, 1884, Seite 210.

dem andern sah sich, schwerkrank und entkräftet, zur Umkehr gezwungen. Der erste, dessen Kräfte erschöpft waren, war der Führer der Expedition Hauptmann von Homeyer; bald folgte ihm Oberleutnant Lux nach, und auch der Botaniker Soyaux mußte nach Tschintschotscho zur Loango-Expedition zurückkehren, da seine zerrüttete Gesundheit ein weiteres Ausharren unmöglich machte. Dr. Pogge übernahm nun die Leitung der Expedition und führte dieselbe glücklich ans Ziel. Über Malanga weiterziehend, überschritt er am 11. August den Quango und zog am 26. in Kimbundu ein. Über den Kikumbo, Luayi, Kassai und Lulua erreichte er dann am 9. Dezember 1875 Mussumba, die Hauptstadt des Muata Jamwo, wo ihm ein ungemein ehrenvoller Empfang zuteil wurde. Er entwirft von demselben in seinem Tagebuche eine interessante Schilderung, aus welcher wir die auf seine Begrüßung durch den Herrscher sich beziehende Stelle hervorheben. Ein Schwarm von Eingeborenen, der lawinenartig anwuchs, begleitete ihn von seinem Lager zu dem nur wenige Minuten entfernten Lager des Königs, und als er dasselbe erreichte, mochte er ein Gefolge von vielleicht 1000 Menschen haben. Die Thür der Hütte öffnete sich und ein Neger kam eiligen Schrittes hervor. „Dann folgte ein großer Trupp Weiber, welche wie eine Meute Hunde aus ihrem Zwinger lärmend auf den freien Platz hinausströmten; dann erschien der Herrscher selbst in sitzender Stellung, auf einer Art Tragbahre getragen. Hinterher kam das Musikkorps, bestehend aus 4 Negern, von denen die beiden vorderen ein Saiteninstrument, die beiden hinteren eine Trommel bearbeiteten. In der Mitte des Platzes hielt der Zug still, und ein Adjutant führte mich zu dem Herrscher, welcher sichtlich erfreut war und mit wohlwollend lächelnder Miene seine Hand von der Tragbahre herabreichte, in welche ich kräftig einschlug. Als die erste Zeremonie beendet war, ließ mich Muata Jamwo bitten, meinen Hut abzunehmen, welchen Wunsch ich erst nicht verstehen konnte, bis der Adjutant ihn mir durch Pantomimen verständlich gemacht hatte, da meine Dienerschaft gar nicht, der Dolmetsch aber sehr schlecht die Lundasprache verstand. Als ich endlich meinen Hut abgenommen hatte, brach ein allgemeiner Jubel aus. Muata Jamwo lachte und schien Bemerkungen über mein Haar zu machen, während seine Umgebung in die Hände klatschte und auf den Fingern pfiff. Jetzt bat er mich, meinen Regenschirm aufzuspannen, und ließ mir darauf sagen, daß er mich heute besuchen würde. Ganz Mussumba schien außer sich vor Freude zu sein."

Der Expedition Pogges folgte im nächsten Jahre jene des bekannten Afrika-Reisenden Eduard Mohr. Die großen Erwartungen, welche sich an diese Reise knüpften, gingen leider nicht in Erfüllung. Mohr starb bereits am 26. November 1876 in Malange, wahrscheinlich an perniziösem Fieber.

Auch der nächsten Expedition — Ingenieur O. Schütt und Gierow — war das Glück nicht hold; sie hatte sehr große Schwierigkeiten zu überwinden, aber trotz derselben erzielte sie ganz bedeutende Resultate inbezug auf die Kartographie des südlichen Kongobeckens, in welchem Schütt 7 Nebenflüsse des Kongo und eine Menge kleiner Zuflüsse des letztern feststellte.

Die unermüdliche Afrikanische Gesellschaft hatte indessen schon eine neue Expedition ausgerüstet, deren Führung Max Buchner übernahm, welcher Muata Jamwo Geschenke des deutschen Kaisers überbringen sollte (1879). Buchner traf mit Ingenieur Schütt, der sich auf dem Heimwege befand, in Malange zusammen und erreichte am 11. Dezember 1879 die Residenzstadt des Muata Jamwo.

Dr. Buchner war von dem Empfang beim Muata Jamwo nicht so entzückt wie Pogge. Er schilderte denselben als einen habsüchtigen Despoten, der ihn bis zum Juni 1880 in seiner Residenz zurückhielt, um ihn möglichst aussaugen zu können. Dr. Buchner machte sich endlich gewaltsam frei. Er sandte einen Teil seiner Begleiter mit den Sammlungen nach San Paulo de Loanda zurück und behielt nur die verläßlichsten und mutigsten Leute bei sich, mit denen er weiter nach Westen vordringen wollte. Er stieß jedoch auf so große Schwierigkeiten, daß er nach 3 vergeblichen Versuchen zurückkehren mußte. Das von ihm mit großer Energie geleitete Unternehmen war an der Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit der mitgenommenen Träger und der immer drohender werdenden feindlichen Haltung der Eingeborenen gescheitert, aber als er im Februar 1881

Malange erreichte, dachte er trotzdem noch nicht an Rückkehr nach Europa, sondern blieb noch, mit neuen Forschungen beschäftigt, bis zum Jahre 1882 im Lande.

Noch während er beim Muata Jamvo weilte, hatte die Afrikanische Gesellschaft eine Expedition ausgerüstet, die durch ihre Leistungen sich eine der ersten Ehrenstellen in der Entdeckungsgeschichte Afrikas erwerben sollte. Die Führung der Expedition, welche im November 1880 aufbrach, übernahmen Dr. Pogge und Leutnant Wißmann. Ihre Absicht war, zunächst Muata Jamvo aufzusuchen, dem ja Dr. Pogge nicht mehr fremd war, nachdem sie aber von Dr. Buchner, mit dem sie unterwegs zusammentrafen, erfahren, wie es diesem bei dem Kalundakönig ergangen, änderten sie ihren Plan und wandten sich nach Norden. Die Eingeborenen hatten von einem nördlich von Kimbundu gelegenen Reich Baschilange erzählt, von dessen Reichtum sie fabelhafte Schilderungen entwarfen, und es gelang den beiden Reisenden Führer anzuwerben, welche sie dorthin geleiten wollten. Die Expedition zog durch das Land der Kioque, und es glückte ihr, auch durch das Reich des Muata Jamvo zu dringen, wo man ihr den Weitermarsch verwehren wollte. Bevor der Kalundakönig sich zu feindlichen Schritten gegen sie entschlossen hatte, hatten Pogge und Wißmann sein Land in Eilmärschen durchzogen und standen am Ufer des Kassai, eines der größten südlichen Zuflüsse des Kongo. Dschingenge, einer der beiden Fürsten der Baschilange, empfing sie am andern Ufer dieses Flusses, und sie folgten ihm in seine am Lulua befindliche Stadt, wo sie freundlich aufgenommen wurden. Sie verweilten 4 Wochen im Baschilange-Lande, Pogge als Gast des Fürsten Mukenge, Wißmann bei Dschingenge. Als sie endlich aufbrachen, gab ihnen Mukenge noch das Geleite bis zum See Munkamba, der sich bedeutend kleiner erwies, als man nach den wie gewöhnlich bedeutend übertriebenen Schilderungen der Eingeborenen erwartet. Diese hatten erzählt, daß der Munkamba-See so groß sei, daß kein Vogel imstande sei, von einem Ufer zum andern zu fliegen, und in Wirklichkeit hatte der See nur 5 Stunden im Umfang.

Eine Meuterei, welche unter ihren Trägern ausbrach, zwang die Reisenden, alle bis auf 20 zu entlassen. Sie durchzogen darauf das dicht bevölkerte Land der Baschilange, überschritten Anfang Januar 1882 den Lubi, einen Nebenfluß des Lubilasch, und gelangten in das Gebiet der Bassonge. Dasselbe machte einen sehr günstigen Eindruck. Die Bassonge, ein kräftiger Menschenschlag, wohnen in sauberen, hübschen Dörfern, und ihre freundlichen Wohnhäuser, welche in den Ortschaften schnurgerade Straßen bilden, sind inmitten eingezäunter Gärten erbaut. In den Häusern findet man kunstvoll gearbeitete Gerätschaften und Geschirr aus Thon, Holz, Eisen und Kupfer, gleich den Stoffen, welche die Bassonge zu ihrer Kleidung verwenden, eigenes Fabrikat derselben. Die Expedition durchzog in 2 Tagen einen Urwald, in welchem viele Elefanten, Büffel und Warzenschweine hausten, gelangte in das Reich Koto, überschritt am 29. Januar den mächtigen Lubilasch und vertiefte sich dann in weite, wasserreiche Prairien, in welchen sich viele, zum Teil von Kannibalen bewohnte Dörfer befanden. Nachdem der Lomami überschritten worden, erreichte man am 2. April den mächtig angeschwollenen Lufubu, welcher einem weiten See glich. Dort wurden Canoes gebaut und auf diesen in den Lualaba hinabgefahren. Am 16. April befand sich die Expedition in Njangwe, wo sie von den arabischen Händlern freundlich aufgenommen wurde. Während Dr. Pogge von dort am 5. Mai nach Mukenges Staot zurückzog, setzte Wißmann allein die Reise zur Ostküste fort, wo wir ihm später (siehe Band III) wieder begegnen werden.[88])

Von Wichtigkeit für die Erforschung des Kongo-Gebietes versprach eine von der Afrikanischen Gesellschaft im Jahre 1884 abgesandte Expedition zu werden, welcher die Herren Leutnant Schulze, Büttner, Kund, Wolff und Tappenbeck angehörten. Sie sollte von Ambrizette ins Innere dringen, wurde aber durch die Eingeborenen zur Umkehr gezwungen, worauf sie sich nach dem untern Kongo begab, wo es ihr gelang, festen Fuß zu fassen. Sie erwarb von der Association Internationale einen kleinen Landstrich am Kongo bei Noki und auf demselben eine Station, bisher die erste und einzige deutsche Station am Kongo. Leutnant Schulze beab-

[88]) Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, 1878/79, 1880.

Der Marktplatz von S. Paulo de Loanda.

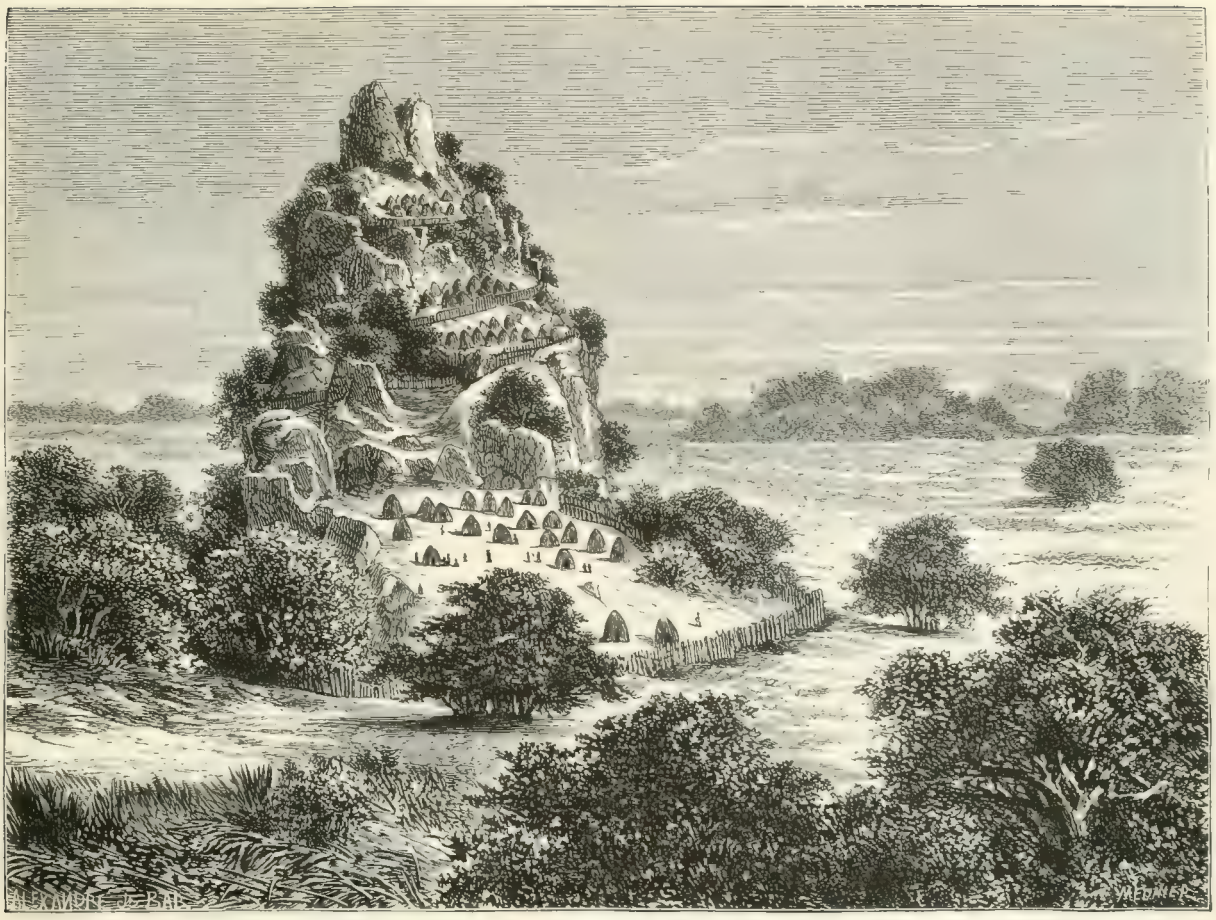
sichtigte, von dort sich zunächst nach San Salvador zu begeben und dann zum Quango vorzudringen, den er beim Muene Putu Cassongo zu erreichen gedachte. Sein plötzlicher Tod (15. Februar 1885) in San Salvador verhinderte ihn an der Durchführung dieses Planes, und es bleibt abzuwarten, ob die ihres Führers beraubte Expedition, deren Leitung nun der Botaniker Dr. Büttner übernommen hat, nicht vielleicht auch noch zu den mißglückten wird gezählt werden müssen.

Den neuesten Berichten zufolge hat sich die Expedition geteilt. Dr. Büttner hatte die Fälle des Ambrizette besucht und beabsichtigte hierauf von San Salvador zum Kiamvu vorzudringen, wo Wolff von Ndamba her mit ihm zusammentreffen sollte. Kund dagegen beabsichtigte von Underhill zum Stanley-Pool vorzudringen und dort einen Missionsdampfer zu einer Forschungsreise den Kwa aufwärts zu benützen.

Wir mußten uns bei unserer Schilderung der Erschließung des Kongo-Gebietes darauf beschränken, das Wichtigste hervorzuheben, und konnten auch dieses teilweise nur in großen Zügen schildern, denn eine erschöpfende Darstellung der jüngsten Reisen und Forschungen am Kongo würde mehr Raum erfordern, als hier zur Verfügung steht. Für den Zweck dieses Werkes, einen Überblick über das bisher am Kongo Geschaffene zu bieten, werden die vorstehenden Blätter genügen.

Aus dem bunten Gewoge des Gährungs- und Werdeprozesses am Kongo treten uns, scharf von ihrer Umgebung sich abhebend, die Gestalten zweier Männer entgegen, mit deren Namen eine der größten Thaten des 19. Jahrhunderts unlösbar verknüpft bleibt: der edle, für das Wohl der Menschheit begeisterte König der Belgier und Henry Stanley, der von ihm zum Gouverneur des neuen Staates ernannte kühne Reisende. Wenn wir die von den größten Erfolgen gelohnte Thatkraft und unermüdliche Ausdauer des einen bewundern, dürfen wir dem stillen Wirken des andern nicht minder große Anerkennung nicht versagen. Wie ein freundlicher Lichtblick, der das Dunkel erhellt, mutet uns die selbstlose Opferwilligkeit dieses Fürsten an — eine in unserer Zeit so selten gewordene Eigenschaft, daß die Welt lange sich nicht zum Glauben an dieselbe aufraffen konnte und nicht zu begreifen vermochte, daß jemand Millionen ausgeben könne, ohne auf einen Gewinn zu rechnen. Die Entwickelung des Kongowerkes hat den „Träumer", wie man den König nannte, glänzend gerechtfertigt.[8*])

[8*]) „Die Gründer der Internationalen Gesellschaft sind „Träumer" genannt worden die Utopien nachjagen und Luftschlösser bauen. Leute, die sich selbstsüchtiger Weise praktisch nennen, gestehen offen ein, nicht begreifen zu können, warum jene großen Geldsummen ausgegeben worden sind, welche doch keine Dividenden abwerfen und von welchen auch gar keine erwartet werden. Als ein reicher Mann einmal jemanden absandte, um einen alten, in Afrika verschollen geglaubten Reisenden aufzusuchen, da begannen die Leute nach den Ursachen zu forschen, welche zu einer solchen Sendung bewegen können; sie verstehen wohl oder glauben zu verstehen, warum ein George Peabody Hunderttausende in Musterwohnungen, oder ein Josiah Mason in einem Institut, oder ein Burdett Coutts in einem Fischmarkt anlegt; sie können es auch verstehen, warum eine ganze Nation 20 Millionen Pf. hergiebt, um die Sklaven in Westindien zu befreien, und warum dieselbe Nation 1 Million Pf. herzugeben bereit ist, um einen einzigen Mann zu befreien — einen Landsmann, den man zu Khartum in Gefahr glaubt. Wenn sie auch bei England die Befriedigung eines Gefühls zu verstehen glauben, so sind sie doch nur langsam bei der Hand, wenn es sich darum handelt zu verstehen, daß es ebenfalls nur eine Gefühlssache war, welche König Leopold II. bewog, bei der Internationalen Gesellschaft Vaterstelle zu vertreten. Er ist wohl ebenfalls ein „Träumer", wie seine Genossen, weil sein Mitgefühl den vernachlässigten Millionen des schwarzen Erdteils gilt? Weil Dividenden nichts damit zu thun haben, sind sie nicht imstande, dieses rastlose, glühende, Leben und Spannkraft hervorrufende Gefühl richtig zu würdigen, welches zivilisierenden Einfluß unter den schwarzen Rassen zu verbreiten und mit dem Licht der Zivilisation die dunklen Stellen des düster blickenden Afrika aufzuhellen sucht. Deshalb also sind sie Träumer! Welche großen Erfinder, welche Förderer der Menschheit und welche großen und weisen Männer, die über den Durchschnitt der Geschlechter dieser Erde hervorragten, sind nicht von Galilei bis auf James Watt mit jenem verächtlichen Epitheton bedacht worden! Columbus war ein Träumer, aber sein Traum endete mit der Entdeckung von Amerika; Morse war ein Träumer, aber sein Traum hat sich in dem Draht, welcher unter dem Meere die Erde umspannt, verwirklicht; James Watt wurde von seiner Mutter Träumer genannt, aber sein Traum hat die Welt befruchtet; alle großen Entdeckungen und hervorragenden Ideeen sind für die gedankenlose Menge Träume, aber die Zeit macht sie dennoch zum Segen für alle Menschen zur Wahrheit! Wer weiß, ob nicht in ferner Zukunft das Andenken an die Begründer der Internationalen Gesellschaft ebenfalls geehrt werden wird als das der hauptsächlichsten Beförderer und Verbreiter der Zivilisation im neu entstandenen Afrika!"



Dorf Quingōlo.

Die portugiesische Küste.

Wir betreten nun das Gebiet jener Macht, welche den größten Küstenstrich sowohl an der West- als an der Ostküste Afrikas besitzt, und doch heute nur Trümmer ihres ehemaligen Besitzes ihr eigen nennt. Vor 400 Jahren hatte noch eine Berechtigung der pomphafte Titel: „König von Portugal und den beiden Algarven, Beherrscher des Ozeans auf beiden Seiten Afrikas, Herr von Guinea, Äthiopien, Arabien, Persien und der beiden Indien.“ Damals hatte Portugal am 7. Juni 1594 mit Kastilien zu Tordesilhas einen Vertrag geschlossen, durch welchen die beiden großen Seemächte des 15. Jahrhunderts eine Grenze zwischen ihren überseeischen Besitzungen festsetzten. Eine 370 Leguas westlich von den Kapverden nach Süden geführte Linie sollte die Grenze zwischen dem spanischen und und dem portugiesischen Kolonialbesitz bezeichnen. Alles Land, das westlich von dieser Demarkationslinie lag, sollte Spanien gehören, welches dafür Portugal alles Land im Osten überließ. Die beiden Seemächte teilten demnach die Erde unter sich, und Portugal fielen bei dieser Teilung zwei ganze Erdteile zu.

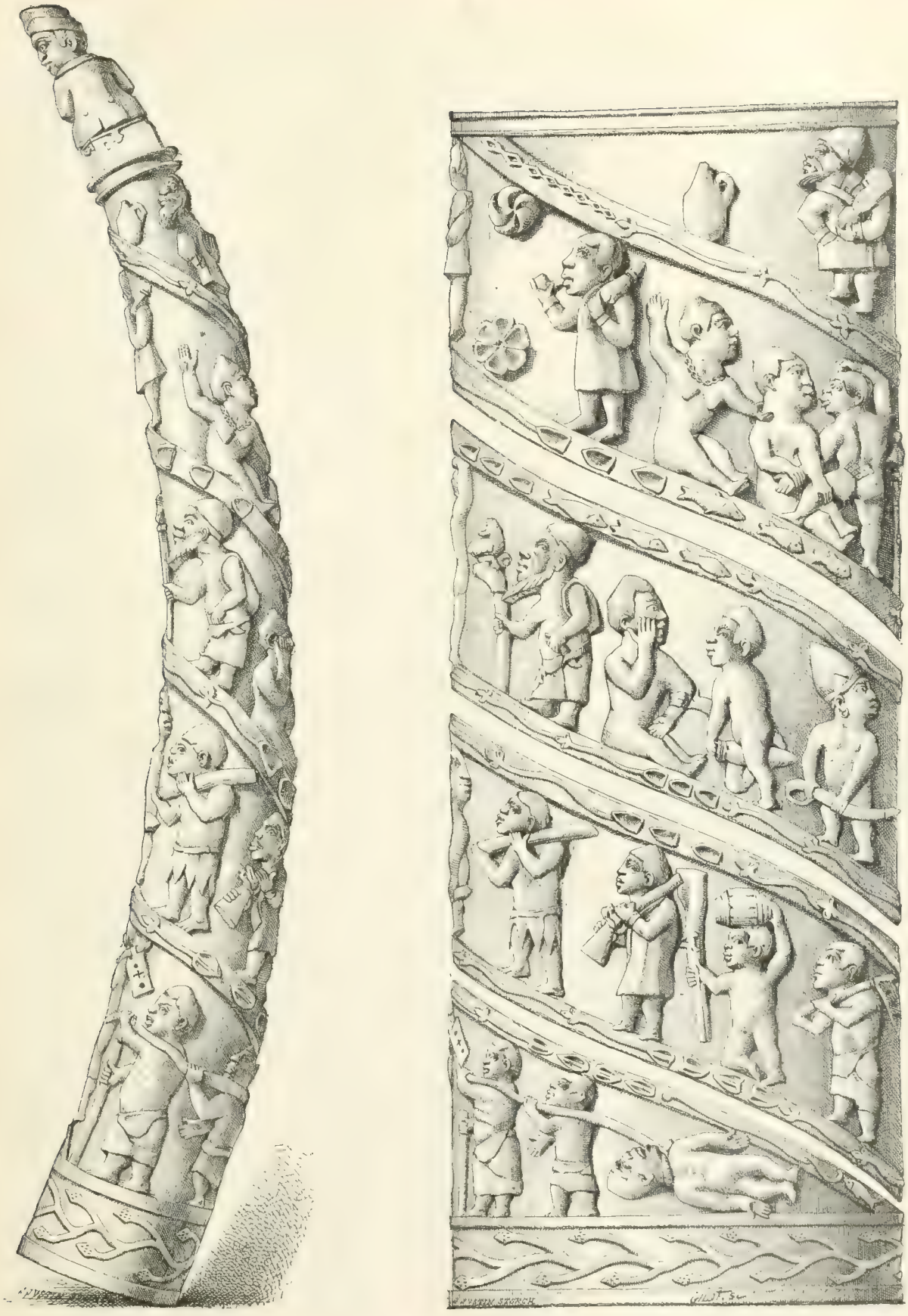
Wie haben sich seitdem die Zeiten geändert! Der große Kolonialbesitz Portugals ist ebenso geschwunden, wie seine Flotte, welche ihm neben Spanien die Herrschaft zur See sicherte. Von mehreren tausend Schiffen, welche die portugiesische Handelsflotte im 15. Jahrhundert zählte, ist sie heute auf wenig über 400 herab gesunken, und der riesige Kolonialbesitz, die Quelle seines Reichtums, ist immer mehr zusammengeschrumpft; der indische Besitz ist kaum noch der Schatten dessen, was er einst gewesen, und der afrikanische schien sich bereits in einem Zustande völliger Auflösung zu befinden, als die großen Erfolge, welche andere Nationen in Afrika errangen, endlich die Portugiesen aus ihrer Unthätigkeit aufrüttelten und ihnen durch geschickte Ausnützung der eigenartigen Verhältnisse während der Afrikanischen Konferenz die reife Frucht fremder Arbeit mühelos in den Schoß fiel.

Den Ruhm, die Entdecker des weitaus größten Teiles der Westküste Afrikas zu sein, kann ihnen niemand bestreiten. Diego Cão war, wie uns bekannt, der erste Europäer, welcher am Kongo ans Land stieg, und er war auch der Erste, der über den Kongo hinaus nach Süden bis zur Walfisch Bai fuhr. Der Pfeiler mit dem königlichen Wappen von Portugal, den er am linken Ufer der Kongomündung zurückließ, zeigte an, daß Portugal von diesem Land Besitz ergriffen habe.

Die großen Entdeckungen der nächsten Zeit lenkten die Blicke von der Kongoküste ab, und mehr als 60 Jahre vergingen seit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, bevor man in Portugal daran dachte, die Entdeckungen an der Westküste Afrikas entsprechend auszunützen. Don Sebastião rüstete endlich im Jahre 1560 eine Expedition aus, deren Leitung Paolo Diaz de Novaes anvertraut wurde. Derselbe landete an der Kuansa-Mündung und drang von dort ins Innere ein, um zu erforschen, woher das Silber kam, mit dem ihn die Eingeborenen so freigebig beschenkt hatten. Von den letzteren freundlich aufgenommen, kam er bis Cambámbe. Sein Bericht über den Reichtum des Landes erregte in Lissabon den Wunsch, sich in demselben festzusetzen, und bald nach seiner Rückkehr wurde er mit einer neuen Expedition nach Afrika gesandt, um von Angola für die Krone Portugal Besitz zu ergreifen und die neue Provinz als Gouverneur zu verwalten. Die Erwerbung ging nicht ohne Blutvergießen vor sich. Nachdem Diaz sich an der Küste festgesetzt und 1575 die Niederlassung Loanda gegründet hatte, welche die Hauptstadt der Kolonie werden sollte, unternahm er einen Entdeckungszug ins Innere, aber auf diesem stieß er bald auf hartnäckigen Widerstand der Bevölkerung. Es kam zu langen, blutigen Kämpfen, und erst am 2. Februar 1581, nachdem Diaz bei Cambambe in der Entscheidungsschlacht gesiegt und – wie wenigstens portugiesische Geschichtsschreiber berichten — mit 120 Portugiesen und einigen Sovas ein Negerheer vernichtet, welches den Flächenraum von 2 Leguas (über 12000 Meter) bedeckte, konnte die portugiesische Herrschaft als begründet gelten.

In den folgenden Jahren errichteten die Portugiesen eine Menge Forts in dem Lande, gründeten neue befestigte Niederlassungen und legten bei denselben Plantagen an. Die Nachfolger des ersten Gouverneurs Diaz versuchten den Besitz auch nach dem Innern auszudehnen. Balthasar Rebello de Aragão versuchte im Jahre 1600 mit einer militärischen Eskorte die erste Durchquerung Afrikas, aber unterwegs erhielt er Nachricht von ausgebrochenen Unruhen und konnte seinen Plan nicht ausführen. Er eilte zurück, um das befestigte Cambambe zu entsetzen, welches von den Eingeborenen, die sich bald nach seinem Aufbruch in Masse erhoben hatten, belagert wurde. Der Versuch, durch den ganzen Kontinent zu dringen, war aber nicht aufgegeben, er wurde vielmehr bald von zwei Seiten zugleich erneuert. Von der West- und von der Ostküste drangen Expeditionen ins Innere, aber beide mußten unverrichteter Dinge umkehren. Ebensowenig Erfolg hatte eine vierte Expedition, welche der Gouverneur Antonio de Saldanha da Gama ausrüstete.

Der Ausdehnung des portugiesischen Einflusses nach dem Innern wurde so bald eine Schranke gezogen, aber auch das, was Portugal bereits erworben hatte, ging mit der Zeit wieder verloren. Die Portugiesen sind in neuester Zeit wegen der Verwaltung ihrer Kolonien vielfach angegriffen worden, und die Behauptung daß die portugiesische Kolonisationsweise die schlechteste sei, hat sich nach und nach zu einem feststehenden Axiom herausgebildet. Es ist darin, wie wir noch späterhin sehen werden, unbedingt viel übertrieben



a. Elfenbeinschnitzereien der Eingeborenen. b

und mit zu schwarzen Farben gemalt worden. Einem Volk, welches verstanden hat, große Städte wie San Paulo de Loanda u. a., welche ein völlig europäisches Aussehen besitzen, an der Küste Afrikas zu gründen, einem Volk, welches seine Sprache in einem fremden Land so zur Herrschaft gebracht hat wie das portugiesische, und das immerhin einer gewissen Kultur unter den Eingeborenen Eingang verschafft — einem solchen Volk kann man unbedingt nicht den Vorwurf machen, daß es unfähig zur Kolonisation sei. Man muß vor allem die Unterschiede in Charakter und Lebensweise des Romanen und Germanen berücksichtigen, und darf den erstern nicht einseitig von unserem Gesichtspunkt aus beurteilen, von welchem gesehen uns ja auch so Manches in den romanischen Ländern Europas nicht sympathisch erscheint. Auch das scharfe Betonen der kolonisatorischen Leistungen der heutigen Portugiesen gegenüber den Leistungen ihrer Vorfahren ist unbegründet, da gerade in neuerer Zeit Portugal, durch das Beispiel anderer Staaten angeregt, seinen Kolonien erhöhte Sorgfalt zu widmen beginnt. Unbestreitbare Thatsache ist dagegen allerdings, daß man sich in Portugal eine geraume Zeitlang um die Kolonien wenig kümmerte und in denselben eine Mißwirtschaft großwachsen ließ, deren Nachwehen sich heute noch fühlbar machen. Daß die Portugiesen nicht verstanden haben, sich die Zuneigung der Eingeborenen zu erwerben, daß Aufstände derselben bis in die jüngste Zeit nichts Seltenes waren, beweist nichts gegen Portugal. Mit der gleichen Berechtigung könnte man England die Befähigung zur Kolonisation absprechen, weil z. B. die Bevölkerung seiner Goldküstenkolonie die Aschantikriege zu Aufständen benutzte. Solche Eingeborenen-Aufstände hatte Portugal wiederholt zu bekämpfen, und es war nicht immer imstande, den Brand zu unterdrücken. Im Jahre 1850 hatte es Mbassi, die 1491 gegründete Hauptstadt der Kongoprovinz räumen müssen und behauptete mit Mühe das Fort Bembe gegen die Mussirongos; im Jahre 1871 empörten sich die Neger in Ambris, und die der Regierung gehörigen Plantagen im Dembos-Gebiet, die einträglichsten der Kolonie, mußten aufgegeben werden, und seitdem haben die Portugiesen noch gar manchen Posten geräumt.

Auch in den portugiesischen Besitzungen ist der weiße Kaufmann noch größtenteils auf den Tauschhandel angewiesen. Importiert werden Kattune, Woll- und Leinenstoffe, Seide, Brokat, Samt, Flanell, Zitz (chita), Kleidungsstücke, Schuhzeug, Perlen und unechte Korallen, echte und imitierte Goldwaren, Waffen und Pulver, Eisen-, Porzellan- und Glaswaren, Maschinen und Instrumente, Möbel, Papier und Bücher, Schnupftabak, Zigarren und Rauchtabak, Seife, diverse Öle, Butter und Fette, Melasse, Medikamente, Konserven, Stockfisch und andere Fischkonserven, frisches und gesalzenes Fleisch, Mehl, trockene und eingemachte Früchte, Essig, Rum, Wein und Liqueure. Exportiert werden Baumwolle und Wolle, Gummi, Harz, Arachiden, Kaffee, Kakao, Arrowroot, Wachs sowohl tierisches als vegetabilisches, Öl Palmöl, Rizinusöl, Mandubiöl), Kochenille, Drachenblut, Elfenbein, Rhinozerushörner, Korallen, Perlen, Muscheln, Farbhölzer, Hölzer für Tischlerei, Kopal, Kupfer, Eisen, Gold, Schwefel, Salz, Schildpatt, Orseille, Chinin, ferner Tiere, allerlei inländische Fabrikate u. s. w.

Der wichtigste Einfuhrartikel sind die Bekleidungsstoffe, vom einfachen Wollstoff bis zu Samt und Seide. Dieselben kommen teils aus England, teils aus Frankreich und der Schweiz. Als Werteinheit gilt beim Tauschhandel ein quadratisches Stück Zeug von bestimmter Größe. Zwei solche Stücke bilden ein panno, 4 pannos sind ein corte, welcher beim gewöhnlichsten Stoff einen Wert von 1000 Reis fracos (etwa 2750 Mark repräsentiert. Auch hier heißt es, bei der Auswahl der Muster den Geschmack der Eingeborenen berücksichtigen, da Stoffe, welche anderwärts sehr begehrt werden, hier völlig unverkäuflich sind. Die weibliche Bevölkerung zeigt besondere Vorliebe für Möbelkattun, der mit grotesken Mustern in grellen Farben bedruckt ist, während die Männer weiße oder weiß und blau gemusterte Stoffe bevorzugen.

Der nächstwichtigste Einfuhrartikel ist Eisen. Messer von allen Größen und Formen, Klapp- und Tranchiermesser, säbelförmige Machetes, Messer mit Holz oder mit Horngriffen werden in großen Mengen eingeführt, außerdem Näh- und Stecknadeln, Schlösser, Angelhaken, eiserne Ketten, allerlei Zimmermannswerkzeuge und dergl. Bedeutend ist ferner die Einfuhr von altem Bandeisen, welches von den eingeborenen Schmieden verarbeitet wird.

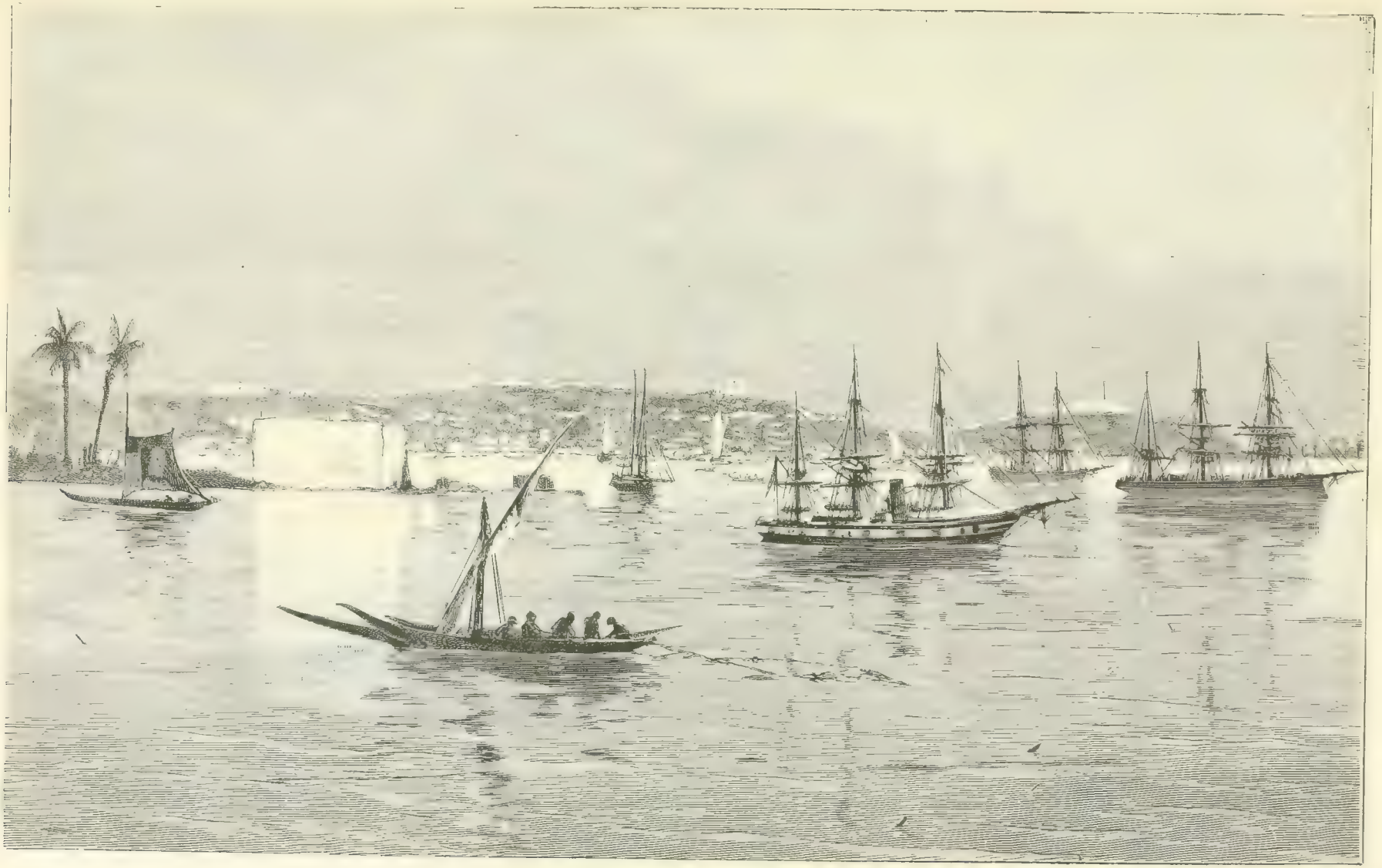
An diese beiden Hauptartikel reihen sich die Schußwaffen. Die Gewehre, welche eingeführt werden, sind von sehr schlechter Qualität und fast ausnahmslos Steinschloßgewehre. Was schon von den am Gabun eingeführten Gewehren gesagt wurde, daß der Lauf häufig an ein altes Gasrohr erinnert, das gilt auch hier von den aus Frankreich kommenden Steinschloßgewehren, welche allerdings auch nur 5 cortados (15 Mark 65 Pfennig) kosten. Als Schießmaterial wird grobkörniges Pulver eingeführt, das sogenannte Negerpulver, und Schrot. Statt der Kugeln verwenden die Neger entweder kleine Steine oder Nägel, Knöpfe und dergleichen.

In großen Quantitäten wird ferner Rum (agoardente) eingeführt, der in keiner Negerhütte fehlt und ohne den der Abschluß eines Geschäftes unmöglich ist. Der Rum ersetzt hier das Trinkgeld, jeder Arbeiter erwartet außer dem bedungenen Lohn ein Gläschen Rum, und der Händler schließt auch nicht ab, ohne Rum als Zugabe erhalten zu haben. Mancherlei Gegenstände, namentlich Lebensmittel, werden, wenn man nur kleine Quantitäten kauft, stets mit Rum bezahlt, und überhaupt gilt es beim Wareneinkauf als feststehende Regel, daß stets für einen Teil des Kaufpreises Rum geliefert wird. Obwohl jeder Neger ein Gläschen Rum liebt, so ist doch eine ausgesprochene Neigung zum Trunk nicht vorhanden, und dem Laster der Trunksucht begegnet man an der Küste selten.

Weiter landeinwärts nimmt der Rumverbrauch immer mehr ab, je tiefer man in das Land vordringt, denn die hohen Transportkosten der Rumfässer halten die Kaufleute ab, Rum ins Innere zu bringen. An der Küste kostet eine 8 Gläschen haltende Flasche etwa 60 Pfennig, woraus schon zu erkennen, daß die Qualität dieses Getränkes viel zu wünschen übrig läßt. Der billige Rum, der aus Deutschland kommt, ist nämlich, bevor er in die Kehle des Konsumenten gelangt, schon durch sehr viele Hände gegangen und wiederholt „getauft" worden, so daß nur noch ein Neger demselben Geschmack abgewinnen kann. Bessere Sorten werden bloß für die Europäer eingeführt, Gin, Wachholderbranntwein (aus Holland) und mit Angostura-Bitter vermischter Cognac (aus Frankreich und England). Von beiden Sorten werden im Lande bedeutende Quantitäten verbraucht. Außerdem führen die Kaufleute noch eine bessere Sorte Rum, um denselben den Kunden, an welchen ihnen besonders gelegen ist, vorsetzen zu können.

Sehr groß ist der Verbrauch von Glasperlen, Korallen und anderen Schmuckgegenständen, Ohr- und Fingerringen u. s. w. Es werden darin gute Preise erzielt, aber die Neger wollen nur echte Ware, und wissen dieselbe mit Kennerblick von allen Imitationen zu unterscheiden. Sehr einträglich ist ferner der Import von wohlriechenden Essenzen, Haaröl, Seife (nach Angola) und Salz (nach den nördlicheren Küstenstrichen der Kolonie).

Die Preise der Waren steigen ganz unverhältnismäßig, je weiter diese nach dem Innern gebracht werden, da der Transport sehr schwierig und infolge dessen kostspielig ist. Alle Waren werden durch Träger weitergeschafft, was mit sehr vielen Nachteilen verbunden ist. Für große Warentransporte ist eine so große Anzahl von Trägern erforderlich, daß eine strenge Beaufsichtigung derselben geradezu unmöglich wird und dem Diebstahl Thor und Thür geöffnet ist. Wenn es sich darum handelt, von einem Warentransport sich etwas anzueignen, entwickeln die eingeborenen Träger eine Raffiniertheit, wie sie der gewandteste Spitzbube Europas nicht besser an den Tag legen könnte. Ein Rumfaß anzubohren, den abgezapften Rum durch Wasser zu ersetzen und das Loch dann so sorgfältig zu verschließen, daß jede Spur einer Defraudation verwischt wird, ist einer der gewöhnlichsten Schliche der Träger. Zuweilen nehmen sie aber auch mehrere Stücke Kautschuk aus einem der Tragkörbe heraus, ohne daß der Diebstahl bemerkt wird; sie tauchen nämlich den Korb nachher ins Wasser, damit die zurückgebliebenen Stücke Kautschuk sich vollsaugen und durch ihr größeres Gewicht den Abgang verdecken. Aus dem Wachs schneiden sie ein Stück heraus und drücken Steine in das übrig gebliebene Stück, so daß die Schwere desselben nicht verändert wird u. s. w. Der Kaufmann, welcher Waren nach dem Innern liefert, muß daher bei seiner Preiskalkulation die unvermeidlichen Unterschlagungen stets in Betracht ziehen. Der Lohn, den die Träger erhalten, ist nicht gering; dazu kommen die Kosten ihrer Ver-



Rhede von San Paulo de Loanda.

San Paulo de Loanda, vom Lande aus gesehen.

pflegung auf dem Marsche, für welche der Kaufmann ebenfalls zu sorgen hat, und wenn man noch den großen Zeitverlust, den der Warentransport durch Träger mit sich bringt, in die Rechnung mit hineinzieht, so wird man es erklärlich finden, daß im Innern manche Waren das Vierfache jenes Preises kosten, für den man sie in San Paulo de Loanda erhält, wo doch ohnehin schon ein Aufschlag von 80 bis 100 % auf den Preis, den die Ware in Lissabon erzielt, stattgefunden hat. Zu der letztern Verteuerung trägt der hohe Einfuhrzoll, den die Portugiesen erheben, das Meiste bei. So steigt der Preis von 15 Kilo Zucker von etwa 15 Mark, die in Lissabon gezahlt werden, in San Paulo de Loanda auf 20 Mark, und im Innern, in Kassandsche, werden für dasselbe Quantum bereits 80 Mark gezahlt; eine Flasche Wein, die in Lissabon für etwa 55 Pfennig verkauft wird, kostet in San Paulo de Loanda 68 Pfennig, in Kassandsche 2 Mark 55 Pfennig. In gleicher Progression steigen die Preise aller aus Europa eingeführten Waren.

Der Handel ist hier noch einer riesigen Steigerung fähig, denn eine Menge Produkte, welche das Land auf den Markt bringen kann, wird bisher gar nicht oder nur wenig berücksichtigt. Die Wälder bergen noch unermeßliche Schätze an Nutzholz. Da ist in erster Reihe der Affenbrotbaum oder Baobab, einer der afrikanischen Riesenbäume, welcher einen Stammumfang von 6 Meter und darüber erreicht, oft der Träger der Orseilleflechte, von welcher jener violettrote Stoff gewonnen wird, der in großen Massen nach Europa exportiert und dort zum Färben von Wolle oder Seide benutzt wird. Der höchste Baum der Küste ist der Wollbaum oder Bombax, bis 60 Meter hoch, dessen schwarze Samen von einer hellbräunlichen Wolle, die wie Seide glänzt, umhüllt sind, nach welcher er seinen Namen erhalten hat. Die Kolonisten benutzen diese Wolle zum Füllen von Kopf- und Sitzpolstern. Zu diesen beiden Baumriesen gesellen sich die verschiedenen Palmenarten, welche auch bis 20 Meter Höhe erreichen, die Hyphaena congensis und die südlich von San Paulo de Loanda vorkommende Hyphaena coriacea. Weite Strecken der Küsten-Savanen und im Innern die Ufer des Kuansa und Kunene bedeckt der Baumwollenstrauch, der dort meist wild wächst, ohne daß jemand Anpflanzungen anzulegen versucht. Nur am Kuansa hat man mit der Ausbeutung des großen Baumwollreichtums begonnen.

Die Wälder enthalten außerdem eine Menge bisher noch wenig gewürdigter, meist eisenharter Nutzhölzer und viele prachtvoll gemaserte Stämme, welche der Möbeltischlerei kostbares Material liefern könnten. „Daß viele zu medizinischen Zwecken verwendbare Hölzer vorkommen," sagt Falkenstein, „beweist der mannigfache Gebrauch, den die eingeborenen Quacksalber oder Zauberer von ihnen machen, ganz besonders der zu Gottesgerichten benutzte Giftbaum. Aber auch zum Segen der Menschheit und besonders zum Heil der künftigen Bewohner Afrikas dienende Bäume können dort gedeihen, wie ein in voller Blüte befindlicher Chinabaum zeigt, den Soyaux am Kuansa fand, allerdings aus Süd-Amerika versuchsweise dorthin verpflanzt, und die vielen Eucalyptus in der Missionsstation zu Landana." Boden und Klima sind für eine Menge Bäume und Nutzpflanzen geeignet, welche, wenn hier in entsprechender Weise angepflanzt, eine Quelle des Reichtums für das Land werden müßten. Der Kaffeebaum, der von Hermann Soyaux in den Plantagen des Hauses Wörmann in Gabun eingeführt wurde, ließe sich auch an der portugiesischen Küste einführen, und er würde reichen Ertrag liefern, aber bisher giebt es Kaffee-Plantagen nur in Angola, von wo über Ambris viel Kaffee exportiert wird.

Die Zahl der Kulturpflanzen, welche im Lande vertreten sind, ist jedoch schon heute nicht gering, und wir begegnen unter ihnen mehreren, die aus Europa oder anderen Erdteilen eingeführt worden sind. In Mossamedes finden wir Kartoffelbau, europäische Fruchtbäume sind dorthin verpflanzt worden, und auch die Kultur der Weinrebe hat Eingang gefunden. Europäische Gartengewächse, Kohl, Radieschen, Rettige, Gurken, Melonen u. s. w. werden fast überall gezogen, wo Europäer ansässig sind, und mit dem Kohlbau ist nur der eine Nachteil verknüpft, daß der im Lande gezogene Kohl mit der Zeit den Geschmack verliert, weshalb man häufig frischen Samen aus Europa kommen lassen muß, wenn man schmackhafte Frucht erzielen will. Daneben werden gebaut: Mais, Reis, Erdnüsse, Bohnen, Yam, Bataten, Negerkorn, Zuckerrohr, Maniok, Pfeffer, Ingwer,

Hanf, Tabak u. s. w. Unter den Fruchtbäumen sind zu erwähnen: die Palmen (Öl- und Kokospalmen), der Melonenbaum, die Banane, Pisang, Guave, Mango, Orangen- und Limonenbäume, Granatäpfel u. s. w.

Große Zuckerrohr-Plantagen findet man erst südlich von Novo Redondo, wo der gewonnene Zucker zur Destillation von Arak oder Rum verwendet wird. Weiter nördlich wird Zuckerrohr nur in kleinen Quantitäten gebaut und erscheint bei Tische als erfrischendes Dessert: wie in Ägypten und anderen Zuckerrohr bauenden Ländern wird der in dicke Stücke zerschnittene Schaft abgeschält und ausgesaugt, da der süße Saft in heißen Gegenden eine kühlende Wirkung hervorbringt.

Von den anderen im Lande gebauten Pflanzen bilden das Maniok und Negerkorn (Sorghum) die Hauptnahrung der Eingeborenen. Man läßt die Maniok-Knollen zunächst mehrere Tage im Wasser liegen und kocht sie dann in siedenden Dämpfen oder zerreibt die Knollen, trocknet die zerriebene Masse an der Sonne oder am Feuer und benutzt sie dann zur Bereitung eines Breies, welcher „Tapioka" genannt wird. Die Körner des Sorghum werden zwischen Steinen zerquetscht und aus dem Mehl mit Zusatz von Palmöl ein Brei bereitet. Der Sorghum-Brei ist wohlschmeckend und wird auch von Europäern gern genossen, wogegen die schwer verdaulichen Maniok-Knollen in gekochtem Zustande als Nahrung für Europäer nicht zu verwenden sind.

Die Tierwelt liefert ebenfalls dem Handel eine reiche Auswahl von zum Export geeigneten Arten, und obwohl sie sich an Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit mit jener des östlichen Sudan nicht messen kann, so vermag sie doch in einiger Beziehung den Tierhändlern Ersatz für den gestörten Handel über Suakin zu bieten. In den grasbewachsenen Ebenen südlich von Loanda trifft man große Rudel Antilopen, eine Menge Arten von der Zwergantilope bis zur Elenantilope, Springböcke, Wasserböcke, Elenantilopen, Gnus u. s. w. Dort hausen auch große Büffelherden, und unter 16° 30′ südl. Br. tritt auch die Giraffe auf, noch südlicher (von 15° südl. Br. an) das Rhinozeros. In Benguella kommen auch Löwen und Leoparden noch häufig vor, allerdings nicht mehr in der Nähe der Küste, und bei Mossamedes sind Hyänen zahlreich vorhanden. Die felsige Küste von Benguella ist die Heimat vieler Paviane, und von anderen Affenarten sind namentlich der Chimpanse (nur noch im Norden) und mehrere Arten Meerkatzen zu erwähnen.

Das für den Handel wichtigste Tier Afrikas, der Elefant, ist hier zwar schon überall nach dem Innern zurückgedrängt, und der Jagdliebhaber muß sich mit Flußpferden begnügen, welche in allen Gewässern in Menge vorhanden sind, aber trotzdem kommt an der portugiesischen Küste viel Elfenbein in den Handel, ja es spielt sogar eine hochwichtige Rolle in diesem Handelszweig.

Das Elfenbein, welches von Ambris exportiert wird, ist eine der gesuchtesten und wertvollsten Sorten. Es wird silbergraues Elfenbein genannt und besitzt vor den ostafrikanischen und den asiatischen Sorten den Vorzug, daß es durch Alter nicht gebräunt wird, sondern stets, wenn es auch der Luft ausgesetzt wird, seine blendende Weiße bewahrt. Es wird von fernher auf den Markt gebracht, von den Eingeborenen des Jombolandes, welche nach ihren Angaben 30 Tage zur Reise an die Küste brauchen. In ihrer Heimat sollen noch zahllose Elefantenherden existieren, welche mit Kugeln erlegt werden. Die Karawanen reisen gewöhnlich nur in der trockenen Jahreszeit, weil sie dann die vielen Flüsse, welche ihren Weg kreuzen, leichter passieren können. In Bembe teilt sich die Karawanenstraße; von dort führen Straßen nach den drei Hauptplätzen des Elfenbeinhandels, Moculla, Ambrisette und Quissembo. Das Elfenbein wird entweder auf dem Kopfe oder auf den Schultern getragen, sehr schwere Zähne an Stangen, welche zwei Männer auf ihre Schultern legen. Gewöhnlich steckt der mittlere Teil des Zahnes in einem Holzkistchen, damit er besser auf der Schulter getragen werden kann und nicht leicht abgleite. Eine anstrengende Arbeit bleibt der Elfenbeintransport trotzdem, denn es kommen Stücke vor, welche das Gewicht eines erwachsenen Mannes besitzen, und auch der Transport kleiner Zähne, wochenlang bergauf, bergab auf wenig gangbaren Wegen, erfordert ein Maß von Ausdauer und Geduld, das eben nur der Neger besitzt, welcher glücklicherweise beim Abschluß von Geschäften

den Zeitverluſt nie in Rechnung bringt, da ſonſt viele der von ihm auf den Markt gebrachten Artikel ganz bedeutend würden verteuert werden.

Die Elfenbeinausfuhr von Moſſamedes und Benguella iſt zwar in der letzten Zeit zurückgegangen, aber die Kolonie iſt an der Ausfuhr Geſamt-Afrikas, welche auf 848 000 Kilogramm im Werte von 15 bis 17 Millionen geſchätzt wird, immer noch mit etwa 24 000 Kilogramm beteiligt. An der Weſtküſte bildet Moſſamedes die Südgrenze der Elfenbein ausführenden afrikaniſchen Gebiete, denn Damara-Land und Angra-Pequena liefern gar kein Elfenbein.[90])

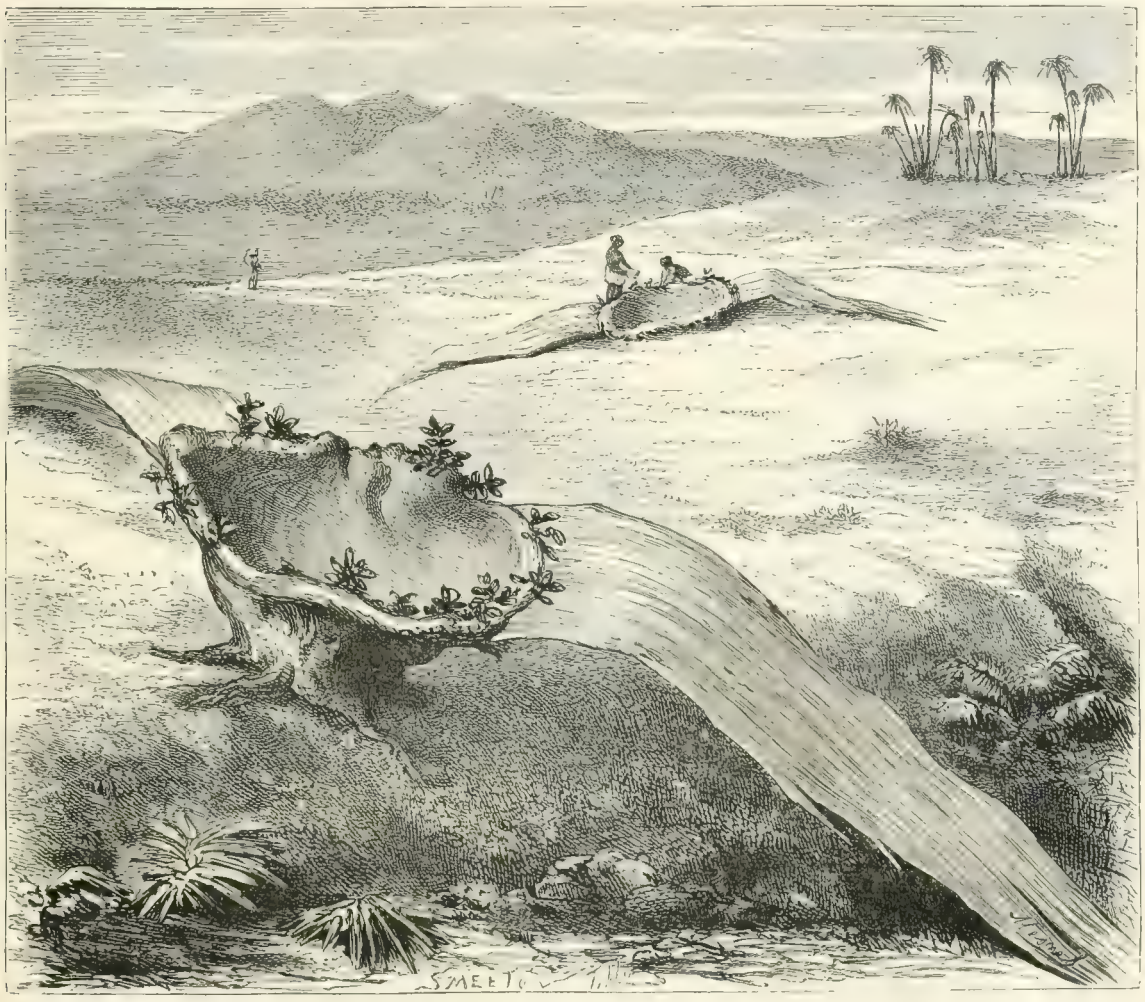
Die Eingeborenen beſitzen große Fertigkeit im Anbringen von Skulpturen auf Elfenbein. Das Werkzeug, deſſen ſie ſich zu ihren Skulpturarbeiten bedienen, iſt das denkbar einfachſte: ein ſcharfer Nagel. Man bringt die Skulpturen auf dem Zahn ſo an, daß die Darſtellungen ſich ſpiralförmig um denſelben herumwinden. Originalität läßt ſich ihnen nicht abſprechen, und die Künſtler, die ſich mit ſolchen Arbeiten beſchäftigen, ſind unerſchöpflich im Erfinden neuer Szenen. Der mit Schnitzerei verzierte Elefantenzahn, den unſere

Elfenbeinſchnitzereien der Eingeborenen.

Abbildung a auf Seite 217 zeigt, befand ſich im Beſitze des Admirals Fleuriot de Langle. Er iſt 50 Zentimeter lang, und auf dem 60 Zentimeter langen, ſpiralförmig um den Zahn gewundenen Band ſind 16 Figuren angebracht, welche einen Sklaventransport darſtellen. (Die nebenſtehende Abbildung b giebt Einzelheiten derſelben Darſtellung wieder). Den Zug eröffnet ein Fahnenträger, der bei keiner Karawane in Inner-Afrika fehlen darf. Dann folgen drei Sklaven, durch ein um den Hals geſchlungenes Bambusſeil aneinander gefeſſelt. Der dritte war den Anſtrengungen des Marſches nicht gewachſen, iſt unterwegs geſtorben, und ſeine Leiche wird nun von den anderen nachgeſchleppt (ſiehe das 2. Bild). Den gefeſſelten Sklaven folgen mehrere Träger, welche Fäſſer und andere Waren entweder auf dem Kopfe oder auf den Schultern tragen und zum Teil mit Flinten bewaffnet ſind. Ein Mann mit ſpitzer Kopfbedeckung und einem Säbel, wahrſcheinlich der Anführer der Sklavenhändler, wendet ſich mit drohender Geberde um, gleich als wollte er die Folgenden zu vermehrter

[90]) S. den Vortrag des Herrn W. Weſtendarp „Über den Elfenbeinreichtum Afrikas“ auf dem 5. deutſchen Geographentag zu Hamburg.

Eile anspornen. Was die beiden nächsten Figuren vorstellen sollen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; vielleicht einen erschöpft niedergesunkenen Sklaven, welchen ein anderer zum Aufstehen zu bewegen sucht. Hinter diesen kommt ein alter Mann mit langem Bart und tief herabreichendem Gewand, offenbar ein Araber, welcher sich auf einen Stab stützt, auf dem ein Papagei sitzt. An ihn reiht sich eine aus drei Personen bestehende Gruppe; ein Mann mit einer Verzierung auf der Rückseite, welche an den eigentümlichen Schurz der Fans erinnert, scheint einen Sklaven und eine Sklavin, welche ermüdet zu Boden gesunken sind, durch Drohungen zum Weitergehen veranlassen zu wollen. Den Schluß der Darstellungen bilden ein Händler mit



Welwitschia mirabilis.

einer Pfeife im Munde und irgend einer Waffe auf der Schulter, und ein langbärtiger Araber. Diese Darstellungen sind durch ein schmales Band getrennt, welches mit Fischen, Muscheln und Ranken (vielleicht Schlangen) verziert ist. Auf der Spitze des Zahnes sitzt auf einem Koffer ein Mann, der mit einem europäischen Rock und einer Mütze bekleidet ist, deshalb aber kein Europäer sein muß, sondern vielleicht einen eingeborenen Sklavenhändler oder einen durch Sklavenhandel zu Reichtum gelangten Häuptling darstellt.

Die auf Seite 224 abgebildeten Schnitzereien stammen aus der Sammlung des Herrn Toulson in Loanda. Die erste Figur zeigt 2 Männer und 2 Frauen, welche mit dem Rücken gegeneinander gekehrt dastehen. Sie soll in doppelter Darstellung das Prototyp der geschlechtlichen Trennung, die Mythe von den

Götzen Havier und Kassombe, welche man bei allen Hautkrankheiten anzurufen pflegt, versinnbildlichen. Derselbe Gedanke soll der zweiten Figur zu grunde liegen, welche angeblich Kassombe zeigt, auf deren Schultern Havier sitzt."[1]

Die älteren Elfenbeinschnitzereien sind unbedingt besser als die neueren Arbeiten. Man findet noch oft im Besitz wohlhabender Eingeborenen alte Schnitzereien, welche als kostbare Erbstücke sorgsam gehütet werden, aber die Künstler, welche solche Arbeiten zu liefern imstande sind, sterben allmählich aus, da die Nachfrage geringer wird. Die Bezahlung ist im Verhältnis zu der mühsamen, oft monatelangen Arbeit nach unseren Begriffen eine sehr schlechte. Zunächst wird der Zahn abgewogen, und zu dem Preise des Elfenbeins kommt der Preis der Arbeit, je nach der Zahl der Figuren und der Feinheit der Ausführung 120 bis 150 Mark nach unserem Gelde, zuweilen auch mehr.

Auch hier hat sich die Regel ausgebildet, daß der Verkäufer von Elfenbein bestimmte Waren mit in Zahlung nehmen muß. Es giebt eine Werteinheit, die „peça", deren man sich zur Umrechnung der einzelnen Tauschartikel bedient. Eine „peça" englisch „long" sind z. B. 6 Yards Baumwollstoff, oder 5 Messingstangen, oder 5000 blaue Glasperlen oder ein baumwollener Regenschirm. Beim Verkauf von Zähnen muß aber der Neger es sich gefallen lassen, daß man ihm einen Teil der vereinbarten Longs in allen möglichen Waren auszahlt. Gesetzt den Fall, daß für einen Zahn 12 Flinten, 12 Tönnchen Pulver und 24 Longs als Preis vereinbart wurden, so erhält der Neger nur 4 Flinten und 4 Tönnchen Pulver, für den Rest seiner Forderung aber eine mannigfaltige Kollektion von Gegenständen verschiedenen Wertes, Stoffe, Perlen, Messingnägel, Fußringe, Brillen, Rasiermesser, Schlösser, leere Flaschen, Spielkarten u. s. w. Die Anzahl der Stücke einer Ware, welche einem Long gleich sind, richtet sich selbstverständlich nach der Qualität. So können z. B. 5 oder 6 oder 8 wollene Tücher ein Long sein, jenachdem sie groß und von guter Qualität sind. Durch diese Einrichtung wird der Faktoreibeamte, welcher den Negern den mit ihnen vereinbarten Preis in Waren auszahlt, zu einer sehr wichtigen Person, denn von seiner größern oder geringern Gewandtheit hängt es ab, ob die Neger viel oder wenig erhalten. Jeder Verkäufer erhält nämlich, nachdem das von ihm angebotene Quantum Kautschuk, Erdnüsse u. s. w. gewogen worden und die Zahl der dafür zu entrichtenden Longs vereinbart ist, von dem Käufer ein Blatt Papier, auf welchem der Kaufpreis verzeichnet steht. Mit dieser „Mukanda" — englisch verstehende Neger nennen die Anweisung „Book" — begiebt sich der Neger zum Vorratshause und überreicht sie dem am Fenster postierten Bediensteten, welcher ihm dann durch das Fenster das entsprechende Warenquantum herausreicht. Wenn auf dem „Book" z. B. 20 Longs verzeichnet sind, erhält der Vorzeiger desselben eine Flinte (= 4 Longs), ein Fäßchen Pulver (= 2 Longs), 18 Yards gestreiftes Zeug (= 3 Longs), 18 Yards grauen Kalliko (= 3 Longs), 18 Yards blaugewürfeltes Zeug (= 3 Longs), 8 Taschentücher (= 1 Long), 3 Flaschen Rum (= 1 Long), 1 Tischmesser (= 1 Long), 5000 Perlen (= 1 Long) und 5 Messingstangen (= 1 Long). Der Neger erhält zwar auf Wunsch für einzelne dieser Gegenstände andere, die ihm besser behagen, aber eine lange Auswahl wird nicht gestattet, da sonst das durch die Verhandlungen über den Preis ohnehin schon sehr in die Länge gezogene Geschäft zu gar keinem Abschluß käme.

Ein interessantes Bild lebhaften Handelsverkehrs, wie man es an der ganzen Westküste nicht wiederfindet, bietet die Stadt San Paulo de Loanda. Auf dem großen Marktplatz hinter dem Zollgebäude herrscht ein Leben und Treiben, welches jeden Fremden überraschen muß. Da liegen in großen Haufen die verschiedenartigsten Erzeugnisse aufgestapelt, Kohl, Tabak, wilder Hanf, Bataten, Kürbisse, Erdnüsse und andere Feldfrüchte, mit welchen Hunderte von Eingeborenen zu Markte kommen. Da werden die verlockendsten Delikatessen ausgeboten: „hölzerne Schüsseln, angefüllt mit kleinen Stücken von magerem Schweinefleisch, Töpfe voll gekochter Bohnen und Palmöl, welches Gericht in kleinen Portionen verkauft und an Ort und Stelle verzehrt wird,

[1] Einen der interessantesten verzierten Elefantenzähne hat Bastian von der Loangoküste nach Deutschland gebracht. Derselbe ist abgebildet in Bastian, Die deutsche Expedition an der Loangoküste, I. Band, Beilage.

ebenso wie Fische, Pasteten u. s. w. Ferner giebt es große Krüge (sogenannte Sanga) voll Garapa, eine Art Bier aus Mais dargestellt, Hühner und Enten, Eier und Milch, Pfeffer, Bananen und, wenn die rechte Jahreszeit ist, prachtvolle Orangen und die in allen Tropenländern verbreitete Mango-Pflaume, die eine sehr saftige, aber stark nach Terpentin schmeckende Frucht liefert." Daneben liegen Haufen getrockneter und eingesalzener Fische, Stöße von Feuerholz, welches in Loanda sehr teuer ist, u. s. w.[92])

Außer diesem Marktplatz giebt es in Loanda noch eine Menge Verkaufsläden, in welchen die verschiedenartigsten europäischen Produkte, auch Luxusgegenstände feilgeboten werden, und in der Hauptstraße sitzen unter offenen Verkaufsbuden Neger und Negerinnen und halten dort europäische Waren feil. Solche Buden, quitinda genannt, sind zu beiden Seiten der Straße längs der Häuser errichtet und bestehen nur aus vier, mit Matten überdeckten Pfählen. Unter diesem leichten Dach liegen Baumwollstoffe und Taschentücher neben Krügen, Flaschen, Tellern, Spiegeln, Perlenschnüren, Garn, Nadeln, Messern u. s. w. — kurz alles, was ein Negersinn begehrt, und hierher wenden sich die Neger, wenn sie Einkäufe zu machen haben, viel lieber als zu den eleganten Verkaufsläden.

Ein buntes Treiben herrscht stets am Hafen. Die Stadt besaß früher einen sehr guten Hafen, aber er ist jetzt so versandet, daß größere Schiffe in weiter Entfernung von der Stadt vor Anker gehen müssen und nicht mehr wie früher dicht an dieselbe heranfahren können. Quer vor dem Hafen liegt eine schmale und flache Sandinsel, welche südlich von der Stadt durch die Barra da Corimba vom Festlande getrennt ist. Im Hafen liegt stets eine beträchtliche Anzahl Schiffe, denn Loanda ist ein Knotenpunkt aller Verkehrswege nach dem Innern, und wie die den Kuánsa befahrenden Dampfer die Landesprodukte hierher bringen, so legen hier regelmäßig die Dampfer der Lissaboner Empreza Lusitana und jene einer englischen Linie aus Liverpool an. Solch ein englischer Postdampfer bildet für sich eine Sehenswürdigkeit. Oskar Lenz entwirft von dem Leben auf demselben folgende lebhafte Schilderung:

„Ein solches englisches Postschiff nimmt nun eine Fülle der verschiedensten Naturprodukte auf, und eine Fahrt auf demselben längs der Küste ist äußerst interessant. In den portugiesischen Plätzen südlich des Kongo, also in San Paulo de Loanda, Ambris, Ambrisette, Kinsembo und Banana werden verfrachtet Kaffee, Baumwolle, Orseille, große Bündel der Rinde von Baobab (Affenbrotbaum), Palmöl und Palmkerne, Elfenbein und Gummi; von der Mündung des Kongo an weiter nach Norden fahrend berühren die Schiffe Landana, Punta Negra, Kamma, Gabun, Elobi, Kamerun und Fernando Po, wo große Mengen Elfenbein, Gummi und Palmöl dazu kommen; dann werden die zahlreichen Ölplätze im Delta des Niger erreicht, Old- und New-Kalabar, Bonny, Opobo, Lagos (ein sehr bedeutender Handelsplatz in englischen Händen), wo zu all den erwähnten Produkten noch Guinea-seed, ein ölhaltiger Samen dazu kommt. Es folgt die Goldküste und das Gebiet der Aschanti, wo wiederum Palmöl das wichtigste Produkt ist, bei Kap Palmas ist das Kru-Gebiet erreicht und die zahlreichen an Bord befindlichen croo-boys verlassen lärmend das Schiff. In Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik, wird wieder gehalten und große Mengen des liberianischen Kaffees aufgenommen; ebenso wird in Freetown, dem Hauptplatz der englischen Kolonie Sierra Leone angelaufen, und einzelne Schiffe gehen noch nach den französischen Kolonien in Senegambien, von wo viele Erdnüsse verschifft werden, während die Mehrzahl direkt den Kurs nach den kanarischen Inseln einschlägt, zwischen dem Festland nach den Kapverdischen Inseln durchfahrend, ohne die letzteren zu berühren. Auf Teneriffa, Gran Kanaria u. a. m. kommt zu den schon zahlreich vorhandenen Produkten noch die wertvolle Kochenille, die überall auf diesen Inseln in großen Kaktusgärten gezüchtet wird; von da an wird nur noch in Madeira Station gemacht, wo der kostbare Wein und Zucker verschifft wird, und dann geht das Schiff, reich beladen mit den Erzeugnissen tropischer und subtropischer Gegenden direkt bis Liverpool. Dort kommen all die Artikel in die verschiedenen Auktionen und werden von da aus in die große zivilisierte Welt verbreitet. An den meisten der Küstenplätze entwickelt sich

[92]) Oskar Lenz, Skizzen aus West-Afrika. Berlin, A. Hofmann & Co., 1878, Seite 341.

auf dem Schiff, und ſelbſt wenn es nur einige Stunden anhält, ein ſehr bewegtes Leben. Die Faktoriſten kommen, um ihre Fracht aufzugeben, zahlreiche Eingeborene finden ſich ein, die allerhand Seltenheiten zum

Bai von Moſſamedes.

Verkauf bringen, alle Arten Affen, ſelbſt große, ſchöne Exemplare des Chimpanſe ſah ich, zahlloſe Exemplare des grauen Papageien, Felle von Leoparden, Affen, Tigerkatzen ꝛc. ꝛc.; an der Loangoküſte kommen dazu die

Reiſen in der Tipoja.

ſchönen geſchnitzten Elfenbeinzähne, geflochtene Körbe, Matten, Inſekten aller Art, kurz eine Unmaſſe der verſchiedenſten Gegenſtände. Die Matroſen des Schiffes haben im Vorderteil desſelben einen kleinen Baſar

Eingeborene aus Bihé.

eingerichtet mit allen möglichen Kurzwaren, wo die Neger das Geld, das sie von den Passagieren für die Naturseltenheiten erhalten, sehr schnell wieder los werden."[92]

Die großen Postdampfer, die an der Küste und auf dem Kuánsa verkehrenden Dampfer und die vielen Segelschiffe verleihen der Rhede von Loanda zu Zeiten das Aussehen eines ungemein lebhaften Handelshafens, und der günstige Eindruck, den der ankommende Fremde empfängt, wird noch gesteigert durch den Anblick der auf den Höhen am Ufer emporsteigenden Stadt.

Die Stadt San Paulo de Loanda bietet vom Meere aus gesehen einen imposanten Anblick. Sie zerfällt in die Zidade Alta und die Zidade Paixa (Ober- und Unterstadt); außerdem könnte man sie noch in eine europäische und eine Negerstadt teilen, denn die schwarze und weiße Bevölkerung lebt hier ziemlich streng geschieden: in der freundlichen Oberstadt haben die meisten Europäer ihre Wohnhäuser, in der längs des Meeresufers sich ausdehnenden Unterstadt befinden sich die Komptoirs, Magazine und Kaufläden der europäischen Kaufleute, und östlich von diesem Stadtteil liegen die niedrigen Lehmhütten der Negerbevölkerung. San Paulo de Loanda zählt jetzt etwa 16000 Einwohner, darunter etwa 2500 europäische Kaufleute, Gewerbetreibende u. s. w., 400 Degradados (Sträflinge) und etwas Militär.[94] Die Stadt war einst schon volkreicher und mag über 20000 Einwohner gezählt haben, als der Sklavenhandel noch in Blüte stand; nach der Aufhebung desselben ist sie zurückgegangen und hat sich erst in neuerer Zeit wieder langsam gehoben, als der rasch sich entwickelnde Kuansa Handel ein neues Leben in den Hafen brachte. Monteiro, der die Stadt zur Zeit ihres Niederganges (1858) besuchte, entwirft von derselben ein trauriges Bild. Der Sklavenhandel, dem sie ihren Wohlstand verdankte, hatte aufgehört, und Ersatz für diesen durch einen neuen Handel war noch nicht geschaffen. Am Kuánsa, mit dem die Stadt jetzt lebhaften Verkehr unterhält, war damals noch keine Faktorei errichtet, kein Schiff fuhr den Strom aufwärts, und im Hafen fand sich oft monatelang kein europäisches Fahrzeug ein, da eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit dem Mutterlande und anderen Ländern noch nicht existierte.[95]

„So schön, ja imposant die Stadt vom Meere her oder von einem erhöhten Punkt der cidade alta herab sich ausnimmt, so sehr verliert sie bei näherer Besichtigung. Nur die Hauptstraßen sind gepflastert, die vom Strande nach der obern Stadt führenden, von Seitenmauern eingefaßten calcadas sogar recht gut; auf den übrigen sinkt der Fuß, wo nicht etwa durch das Wurzelgeflecht wuchernden Unkrautes der Boden mehr zusammengehalten wird, tief in lockern Sand. Freilich giebt sich kaum das Bedürfnis nach besseren Straßen kund, denn die Weißen gehen hier fast nie zu Fuße aus, und Pferde halten sich in dem hiesigen Klima nicht, daher außer dem Gespann vor des Gouverneurs altmodischer Staatskarrosse und dem Reitpferde eines seiner Adjutanten kein Pferdehuf das Pflaster von Loanda betritt. Das allgemein gebräuchliche Vehikel ist die Maschila, eine lange, an einem der beiden Enden mit Rückenlehne versehene, gewöhnlich mit leinenen cortinas (Gardinen) umhängte Rohr- und Polsterbank, die von zwei Negern getragen wird. Sie ist auch in Brasilien gebräuchlich und wohl von den Portugiesen dem indischen Palanquin nachgebildet. Auf dem Flur fast jedes Hauses stehen zur Benutzung für dessen Bewohner einige Maschilas. Aber auch in den Straßen werden von freien Negern oder von Sklaven für Rechnung ihres Herrn Maschilas zum Vermieten bereit gehalten. Ruft man zwei Träger, die meist im Schatten eines der hier zahlreich angepflanzten Ficusbäume hocken, zu: „Mahila lénga lossolo" (komme schnell), so stopfen sie erst gemächlich ihre kurze Thonpfeife, ehe sie sich mit der Tragbank in Bewegung setzen. Die Häuser der Stadt stammen fast alle aus der Zeit, als noch der Sklavenhandel

[92] Skizzen aus West Afrika. Seite 134.

[94] Dr. Falkenstein (Korrespondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft, 1876 Nr. 12, Seite 205) giebt die Bevölkerung mit 12000 Negern und 2500 Weißen an; J. J. Monteiro (Angola and the river Congo, II. Band, Seite 22) mit 10000 bis 15000, darunter ein Drittel Weiße; Leutnant Schulze mit 16000; Jeannest (Quatre années au Congo) mit 15000.

[95] Joachim John Monteiro, Angola and the river Congo. London, Macmillan and Co., 1875. II. Band, Seite 25. Bei diesem zweiten Besuch fand er die Stadt bereits in erfreulichem Gedeihen.

mit Brasilien blühte und die Schiffe von dort wertvolles Bauholz nach Angola brachten. Die meisten sind einstöckig, mit hellgelb getünchten Wänden und blau umrahmten Fenstern und Thüren. Nur wenige Häuser der Vermögenderen haben ein oberes Geschoß und eine Veranda, die als Speisesaal benutzt wird. Von eigentümlicher Bauart ist das in der Nähe der Alfandega am Quai stehende Gebäude des niederländischen Konsulats, zugleich Zentralstelle der Afrikaanischen Handelsvereeniging. Die Wand seiner Vorderfront ist sauber mit weißen, blaubemalten Fliesen belegt, und ebenso zeichnet sich das Innere durch die größte Reinlichkeit aus."

So freundlich und sauber wie dieses Gebäude sind aber in Loanda nur wenige, höchstens noch die Häuser einiger englischen Kaufleute. In allen anderen herrschen an die Negerunreinlichkeit mahnende Zustände. Von hervorragenden Gebäuden sind zu erwähnen: Die am Landungsplatz gelegene Alfandega (Zollhaus), ein großes, mit Wappen geschmücktes Gebäude, vor dessen Thor zwei Soldaten Wache stehen; ferner der Palast des Gouverneurs, das Polizeigebäude, die Banca ultramarina, der Correiro (Post), das Gefängnis, ein Kloster und die Konsulatsgebäude. In dem höher gelegenen Stadtteil besitzen manche reiche Familien hübsche Wohnhäuser. In dem Stadtgarten, jardin publico, finden Konzerte statt. Die Kapelle der caçadores spielt dort an jedem Dienstag, außerdem Sonntags vor dem Palast des Gouverneurs und Donnerstags auf einer praça der Unterstadt von 7 bis 9 Uhr. Bei den Konzerten im jardin publico ist die ganze elegante Gesellschaft von San Paulo de Loanda vertreten, und hier kann man auch — eine sehr seltene Erscheinung an der Westküste Afrikas — nach neuester Pariser Mode gekleidete Damen sehen. Für die Unterhaltung wird außer den Konzerten noch durch ein kaufmännisches Kasino gesorgt, dessen Küche und Keller fast alles bieten, was man in Europa verlangen kann. Auch Zeitungen erscheinen in der Stadt: ein den Stadtklatsch kultivierendes Lokalblatt und das Amtsblatt, welches jedoch außer den amtlichen Publikationen fast nur Inserate enthält. Auch sonst trifft man hier so manches, was den Glauben erwecken kann, man bewege sich in einer europäischen Stadt. In den Hauptstraßen sind längs der Häuser schmale Trottoirs angebracht, und bei Nacht ist die Stadt durch Lampen beleuchtet. Die beiden letzteren Einrichtungen verfehlen allerdings hier völlig ihren Zweck, insofern sie für Europäer berechnet sind, denn kein Europäer geht hier zu Fuße, es benutzt also auch keiner die Trottoirs, und sobald die Sonne gesunken ist, hört der Verkehr in den Straßen ziemlich auf.

Im allgemeinen ließe es sich in San Paulo de Loanda recht angenehm leben, wenn die sanitären Verhältnisse besser wären. Epidemien finden hier stets einen überaus günstigen Boden, und doch ist die Lage der Stadt, namentlich jene der von Europäern bewohnten Oberstadt, eine so günstige, daß sie einer der gesundesten Plätze der ganzen Westküste sein müßte. So streng die aus Eingeborenen bestehende Straßenpolizei ihres Amtes zu walten pflegt, so kümmert sie sich doch um nichts, was über den Rahmen der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung hinausgeht. Eine besondere Sanitätspolizei existiert nicht, aber gerade diese ist ein dringendes Bedürfnis, denn die Stadt wird nur durch den Schlendrian und die Unreinlichkeit der Bevölkerung zu einer ungesunden. Da eine Kanalisation nicht vorhanden, pflegt man alle Abfälle und Exkremente ins Meer zu werfen. Was für Folgen dies bei einer Bevölkerung von 16 000 Seelen haben muß, läßt sich leicht denken. Beim Eintritt der Ebbe wird der ins Meer geworfene Unrat bloßgelegt und der Tropensonne ausgesetzt, und pestilenzialische Gerüche verbreiten sich vom Meeresstrande her über die ganze Stadt, ja sogar bis hinauf in die Oberstadt. Das Trinkwasser ist übelriechend, und sogar das Wasser des besten Brunnens in der Nähe von Fort San Miguel ist für Europäer kaum genießbar, während das Zisternenwasser in den meisten Häusern von Infusorien aller Art wimmelt. Würden diese beiden Übelstände beseitigt, dann würde San Paulo eine der gesundesten Tropenstädte werden, denn die Ursachen der Krankheiten an anderen Stellen der afrikanischen Küste, Mangrovensümpfe und Brackwasser sind hier weit und breit nicht vorhanden. An eine Besserung dieser Zustände ist aber vorderhand nicht zu denken, und man muß es schon lobend anerkennen, daß für die Krankenpflege viel gethan wurde und die Stadt ein Hospital besitzt, welches allen Anforderungen entspricht. In den letzten Jahren ist ein neues großes Hospital erbaut worden, aber auch das alte, welches vor mehreren hundert Jahren erbaut wurde, überraschte bereits durch die darin herr-

schende peinliche Sauberkeit und viele zweckmäßige Einrichtungen. Dr. Falkenstein, der es während seines Aufenthaltes in Loanda besichtigte, äußerte sich darüber höchst anerkennend:

„Das Gebäude selbst, nach Ausspruch des dirigierenden Arztes etwa 200 Jahre alt, berechtigte zu keinen großen Erwartungen, umsomehr war ich überrascht, die größte Sauberkeit und Reinlichkeit, sowie das Fehlen jeglichen Geruches, der europäische Krankenhäuser wenigstens schon in der Vorflur verrät, konstatieren zu können. Das Militärlazarett besteht aus vier großen Sälen, die offen untereinander kommunizieren und ein großes Kreuz bilden. Es liegt im ersten Stock, die darunter liegenden Räume sind leer, die Ventilation wird durch hochliegende Fenster und unten nahe dem Boden angebrachte Lücken bewirkt. Die Betten stehen sich gegenüber an den Seiten entlang, in jedem Saale einige dreißig. Jedes ist numeriert und zwischen je zweien steht ein kleiner Schrank für Medizin und die dem betreffenden Kranken zugeteilten Utensilien. Eine Trennung in Stationen ist angebahnt, aber nicht durchgeführt. Die Diät besteht aus acht verschiedenen Formen, von denen Nr. 1 die geringste ist. Auch Journalzettel werden geführt, doch vermißte ich die bei uns am Kopfende des Bettes angebrachten Tafeln, an denen der Name des Kranken, Diagnose, Verordnungen, Diäten und Extradiäten verzeichnet werden und die, wenn viele und häufig wechselnde Kranke zu behandeln sind, so wesentlichen Nutzen bieten, indem sie dem herantretenden Arzt sofort das Krankheitsbild zurufen und sowohl Zeit als überflüssige Fragen ersparen. Die Lazarettgehülfen haben drei Grade und werden, wie man mir wenigstens berichtete, theoretisch und praktisch im Krankendienst unterrichtet. Im Erdgeschoß liegt eine Abteilung für Gefangene und eine andere für Zivilkranke, in einem Seitengebäude eine solche für Frauen. Ich besichtigte noch die Küche, die Apotheke und das Sektionshaus; überall fand ich meine Erwartungen übertroffen. Über Krankheiten im allgemeinen erfuhr ich nur, wie ich es nach eigenen Erfahrungen nicht anders erwartet hatte, daß Entzündungen der Brustorgane selten sind, häufig dagegen Erkrankungen der Unterleibsorgane, besonders der Leber und Milz. Das uropoetische System erfreut sich einer besondern Integrität und soll eigentlicher Morbus Brigthii kaum zur Beobachtung kommen. Die bösartigen Fremdbildungen sind der Gegend fremd, in zehn Jahren haben die beiden meistbeschäftigten Ärzte nur je einen Fall in Behandlung gehabt. Amputationswunden, sowie Verletzungen im allgemeinen heilen schnell und gut. Mehrfach sind Absetzung von Gliedern durch Verjauchungen infolge von Bichos (Sandflöhe) notwendig geworden."

Alle diese Einrichtungen, welche wir in den vorstehenden Zeilen geschildert haben, berechtigen doch unbedingt zu der Behauptung, daß Portugal an der Westküste Afrikas genug geleistet hat, und daß der Vorwurf der Unfähigkeit zur Kolonisation, in der schroffen Weise, wie er neuerdings häufig erhoben wird, unbegründet ist. Einen Platz wie San Paulo besitzt an der Westküste kein anderes Volk. Was wir dort zu tadeln finden, was wir als Schlendrian bezeichnen, ist nur ein Abbild der Zustände, die auch im Süden Europas heute noch herrschen und die in jüngster Zeit durch das verheerende Umsichgreifen der Cholera in Neapel im Süden Frankreichs und in Spanien grell beleuchtet wurden. Der Romane will eben, wie wir schon oben sagten, mit anderem Maße gemessen sein als der Germane, aber wenn er auch dem Wohle seiner Kolonisten nicht jene Sorgfalt zuwendet, die dem Ansiedler in englischen Kolonien zuteil wird und die vielleicht auch wir unseren, im deutschen Kolonialgebiet sich niederlassenden Landsleuten widmen werden, so gebührt doch auch ihm ein Platz unter den Pionieren europäischer Zivilisation. Wie kann man aber verlangen, daß die Zustände in den portugiesischen Kolonien vom nicht portugiesischen Auslande günstig beurteilt werden, wenn in Portugal selbst die große Masse des Volkes keine Ahnung davon hat, wie es in San Paulo aussieht! Sie kennt Angola nur als Strafkolonie und hat keine Ahnung, daß dort die deportierten Verbrecher nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der europäischen Bevölkerung bilden. Diese Deportados oder Degradados befinden sich hier auch durchaus nicht schlecht und können sich ziemlich frei bewegen. Es sind sowohl gemeine als politische Verbrecher, und man trifft sie in den verschiedenartigsten Stellungen, als Besitzer kleiner Kaufläden, als Agenten u. s. w. Mancher Deportierte, der genügende Mittel besitzt, lebt hier besser als die Mehrzahl der auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesenen anderen Europäer. Die Verwaltung der Strafkolonie behandelt sie sehr

milde und nachsichtig, und nur wenn sie sich ein größeres Verbrechen zu schulden kommen lassen, wird ihnen gegenüber mit Strenge aufgetreten. Sie haben dann auf keine Nachsicht zu rechnen und büßen ihre That ausnahmslos am Galgen. Dies mag manchem Philantropen hart erscheinen, ist aber hier eine zum Schutz der anständigen Bevölkerung unumgänglich nötige Maßregel.

Das Interessanteste, was man in Loanda sieht ist seine Negerbevölkerung. Neger und Mulatten bemühen sich nach Kräften, europäisches Wesen nachzuäffen, und dadurch entstehen jene Karrikaturen, bei deren Anblick sich niemand, der sie zum erstenmal sieht, des Lachens erwehren kann. „Der Neger in seiner Nacktheit imponiert durch seinen schönen Wuchs, seine athletischen Glieder; der Neger in langen oder kurzen country-clothes hat freie Bewegungen, etwas Ungezwungenes, Malerisches; der modernisierte Neger aber hat etwas Fratzenhaftes und wird zur albernen Karrikatur." Man begegnet in den Straßen Loandas reichen Negern in schwarzem Anzug mit weißen Handschuhen, Kneifer u. s. w., echten schwarzen Stutzern, wie sie ja Amerika auch aufzuweisen hat. Daneben sieht man ärmere, die nicht die Mittel besitzen, sich so zu kleiden. Diese sind schon zufrieden, wenn sie irgend ein europäisches Kleidungsstück erhalten können, und so sieht man denn häufig Neger, welche in einem abgetragenen schwarzen Frack einherstolzieren, aber weder Hemd noch Beinkleider besitzen; weiterhin sieht man einen, der sehr stolz und ernsthaft einen schäbigen Hut trägt, an dem der schützende Deckel fehlt und nur noch die Krempe vorhanden ist, oder einen, der ein paar Hosen trägt, an denen der notwendigste Bestandteil fehlt; jener trägt eine Weste — sonst nichts, dieser einen Schirm und eine alte Jacke, jener einen alten Regenmantel u. s. w.[96])

Die schwarze Bevölkerung von Angola ist jetzt frei, nachdem sie lange genug die Leiden der Sklaverei ertragen. Die Eingeborenen halten zwar noch, wie dies ja auch an anderen Stellen der Küste geschieht, Sklaven, aber Weißen ist das Halten von solchen untersagt, und im Jahre 1871 sind alle in der Kolonie vorhandenen Sklaven für frei erklärt worden. Portugal hatte, wie bekannt, sehr lange gezögert, bevor es in seinen Kolonien der Sklaverei und dem Sklavenhandel ein Ende machte. Man wußte in Portugal zu wohl, welchen gewaltigen Rückschlag die Freilassung der Sklaven auf den Plantagenbau ausüben würde, der dann auch thatsächlich, namentlich auf den Inseln St. Thomé und Principe, fast ruiniert wurde. Man machte auch, als man sich endlich zu der unbequemen Maßregel bereit erklärte, die Sklaven nicht sofort zu völlig freien Leuten, sondern bestimmte, daß sie zunächst während einer Übergangszeit von 7 Jahren noch Diener ihrer früheren Herren bleiben sollten, welche verpflichtet wurden, für Nahrung und Kleidung der entlassenen Sklaven zu sorgen und im Krankheitsfalle sie zu verpflegen. Jeder Sklavenbesitzer mußte im Jahre 1871 ein Verzeichnis seiner Sklaven einreichen, aber erst 1878 erfolgte die Ernennung derselben zu „Libertos".

Die schlimmen Nachwirkungen auf den Wohlstand eines Landes, welche mit der Aufhebung der Sklaverei unvermeidlich sind, brauchen hier nicht erst besonders hervorgehoben zu werden; sie sind zur Genüge bekannt. Auch Loanda hat sie kennen gelernt, und die Übergangszeit vermochte sie zwar zu mildern, jedoch nicht zu beseitigen. Ein in der Sklaverei geborener Neger lernt nie, von der Freiheit richtigen Gebrauch zu machen, und eine Freilassung desselben, mag sie noch so allmählich und nach und nach erfolgen, wird stets sowohl für ihn als für seinen frühern Herrn nachteilig sein. Die schätzenswertesten philantropischen Bestrebungen werden da zeitweilig zu einem Übel, da sie zur Überstürzung führen, wo langsames bedachtes Handeln geboten ist. Auch in Angola wäre es das Beste gewesen, die alten Sklaven in dem bisherigen Verhältnis bis zu ihrem Tode zu lassen und nur den Nachwuchs für frei zu erklären. Man konnte dies umso eher thun, als die Lage der Sklaven in Loanda keine schlimme war und am allerwenigsten einer Beecher-Stowe Stoff zu Rührszenen im Genre von „Onkel Toms Hütte" bieten konnte.

Die Kolonie zählte im Augenblicke, als die Emanzipation der Sklaven durchgeführt wurde, 23000 Sklaven. Monteiro äußerte daher die schwersten Bedenken gegen die rasche Freilassung. „Sollte," schrieb er,

[96]) Privatbrief des Premierleutnant Schulze, Allgemeine Zeitung, 1885, Nr. 55.

„dieſe Maßregel ſtreng durchgeführt werden, ſo würde die Folge derſelben die völlige Zerſtörung und der Ruin der jetzt gedeihenden blühenden Baumwoll- und Zuckerrohrpflanzungen in der Kolonie und Elend und Jammer unter den Tauſenden befreiter Neger ſein.“ So ſchlimm iſt es nun allerdings nicht gekommen; man kann vielmehr heute bereits annehmen, daß die Kolonie den Übergang von Sklavenarbeit zu freier Arbeit leicht überwinden und die unvermeidliche momentane Schädigung ihres Wohlſtandes bald ausgleichen wird, umſomehr da die Regierung die Hebung der Kolonie ſeit den letzten 10 bis 15 Jahren ſich ernſtlich angelegen ſein läßt.

Augenblicklich ſind die Nachwehen der Sklavenbefreiung nicht das ſchlimmſte Übel, an dem die Kolonie krankt. Viel mehr hindert allen Aufſchwung die Mißwirtſchaft, welche in der Verwaltung, unter der Beamtenwelt eingeriſſen iſt. Die Vereinigung der Zivil- und Militärgewalt in einer Hand hat ſich hier nicht bewährt. „Ebenſo wie die Kaufleute und Pflanzer bereichern ſich auch die Zivil- und Militärbeamten ohne Scham und Scheu auf Koſten der Eingeborenen. Nach dem Geſetz ſoll zwar ein freier Neger nicht zu Arbeiten, auch nicht zu ſolchen für den Staat gezwungen, ſondern ihm die geleiſtete Arbeit bezahlt werden, wenn aber der Chef des Preſidios Arbeiter braucht, ſo befiehlt er jedem Soba in ſeinem Concelho, eine Anzahl Leute umſonſt zu ſtellen, meiſt eine größere Zahl, als das betreffende Dorf aufzubringen imſtande iſt; für jeden fehlenden Mann, ja auch ſpäter für jeden, der etwa von der Arbeit deſertiert, muß der Soba eine ſchwere Strafe zahlen, und dieſe Strafen, ſowie die erſparten Arbeitslöhne fließen in die Hände des Chefs und ſeiner Unterbeamten. Auf ſolche Weiſe ſoll der Chef eines entfernten Militärpoſtens an einem Gebäude, das die Regierung dort errichten ließ, und wofür ſie eine Summe im Betrage von 4500 Mark angewieſen hatte, nicht weniger als 3600 Mark, ungerechnet die vielleicht ebenſoviel betragenden Strafgelder der Sobas, für ſich erübrigt haben.“

Ein ſehr lebhafter Handelsplatz iſt Ambris (7° 53′ ſüdl. Br.), wohin die an der Küſte zwiſchen Ambris und Loanda anſäſſigen Muſſulos, die bisher ihre Unabhängigkeit bewahrt haben, viel Kaffee, Gummi und Arachiden zum Verkauf bringen. Alle großen Häuſer, welche an der Küſte Handel treiben, ſind in Ambris durch Filialen vertreten, trotzdem daß die hohen Zölle, welche die portugieſiſche Regierung von allen eingeführten Waren erhebt — 6% vom Fakturenpreiſe — nicht gerade zur Niederlaſſung einladen.

In Ambris herrſcht unter der Bevölkerung das germaniſche Element vor. Die Anſiedler ſind der Mehrzahl nach Holländer, Engländer oder Nordamerikaner. Damit hängt das freundliche, ſaubere Ausſehen der Stadt zuſammen, welche die hübſcheſte und reinlichſte unter allen Städten der Kolonie iſt. Die Stadt iſt von einer Anhöhe überragt, auf welcher ſich ein Fort befindet. Am Fuße dieſer Anhöhe beginnt die Hauptſtraße von Ambris, eine breite und lange Straße mit freundlichen, weiß oder hellgelb getünchten Häuſern, in denen ſich viele Verkaufsläden befinden, in welchen man allerhand europäiſche Waren kaufen kann. In der Straße, welche ſich längs der ſteilabfallenden Felſen zum Meeresufer hinzieht, liegen das Zollhaus und mehrere Magazine. In dieſem untern Teil der Stadt herrſcht ſtets infolge der von den kahlen Felswänden abprallenden Sonnenſtrahlen eine unerträgliche, glutartige Hitze, die denſelben für Europäer unbewohnbar macht, aber auch der obere Stadtteil hat trotz der kühlern Luft ſo viele Schattenſeiten, daß auch er nicht zum Wohnort empfohlen werden kann. Die hinter der Stadt ſich ausbreitenden Mangrovenſümpfe ſind eine Brutſtätte der Malaria, von woher der Landwind verderbliche Ausdünſtungen nach der Stadt weht. Sehr unangenehm wird der Aufenthalt in Ambris und ſeiner Umgebung durch die Mosquitos und die Sandflöhe. Erſtere ſind die größte und blutgierigſte Gattung ganz Weſt-Afrikas, und in zahlloſen Scharen in den Sümpfen in der Umgegend der Stadt vorhanden; die Sandflöhe (Pulex penetrans) aber, welche bekanntlich 1872 durch ein braſilianiſches Schiff nach Weſt-Afrika eingeſchleppt wurden, erzeugen ſchmerzhafte Wunden, welche, wenn vernachläſſigt, leicht gefährlich werden können.[97]) Sie dringen am häufigſten unter die Nägel der Zehen und

[97]) Dr. J. Falkenſtein, Afrikas Weſtküſte, Prag, Temsky, 1885. I.

lassen dort ihre Eier zurück, aus denen sich rasch die Brut entwickelt, welche sich dann in das Fleisch einbohrt. Die Neger, welche einem Biß nicht immer die entsprechende Beachtung schenken, leiden sehr unter den Folgen ihrer Nachlässigkeit; man sieht in Angola wenige Neger, welche nicht lahm gehen, und bei manchen sind die Zehen zu einem unförmigen Klumpen entartet.

Von Ambris aus wurde schon zur Zeit, als der Sklavenhandel blühte, ein lebhafter Handel mit Elfenbein, Kopalharz und Malachit aus den Minen von Bembe getrieben, als aber Portugal die Küste in Besitz nahm und sofort hohe Zölle einführte, entstand Ambris eine Konkurrenz in dem nördlicher gelegenen Kinsembo, wohin viele Ambris-Firmen übersiedelten, und obwohl ein Teil des Handels sich später wieder Ambris zuwandte, ist doch Kinsembo der Hauptplatz für Elfenbein geblieben.

Nördlich von Ambris liegen noch die Küstenplätze Kinsembo, Ambrisette, Mangue Grande und Mangue Pequeno (Groß- und Klein-Mangue). Portugal hat Ambrisette lange mit lüsternen Blicken betrachtet und hätte sich desselben längst gerne bemächtigt, wenn seine Wünsche nicht auf entschiedenen Widerstand Englands stießen. Nun ist Ambrisette doch portugiesisch geworden, obwohl der Handel sich dort vorwiegend in holländischen und französischen Händen befindet. Von den Eingeborenen werden Erdnüsse, Orseille, Sesam u. s. w. in die Faktoreien gebracht. Das französische Haus beherrscht den Markt in Schießwaffen und Pulver. Es hatte der französischen Regierung 600 000 Gewehre alter Konstruktion, die in den Arsenalen rosteten, abgekauft und machte mit denselben vortreffliche Geschäfte. Als Wertmesser gelten blaue Perlen, welche hier massenhaft aus Europa eingeführt werden. Nach Perlen wird der Preis der Ware festgestellt, und der Verkäufer erhält dann ein „Packet", wie man hier sagt, dessen Wert den ihm zu zahlenden Perlen entspricht. Nehmen wir an, er habe eine Anweisung auf 20 000 Perlen, so erhält er z. B. für dieselbe ein Gewehr (= 12000 Perlen), einen Topf (= 3000 Perlen), je nach eigener Wahl entweder 6 Yards Baumwollstoff oder 6 Flaschen Rum (= 4000 Perlen) und ein Schloß (= 1000 Perlen). Das ist jedoch nur ein Beispiel von vielen, denn ein „Packet" kann in der mannigfaltigsten Weise zusammengesetzt sein.

Zur Zeit, als Deutschlands Macht noch nicht über die See reichte, haben die deutschen Kaufleute nördlich von Ambris schlimme Tage durchleben müssen, und nur wie durch ein Wunder sind sie dem ihnen drohenden Verderben entgangen. Nördlich von Ambris, jenseits des Loge, hatten, nachdem Portugal sein Zollnetz über Ambris ausgedehnt, die früher in diesem Ort ansässigen englischen und französischen Firmen in Kinsembo neue Faktoreien errichtet. Dort waren die Portugiesen verhaßt und zugleich gering geschätzt, da die Kinsembo-Leute zweimal den Versuch der Portugiesen, ihres Landes sich zu bemächtigen, mit den Waffen in der Hand vereitelt und die Angreifer über den Loge zurückgetrieben hatten. Es war also nicht zu befürchten, daß die Portugiesen den auswandernden Firmen folgen oder in der Lage sein würden, sie irgendwie zu belästigen. Auch heute noch existiert in Kinsembo keine portugiesische Faktorei, wogegen Holländern, die sich dort später niederlassen wollten, von den Eingeborenen die Erlaubnis nicht verweigert wurde. Eines Tages brannte jedoch die holländische Faktorei ab, und kaum war sie wieder aufgebaut, so brach abermals Feuer aus, das sie zum zweitenmal einäscherte, worauf die Holländer den Versuch, sich in Kinsembo niederzulassen, aufgaben.

Indessen war eine der englischen Faktoreien durch Kauf in deutsche Hände übergangen. Ihre Lage war eine der günstigsten, da sie an der Haupthandelsstraße errichtet war, auf welcher die Karawanen nach Kinsembo-Point ziehen. Als nun diese Faktorei in deutsche Hände gelangte und die deutsche Firma sich immer mehr durch die von ihr auf den Markt gebrachten Waren als ein nicht gering zu schätzender Konkurrent erwies, regte sich bei den anderen Firmen der Neid, und sie suchten die Eingeborenen auf alle mögliche Weise gegen die Deutschen aufzuhetzen. Es gelang zwar nicht sofort, aber doch. Die Eingeborenen gelangten zu der Überzeugung, daß die Deutschen völlig schutzlos seien und daß sie sich ihnen gegenüber alles ungestraft erlauben könnten. Bewaffnete Sklaven des Königs verwehrten den Händlern den Zutritt zu der deutschen Faktorei und machten jedes Geschäft unmöglich. Der um Hilfe angerufene englische Konsul, der den Deutschen

früher oft gefällig gewesen, verweigerte jetzt jeden Beistand und verwies sie an ihre eigene Regierung, und der Gouverneur von Angola wollte wohl den Deutschen Beistand zur Übersiedelung auf portugiesisches Gebiet gewähren, keineswegs aber sie gegen die Eingeborenen schützen.

Da das Geschäft wochenlang unterbrochen, die Angriffe sich mehrten und die Neger von Tag zu Tag unverschämter wurden – so berichtet ein Augenzeuge — so sah sich endlich die deutsche Firma gezwungen, — zumal selbst vom auswärtigen Amte in Berlin die Antworten auf alle Klagen ausblieben, — der Gewalt nachzugeben und die Neger durch große Zahlungen zu beruhigen. Wie beschämend dieses Nachgeben für die Angehörigen einer großen Nation, welche in Europa im Rate der Völker eine so hervorragende Stellung einnimmt! Viel fehlte nicht in Kinsembo, und die deutsche Faktorei hätte das Schicksal der holländischen geteilt, — wäre ein Raub der Flammen und der Beutegier der Schwarzen geworden. Ein Schuß von seiten der Deutschen, und ihr Schicksal wäre bei der vielmals hundertfachen Überzahl der Schwarzen und der feindseligen Haltung der übrigen Europäer besiegelt gewesen. Da hieß es kaltblütig sein, als die wilde Horde in unser Wohnhaus einbrach und sich auf Sopha, Tisch und Stühlen wälzte, und sich über allen Wein hermachte, allerhand Gegenstände, so auch Ziegen und Hühner hierbei aus der Faktorei stahl. Ein grelles Schlaglicht wirft aber auf die hiesigen Franzosen und Engländer der Umstand, daß sie auch pekuniären Vorteil aus der Angelegenheit zu ziehen wußten, indem sie die vom deutschen Hause erpreßten Zahlungen als für sie geleistet hinstellten, und dem Könige daraufhin den jährlichen Tribut verweigerten. Aber auch damit nicht zufrieden, hatten sie es vielmehr auf eine gänzliche Vernichtung des deutschen Hauses abgesehen und versuchten die Sache weiter auszudehnen, was ihnen aber nicht gelang. - Hoffen wir bei diesen traurigen Erinnerungen, daß Ähnliches nie wieder gegen Deutsche unternommen wird, sondern daß der Respekt vor der Deutschen Flagge auch den wildesten Wilden Afrikas — im Notfalle mit deutschen Geschützen — eingepflanzt werde, daß sie sich hüten werden, deutsches Eigentum fortan anzutasten. Daß unsere Neider jetzt aber um so mehr alle Mittel anwenden werden, um unser Vorwärtsdringen, das sie heute mit ganz anderer Besorgnis erfüllt, zu verhindern, lehrt folgender Vorfall. Wie bekannt, wurde im Laufe dieses Jahres von der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin eine Expedition zur Erforschung des Innern, speziell zum Besuche des durch Dr. Pogge, Dr. Buchner und Leutnant Wißmann uns Deutschen befreundeten König Mukenge von Massumba ausgerüstet. Die Expedition sollte von einem der bisher herrenlosen Plätze nördlich des Grenzflusses Loge ausgehen, und wandte sich der Führer der Expedition Herr Leutnant Schulze an uns mit dem Ersuchen, ihn beim Engagement von Trägern und Führern mit Rat und That zu unterstützen. Der König wurde gerufen und gab gern, nach Feststellung des Geschenkes für ihn, seine Einwilligung, daß die Expedition von hier ausginge, und versprach sogar selbst Führer zu stellen. Infolge dessen wurde einer der ersten Häuptlinge vom deutschen Hause mit der Besorgung der Träger ꝛc. beauftragt. Kaum hatten aber die Engländer hiervon gehört, als sie auch schon die Eingeborenen rufen ließen und dieselben durch die Behauptung, daß Deutschland mit Gewalt diese Küste nehmen würde, und die Expedition nur zum Spionieren dem Heere vorausgeschickt sei, so aufhetzten, daß der König nicht nur alle seine Zugeständnisse sofort zurücknahm, sondern auch sich überreden ließ, eine exemplarische Bestrafung des Häuptlings vorzunehmen, der die Anschaffung der Träger übernommen, „damit in Zukunft niemand wieder sich den Deutschen anschlösse und zum Verräter an seinem Vaterlande würde!“ Das Ansehen und die große Verwandtschaft des Unglücklichen retteten ihn allein vom Tode; er mußte für seine gezeigte Freundschaft eine Strafe an Waren im Werte von ca. 2000 Mark zahlen.[98])

So traurig erging es damals unseren Landsleuten in Afrika, und man wird es daher erklärlich finden, wenn gerade die Deutschen im Auslande den Beginn einer kräftigen deutschen Kolonialpolitik mit Freuden begrüßen und der endlich auch auf dem Meere ihre Macht zur Geltung bringenden Germania zujubeln.

[98]) Karl Wermuth, Von der Südwestgrenze des Kongobeckens. Bericht aus Kinsembo, Dezember 1884. Deutsche Kolonial Zeitung 1885, Heft 6 u. f.

Frauen aus der Gegend von Kakonda, Lebensmittel tragend

Viele Flüsse münden an der portugiesischen Küste ins Meer und bilden dort vortreffliche Wasserstraßen nach dem Innern, aber man hat bisher nur wenige auszunutzen begonnen, und die Kenntnis des Innern reicht meist nicht weiter als die portugiesische Herrschaft, welche z. B. auf der ganzen Strecke von Mossamedes bis zum Kap Frio, wo das deutsche Gebiet beginnt, fast nur auf den Küstensaum beschränkt ist. Südlich vom Kongo münden ins Meer der Ambrisette, Lodsche (Loge) oder Bamba bei Ambris, der Onso (Honso), der Lifume, der Dande, der Bengo (Sensa, Zenza), der Kuánsa, der Longa, Kuita, Kuenge, Kuikombo, Katumbella, Karako, Kalunga, Karanjamba, Mokambe, Koroka, Kunene und viele kleinere Flüsse. Die bedeutendsten sind der Kuánsa und Kunene. Der Dande und Bengo durchfließen fruchtbares, blühendes Land und besitzen ziemlich tiefes Fahrwasser, die übrigen Flüsse aber (außer Kuánsa und Kunene) sind im Sommer so wasserarm, daß sie nur noch mit flachgehenden Booten befahren werden können.

Der fruchtbare Boden an den Ufern dieser Flüsse ladet zum Anbau ein, aber er ist bisher ungenützt geblieben. Die Schuld daran, sagt Soyaux, dürfte jedoch weniger dem Mangel an Unternehmungsgeist der Einwanderer, als vielmehr der Regierung zur Last zu legen sein, welche den Ansiedlern nicht nur keinerlei Aufmunterung und Unterstützung zuteil werden läßt, sondern auch nicht einmal den nötigen Schutz der Person und des Eigentums gewährt. Deswegen ziehen es die hier sich niederlassenden Europäer vor, am Strande des Meeres oder unweit von den Mündungen der größeren Flüsse Handelsfaktoreien zu etablieren und von den Eingeborenen die Produkte, welche diese aus dem Innern bringen, gegen importierte Waren einzuhandeln, während es viel vorteilhafter sein würde, wenn sie eigene Pflanzungen tiefer landeinwärts anlegen und sich dadurch unabhängig stellen könnten von den Launen der mißtrauischen und leicht verletzbaren eingeborenen Händler. Vollends seitdem die weiter vorgeschobenen Militärposten wieder eingezogen wurden, ist den Weißen der Anbau jener fruchtbaren Gebiete im Innern fast unmöglich gemacht. Plantagen finden sich daher jetzt nur im unmittelbaren Bereich des Generalgouverneurs am rechten Ufer des Kuansa, wo noch eine Anzahl fester Plätze besteht, und dann an den Ufern des Bengo und Dande, welche durch die Nähe von Loanda einigermaßen geschützt sind. An den letzteren beiden Flüssen haben seit einigen Jahren, freilich nicht portugiesische, Unternehmer mit ihren Faktoreien auch Landbau und Viezucht in größerem Maßstabe verbunden. Ihnen ist es zu danken, daß jetzt, wenn auch noch als seltene Delikatessen, frische Butter und Rahmkäse auf den Tafeln der Wohlhabenden in Loanda erscheinen. Gewiß würde sich die bei der ungemeinen Ergiebigkeit des Bodens so einträgliche Landwirtschaft bald tiefer ins Innere ausdehnen, wenn die Behörden nicht dergleichen Unternehmungen, statt ihnen auf alle Weise Vorschub zu leisten, durch Zölle und Abgaben erschwerten oder ganz verhinderten. Namentlich die Ufer des Bengo eignen sich vorzüglich zur Anlage zahlreicher Plantagen. Herrliche Landschaftsbilder entrollen sich am Kuánsa, doppelt schön unter dem klaren Sternenhimmel. Wie der zarte Silberschleier einer dunklen Schönheit, strahlend in Perlen und Geschmeide, schreibt Soyaux, zog sich auf dem unergründlichen, tiefblauen All der geheimnisvollen Nacht die mattglänzende Milchstraße hin, so hoch da droben, so fern, daß ihre Welten und Erden mir als der Atem eines Weltgeistes erschienen. Wie stolz und herrlich strahlt in der Nähe ihres milden Lichtes der große Sirius in seinem blendend weißen Feuer! Als ob sich hier alles zusammendrängen möchte, erglüht nicht weit davon das prächtige Bild des kühnen Orion im rotflammenden Beteigenze, dem Rigel und dem herrlichen Dreigestirn, Funken sprühend, in seinem Gürtel. Und in des Jägers Nähe sein edles Wild, der Stier mit der goldenen Hornspitze und dem stillen, rötlichen Augenstern des Aldebaran, dabei das Siebengestirn, fast wie Silberschmuck die Perle Alcyone umrahmend. Und dort, auf der andern Seite der strahlende Canop im Argonautenschiff, nahe bei den Magelhaen'schen Wolken, die wie losgewehte Stückchen von der Milchstraße im Äther schweben. Klein und unscheinbar, doch reinen Lichtes, wie seiner Würde sich bewußt, daneben bald der Polstern; und dann das Kreuz des Südens, so viel verherrlicht und so besungen von Dichtern und frommen Sängern, bis endlich eine Frau kommen mußte, trocken zu erklären, daß doch gar wenig daran zu besingen sei. Da, dort sinkt ein Stern, ein Demantstein fällt aus dem Juwelenschmuck der Göttin der Nacht, wohin? — Doch noch Millionen

funkeln da oben und blenden das blöde Menschenauge, noch ist der schwarzblaue Mantel, den die Ruhe mitleidig über Welten und Erden schlug, übersäet mit Schmuck und Gold, denn zwischen all diesen großen da funkelt und glimmt und leuchtet und flimmert ein Heer, ein Meer von strahlenden Weltallsatomen. Phantastisch treten die Contouren einzelner Uferbäume hervor, der Palmen mit dem spießförmigen Herzblatt, des Baobabs in seiner urweltlichen, weißberindeten Gestalt, mit den langgestielten, unförmlich großen Früchten behangen; der edlen Form der fruchtreichen Papaja im Schmuck der vielzackigen, schönen Blätter, die in Strahlenformen auf dem schlanken Stamm sich wiegen; und nun gar die Umrisse jener ganz absonderlichen Pflanzenfigur auf den grauweiß schimmernden, steilen Sandsteinfelsen am rechten Ufer, wie aus vergangenen Zeiten stammend, jene Euphorbia, mißmutig die formenarmen Blattäste auseinander spreizend. Vor meinem Auge verschwamm alles zu einem wirren Durcheinander von Gestirnen, Welten, Wasser und Bäumen; da glaubte ich Sphärenmusik zu hören, so leise und zart und tonduftend schlug es an mein Ohr, wie die Harmonien der guten Geister, und nur ein derber Stich in die Nase überzeugte mich, daß die vermeintlichen Engelsklänge das Summen einer blutdürstenden Mücke waren. Noch einmal neckte mich ein Puk, einen Silberstern sah ich fallen, aber langsam schwebend und ohne zu verlöschen, bis ich bemerkte, daß es ein kleines Käferchen sei, das seine bläulich schimmernden Kreise dicht vor meinen Augen in der nächtigen Luft zog.

Das Gebiet zwischen dem Oberlauf des Kuánsa und dem Quango ist ungemein fruchtbar und durch viele Flüsse, welche ihr Wasser dem Kuánsa zuführen, reichlich bewässert. An den Ufern des Lukalla, eines der rechten Nebenflüsse des Kuánsa, liegen die reichsten Gegenden der Kolonie, mit zahlreichen Plantagen, welche teils der Regierung, teils Privatunternehmern gehören.

Von landeinwärts gelegenen Orten kommen für den Handel besonders in Betracht die Uferorte des Kuánsa: Kalumbo, Maxima, Massangano, Dondo, und das etwa 1 Meile vom Kuánsa entfernte Mpungu an Dongo, die frühere Residenz der Dongos (eingeborene Könige), jetzt Distriktsstadt. Etwa 12 Meilen östlich von Mpungu an Dongo liegt die Distriktsstadt Malandsche, das östliche Eingangsthor von Angola, von wo die meisten Karawanen an die Küste kommen. Nördlich von Malandsche, etwa 12 Meilen von diesem entfernt, liegt Duque de Braganza, ein für den Transithandel nicht minder wichtiger Platz.

Im Küstengebiet der Kolonie werden Mais, Maniok, Erdnüsse, Bataten, Sesam, Bohnen, Gurken 2c. gebaut, aber da es sehr wenig regnet — es hat schon während dreier Jahre nicht geregnet — ist doch Hungersnot nicht selten, und in manchen Jahren, welche Mißernten brachten, sind die Eingeborenen massenhaft verhungert. Günstiger gestellt ist die an dieses Gebiet sich anschließende Montanregion, in welcher das ganze Jahr hindurch die Regenmenge eine genügende ist, und wo auch zahlreiche Bäche für Bewässerung sorgen. Die Vegetation ist daher dort überall eine üppige, und in den Wäldern gelangen die Bäume zu einer mächtigen Größe. Der Mais liefert dort reiche Ernten, und an den Ufern der Flüsse und Bäche wird das Sorghum gebaut. Hier sowohl als in der angrenzenden Region der Hochebenen, welche 1100 bis 1300 Meter Höhe erreichen, sind Boden und Klima der Einführung europäischer Gewächse günstig, und man findet auf den Hochebenen viele unserer Gartenpflanzen, Kohl, Salat, Rüben, Petersilie, Senf u. s. w., und auch der Weizenbau und die Obstkultur (namentlich Aprikosen und Pfirsiche) haben Fortschritte gemacht. Hier ist das Land der Zukunft der Kolonie, denn das Klima gestattet die Niederlassung von Europäern und ist mit Ausnahme einiger kleinen Strecken gesund. Die Durchschnittstemperatur des Hochplateaus beträgt + 28° C. (nach Welwitsch + 21° C.).

Portugal besitzt in Angola eine Perle unter den westafrikanischen Kolonien, aber es wußte dieselbe bisher nicht zu schätzen. Würde die Regierung Einwanderern genügenden Schutz gewähren und dieselben genügend unterstützen, dann könnte das Hochland von Angola in wenigen Jahrzehnten eine Pflanzstätte der Kultur werden, wie West-Afrika noch keine aufzuweisen hat.

Unter den vier Provinzen der Kolonie — Ambris, Angola, Benguella und Mossamedes — sind die beiden ersteren, welche wir bisher kennen gelernt haben, die am weitesten vorgeschrittenen. Die beiden südlicheren, Benguella und Mossamedes, stehen weit hinter den nördlichen zurück. Die Bevölkerung der ganzen

Kolonie – ohne das während der Berliner Konferenz erworbene Gebiet — wird mit 2 Millionen entschieden viel zu niedrig angegeben.[99] Es entfallen auf die Kreise Loanda etwa 70000, Ambris etwa 22000, Benguella 75000, Mossamedes 75000 und Golongo-Alto etwa 238000, zusammen also etwa 474000 Einwohner, wovon etwa 217000 Christen (allerdings sehr sonderbarer Art) sind. Genauere Schätzungen sind nicht möglich, da mitten zwischen portugiesischem Gebiet sich noch viele einheimische Fürstentümer die Unabhängigkeit bewahrt haben.

Benguella liegt ungemein malerisch dicht am Meer in einer Ebene, welche einige Meilen landeinwärts von einer Kette hoher Hügel begrenzt wird. Die Stadt hat gute Häuser, sieht aber zur Regenzeit, wenn in allen Straßen das Gras üppig emporwuchert, wie ein verwilderter Garten aus. Benguella ist als ungesund verrufen, und namentlich Frauen sollen dort das Klima nicht länger als einige Monate vertragen können, aber nach Falkenstein ist es besser als sein Ruf. Überdies bietet das nahe Mossamedes Gelegenheit, eine angegriffene Gesundheit wieder zu kräftigen.

Den südlichsten Teil der Kolonie nimmt die Provinz Mossamedes ein, deren gleichnamiger Hauptort an der kleinen Fischbai liegt. Auch dort läßt das Klima viel zu wünschen übrig, aber die Anpflanzungen mehren sich rasch. Der Hafen von Mossamedes ist besser als jener von Benguella. Auf den Plantagen im Innern sind eine Menge europäische Gewächse eingeführt worden, und von Tieren trifft man dort außer zahlreichem Hornvieh auch Schweine, Schafe, Hühner, Enten u. s. w. Das Präsidium Kakonda war noch vor kurzem ein sehr unruhiger Bezirk, in welchem keine Sicherheit des Eigentums herrschte, da große Räuberscharen, die mitunter bis auf 15000 Mann anwuchsen, dort herumzogen, welche das Land oft meilenweit in eine Einöde verwandelten und die Bevölkerung in die Sklaverei schleppten.

Bei Mossamedes ist eine merkwürdige Pflanze gefunden worden, welche nach ihrem Entdecker, dem berühmten Botaniker Welwitsch, den Namen Welwitschia mirabilis erhalten hat (siehe Seite 225). Monteiro nimmt an, daß sie nach Norden zu bis zum Flusse San Nicolao (14° südl. Br.) vorkomme. Er beschreibt sie folgendermaßen: „Die Welwitschia ist eine baumartige Pflanze, der man ein hundertjähriges Alter zuschreibt, mit einem etwa zwei Fuß hohen verkehrt kegelförmigen Stamm, von dem nur einige Zoll über dem Boden stehen. Man erblickt daher eine flache, in der Mitte gespaltene, zusammengedrückte Masse, welche einem Tisch ähnlich ist und manchmal 14 Fuß Umfang hat. Ausgewachsene Exemplare haben eine dunkelbraune, harte, überall geborstene Oberfläche, welche an die gesprungene Kruste eines schön aufgegangenen Brotes erinnert. Der unten in der Erde befindliche Teil bildet eine kräftige Pfahlwurzel, welche sich am letzten Ende nach abwärts verästelt. Aus tiefen Einschnitten am äußern Umfange der obern Fläche entspringen zwei Riesenblätter von je 6 Fuß Länge, welche von flacher, lederartiger Beschaffenheit und in einer Menge ungleicher Streifen zerschlitzt sind, die wellenförmig über den Erdboden hinlaufen. Diese Blätter sollen von der ersten Entwickelung der Pflanze herrühren und nie durch andere ersetzt werden. Von dem Ursprung der Blätter nach innen zu kommen aus der breiten Fläche etwa fußhohe, gabelförmig verästelte Doldentrauben mit schmalen, aufrechtstehenden, scharlachroten Zapfen, welche denen der Balsamtanne gleichen.“ [100])

[99]) Behm und Wagner (Die Bevölkerung der Erde, II. Band. Seite 84, Anmerkung 8) finden auch diese Zahl für zu gering für das große Gebiet.

[100]) J. J. Monteiro, Angola and the river Congo, II. Band, Seite 229.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

JV
246
R6
Bd.1-2

Roskoschny, Hermann
Europas Kolonien

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 16 09 012 4